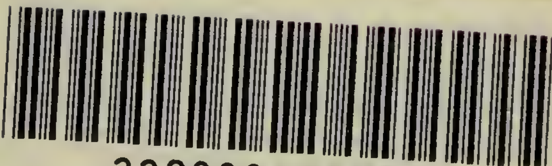

22900032891

Erinnerungen eines deutschen Arztes.

Erinnerungen
eines deutschen Arztes

von

Dr. Georg Friedrich Louis Stromeyer,
früherem Professor und Generalstabsarzt.

Motto:
Wenn das Leben köstlich war,
so ist es Mühe und Arbeit gewesen.
Psalm 90, V. 10.

Erster Band.

Leben und Lernen.

Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

STROHMEYER, Georg Friedrich Ludwig
[1804-76]



LZP (Strohmeyer)

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorrede.

Meine verstorbene Tochter, Frau Anna Esmarch, hatte 1868 zuerst den Gedanken, daß ich Erinnerungen niederschreiben und herausgeben sollte. Ich ging darauf um so leichter ein, weil ich von meinem Vater erzählen konnte, dessen Andenken wie ein rother Faden durch mein Leben geht. Es knüpfen sich daran viele ehrliche und nützliche Gedanken, mit denen man Anderen helfen kann und mitunter Dank erwirbt.

Wer von 1804 bis 1874 gelebt hat, dem fehlt es wohl nicht an Stoff für seine Biographie, auch ohne die Geschichte seiner Zeit zu schildern. Die großen Begebenheiten des Jahrhunderts haben ihn berührt, sie gaben seinen Ideen und seinem Schicksale ihre Richtung. Ob sich das meinige dazu eignete, beschrieben zu werden, ob ich dies verstanden habe, darüber bin ich sehr im Zweifel. Ich fand es schwerer, als über Chirurgie zu schreiben, wobei man genau weiß, welche Capitel man vorzunehmen hat. Nach einigen Versuchen, planmäßig vorzugehen, mußte ich meiner Feder ihren Lauf lassen. Sie hielt

die Chronologie der Begebenheiten wohl in Ordnung, aber nicht die der Ideen, welche sich daran knüpften.

Eine Selbstbiographie soll die Epikrise, das Endurtheil unseres Lebens sein, man kann sie nur datiren von dem zuletzt eingenommenen Standpunkte, aber es steht uns frei, in die Ideen früherer Zeiten zurückzugreifen. Darin besteht der Reiz einer solchen Arbeit für den Autor. Es war mir dabei zu Muthe, als sei die Zeit nicht mehr vorhanden, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren mit einander verschmolzen. Man hat den Druck des Augenblicks vergessen und läßt die Vergangenheit in Bildern, die Zukunft in Ahnungen an sich vorüberziehen. Was ist die Freude an einem glücklichen Gedanken anderes, als die Ahnung seiner segensreichen Folgen? Ob man diese hundertmal, einmal, oder gar nicht gesehen hat, kommt wenig in Betracht. Sobald man von der Richtigkeit seines Ideenganges überzeugt ist, kümmert man sich nicht um die handgreiflichen Erfolge. Die Idee bleibt unberührt vom Schicksale, sagte Uhland (Leben, pag. 34).

Aber in dieser Beziehung sind die Menschen verschieden; nicht jeder findet Geschmack an intellectuellen Siegen, sondern verlangt die Trophäen vor Augen zu haben. Dies hat sein Gutes. Die Freunde des Factums müssen die Vertreter der Idee zuweilen aus ihrem Traume wecken. Man könnte sich am Schlusse des Lebens allenfalls die Frage vorlegen, ob man mehr geträumt, oder mehr gewacht habe? Das unbefangene Urtheil darüber

würde sich kein vernünftiger Mann zutrauen; die Zeit muß darüber entscheiden.

Die Heilkunst ist wohl danach angethan, Irrthümer aufzuklären, man kann sich über ihre Erfolge nicht täuschen. Für den, welcher bedächtig fortschreitet, ist die Gefahr, sich lange in Täuschungen zu wiegen, nicht groß, weil sie Anderen verderblich werden. Man freut sich dessen, was wirklich nützt; wer sein Glück darin findet, wird nicht müde, neue Wahrheiten zu suchen, und nicht begierig, das fallen zu lassen, was sich als gut bewährt hat.

Warum geschieht es doch? Weil die idealen Güter oft weniger geschätzt werden, als die realen. Man achtet die Stimme des Gewissens etwas weniger, um etwas mehr Aufsehen zu machen und um besser fortzukommen. Es giebt sogar Leute, die das Gewissen für etwas ganz Conventionelles halten, welches wir im Wesentlichen nur den Strafgesetzen zu danken hätten. Da diese um die Wissenschaften sich nicht bekümmern, so sind in ihrem Reiche die gewissenlosen Leute sicher sehr gefährlich.

Es scheint mir, als hätte ich in meinen Erinnerungen die idealen Güter der Welt höher geschätzt, als mancher Andere.

Sollte dies der Fall sein, so liegt darin wenigstens nichts Erkünsteltes. Ich wüßte in der That nicht, wie ich es anfangen sollte, Dinge zu vertreten, für die ich nichts fühle, es fehlen mir auch die Gedanken. Das angeerbte, von Selbstsucht nicht befangene Gewissen ist unser Leitstern im Fühlen und im Denken.

Wir, die wir uns einbilden, nicht von Affen, sondern von Gott abzustammen, nennen dies unsere Mission, der wir treu bleiben müssen bis in den Tod.

Wer im Voraus weiß, daß er mit seinen Anschauungen Vielen im Wege ist, rechnet mit einem Buche nicht auf allgemeinen Beifall, und ist damit zufrieden, Einigen zu gefallen, deren Lebensweg er zu erhellen versucht hat.

Hannover, im September 1874.

Dr. Stromeyer.

Leben und Lernen.

Meines Vaters Familie.

Mein Urgroßvater Barthold Julius Stromeyer,
geboren 1659, gestorben 1727.

Unter den von meinem Vater nachgelassenen Papieren fand sich eine ganz vergilbte Schrift, in welcher ich, bei genauerer Untersuchung, das Testament meines Urgroßvaters entdeckte. Mein Vater, der den seinigen schon im zwölften Lebensjahre verloren und selbst spät geheirathet hatte, sprach nicht von seinen Vorfahren, ich erfuhr deshalb zuerst aus diesem Testamente, wer der Stammvater der beiden Linien unserer Familie gewesen sei. Er hieß Barthold Julius Stromeyer und war Kaufmann und Stadthauptmann (Vorstand der Stadtmiliz) in Göttingen. Das Datum seines Testaments ist vom 13. August 1727. Nach Ausweis des Kirchenbuchs von St. Jacobi wurde der Testator am 17. August 1727, seines Alters 68 Jahre 6 Monate und 3 Wochen, bei volkreicher Versammlung, beerdigt. Er hatte die Errichtung des Testaments also nur kurze Zeit überlebt. Der Notar Baße bezeugt unter demselben, daß der Testator, obgleich derselbe, bei seiner paralytischen Schwachheit, so wenig viel reden, noch schreiben konnte (weshalb statt seiner ein achter Zeuge, der Conrector Andreas Conrad Wachner, das Testament an dessen Schluß wie am Ende jeder Seite unterzeichnete), doch bei gutem Verstande, Sinnen und

Vernunft gewesen sei, daß ihm das früher verfaßte Testament, Satz für Satz, vorgelesen und von ihm genehmigt sei. Es enthält siebenundzwanzig ganz vollgeschriebene Seiten, ist schon für einen Gesunden angreifend zu lesen und konnte die schwachen Kräfte eines Kranken leicht erschöpfen. Es ist offenbar besser, sein Testament zu machen, so lange man noch bei guten Kräften ist, namentlich wenn man so viel auf dem Herzen hat, wie unser Stammvater, dessen Lebensgeschichte man so ziemlich aus seinem letzten Willen kennen lernt.

Er sagt zunächst, daß er sich dem zeitlichen Tode nahe fühle, seine Seele dem barmherzigen Gotte, seinen Leib aber den hinterbleibenden Angehörigen zu christgewöhnlicher Beerdigung empfehle. Ganz besonders am Herzen liegt ihm, bei Abfassung seines Testamentes, „die Vermeydung alles Streites, Zankens und Haders unter den Seinigen, welchen vornähmlich seine älteste Tochter Euphrosyne, verehelichte G., schon bei seinen Lebzeiten, vielfältig damit gedraenet."

Der Stadthauptmann ist zweimal verheirathet gewesen, aus seiner ersten Ehe stammten zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Johann Julius, welcher, dem Stande seines Vaters folgend, sich als Kaufmann etablirt hatte, starb frühzeitig. Er hatte keine gute Geschäfte gemacht und seinem Vater viel Geld gekostet. Die Tochter erster Ehe, Euphrosyne, hatte einen Kaufmann geheirathet. Auch ihr war es nicht sonderlich ergangen, sie ist, dem Testamente nach, offenbar schon früh unter die Drachen gegangen. Ihr Vater sucht ihr auseinander zu setzen, daß sie sich gewaltig irre, wenn sie glaube, noch Ansprüche auf das Erbtheil ihrer Mutter und Großmutter machen zu können. Die ganze Mitgift ihrer Mutter habe in funfzig Thalern und die Erbschaft der Großmutter in einigen Mobilien bestanden. Er rechnet ihr vor, was er Alles für sie gethan und daß ihre Aussteuer 200 Thaler

gekostet habe. Um sie jedoch zufrieden zu stellen, vermacht er ihr noch 50 Thaler, wenn sie sich verpflichtet, das Testament nicht anzufechten. Dieser Zweck, eine böse Sieben mit 50 Thalern zum Schweigen zu bringen, wurde aber nicht erreicht, sie erscheint 1771 noch einmal in der Geschichte, wo sie als vereinsamte, verarmte Wittwe von der Familie für 70 Thaler in eine Versorgungsanstalt, zum heiligen Kreuz in Göttingen, eingekauft wird. Sie hat also Zeit gehabt, noch 44 Jahre weiter zu dräuen.

Seiner zweiten Frau, geborenen Molthan, ertheilt der Testator das größte Lob; ihrem unermüdeten Fleiße habe er, nächst Gott, sein bischen Wohlstand zu danken; er macht sie zu seiner Universalerbin. Sie hat ihm drei Kinder geboren, zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Ernst, mein Großvater, hatte bereits Jura studirt, seine Studien werden ihm mit 250 Thalern berechnet, er geht in dem Testamente leer aus. Er habe nun das seinige gelernt, könne sich selbst forthelfen und möge seiner Mutter nicht mehr lange zur Last fallen. Der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm, der Stammvater der Göttinger Linie, war noch auf dem Gymnasium, für seine demnächstigen Studien werden ihm 250 Thaler vermacht.

Die Tochter Sophie Juliane soll, nach dem Tode ihrer Mutter, das derselben vermachte Haus erhalten. Es ist für 500 Thaler gekauft und soll ihr zu 700 Thaler angerechnet werden.

So weit reicht das Testament, bei dessen Lecture es einen betrübten Eindruck macht, wie das Gemüth eines Sterbenden sich um ein unfreundliches Kind vergebens abhärmt. Vielleicht zeigte ihm ein gütiger Genius, noch im Traume, die lange Schaar gut gearteter Nachkommen, welche seinen beiden Söhnen zweiter Ehe beschieden waren.

Die Tochter Sophie Juliane heirathete den Hauptmann und Regiments-Quartiermeister Roddow in Göttingen, welchen

sie überlebte. Sie starb kinderlos am 6. Juni 1770, und so ging ihr Vermögen auf ihre beiden Brüder über. Ihr von der Mutter ererbtes Haus an der Weender Straße, Ecke der Kupferstraße, wurde für 2000 Thaler an den Traiteur Sachse verkauft. Ihr übriger Nachlaß bestand außer dem Mobiliar in einem Garten und einigen kleinen Grundstücken.

Der jüngere Bruder Friedrich Wilhelm war am 18. März 1712 in Göttingen geboren, studirte von 1732 bis 1734 in Jena Theologie, dann, nach Stiftung der Georgia Augusta, in Göttingen, wo er bei deren Einweihung, im Jahre 1737, Magister wurde. Als Privatdocent las er über Philosophie, über griechische und hebräische Sprache, wurde aber durch seine Ernennung zum Pfarrer an der Nicolai- und der Kreuzkirche, so wie zum Superintendenten der Harstischen Inspection, von der academischen Laufbahn abgezogen. Sein Tod erfolgte zu Göttingen im März 1773. Sein letzter Brief an seinen Bruder, meinen Großvater, ist vom 20. Februar 1773 aus Göttingen, wo er schon krank war.

Seine drei Kinder waren der berühmte Arzt und Professor der Medicin, Leibmedicus und Hofrath Johann Friedrich Stromeyer, geboren zu Göttingen am 4. Juni 1750 und gestorben ebendaselbst am 27. Juni 1830; der in Celle im hohen Alter verstorbene Oberappellationsrath Stromeyer und die Professorin Erxleben, deren Tochter mit meinem Gevatter, dem Rector und nachherigem Superintendenten Krause in Göttingen, dem Vater des berühmten Anatomen Carl Krause, verheirathet war.

Die Erfolge dieser beiden Männer und ihres Vaters in der gelehrten Laufbahn sind es wohl gewesen, welche die Familie dem Kaufmannsstande entfremdet haben, mit welchem der Stammvater, in seinen beiden Kindern erster Ehe, unangenehme Erfahrungen gemacht hatte. Die Errichtung der Göttinger Universität mußte ohnehin dazu beitragen, den Sinn für die Studien zu

wecken. Unter den 22, mir bekannten Nachkommen des Stadthauptmanns befindet sich nur ein Droguerichändler, ein Oekonom und ein junger Krieger, der Fähnrich Gustav Stromeyer aus Hamburg, der als Freiwilliger der schleswig-holsteinschen Armee in der Schlacht bei Idstedt gefallen ist. Unter den übrigen 19 befanden sich ein Geistlicher (Superintendent), fünf Juristen (ein Kanzleidirector, ein Oberappellationsrath, ein Oberamtmann, ein Obergerichtsrath, ein Amtsassessor), acht Aerzte (ein Hofrath und Professor der Medicin, ein Leibchirurgus, ein Generalstabsarzt und Professor der Chirurgie, drei Oberärzte, davon einer der englisch-deutschen Legion, zwei k. hannov. Oberärzte und zwei k. hannov. Physici), drei Chemiker (ein Hofrath und Professor der Chemie, ein Bergcommissair und Mitglied des Obermedicinalcollegii, ein Dirigent eines Chromwerks), ein Archivar und ein Bibliothekar. Davon gehörten also dem Stande der Professoren zwei Aerzte und ein Chemiker an.

Mein Großvater Ernst Stromeyer,

geboren 1706, gestorben 1773.

In Göttingen 1706 geboren, wurde er, 67 Jahre alt, am 13. April 1773, auf dem Hofkirchhofe in Hannover beerdigt. Ueber seine Schicksale vom 13. August 1727, wo sein Vater ihm, in seinem Testamente, den Rath gab, nun für sich selber zu sorgen, bis zu seiner Anstellung als Archivsecretair in Hannover, welche im April 1754 stattfand, schweigt die Geschichte. Es liegt nur eine Schuldverschreibung von ihm vor, de dato Hannover, 5. Juni 1744, über 100 Thaler, welche ihm sein Schwager Roddow, zur Abführung dringender Schulden, geliehen hat. In einer Nachschrift erklärt seine Mutter, daß sie die genannte Summe wieder bezahlen wolle. Es war ihm also, nach 17 Jahren, noch nicht gelungen, dem Testamente des Vaters entsprechend, für sich selber zu sorgen

und seiner Mutter nicht beschwerlich zu fallen. Sein Gehalt als Archivsecretair betrug bei der Anstellung nur 200 Thlr., wurde aber später auf 600 Thlr. erhöht. Erst im Jahre 1758, wo er also schon 52 Jahre alt war, verheirathete er sich mit der Wittwe eines Tischlers Frommann, Anna Sabina Catharina, geborenen Buchholz. Diese starb, 70 Jahre alt, am 15. Juni 1792, hatte ihren zweiten Mann 19 Jahre überlebt und war 36 Jahre alt, als sie ihn heirathete. Als einzige Mitgift hatte sie meinem Großvater eine Tochter erster Ehe gebracht. Von den drei Kindern ihrer zweiten Ehe blieb nur mein Vater am Leben. Die Vormundschaftsacten meines Vaters enthalten eine Menge Briefe des Großvaters an seinen Bruder, den Superintendenten, in Betreff der Roddow'schen Erbschaft, worin die Brüder sich gegenseitig „Ihr" nennen. Der Bruder starb einige Wochen vor meinem Großvater. Der letzte Brief meines Großvaters, in diesen Erbschaftssachen, ist an seinen Neffen, den zweiten Sohn des Superintendenten, nachherigen Oberappellationsrath, gerichtet und am 28. März 1773 geschrieben. Er sagt darin am Schlusse: Seit 14 Tagen bin ich sehr krank, bitte deshalb mit meinem Schreiben Nachsicht zu haben, mein Sohn ist jetzt 12 Jahre alt, verlangt sehr nach Göttingen, ist Dero seligem Vater ähnlicher, als mir. Diesen Satz hat er, mit einer ganz leserlichen, aber schon sehr entstellten Hand als Postscript noch einmal wiederholt.

Aus dem Inventario seines Nachlasses, welches erst 1778 aufgenommen wurde, ergiebt sich, daß er eine, für seine Verhältnisse bedeutende Bibliothek von mehr als 300 Werken besaß, welche nur dem Formate nach aufgeführt sind, darunter viele Folianten und Quartanten. Mein Vater ließ durch seinen Vormund die darin enthaltenen Bücher philosophischen, historischen und belletristischen Inhalts für sich in der Auction erstehen. Aus den von ihm namhaft gemachten Büchern ergiebt sich, daß mein

Großvater ein vielseitig gebildeter Mann gewesen sein müsse und als solcher erscheint er auch in den Briefen an seinen Bruder.

Mein Vater Christian Friedrich Stromeyer,

geboren den 26. März 1761, gestorben den 26. October 1824.

Es ist nicht gut, wenn die Männer spät heirathen; sie sterben dann zu bald, um ihre Söhne zu erziehen, haben ihre eigene Jugendgeschichte vergessen und wissen nicht mehr recht, wie es Kindern zu Muthe ist. Mein Großvater starb, als sein einziger Sohn 12 Jahre alt war. Die frühe Jugend meines Vaters lag schon ein halbes Jahrhundert hinter ihm, als ich so weit herangewachsen war, um mich seiner Gespräche erinnern zu können. Ohne die Vormundschaftsacten meines Vaters, welche glücklicher Weise erhalten wurden, wüßte ich nur wenig über seine Jugend zu berichten. Er tritt darin, als 17jähriger Jüngling, schon mit der Energie auf, welche ihn im übrigen Leben ausgezeichnet hat. Beim Ableben seines Vaters hatte seine Mutter die Vormundschaft erhalten. Unter dem 13. October 1778 wandte sich mein Vater an die Königlich Großbritannische, Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Justizcanzlei, seine obervormundschaftliche Behörde, mit der Bitte, ihm den Schatzsecretair Hansing zum Vormunde zu bestellen, weil seine Mutter, welche nie etwas aufschreibt, nicht im Stande sein werde, sein kleines väterliches Vermögen, von dem seine ganze Zukunft abhängt, zusammenzuhalten. Er setzt dies in einem vortrefflich abgefaßten Schreiben, mit aller möglichen Schonung für seine Mutter, sehr deutlich auseinander und bittet, daß diese von seiner Eingabe nicht in Kenntniß gesetzt werde. Dieser Schritt hatte, noch in demselben Monate, den gewünschten Erfolg, der Schatzsecretair Hansing, welcher an dem offenherzigen, ehrlichen Wesen, dem lebhaften Geiste und dem musikalischen Talente meines Vaters Geschmack fand, nahm sich

der Angelegenheiten seines Mündels mit großem Eifer und in ganz uneigennütziger Weise an. Er machte sogleich die Entdeckung, daß die gute Großmama sehr genial gewirthschaftet hatte. Es waren ihr, gleich nach dem Tode ihres Mannes, an Gage für ein Noth- und Gnaden-Quartal, 300 Thaler und aus der Roddow'schen Erbschaft 855 Thaler zugefallen. Das für ihre Verhältnisse beträchtliche Capital von 1155 Thalern hatte sie nicht belegt, sondern theils zur Aussteuer ihrer Tochter erster Ehe, theils zur Anschaffung von 310 Stiegen (5400 Ellen) Leinen verwandt. Dieses Leinen hatte sie allmählich wieder verkauft und von dem Erlöse gelebt; angeschrieben hatte sie nichts, von dem angeschafften Leinen waren noch 100 Stiegen vorhanden. Der neue Vormund ließ ein Inventarium aufstellen und alle überflüssigen Sachen verkaufen. Die Auction brachte 500 Thaler ein, davon 372 Thaler für Leinen und Drell, 29 Thaler für die Bibliothek.

Am meisten Mühe machte die Regulirung der Roddow'schen Erbschaft, die sich sehr in die Länge zog. Die Vormundschaftsrechnung vom December 1784 schließt mit dem Nachweise eines Vermögens von 900 Thaler Gold, nach Abzug der Ausgaben für den Unterhalt der Mutter und für die ersten Studien ihres Sohnes.

Mein Vater hatte, schon ehe er seinen Vormund erhielt, den Entschluß gefaßt, nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, zunächst die Chirurgie zu erlernen. Seine Mutter hatte mit dem Prosector an der chirurgischen Schule zu Braunschweig einen Contract abgeschlossen, wonach dieser sich anheischig macht, den angehenden Chirurgen, gegen eine Vergütung von 75 Thalern jährlich, in Kost und Logis zu nehmen. Dieser muß seinem Prinzipale in der Praxis behülflich sein, kann aber dessen Vorlesungen unentgeltlich besuchen. Ein weitläufiger Vetter in Braunschweig, Namens Plantener, war zu Rathe gezogen worden.

Dieser schreibt an meinen Vater, er finde die Bedingungen des Herrn Prosectors ganz angemessen, nur müsse er ja nicht vergessen, eine Matrikel zu lösen, dann dürfe er zum Rasiren nicht verwendet werden und könne einen Degen und einen Stock tragen. Der Aufenthalt meines Vaters in Braunschweig dauerte vom November 1778 bis Ostern 1781. In den Briefen an seinen Vormund spricht er mit vieler Achtung von seinen Lehrern; Professor Rollin lehrte Anatomie, Professor Pott Geburtshülfe und Botanik, Professor Sommer Chirurgie; er klagt aber, daß die Vorlesungen nicht regelmäßig gehalten werden. Der Herr Prosector hält gar keine, leitet nur die Präparirübungen, welche drei Thaler im Semester kosten und von meinem Vater in allen drei Wintersemestern fleißig benutzt werden. Die Correspondenz mit dem Vormunde war in Braunschweig sehr lebhaft. Mein Vater fragt ihn über Alles um Rath, über jede kleine Ausgabe für seine Toilette, für seine Bibliothek, die er stets zu vergrößern bemüht ist. Sie war in der That erstaunlich groß für einen Studenten der Chirurgie von 17 Jahren, alle Zweige der Wissenschaft sind vertreten in dem Verzeichnisse, welches er seinem Vormunde von seinen sämmtlichen Sachen einsendet, Classiker, neue Sprachen, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Chemie, Botanik, Medicin, Chirurgie, Geburtshülfe; auch die schöne Literatur ist nicht ausgeschlossen. Er besitzt schon den Don Quixote, Gellert's Werke, Haller's, Gleim's, Gesner's und Werlhof's Gedichte. Bei jeder in Hannover stattfindenden Auction hat er Aufträge für den stets geduldigen und gütigen Vormund. In der Chirurgie genügen ihm die alten Autoren nicht, er will die neuesten Lehren kennen und unternimmt es, ein Heft von A. G. Richter über Chirurgie zweimal abzuschreiben, einmal für sich und das andere Mal für den, welcher ihm das Heft unter dieser Bedingung verschafft hat.

Da der Vormund immer nur kleine Summen schickt,

so endigt oder beginnt fast jeder Brief meines Vaters mit der Bitte um Geld. Es passirt ihm dabei, daß er dem Vormunde zum Neujahre 1780 einen kalligraphisch musterhaften Brief schreibt, in welchem er sagt, er könne seinen, jetzt verstorbenen Vater nicht mehr verehren, wie den Vormund, seinen zweiten Vater. In einem Postscript heißt es dann: Schicken Sie mir doch bald das Geld für den Schneider, der Mann mahnt mich alle Tage.

Man erkennt aus seinen Briefen, daß der Aufenthalt in Braunschweig ihn für die Heilkunst begeistert, aber er hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seinen Wissensdrang zu befriedigen, sie liegen in den häuslichen Verhältnissen. Des Morgens hat er seinem Principal zu helfen, Nachmittags sind die Vorlesungen und Präparirübungen, der Abend sollte dem Repetiren und Studiren gewidmet sein. Aber in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer schnurren die Spinnräder, es wird fortwährend geschwatzt, gelacht, gezankt und geflucht. So bald es dunkel wird, fangen die Leiden erst recht an. Der eifrige Studiosus soll mit der Magd von derselben Lampe sein Licht haben, sie rennt aber jeden Augenblick damit in die Küche; nach dem Abendessen, wo sie noch aufwaschen muß, läßt sie ihn 3/4 Stunden im Dunkeln sitzen. Von dem Lichte der Prinzipalin kann er nicht profitiren, das würde gegen den Respect sein, wie er schreibt. Er möchte gern bis Mitternacht arbeiten, aber um 10 Uhr heißt es: Zu Bette! — Er klagt dies seinem Vormunde immer dringender und bittet ihn, kein Opfer zu scheuen, um ein eigenes Zimmer, wenigstens ein eigenes Licht für ihn zu erwirken.

Der stets zur Sparsamkeit mahnende Vormund zögert, seines Mündels Wünsche zu erfüllen, bis es fast zu spät ist. Eine gereizte Stimmung hat sich eingeschlichen, deren Quelle die Frau Prinzipalin zu sein scheint. Sie ist mit ihrem Manne

nicht sehr zufrieden, weil er ihr nicht Geld genug giebt. Er ist ein gutmüthiger, einfältiger, etwas jähzorniger Mann. Aus diesen Elementen, der Küchenmagd, der Frau Prinzipalin, dem Herrn Prosector und meinem hitzköpfigen 18jährigen Erzeuger baut sich eine Scene auf, deren Katastrophe glücklicher Weise dem Lustspiele angehört. Der Herr Prinzipal, dessen bessre Hälfte vermuthlich Geld nöthig hat, will meinem Vater allerlei alte Sachen verkaufen, verschiedene Instrumente und einen gesprengten Schädel. Mein Vater findet die Instrumente weder gut, noch preiswürdig, den gesprengten Schädel zusammengelesen aus verschiedenen Köpfen, er weigert sich den Handel einzugehen. Der Prinzipal ist thöricht genug, ihn bei seinem Vormunde zu verklagen. Dieser kluge Mann giebt ihm vollkommen Recht, ohne ihm zu verschweigen, daß man die zu verkaufenden Instrumente in Hannover neu zu demselben Preise haben könne. Der Prosector setzt die Instrumente im Preise herab, aber mein Vater beharrt bei seiner Weigerung, sie zu kaufen. Seine Gegner machen ihrer üblen Laune dadurch Luft, daß sie einen Brief des Vormunds acht Tage zurückhalten. Mein Vater beschwert sich darüber auch gegen den Vormund, der ihn zu beschwichtigen sucht und ihm schreibt, er hätte die Instrumente doch kaufen sollen, mit schuldiger Rücksicht auf den Prinzipal und auf den lieben Frieden; wären sie nicht brauchbar, so hätte man sie später durch andere ersetzen können. Diese diplomatischen guten Lehren kamen zu spät, die Explosion war nicht mehr zu vermeiden, sie wurde vom Zaune gebrochen, ohne casus belli. Abends bei Tisch, in Abwesenheit ihres Mannes, fängt die Frau Prinzipalin Streit an, sie macht meinem Vater Vorwürfe darüber, daß er von ihrem Manne schon wieder Geld erhalten habe, für sie habe er nie Geld und nennt ihn dabei Er! Darob ergrimmt Er und redet die Frau Prinzipalin mit Sie an, aber im Singularis, mit dem kleinen s, indem er ihr

sagt: Das Geld, welches ich von ihrem Manne erhalte, hat dieser von meinem Vormunde, darum hat sie sich gar nicht zu bekümmern! Die Replik der Prinzipalin bestand in einem Bunde Schlüssel, welches dazu bestimmt war, meinem Vater an den Kopf zu fliegen, aber sein Ziel verfehlte. Indeß zog er es vor, das Feld zu räumen. Diese haarsträubende Geschichte wird von beiden streitenden Parteien dem guten Vormunde mitgetheilt, welcher das Ehepaar zu beschwichtigen sucht, meinem Vater aber schriftlich so lebhafte Vorwürfe macht, als hätte er Mord und Todtschlag verübt. Da dieser aber seinen Vormund liebt und ehrt, so machen die, wenn auch übertriebenen Vorwürfe Eindruck und er verspricht für die Folge größere Mäßigung. Bald nach dieser, im November 1779 vorgefallenen Scene erhielt mein Vater, durch Vermittlung des Vormunds ein eigenes Zimmer und damit ein eigenes Licht. So war der Hauptgrund seiner Unzufriedenheit hinweggeräumt, ein Klavier für 10 Thlr. wurde für ihn angeschafft und auf diese Weise eine ganz harmonische Stimmung herbeigeführt, welche bis zum Ende anhielt. Der Prinzipal läßt jetzt, in seinen Briefen, den Talenten, den Kenntnissen, ja sogar dem Aeußern meines Vaters, Gerechtigkeit widerfahren und als dieser, im Februar 1781, seine Studien beendigt hat, erwirkt er sich von seinem Vormunde die Erlaubniß, der Frau Prinzipalin ein Paar silberne Schuhschnallen für 4 Thlr. als Andenken zu verehren. Der Vormund fand dies eigentlich überflüssig, weil ohnehin die Observanz besteht, daß der Lehrling ein mitgebrachtes silbernes Besteck als don gratuit zurücklasse. Der diplomatische Vormund schreibt aber dem Prinzipal: wenn das Geschenk an seine Frau in richtigem Verhältnisse zur Dankbarkeit ihres Zöglings stehen sollte, so müßte es viel bedeutender sein. Ungeachtet der entente cordiale zwischen den Eheleuten und meinem Vater, bleibt dieser, seinem Vormunde gegenüber, noch der Ansicht, der Cha-

rakter der Frau Prinzipalin lasse viel zu wünschen übrig, oder wie er sich weniger diplomatisch ausdrückt, sie sei eigentlich doch eine recht boshafte Creatur. — Im Februar 1781 kehrte er nach Hannover zurück, wo er bei seiner Mutter wohnte. Sein Vormund ließ ihn von dem Leibchirurgus Lampe prüfen; dieser war mit seinen Kenntnissen sehr zufrieden und rieth, ihn die Universität besuchen zu lassen. Der Vormund bemühte sich auch, ihm dazu Stipendien oder Familienunterstützungen zu verschaffen, aber vergebens! Aus finanziellen Gründen mußte die Universität einstweilen aufgegeben und eine Anstellung in der Armee gesucht werden. Der Leibchirurgus Lampe hatte die Vorschläge zu machen und so dankte es mein Vater dessen Empfehlungen, daß er schon im Jahre 1781 als Escadron-Chirurg bei den leichten Dragonern in Isernhagen angestellt wurde. Im März 1782 wurde er zum 7. Infanterie-Regiment nach Hameln versetzt und im folgenden Jahre zur Artillerie in Hannover. Die monatliche Gage eines Escadron- oder Compagnie-Chirurgen betrug 6 Thlr., bei den Dragonern hatte er eine grüne, bei der Infanterie eine rothe und bei der Artillerie eine blaue Uniform anzuschaffen. Von Hameln lauten die letzten Briefe an den Vormund, dem er, unter anderem, mittheilt, daß er den, in den ersten beiden Monaten genossenen Mittagstisch für 2½ Thlr. monatlich aufgegeben habe und bei einem Traiteur für 18 Pfennige täglich esse, bei warmem Wetter lebe er von Milch und Brod, den Kaffee habe er ganz abgeschafft. Es sei ihm ganz gleichgültig, ob er gut esse oder nicht, wenn er nur in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten werde. Daß dies nicht blos leere Worte sind, geht daraus hervor, daß er zugleich den Vormund bittet, ihm einige neuere Werke zu kaufen, die er zu Rathe ziehen müsse, weil er wichtige Kranke habe, über deren Behandlung ihm in Braunschweig nichts mitgetheilt sei. Das daselbst angekaufte Klavier scheint dort wie-

der verkauft zu sein, denn für Hameln wird ein zweites, wieder für 10 Thlr., angeschafft.

In Hannover erfreute er sich des Wohlwollens seines Chefs, des Generals von Trew und seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Regimentsarztes Cortnumme, eines einsichtsvollen Mannes. Aus Erzählungen meines Vaters weiß ich, daß er sich in Hannover zuerst einigen Ruf als geschickter Chirurg durch Ausführung schwieriger Zahnoperationen verschafft habe. Aus dieser Zeit rühren noch eine Menge, zum Theil sehr eleganter Zahninstrumente, welche ich aufbewahrt habe, als Andenken an die erste Quelle väterlichen Wohlstandes und zur Erinnerung an seine Worte: daß kein Theil der Chirurgie so geringfügig sei, um in geschickten Händen nicht nützlich und lohnend zu werden. Glücklicher Weise lebte in ihm ein höheres Streben als das des Gelderwerbes, welches ihm vorläufig nur dazu dienen mußte, die Mittel zu erlangen, um die Universität beziehen zu können. Im März 1786, wo er mündig war, konnte ihm das schon 1784 vorhandene Capital von 900 Thlr. Gold unvermindert ausbezahlt werden. Von dem guten Vormunde ist nun nicht mehr die Rede, er starb als Landsyndicus und Hofsecretair in demselben Jahre wie sein früherer Mündel, an dessen glücklichen Erfolgen er nie aufhörte, Antheil zu nehmen. Erst im Spätherbst 1789 ging mein Vater, schon 27 Jahre alt, mit Beihülfe eines ihm vom Kriegsministerio verliehenen Stipendii, nach Göttingen, wo er fünf Semester studirte, in den beiden letzten als erster Assistent A. G. Richter's. Dieser große Mann scheint sich für ihn in ähnlicher Weise interessirt zu haben, wie der gute Vormund, mein Vater sprach von Richter nur in den Ausdrücken großer Verehrung und hatte seine Werke sehr genau studirt, wie die Anmerkungen beweisen, welche er dazu schrieb, theils am Rande, theils in Nachträgen. Ohne Zweifel aus Sparsamkeit hat er den Doctorhut nicht erworben, aber auch

keine Veranlassung gehabt, dessen Abwesenheit zu beklagen. Von seinem kleinen Vermögen waren am Schlusse seiner Studien noch 500 Thlr. vorhanden.

Mit seinen Lehrern in Göttingen, A. G. Richter, J. F. Stromeyer, Wrisberg und Fischer, ist er in Correspondenz geblieben, wie dies ein in London geführtes Tagebuch nachweist.

Als Zeugen des Fleißes, mit welchem er die Vorlesungen in Göttingen benutzte, befinden sich in meinen Händen die dort geschriebenen Hefte. Nur eins derselben ist blos im Colleg nachgeschrieben worden, alle anderen sind äußerst saubere, correcte Copien, in eleganter fließender Handschrift. Es sind die folgenden:

Stromeyer, Acute Krankheiten. Sommer 1790. 1727 Seiten.

Stromeyer, Chronische Krankheiten. Winter 1790 bis 1791. 1185 Seiten.

Murray, Materia medica. Winter 1790—1791. 90 Seiten.

Richter, Augenkrankheiten. Winter 1790 — 1791. 176 Seiten.

Richter, Knochenkrankheiten. 244 Seiten.

Richter, Operative Chirurgie. 280 Seiten.

Richter, Chronische innere Krankheiten. Sommer 1791. 528 Seiten.

Wrisberg, Anatomie, Physiologie und Pathologie der Lymphgefäße. Sommer 1791. 101 Seiten.

Wrisberg, Pathologische Anatomie. 98 Seiten.

Fischer, Weiberkrankheiten. Sommer 1791. 254 Seiten.

Wenn man den Inhalt dieser Hefte vergleicht mit dem neuerer Collegienhefte, so fällt es auf, daß dieselben mit größerer Büchergelehrsamkeit ausgestattet sind; jedes Capitel enthält Citate aus der Geschichte und Literatur des Gegenstandes, mit denen

sich in unserer Zeit die mündlichen Vorträge nicht mehr befassen. Die neuere Darstellungsweise ist mehr objectiv, die ältere mehr subjectiv, die pathologische Anatomie spielt darin eine untergeordnete Rolle. Da sich jedoch aus der Schilderung der Krankheit, mit pathologisch-anatomischer Basis, eine Heilmethode nicht mit Nothwendigkeit ergiebt, so muß die subjective Ansicht des Docenten zu Hülfe kommen, um das anzustrebende Ziel zu bezeichnen. Die Andeutungen über Therapie sind in der neueren Lehre oft sehr mangelhaft, ja fast mit absichtlicher Geringschätzung gegeben, die älteren Docenten legen auf ihre therapeutischen Grundsätze den größten Werth und verfehlen nie, die abweichenden Ansichten Anderer zu beleuchten. Einen etwas niederschlagenden Eindruck macht es, daß bei allen Fortschritten der neueren Wissenschaft die Therapie sich noch in denselben Extremen bewegt, wie vor beinahe 100 Jahren. Der als Praktiker berühmte J. F. Stromeyer spricht sich, wie alle glücklichen Aerzte, meistens für eine milde, temporisirende Behandlung aus. Noch während seiner Studien in Göttingen, im November 1791, wandte sich mein Vater an das Kriegsministerium mit der Bitte, ihm für ein Paar Jahre ein Stipendium zum Besuche auswärtiger Akademien und großer Heilanstalten zu verleihen. Sein Gesuch war begleitet von äußerst vortheilhaften Zeugnissen der größten Koryphäen der Medicin und Chirurgie ihrer Zeit, Zimmermann in Hannover und A. G. Richter in Göttingen. Der Erfolg dieser Eingabe war, daß ihm zu einer Reise nach London 50 Pfund Sterling bewilligt wurden.

Am 6. Juli 1792, Nachts 11 Uhr, wurde diese Reise in Gesellschaft des sogenannten Quartal-Couriers, welcher alle drei Monate die Commissionen des Hofes zu besorgen hatte, angetreten; zwei andere Herren und eine Dame hatten sich angeschlossen. Sie kamen, über Osnabrück, erst am 11. Juli, 3 Uhr

Nachmittags, in Helvotsluys an, Abends 9 Uhr gingen sie zu Schiffe und erreichten Harwich am 13., Morgens 5 Uhr. Sie verließen Harwich um 12 Uhr und kamen in der darauf folgenden Nacht 2½ Uhr in London an. Die Reise von Hannover nach London dauerte damals also noch 6 Tage 3 Stunden. Schon hinter Nienburg verlor mein Vater seinen alten Pelzüberrock, Yorick's Reisen und König's englischen Wegweiser. An Seekrankheit hatte er nicht zu leiden. Bei ihrer Ankunft in London fand die Reisegesellschaft in keinem Gasthause Aufnahme. In einem Wirthshause war man noch wach, gab aber aus dem Fenster den Bescheid, daß es zu spät sei. In anderen Wirthshäusern war alles Klopfen vergebens. Sie fanden endlich Unterkunft in einem Theehause, wo sie den Morgen erwarteten.

Ein Journal, welches mein Vater in London geschrieben hat, reicht vom 6. Juli 1792 bis zum 25. Februar 1793. Er hat darin seine täglichen Erlebnisse, seine Ausgaben, empfangene und abgesendete Briefe notirt, aber leider keine medicinisch-chirurgische Bemerkungen niedergelegt. Für diese waren die Briefe an seine Correspondenten A. G. Richter, J. F. Stromeyer, Leibmedicus Wichmann, Leibchirurgus Lampe und an seinen Freund Dr. Ballhorn in Hannover. Seine erste Sorge in London war natürlich die für ein passendes Unterkommen. Ein deutscher Chemiker, Namens H., nimmt ihn für 10 Shillinge wöchentlich in die Kost, er muß aber mit ihm in einem Bette schlafen. Da die englischen Betten sehr groß sind, so ging dies Anfangs gut, als das Wetter aber kälter wird, findet es sich, daß sein Bettgenosse ihm Nachts die Decke wegzieht und daß er selbst sich dabei erkältet. Ohnehin bekommt ihm Klima und Lebensweise in London nicht sonderlich, er leidet an Katarrhen und Abdominalbeschwerden, so daß er viel medicinirt. Im October 1792 leidet er an Entzündung der rechten Stirnhöhle,

welche erst nach 14 Tagen, unter Abfluß von Blut und Eiter aus dem rechten Nasloche, wieder aufhört. Sein Wirth läßt ihm dann ein eigenes Bett machen. Ehe diese hygienische Maßregel sich als unvermeidlich herausstellte, wurde schon ein Instrument, aber diesmal ein Fortepiano angeschafft, welches gut gewählt sein mußte, denn schon lange vor der Abreise von London findet sich ein Käufer dazu.

Da er im Anfange seines Aufenthalts in London noch nicht fertig englisch spricht, sind seine ersten Bekannten mehr Deutsche.

Der Chef der deutschen Canzlei in London, Geheimrath von Alvensleben, empfing ihn sehr freundlich und zeigte sich ihm gegenüber stets als perfect gentleman. Weniger liebenswürdig war der zweite Beamte, Hofrath NN. Er titulirte und tractirte meinen Vater als Compagnie-Feldscheer, ließ ihn nicht vor, während er andere gleichzeitig Erschienene annahm, bestellte ihn nach zwei Stunden wieder und war dann ausgeritten. Wie der Herr, so der Knecht, der Bediente des Herrn Hofrath kann sich an Unverschämtheit mit dem besten Flunkey unserer Zeit messen. Er sagt meinem Vater, er könne seinen Herrn nicht sprechen, er ließe sich gerade frisiren, als mein Vater fortgeht, begegnet ihm derselbe vor der Hausthür. Mein Vater hatte von dem Leibchirurgus Lampe den Auftrag erhalten, chirurgische Instrumente für das Feldlazareth zu kaufen. Er findet die besten bei dem berühmten Instrumentenmacher Savigny, der außerdem, bei gleich baarer Bezahlung, 10 Procent Rabatt geben will. Er kauft für 30 Pfund Sterling und bezahlt sie. Als er sich wegen dieser Auslage an den Hofrath wendet, macht dieser die größten Schwierigkeiten und überhäuft meinen Vater mit Vorwürfen, daß er die Zahlung nicht dem gewöhnlichen Commissionair der Regierung überlassen habe. Dieser hätte natürlich den Rabatt in die Tasche gesteckt und

mein Vater ist mit seiner Ehrlichkeit in ein Wespennest gerathen. Die angeschafften Instrumente müssen in Hannover aber sehr preiswürdig gefunden sein, denn es kommen nachher noch ähnliche Aufträge.

In der Art, wie mein Vater seine Erlebnisse mit dem hochmüthigen Bureaukraten erzählt, macht sich schon das Gefühl geltend: es wird nicht lange dauern, so werden Grafen und Barone hülfesuchend in meiner Antichambre zu finden sein und dann werde ich keinen Unterschied machen zwischen ihnen und den ärmsten Leuten. Viele Freundlichkeit erwies ihm Herr Goltermann, der geheime Canzlist der deutschen Canzlei, welcher zugleich den Banquier spielte und schließlich sehr reich wurde, ebenso Dr. Brande, der königliche Hofapotheker, ein vielfach gebildeter und in seinem Fache ausgezeichneter Mann.

In der ersten Zeit verging kein Tag, ohne eine der Merkwürdigkeiten Londons und der Umgegend zu sehen. In Windsor sah er die königliche Familie aus der Kirche kommen. Die Löwen im Tower, sowie die übrigen dort befindlichen schönen Exemplare wilder Thiere interessirten ihn sehr; im Bedlam-Hospital sah er fünf Menschen mit Händen und Füßen angekettet, einer saß in einem Käfige. No restraint, kein Zwang, war damals noch nicht die Losung der Irrenärzte. Er besuchte die Dispensarys und ärgert sich darüber, wie dort über 100 Kranke in einer Stunde abgefertigt werden. Jetzt geht es noch schneller! — Am meisten interessiren ihn die Sammlungen des British Museum, W. Hunter's Museum, in welchem Cruikshank Vorlesungen hält, und J. Hunter's Museum, in welchem er den unsterblichen Mann selbst reden hört. Er gab eine Uebersicht der ganzen animalischen Schöpfung, vom niedrigsten Thiere bis zum Menschen. Adam, sagte J. Hunter, muß ein Schwarzer gewesen sein, denn es kommt vor, daß von schwarzen Eltern ein weißes Kind geboren wird,

der umgekehrte Fall aber niemals. (Das wird wohl mit sehr natürlichen Dingen zugehen, würde Capitain Shandy dazu gesagt haben.) Dem Menschen zunächst stehen die Affen, um dies zu demonstriren, war das Skelett eines Affen neben einem menschlichen Skelette aufgehängt. Mein Vater will von dieser Affenverwandtschaft nichts wissen. Was ihn selbst anbetrifft, so findet er keine Familienähnlichkeit, auch Anderen werde nichts an den überseeischen Vettern gelegen sein, weil sie kein Geld hätten. In unseren Zeiten scheint auch Carl Vogt eingesehen zu haben, daß bei dieser Sippschaft nichts herauskommt.

Um die Sprache schneller zu lernen ging mein Vater oft in das Theater, kaufte und studirte vorher das Textbuch. Ich verstand diese Bücher in seiner Bibliothek früher zu finden, als medicinische Schriften und habe, auf diese Art, manches ältere Lustspiel kennen gelernt. Das glänzendste Dreigestirn der Bühne waren damals die Geschwister Kemble, John, Charles und Mrs. Siddons, von deren Auftreten in Shakespeare'schen Rollen mein Vater noch in seinen alten Tagen mit Entzücken zu sprechen pflegte. Man sagt wohl, die Nachwelt flicht den Mimen keine Kränze, aber das ist doch nicht so, im Gegentheil! der Eindruck eines großen Schauspielers ist in der Erinnerung oft bedeutender, als der eines wirklichen Helden. Sehr wenig Dank wußte mein Vater seinen neuen Bekannten in London dafür, daß sie ihn, schon in den ersten Tagen, zu einem Trauerspiele aus dem wirklichen Leben führten, um fünf Menschen hängen zu sehen. Einer derselben hatte falsche Wechsel gemacht, nachdem er sein Vermögen von 16,000 Pfund durchgebracht. Der Henker löste nach der Hinrichtung die Hand eines der Gehängten, um damit die Wange eines an Epilepsie leidenden Mädchens zu berühren.

Bald nach seiner Ankunft in London machte der Vater die Entdeckung, daß er sich in einem der Hospitäler als Pupil

einkaufen mußte, um dauernden Zutritt zu den Operationen zu erlangen; die 18 Pfund Sterling, welche dies kostete, drohten eine bedenkliche Lücke in seiner Casse zu machen. Herr von Alvensleben sagte, der König selbst könne den Aerzten nicht befehlen, ihn zuzulassen, da dieselben keinen Gehalt erhielten, jedoch stellte er ein weiteres Stipendium von 50 Pfund in Aussicht. Am 7. September meldete sich mein Vater zum Pupil, auf sechs Monate, in St. Thomas' Hospital, bei Mr. Birch, und erhielt für den Abend eine Einladung zum Souper mit allen übrigen Pupils. Vermuthlich war auch Astley Cooper unter den Gästen, da er, zu dieser Zeit 24 Jahre alt, schon als Prosector an diesem Hospitale angestellt war, wo sein Onkel, Henry Cline, der erste Wundarzt und der berühmteste Lehrer war, dessen Vorlesungen mein Vater besuchte. Als Pupil eines Hospitals waren ihm auch die übrigen geöffnet; er bemerkt in seinem Journale, immer mit Bedauern, wenn er einmal durch Krankheit verhindert war, den täglichen Visiten und Operationen beizuwohnen.

Sein Urtheil über die englische Chirurgie hat er einige Jahre später in einem Aufsatze niedergelegt, in welchem er die Frage bespricht und verneint, ob es nöthig sei, den Feld-Hospitälern Aerzte beizugeben, welche nicht Chirurgen sind.

Der Medicus purus kann wohl chirurgische Kenntnisse entbehren, aber nicht umgekehrt, der Chirurg ärztliche Kenntnisse. Der Vorwurf, welchen man den Chirurgen macht, daß sie aus Operationslust, oder, um sich zu üben, operirten, ist ein Weiberschnack und rührt von Leuten her, die keine rechten Chirurgen kennen gelernt haben. In London sind jetzt die ersten Wundärzte der Welt. Während meines, fast einjährigen, Aufenthaltes daselbst, habe ich täglich eine oder mehrere große Operationen gesehen und doch sind mir nur zwei Fälle vorgekommen, in denen, nach meiner Ansicht, die

Operation vielleicht hätte verschoben oder ganz umgangen werden können. Ich schene mich vor keiner großen Operation und habe mit Erfolg operirt, aber ich kann versichern, daß ich auch nicht die kleinste Operation, ohne dringende Nothwendigkeit, vorgenommen habe.

Auch mir, der ich 34 Jahre später in London studirte, erschien die Gewissenhaftigkeit der englischen Chirurgen ihr höchster Schmuck zu sein, und ich würde jedem rathen, diesen Maßstab an seine eigenen Thaten und an die Operationen derer zu legen, welche man sich zum Vorbilde wählen möchte. Wenn es in dieser Beziehung in England besser ist, als in anderen Ländern, so rührt dies theils von der freien Presse, theils von dem Wesen der Hospitäler als Wohlthätigkeits-Anstalten, vorzüglich aber von dem soliden Charakter der ganzen Nation her.

Im October kam Dr. Heine, der spätere Schwiegervater von Carl Krause, nach London, welcher mit meinem Vater in Göttingen studirt, dann aber ein Jahr in Edinburg Medicin und Geburtshülfe getrieben hatte. Sie blieben bis an ihr Ende getreue Freunde. Bei der Lebhaftigkeit ihrer Charaktere stritten sie oft miteinander, konnten aber doch nicht ohne einander leben.

Am 1. Januar 1793 kam ein Schreiben des Generals von Trew, vom 17. December 1792, des Inhalts: Da der Compagnie-Chirurgus Stromeyer bei einem ins Feld gehenden Artillerie-Detachement als Chirurgus angesetzt worden ist, so hat derselbe hiermit Ordre, nach Empfang dieses, so bald als thunlich, und ohne weitere Einwendungen, nach Deutschland zurückzukehren und sich nach Hannover zu verfügen.

Nach allen Anstrengungen, die er für seine weitere Ausbildung gemacht hatte, als Compagnie-Chirurgus ins Feld geschickt zu werden, das war ihm doch zu stark. Er schrieb sogleich nach Hannover, daß er bereit sei, weiter zu dienen

unter Bedingungen, welche seinen jetzigen Verhältnissen angemessen wären, aber nicht als Compagnie-Chirurgus; sollte man darauf beharren, so bäte er um seinen Abschied, er wollte dann die ihm verliehenen Stipendien zurückbezahlen. Fortuna audaces juvat; die churhannoverschen Perrücken besannen sich; schon am 2. Februar erhielt er seinen Abschied von der Artillerie, aber gleichzeitig seine Ernennung zum Regiments-Chirurgus und zum ersten Hospital-Chirurgen bei den in die Niederlande zu sendenden Truppen. Ehe sein Schicksal diese günstige Wendung nahm, war er so niedergeschlagen und verdrießlich, daß er nicht einmal Lust hatte, die Hospitäler zu besuchen. Er äußerte gegen seine Freunde, der Rest seines Vermögens werde hinreichen, die Stipendien zurückzubezahlen, er werde dann aber Dienste in der englischen Marine nehmen und sein Vaterland vielleicht nie wieder sehen.

Ohne nach Hannover zurückzukehren, stieß er zu seinen Landsleuten in den Niederlanden. Die ersten dort von ihm verfaßten Krankengeschichten sind vom 18. Juni 1793 und betreffen Leute, welche in den Tranchéen von Valenciennes verwundet wurden; sie zeigen eine entschieden conservative Richtung. Aus späteren Aufzeichnungen ergiebt es sich, daß er zwei Jahre sechs Monate mit den hannoverschen Truppen im Felde stand und, gegen Ende des Jahres 1794, von einem schweren, fauligen Fleckfieber befallen wurde, wobei die zur Anwendung gekommenen Reizmittel sehr übel wirkten. Noch in der Reconvalescenz wurde er mit China gequält und erholte sich erst dann, als er sich selbst wieder leicht ausleerende Mittel verordnete. Diese hatte er sich auch zu Anfang der Krankheit verschrieben, so lange er noch bei Besinnung war, er schreibt es denselben zu, daß ihm die später erhaltenen Reizmittel nicht das Leben gekostet haben. Der Medicus purus, der ihm dieselben beigebracht hatte, wurde bald nachher

vom Fleckfieber befallen. Die Reizmittel, welche er sich selbst verordnet hatte, bekamen ihm so übel, daß er sich ganz der Behandlung meines Vaters überließ und hinterher ein begeisterter Anhänger der expectativen Methode wurde, sowohl bei acuten, als auch bei chronischen Krankheiten, was dann meinem Vater wieder nicht recht war, der darüber bemerkt: Alles zu seiner Zeit!

Gegen Ende des Jahres 1795 kehrte er nach Hannover zurück und wurde, nach dem Erlöschen seiner Functionen, als Hospital-Dirigent, zum Hof-Chirurgus ernannt mit 400 Thaler Gage.

Jetzt wäre die Zeit für ihn gewesen, von dem im Felde erworbenen Rufe eines kühnen und zuverlässigen Wundarztes, von seinen in Göttingen und London erworbenen Kenntnissen Nutzen zu ziehen; aber seine Gesundheit war zerrüttet! Er war entsetzlich abgemagert, hustete viel und warf Blut aus. Er hielt sich für verloren! Ein glücklicher Gedanke und ein rascher Entschluß retteten dies theure Leben! Er leitete sein Uebel vorzüglich von den Hospital-Miasmen her, denen er 2½ Jahre ausgesetzt war, und so beschloß er, die Landluft zu versuchen.

Das anmuthige Dorf Isernhagen, eine Stunde nördlich von Hannover gelegen, wo er zuerst als Escadron-Chirurg gestanden hatte, fiel ihm wieder ein. Dort brachte er ein ganzes Jahr damit zu, seine Gesundheit wieder herzustellen und lebte, wie ich ihn öfter sagen hörte, fast ausschließlich von Milch und Buchweizengrütze. Gegen Ende des Jahres 1796 konnte er seine Praxis in Hannover beginnen, wo er bald nachher auch zum Badearzt für Limmer mit einer Besoldung von 250 Thlr. ernannt wurde, eine Stelle, die er bis an sein Ende beibehielt. Von den ersten Jahren seiner Praxis ist nur soviel bekannt, daß er bald genug zu thun fand, um Assistenten

halten zu müssen. Nach Sitte der damaligen Zeit engagirte er talentvolle junge Leute, gegen ein zu zahlendes Honorar von 100 Thlr., auf einige Jahre. Da er sich mit seinen Schülern viel beschäftigte und ihnen später theils eine Anstellung in der Armee verschaffen, theils sonst im Leben forthelfen konnte, so waren die Stellen bei ihm sehr gesucht und er war stets in der Lage, gute Köpfe auszuwählen. Unter den mir bekannten Eleven meines Vaters haben viele im weiteren Leben eine hervorragende Stellung eingenommen. Ich könnte darunter zwei Geheimräthe, einen Hofrath, zwei Professoren, einen Hof-Medicus, einen Oberstabsarzt und vier Oberärzte aufzählen. Einige kamen dadurch schnell in Praxis, daß sie sich herbeiließen, Hausärzte zu werden, unter der Bedingung, für den vorliegenden Fall das geeignete unter den Recepten meines Vaters auszuwählen. Drei seiner Assistenten wurden dem ärztlichen Stande untreu und gingen auf das Theater. Die Veranlassung dazu mochte darin liegen, daß mein Vater auch Theaterarzt war und als solcher zwei Freiplätze hatte, von denen seine Assistenten Gebrauch machten, wenn er nicht anwesend war. Einer dieser Abtrünnigen, Namens Wüstenberg, war ein sehr guter Komiker, den ich in Cassel öfter als Student auftreten sah, ein zweiter, Namens Gerber, starb als Theater-Director in Bremen und den dritten, Vespermann, sah ich als Gatten der berühmten Sängerin gleichen Namens und als geachteten Schauspieler in ernsten Rollen, als ich Professor in München war. Er erinnerte sich meines Vaters mit den freundlichsten Gesinnungen.

Einführung der Kuhpocken in Deutschland.

Mit der Einimpfung der Blattern hatte mein Vater viel Glück gehabt, weil er frühzeitig die Entdeckung machte, daß ein kühles Verhalten die Gefahren dabei wesentlich verminderte.

Ich erinnere mich noch, daß er mir eines Tages den Garten zeigte, welcher zu dem früheren Commandantenhause gehörte und dabei sagte, hier habe ich an meiner Hand die Kinder des Generals v. H. spazieren geführt, als sie mit Blattern bedeckt waren. Ich habe diese Mittheilung immer im Sinne behalten und wurde so darauf geleitet, den guten Einfluß einer reinen, kühlen Luft bei fieberhaften Krankheiten weiter zu verfolgen.

Im Juni 1798 erschien Dr. Jenner's berühmtes Werk Kuhpockenimpfung (An inquiry into the causes and effects of the cowpox, or variolae vaccinae), welches dazu bestimmt war, der Humanität größere Dienste zu leisten, als alle medicinischen Schriften zusammengenommen. Auf Anrathen und mit Beihülfe meines Vaters unternahm sein Freund, Dr. Ballhorn, eine deutsche Uebersetzung, welche 1799 in Hannover erschien. Im Mai 1799 machte mein Vater in Hannover die ersten Versuche mit der Kuhpockenimpfung. Die ersten Impfungen mißlangen, weil die Lanzetten rostig geworden waren, auf denen ihm Jenner die Lymphe geschickt hatte. Erst die dritte Sendung von Lanzetten hatte Erfolg. Ueber diese Impfungen berichtet das Hannoversche Magazin von 1800 Nr. XV. und XVI. in einem, Ballhorn und Stromeyer unterzeichneten Aufsatze vom 6. Februar 1800, welcher offenbar dazu bestimmt war, das hannoversche Publikum auf neue, umfassendere Impfungen vorzubereiten, welche mit dem Frühlinge 1800 ins Leben traten. Zu den ersten Impfungen von 1800 diente noch Lymphe von Jenner und Pearson, später wurde nur hannoversche Lymphe benutzt und das Vorurtheil beseitigt, als ob die englische Lymphe Vorzüge darböte. Die Impfung von Arm zu Arm, mit der Lanzette, wurde als das zweckmäßigste Verfahren erkannt und eingeführt.

Ein zweiter, sehr umfassender Aufsatz von Ballhorn und Stromeyer, d. d. 30. August 1800, berichtet schon über 700

Impfungen (Hannoversches Magazin Nr. LXVIII. bis LXXI., Jahrgang 1800) und ermahnt zu noch größeren Anstrengungen, weil damals fast jedes fünfte Kind in Hannover an den Blattern starb. Die beiden Freunde halten es für ihre Pflicht, zu versichern, daß in Hannover noch kein Kind an den Kuhpocken gestorben und keines, welches mit Erfolg geimpft wurde, von den Blattern befallen sei.

Dieser Aufsatz machte großen Eindruck, er gab die erste Nachricht über so zahlreiche Impfungen in Deutschland, daß daraus allein schon hervorging, wie groß das Zutrauen sein müßte, welches die Kuhpocken sich erworben hatten. Noch am 18. Juni 1800 warnte der Hofrath Faust in Bückeburg, der Erfinder der Beinschwebe (Hannoversches Magazin von 1800, Nr. LIX.), vor der Kuhpockenimpfung, einer englischen Mode, welche vermuthlich bald wieder vergessen sein werde und ermahnte zum Beharren bei der Blatternimpfung. Faust wurde bald nachher einer der eifrigsten Vertreter der Kuhpockenimpfung. Ihm zum Andenken wird noch jetzt, am 14. Mai, dem Tage, an welchem Jenner 1796 zuerst Kuhpocken impfte, das von ihm gestiftete Kinderfest in Bückeburg gefeiert.

Im Jahre 1801 gaben die beiden Freunde, Ballhorn und Stromeyer, ihr Werk heraus, Traité de l'inoculation vaccine. Leipzig. Guillaume Rein. (In demselben Verlage und Jahre deutsch unter dem Titel: Deutschlands erste Versuche mit der Inoculation der Kuhpocken zu Hannover und in der umliegenden Gegend.) In der Vorrede heißt es, daß der Abbé Lescaillet, welcher noch mein erster Lehrer in der französischen Sprache war, das Manuscript par rapport aux germanismes durchgesehen habe. Dies Buch berichtet summarisch über die bis zum 1. November 1800 gemachten 1000 Impfungen, die darin enthaltenen 26 genaueren Krankengeschichten betreffen

interessante Fälle, die zur Erläuterung eines oder des andern wichtigen Lehrsatzes dienen. Die Aufzeichnungen meines Vaters, welche dem Buche zu Grunde liegen, sind noch in meinen Händen. Dr. Ballhorn besorgte die Redaction. Das Buch ist mit großer Lebhaftigkeit geschrieben, ohne alle Pedanterie; es beschäftigt sich nicht mehr mit Fragen, welche von Jenner bereits erledigt waren, sondern mit anderen, welche noch Zweifel darbieten. Die große Schutzkraft der Vaccine wurde dadurch besonders klar, daß im Jahre 1800 die Blattern sehr um sich gegriffen hatten, die Gelegenheit also fortwährend vorhanden war, sie auf die Probe zu stellen. Meine Tante Dorette, welche in ihrem siebenten Jahre mit den Kuhpocken geimpft wurde, legte mein Vater auf die Arme eines an den Blattern leidenden Frauenzimmers, eine Procedur, welche die gute Tante nicht vergessen hatte. Er impfte auch mehrere Kinder mit Blattern, nachdem die Kuhpocken ihren regelmäßigen Verlauf gemacht hatten.

Eine schöne Zugabe des Traité bilden die beiden Kupfertafeln, von denen die erste nach dem Originale des berühmten Malers Ramberg gestochen und colorirt ist. Sie stellt die Kuhpocken dar, welche Ramberg an seinen eigenen Kindern beobachtet hatte. Das Resultat aller dieser Bemühungen war, daß die Kuhpockenimpfung sich von Hannover aus über einen großen Theil von Deutschland verbreitete. Mein Vater beklagt sich in seiner Schrift über die geringe Aufmerksamkeit seiner Correspondenten, die sich nicht einmal die Mühe gäben, ihm den Empfang der von ihm verlangten Lymphe anzuzeigen, noch viel weniger aber daran dächten, ihm den Erfolg ihrer Impfungen zu melden.*)

*) „Hunderte von silbernen Impfnadeln und Glasplatten haben wir ausgesendet, ohne auch nur die Vergütung unserer Auslagen zu verlangen, aber nur eine sehr kleine Anzahl unter denen, welche dieselben erhielten,

Ganz zu derselben Zeit wie mein Vater in Hannover, im Mai 1799, fing auch Dr. de Carro in Wien an, Kuhpocken zu impfen. Sein Werk: Observations et experiences sur l'inoculation de la vaccine, Vienne 1801, deutsch von Portenschlag, Wien 1802, war gleichzeitig unter der Presse mit dem Traité von Ballhorn und Stromeyer.

Dr. de Carro's Werk giebt zunächst einen Auszug aus Jenner's Schriften und berichtet dann über 200 Impfungen, in eben so vielen Geschichten, von denen eine ganz dasselbe sagt, wie die andere, welche aber dadurch ohne Zweifel einen besonderen Reiz darbieten, weil sie zum großen Theile an den Kindern vornehmer Familien gemacht wurden, welche mehr Beweiskraft beanspruchten, als die bei Kindern geringerer Leute gemachten Beobachtungen. Mein Vater scheint es absichtlich vermieden zu haben, aristokratische Namen anzuführen; man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß der österreichische Adel empfänglicher für die neue segensreiche Entdeckung gewesen sei, als der hannoversche. Ich könnte aus meines Vaters Papieren noch jetzt das Gegentheil beweisen. Dr. de Carro war 1770 in Genf geboren und hatte seine medicinischen Studien von 1790 bis 1793 in Edinburg gemacht. Es ist wohl nicht außer Acht zu lassen, daß die beiden Apostel Jenner's, mein Vater und de Carro, durch ihren Aufenthalt im Inselreiche das Zutrauen zu den von dort ausgehenden Lehren genommen hatten, welches aus Büchern allein nicht eingesogen wird. Medicinische Reisen, mit einem längeren

---

würdigten uns einer Antwort." vd. pag. XIX. und pag. XX.: „Es ist kaum zu glauben, daß auswärtige Aerzte, welche von uns Lymphe erhalten und damit zahlreiche Impfungen gemacht hatten, sich weigern konnten, ihren Collegen davon mitzutheilen, so daß diese sich erst an uns wenden mußten. Wir wollen uns nicht darauf einlassen, die Motive einer solchen Handlungsweise näher zu untersuchen!"

Aufenthalte unter gebildeten Völkern haben deshalb ihren entschiedenen Nutzen, man lernt die soliden Leute von den Windbeuteln besser unterscheiden. Ein Sprichwort wie bei uns, er lügt wie gedruckt, ist in England ganz unbekannt. Bei dem großen Interesse, welches mein Vater für England hegte, war es für ihn ein beständiger Gegenstand des Verdrusses, daß die Kuhpockenimpfung dort so wenig durchgreifend zur Anwendung kam und daß alljährlich noch viele Tausende an den Blattern sterben mußten, während in Deutschland in dieser Beziehung schon geordnete Zustände herrschten und sich der allgemeinen Zustimmung erfreuten. Diese auch im britischen Reiche herbeizuführen, war erst das Werk eines edlen deutschen Fürsten, des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria. Seinen einsichtsvollen Bemühungen gelang es, die Arbeiten ins Leben zu rufen, welche das General board of health in seinen Papers relating to the history and practice of vaccination, London 1857, veröffentlicht hat. Sie enthalten gewissermaßen das Urtheil der ganzen gebildeten Welt über den Werth der Kuhpockenimpfung und haben John Bull endlich bewogen, etwas von seiner persönlichen Freiheit aufzuopfern, um der Tyrannei der Blattern zu entgehen.

Als Anerkennung seiner Verdienste um die Kuhpocken-impfung wurde mein Vater, 1805, von der Royal medico-chirurgical Society in London zu ihrem auswärtigen Ehren-Mitgliede erwählt. Es hat ihm gewiß Freude gemacht, denn zu dieser Gesellschaft gehörten auch die Männer, welche er für die größten Wundärzte der Welt hielt; sein Lehrer Henry Cline war der erste, welcher in London, auf Jenner's Wunsch, die Schutzkraft der Vaccine durch die Gegenprobe der Blattern-impfung erwiesen hatte. Als auch mir, im Jahre 1856, die-selbe Ehre zu Theil wurde, freute ich mich derselben als einer geistigen Wiedervereinigung mit dem theuren Vater.

Meines Vaters Heirath.

Das für ihn so thatenreiche Jahr 1800 war auch dazu bestimmt, sein häusliches Glück zu begründen. Ehen werden im Himmel geschlossen, aber auf Erden kommen sie in sehr einfacher Weise zu Stande. Es war im Jahre 1799, oder, um es poetischer auszudrücken, im Frühling war's, wenn die Natur einhergeht auf der Liebe Spur, als ein niedliches dreijähriges Mädchen, welches die Vorsehung dazu bestimmt hatte, meine Tante zu werden, im Garten spielte und dabei zuschaute, wie Spargel gestochen wurden. Sie wollte ein in der Erde steckendes Messer ausziehen, täuschte sich über die dabei nöthige Kraftanstrengung und brachte sich eine große Wunde in der Nähe des linken Auges bei. Mein Vater wurde gerufen und heilte sie so glücklich, daß kaum eine sichtbare Narbe zurückblieb. Das kleine Mädchen, Ernestine genannt, war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns und Lotteriedirectors, Georg Friedrich Louis, in dessen Familie mein Vater auf diese Art Eingang fand. Er muß dort sehr gefallen haben, denn schon im Winter desselben Jahrs verlobte er sich mit der ältesten Tochter des Hauses, Louise Louis (geboren den 12. Januar 1781, gestorben den 30. August 1832), der es an Freiern nicht gefehlt haben kann, denn sie war fein gebildet, hatte ein angenehmes Aeußere und ein liebenswürdiges, freundliches Wesen. Ihre eheliche Verbindung wurde geschlossen am 29. October 1800, wie ein noch vorhandenes Hochzeitscarmen besagt, an welchem dieses Datum das Beste ist. Der angebliche Schulmeister, welcher es verfaßt hat, bittet darin meinen Vater um Hülfe, falls seine Muse einmal das Bein brechen sollte. Da mein Vater zwanzig Jahre älter war als seine Frau, so hätte man besorgen müssen, daß dies Verhältniß störend auf das eheliche Glück wirken müsse, aber meine Mutter war so durchdrungen von

Liebe und Verehrung für ihren Gatten, daß sie ihm gern die Opfer brachte, welche bei einem jüngeren Manne unnöthig gewesen wären. Sie führten zusammen ein stilles häusliches Leben und suchten ihre Freuden nur in ihrem eigenen Kreise.

Die Familie Louis stammte aus dem südlichen Frankreich und gehörte zu den Hugenotten, welche unter Heinrich II., zwischen 1547 und 1559, das Vaterland ihren religiösen Ueberzeugungen zum Opfer brachten. Das Haupt der Familie, Johannes Louis, war Besitzer der Herrschaft Lascour, in der Nähe von Nismes und ließ sich zu Mümpelgardt im Elsaß nieder, welches damals noch zu Deutschland gehörte. Der theologische Geist, welcher den Stammvater trieb, das schöne Frankreich zu verlassen, erhielt sich in der Familie noch durch fünf Generationen, repräsentirt durch fünf geistliche Herren, vier davon in der Grafschaft Mümpelgardt, der fünfte am rechten Rheinufer, in der Markgrafschaft Baden-Durlach. Es folgten, Sohn auf Vater, dem Hugenotten, Johannes Louis, Herrn von Lascour:

Petrus Louis, Pfarrer zu Desandau,
Samuel Louis, Pfarrer zu St. Maurice,
Daniel Louis, Pfarrer zu Roche,
Nicolaus Louis, zuerst Pfarrer in Desandau, dann zu Etappes, wo er 1704 gestorben ist.

Nicolaus Louis, wie sein Vater genannt, das letzte theologische Mitglied der Familie, war geboren zu Desandau am 1. November 1671 und starb am 28. Juni 1748 in Emmendingen, als markgräflich Baden-Durlachscher Kirchenrath, Superintendent der Markgrafschaft Hochberg und Pfarrer zu Emmendingen. Er hat seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. In La France protestante, ou vie des protestants français, qui se sont faits un nom dans l'histoire par Eug. et Em. Haag, Paris 1857, Tom. VII. p. 137, befindet sich seine Biographie, aus der man erfährt, daß er in Tübingen studirt

habe und der Verfasser verschiedener dogmatischer Schriften in deutscher Sprache sei. Er war nicht blos als Geistlicher sehr geachtet, sondern wurde zur Zeit, als die Truppen Ludwig XIV. in Deutschland einfielen, öfter zu diplomatischen Missionen an die französischen Generale verwendet. Diese biographischen Nachrichten sind ohne Zweifel entlehnt aus einer von dem Diaconus Sander am 30. Juni 1748 dem Kirchenrath Louis gehaltenen Leichenrede, welche mir gedruckt vorliegt. Der Diaconus Sander war ein Enkel des Kirchenraths, welcher kurz vor seinem Tode den Leichen-Text 2 Corinth. 12, V. 9: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig, für sich selbst ausgewählt hatte. Die biographischen Nachrichten dieser Leichenrede beruhten, wie ihr Verfasser sagt, auf schriftlichen Mittheilungen des Verstorbenen. Wie weit verbreitet sein Ruf schon in frühen Jahren gewesen sein müsse, geht daraus hervor, daß er Vocationen nach Frankreich, Basel, Frankfurt am Main und nach der Mark Brandenburg erhielt, die er sämmtlich ablehnte, weil er in der Nähe seines Vaters zu bleiben wünschte. Mit diesem trefflichen Manne hatte sich der theologische Geist der Familie erschöpft, sie brachte, mit Ausnahme von zwei Aerzten, des Landchirurgus Johann Abraham Louis, und seines 1772 in Gießen zum Doctor medicinae promovirten Sohnes, Johannes Christian Louis, welche beide zu Lahr im Breisgau practicirten, jetzt nur noch Kaufleute hervor. Mit diesen kam die Wanderlust, welche die Familie auch in Hannover ansässig machte, wo, nach drei verschiedenen Einwanderungen, der Mannesstamm der Louis schließlich ganz ausgestorben ist, vermuthlich nicht ohne Mitwirkung einer zweimal vorgekommenen Heirath unter Blutsverwandten. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Nicolaus Louis der ältere hatte, außer dem Kirchenrathe, noch zwei Söhne, von denen der ältere, Johann Georg Louis,

geboren den 8. August 1667, sich als Kaufmann in Hannover niederließ, wo er am 15. Juli 1750, also 83 Jahre alt, starb. Seine Frau, geborene Passau, schenkte ihm sechs Töchter, welche sich bis auf eine sämmtlich verheiratheten. Einer der Schwiegersöhne war der Kaufmann Dammann.

Der jüngste Sohn von Nicolaus Louis dem älteren war:

Petrus Louis, geboren den 14. September 1673, Kaufmann zu Mümpelgardt. Dieser hatte außer drei Töchtern, welche ledig blieben und früh starben, zwei Söhne von seiner Frau, geborenen Luth aus dem Haag in Holland. Der ältere der beiden Söhne, Johann Abraham Louis, geboren den 16. October 1716, Landchirurg in Lahr, hatte drei Töchter und zwei Söhne, deren einer Johannes Christian in seiner Disputation de opisthotono, 1772, erzählt, daß sein Vater, der Chirurgus provincialis, schon lange todt sei. Von den verheiratheten Töchtern leben jetzt noch in Lahr zahlreiche Nachkommen der Familien Trampler und Völker. Der jüngere der beiden Söhne war Georg Friedrich Louis, geboren den 11. Januar 1719. Dieser folgte seinem Onkel Johann Georg nach Hannover und heirathete dessen Enkelin Anna Dorothea Dammann, geboren den 10. Febenar 1736. Von den fünf Kindern dieser Ehe, zwei Söhnen und drei Töchtern, erwuchsen nur zwei Töchter, die jüngere derselben, Dorothea Elisabeth Eleonore, geboren den 1. Juli 1766, heirathete den Hofrath Wöltge, die ältere, Sophie Catharina Dorothea, geboren den 2. Juni 1756, heirathete am 18. Februar 1779 ihren leiblichen Vetter, meinen Großvater mütterlicher Seite, Georg Friedrich Louis, den am 24. October 1746 in Lahr geborenen Sohn von Johann Abraham Louis.

Der ältere Georg Friedrich Louis, hatte also die Enkelin, der jüngere die Tochter des Onkels geheirathet. Von diesen beiden Herren und ihren Ehefrauen existiren noch sehr schöne

Portraits, Kniestücke, welche offenbar gleichzeitig von demselben sehr geschickten Maler ausgeführt wurden. Meine Großmutter ist darin als ganz junge Frau dargestellt, die Bilder müssen deshalb aus dem Jahre 1779 oder 1780 sein. Die beiden Herren sehen recht wie Kaufleute aus, der jüngere, mein Großvater, hat noch viel von dem französischen Typus und einen heiteren, jovialen Ausdruck. Von den beiden Damen sieht die ältere, meine Urgroßmutter, meiner eigenen Mutter frappant ähnlich und erscheint sehr gemüthlich, behaglich und gesund, sie wurde 67 Jahre alt; ihre Tochter, meine Großmutter, dagegen ist sehr zart gebaut, hat einen ganz durchsichtigen Teint, sie wurde nur 53 Jahre alt. Beide Damen haben blaue Augen, die Farbe des Haars ist vom Puder versteckt.

Meine Großeltern mütterlicher Seite hatten sieben Kinder, von denen meine Mutter das älteste war, drei Söhne und vier Töchter. Von ihren glücklichen Familienverhältnissen zeugen die noch vorhandenen Briefe der Söhne aus der Fremde, die sorgfältige Erziehung der Kinder und die ungestörte Einigkeit, welche unter diesen bis zu ihrem Lebensende fortdauerte.

Der Wohlstand der Familie Louis in Hannover war mit jeder Generation gestiegen. Johann Georg Louis, Besitzer des Hauses Nr. 9 am Holzmarkte, war noch Kleinhändler, Georg Friedrich Louis senior erwarb als Großhändler das schöne Haus Nr. 33 an der Leinstraße mit den dahinter liegenden Speichern, welche einem alten Kloster angehörten und eine kleine Capelle enthielten. Mein Großvater Georg Friedrich Louis junior erwarb dazu auch das gräflich Schulenburg'sche Palais, Nr. 5 der Köbelingerstraße, welches jetzt Bürgerschule ist. Er war ein allgemein beliebter und angesehener Mann. Seine Stelle als Lotteriedirector würde allein hingereicht haben, ihn wohlhabend zu machen, sein Nachfolger wenigstens hat Hunderttausende hinterlassen. Er war aber zugleich ein sehr unter-

nehmender Kaufmann; der Hauptverkehr seines Handels war mit Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und mit Amerika. Die französische Revolution hatte dem Handel mit Frankreich und den Niederlanden einen gewaltigen Stoß gegeben. Der im October 1801 zwischen England und Frankreich abgeschlossene Frieden von Luneville belebte die Hoffnungen des Handelsstandes und führte zu neuen Unternehmungen, deren Erfolge durch den im Mai 1803 wieder ausbrechenden Krieg vereitelt wurden. Der General Mortier besetzte das Churfürstenthum Hannover, welches ihm durch die am 4. Juni 1803 abgeschlossene Convention von Sulingen ohne Schwertstreich überliefert wurde. Durch eine damals eintretende Handelskrisis und durch den Verlust eines sehr beträchtlichen Waarenlagers zu St. Thomas, welches bei dem dortigen großen Brande mit eingeäschert wurde, erlitt mein Großvater so bedeutende Verluste, daß er sich gegen Ende des Jahres 1805 am Rande eines Abgrundes befand. Am 4. November 1805, 6 Uhr Morgens, machte ein plötzlicher Tod seinem Leben in Bennemühlen ein Ende. Der mit einer Enkelin von Johann Georg Louis, geborenen Dammann, verheirathete Kaufmann Georg Braun wurde zum Vormunde der Louis'schen Kinder ernannt. Dieser fand, daß die Activa in 82,000 Thlr., die Passiva in 220,000 Thlr. Gold bestanden. Das von ihm den Gläubigern vorgeschlagene Arrangement wurde von diesen bereitwillig angenommen, meine Großmutter opferte den vierten Theil ihres eingebrachten Vermögens, um dasselbe zu Stande zu bringen. Sie übernahm das Haus an der Leinstraße für 13,000 Thlr. Gold, denselben Preis, für welchen es in besseren Zeiten fast neu angekauft war. Es wurde 1816 von den Erben für 19,000 Thlr. Gold an den jetzigen Besitzer verkauft, ist jetzt aber mehr als 50,000 Thlr. werth. Die in Bennemühlen angelegte Bleiche wurde für 6000 Thlr. Gold übernommen, sie hat

64 Jahre später auch nur diesen Preis eingetragen. Die beiden ältesten Söhne übernahmen den Leinen- und Garnhandel des Vaters, sowie die Bleiche. Meine Großmutter überlebte den Tod ihres Gatten nur kurze Zeit, sie starb in Hannover am 26. April 1809.

Kindersegen.

In den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung wohnten meine Eltern in dem großväterlichen Hause an der Leinstraße. Hier war es, wo ihnen am 2. November 1802 das erste Kind, meine Schwester Sophie geboren wurde. In demselben Jahre starb der Leibchirurgus Lampe und mein Vater wurde mit 800 Thlr. Besoldung zu dessen Nachfolger ernannt. Als solcher hatte er die höchste Stufe seiner Carriere erreicht, durch Einführung der Kuhpocken Ruhm erworben, sein Vorzimmer war gefüllt mit den vornehmsten und reichsten Leuten und seine Einnahmen überstiegen bei weitem seine Ausgaben. Es fehlte nichts mehr zu seinem Glücke als ein Sohn; auch dieser ließ nicht lange auf sich warten. Es ist doch tröstlich zu wissen, daß man seinem Vater einmal wenigstens im Leben eine große Freude gemacht hat, wie ich an meinem Geburtstage, den 6. März 1804. Kaum hatte die Hebamme meine erste Toilette besorgt, als mein Vater mich in einen, meiner Mutter gehörenden großen Muff steckte, um mich seinen, mit ihm unter einem Dache wohnenden Schwiegereltern als ersten Enkel zu präsentiren. Ich habe diesen Muff, der mein erster Ehrenpelz war, noch recht gut gekannt. Er war von Zobel, inwendig mit weißer Seide gefüttert und groß genug, den ganzen Unterleib warm zu halten, eine Pflicht, welche die Damen jetzt oft versäumen. Man muß sie deshalb daran erinnern und macht sie leichter fügsam, wenn man nicht von dünnen oder dicken Gedärmen und anderen plebegischen Organen, sondern vom Sonnen-

geflechte spricht, welches dieselben mit Nerven versorgt. Nach dieser Staatsvisite bei den Großeltern wanderte ich in eine von den sehr eleganten, aber unpraktischen hölzernen Wiegen, wie sie der Großvater den ersten Enkelkindern zu schenken pflegt, die nachher gewöhnlich einer Korbwiege Platz machen. Mein Vater aber begab sich sofort auf die Reise, um eine Amme für mich zu suchen, denn meine Mutter hatte schon bei ihrem ersten Sprößlinge eingesehen, daß sie auf das glückliche Gefühl verzichten müsse, ihre Kinder selbst zu nähren. Durch seine Kuhpockenimpfungen war mein Vater mit allen Geistlichen der Umgegend in Berührung gekommen. Diese Herren kennen die Familien, in denen der kleine Gott sich unnütz gemacht hat, von dem in ihrem Katechismus nichts vorkommt. Die erste Entdeckungsreise meines Vaters in Nahrungsangelegenheiten meiner ältesten Schwester war so gut ausgefallen, daß die Amme zum Factotum der Familie emporstieg. Von der meinigen weiß ich nur zu berichten, daß sie Lene hieß und aus der Geschichte verschwindet, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan.

In damaliger Zeit verstand es sich von selbst, daß eine Amme genommen wurde, wenn die Mutter nicht nähren konnte. Jetzt ist es anders, man macht Experimente, und da sie oft zu gelingen scheinen, so sind die Ansichten der Aerzte getheilt, der eine empfiehlt eine Amme, der andere nicht. Sie kosten Geld, deshalb lieben die Väter sie nicht, die Mütter sind eifersüchtig auf die Zuneigung des Kindes zu seiner Amme und die ledigen Tanten rümpfen die Nase über die unmoralische Person. Von Gelehrten muß man die Einwendung hören, die alten Germanen hätten auch keine Ammen gehabt (sua quemque mater uberibus alit. Tacit.), worauf man freilich erwiedern kann, die Mütter hätten ihre Kinder wohl besser nähren können, weil die Väter nicht nöthig hatten, auf Heirathscautionen Rücksicht zu nehmen (dotem non uxor marito, sed uxori maritus

offert. Tacit.). Man kann sich zuweilen darauf berufen, daß auch Goethe eine Amme gehabt habe, deren Biographie leider noch nicht geschrieben sei, sonst würde man wissen, was er dieser Alles zu verdanken habe. Es ist wirklich ein Verdienst von Berthold Auerbach, daß er in seinem Roman „Auf der Höhe" mit so viel Liebe und Verständniß das höhere Ammenwesen geschildert hat, dessen Vortheile und Nachtheile er gleich unparteiisch schildert. Die gute Walburga wird eine wohlhabende Frau, aber auch habsüchtig und klatschhaft. Es liegt darin die Aufforderung, sich der Erziehung der Amme etwas anzunehmen, wie dies von wohlgesinnten Leuten geschieht. Schlecht behandelt wird eine Amme fast nie, weil das Kind darunter leiden würde, sie wird aber oft verzogen und faul. Ich kenne eine Familie, in welcher die Hausfrau sich nicht entschließen konnte, die Ammen wieder fortzuschicken, weil die Kinder sich so sehr daran gewöhnt hätten, bis der Ehemann bei der vierten erklärte, er würde sie alle mit Rattengift vertilgen.

Bei meiner am 28. März 1804 stattfindenden Taufe waren die Gevattern der Kaufmann Braun, ein Verwandter meiner Mutter, der Rector Krause, der Vater von Carl Krause, ein Verwandter meines Vaters, und mein Großvater, von welchen ich die Namen Georg Friedrich Louis erhielt. Ich wurde immer Louis genannt und habe Anstand genommen, mich Ludwig zu schreiben, weil es sich um einen Familiennamen handelt, den man nicht zu übersetzen pflegt. Bei meiner Anstellung in Bayern wurde ich zum Ludwig gemacht, aber ohne nachhaltige Wirkung. In meinen ersten Lebensjahren soll meine Gesundheit sehr schwankend gewesen sein, meine Tante Dorette sagte, es sei meines Vaters Meisterstück gewesen, mich groß gezogen zu haben. Diese Periode liegt außerhalb meines Erinnerungs-Vermögens, wo dieses anfängt, bin ich ein fröhliches Kind gewesen.

Von 1802, wo meine älteste Schwester geboren wurde, bis 1815, wo mein jüngster Bruder den Beschluß machte, hatte meine Mutter neun Kinder, vier Söhne und fünf Töchter, von denen zwei, Louise und Amalie, in der Zahnperiode an Krämpfen starben. Meine Mutter hörte nie auf, diesen Verlust zu beklagen, und hatte die Büsten der beiden Kinder auf ihrem Schreibtische stehen.

In der damaligen Zeit holte der Storch die kleinen Kinder aus dem großen Fischkasten bei der Pionnier-Caserne. Bei der Geburt meines jüngsten Bruders kam es mir zuerst so vor, als ob der Storch ein loser Vogel sei. Er hatte sich früher schon sehr rücksichtslos benommen und meine Mutter mit meinem ältesten Bruder überrascht, als sie für einige Zeit nach Linmer gezogen war, wo sie sehr eng logirte. Mein Vater ließ damals in die Zeitung setzen, seine Frau sei, ganz unerwartet, mit einem kräftigen Knaben niedergekommen worüber er dann viele Scherze zu hören bekam.

Meine frühesten Erinnerungen

reichen bis in mein fünftes Jahr, denn ich weiß, daß ich meine Großmutter gekannt habe, welche am 26. April 1809 gestorben ist. Ich sehe sie noch, in ihrem Lehnstuhle sitzend, in dem großen Parterrezimmer des Hauses an der Leinstraße, mit ihrem feinen blassen Gesichte und einer Haube mit lila Bändern. Auch erinnere ich mich einer Weihnachtsbescheerung bei ihr, in demselben Zimmer, mit einer fußhohen Festung von Torf, welche mit beweglichen Soldaten und Kanonen reich versehen war. Kunstwerke dieser Art waren früher stets die Zierde des hannoverschen Weihnachts-Marktes, Ritter und Bauern, Weiber und Kinder von Torf waren da zu kaufen und blickten mit Verachtung auf ihre Nachbarn, die Rosinen-

männer, deren Rumpf von Zwetschgen, das Gesicht von einer halben Mandel fabricirt war.

Dann finde ich mich wieder in dem Hofe des Hauses Nr. 6 an der Burgstraße, bei hellem Sonnenschein an einem Fasse stehend, mit dessen Inhalt ich mein weißes Sonntagskleid jämmerlich besudelt hatte, in Erwartung eines Donnerwetters über meine Missethaten. Nach dem Tode des Großvaters, 1805, hatten meine Eltern dort ihre Wohnung bezogen, welche sie bis 1812 beibehielten.

An dieses Haus, mit zwei Höfen und weitläuftigen Hintergebäuden, knüpfen sich mannigfaltige Erinnerungen, medicinische, astronomische und patriotische. Es gehörte der Wittwe des Goldarbeiters Wilhelmi, die mit Hülfe ihrer beiden Schwäger ein großes Geschäft fortsetzte. Diese schon bejahrten Männer waren meine guten Freunde. Onkel Conrad, der ältere, sah so aus wie Leibnitz' Monument, er war sehr geschickt im Wachsbossiren und in getriebener Silberarbeit, er hatte zu pomologischen Zwecken eine Sammlung der schönsten Früchte in Wachs dargestellt. Onkel Heinrich, der jüngere, sah so aus wie Blücher, er ging gern auf die Jagd, trug ein Jägercostüm und verstand sich vortrefflich darauf, Vögel auszustopfen. Sie waren sehr fleißige Leute, nur selten drang ich in ihre Arbeitszimmer, welche nach dem Hofe zu lagen, aber sehr oft warfen sie mir kleine Geschenke zu, wenn ich auf dem Hofe spielte. Von den Frauen im Hause habe ich keine so angenehme Erinnerungen, es waren alte Jungfern darunter, vor denen ich mich fürchtete. Außer den beiden Höfen mit Speichern und Pferdeställen gefiel mir in dem Hause besonders die Treppe, welche so eingerichtet war, daß man auf dem Geländer bequem herunterrutschen konnte; das war der Standpunkt, von dem ich damals die Architectur beurtheilte. Er hat auch jetzt noch seine Geltung, denn er setzt eine sehr bequeme Treppe voraus, die

heutzutage immer seltener wird. In diesem Hause war es, wo ich eines Abends in den Armen meines Vaters erwachte, in dessen Zimmer ich schlafend gewandert war. Es war davon die Rede, man wolle vor mein Bett ein Gefäß mit Wasser stellen oder nasse Tücher legen, um mich zu erwecken, wenn ich wieder nachtwandeln sollte. Dazu kam es aber nicht und so muß das Nachtwandeln wohl sehr vorübergehend gewesen sein. An einem Weihnachtsabend verbrannte ich mich ganz leicht mit Siegellack und war davon scheinbar so angegriffen, daß ich an der Bescheerung gar keine Freude hatte. Am Tage darauf brachen die Masern bei mir aus und erklärten meine weinerliche Stimmung. Auch die übrigen Geschwister wurden befallen. Scharlach haben wir nicht gehabt. Im Jahre 1817 war mein Vater in der größten Sorge, als der Parterre wohnende Hausbesitzer unserer damaligen Wohnung an der Marktstraße in einer Woche seine drei Kinder am Scharlach verlor.

Von meinen Beobachtungen des großen Kometen von 1811 habe ich noch die deutlichsten Erinnerungen, jeden Abend gingen wir auf die Burgstraße hinunter, wenn der Komet sichtbar war. Im Kometenjahre wurde Hannover von der Ruhr heimgesucht, meine älteste Schwester wurde davon ergriffen und nur mit Mühe gerettet. Dr. Heine wurde zu Rathe gezogen, dies geschah auch, als meine zweite Schwester von einer Entzündung am rechten Vorderarm ergriffen wurde. Mein Vater öffnete eine fluctuirende Stelle, gegen eine nachbleibende Verhärtung wurde Phosphorsalbe eingerieben, deren Leuchten im Dunkeln mich sehr interessirte, ich selbst habe sie aber doch nie verschrieben. Eine meiner Schwestern litt in ihren ersten drei Lebensjahren an dem sogenannten Kopp'schen Asthma, wir übrigen Kinder mußten sehr vorsichtig mit ihr umgehen, weil sie bei jeder heftigen Aufregung leicht ohnmächtig wurde, sie hat aber nicht die mindesten üblen Folgen davon zurückbehalten, nur an Mi=

graine hat sie oft gelitten, scheint also zu Neurosen disponirt zu sein.

Das furchtbarste Ereigniß in der Familie begab sich Anfangs 1811 an einem Sonntag-Nachmittage. Meine älteste Schwester und ich waren zu einem Kinderballe eingeladen. Sie war schon in ihrem Ballstaate von leichtem Tüll, als sie sich aus der Ofenröhre einen gebratenen Apfel holen wollte. Die aus dem Ofen züngelnde Flamme hatte ihr Kleid ergriffen und im Nu stand sie da wie eine Feuersäule. Glücklicherweise war die Mutter anwesend und rettete ihre Erstgeborene dadurch, daß sie dieselbe in den leinenen Ueberzug eines Sophas einhüllte, mit dem sie sich gerade beschäftigt hatte. Sie erstickte die Flamme, verbrannte sich aber ihre eigenen Hände auf das empfindlichste. Die verbrannte Schwester lag viele Monate lang an ihren Brandwunden, Arme und Hals waren jämmerlich verletzt, sogar der Thorax, obgleich das Corsett von sogenanntem englischen Leder nicht gebrannt hatte. Diese Schwester, welcher die Mutter zweimal das Leben gegeben hatte, blieb immer ihr Liebling; diese Gefühle waren gegenseitig, obgleich die Schwester mit schwärmerischer Verehrung an dem Vater hing, dem sie sehr ähnlich sah. An jenem schrecklichen Tage war natürlich vom Kinderball nicht mehr die Rede, von späteren Festen erinnere ich mich, daß wir beiden ältesten gleichzeitig in einer Portechaise hingetragen wurden, in welcher Zimmermann sich zu seinen Patienten hatte tragen lassen; sie war äußerlich mit Goldleisten verziert und inwendig mit rothem Plüsch ausgeschlagen.

In das Jahr 1811 fällt eine andere chirurgische Wahrnehmung, welche mir erst nach vielen Jahren bedeutungsvoll geworden ist. Mein Vater zeigte mir einen Bäckergesellen aus dem benachbarten Bäckerhause, den er von einer schweren Schädelverletzung ohne Trepanation glücklich geheilt hatte. Ein Scheit Holz, 70 Pfund schwer, war dem Menschen drei Stock-

werk hoch herunter quer auf den Kopf gefallen und hatte ihm einen tiefen Eindruck über beide Seitenwandbeine gemacht; mein Vater ließ mich den Finger in die ausgeheilte Rinne legen, um den Knocheneindruck zu fühlen.

Bald nach 1811 ertrank beim Baden in dem Ricklinger Bache vor meinen Augen ein schöner hoffnungsvoller Knabe, der Bruder vom Professor Heinrich Spitta, welcher letztere Eleve meines Vaters war. Ich sehe noch seine marmorblassen Glieder auf dem Rasen am Bache ausgestreckt, von Knaben umgeben, die sich nicht zu helfen wußten. Dieser Vorfall machte auf mich um so mehr Eindruck, weil ich kurz vorher an derselben Stelle in Lebensgefahr gewesen war, der Strom hatte mich aber schnell an eine Stelle geführt, wo ich wieder Grund fand. Ich lernte nun sehr eifrig das Schwimmen, der berühmte Bademeister Schrader war mein Lehrer. Dieser hat über 500 Ertrinkenden das Leben gerettet, die dankbare Bürgerschaft hat ihm ein Monument gesetzt auf dem Wege zum Badeplatze. Ich habe mir oft gedacht, ach wärst du doch lieber Bademeister geworden als Arzt!

Von der französischen Occupation erinnere ich zunächst, daß 1810 ein Fest zu Ehren des Königs von Westfalen, Hieronymus, im Ballhofsaale stattfand. Der Eingang zu diesem Saale ging durch den Thorweg des Wilhelmi'schen Hauses, meines Vaters Wohnzimmer lag gerade darüber. Ich habe es nicht vergessen, wie er bei dieser Gelegenheit seinem patriotischen Herzen Luft machte.

Unter den vornehmen Leuten, deren Arzt er war, befanden sich zwei Schwestern von großer Schönheit, beide verheirathet mit den angesehensten Männern. Eine derselben hatte sich an den Hof König Jerome's nach Cassel locken lassen, zum großen Kummer meines Vaters, der den Augenblick nicht erwarten konnte, bis sie ihren Irrthum einsehen und Cassel wieder ver-

lassen würde. Es geschah bald, aber die schönen Schwestern waren doch dazu ausersehen, ihn zu betrüben, denn sie sind beide jung gestorben.

Von den französischen Soldaten erinnere ich mich nur der hohen Bärenmützen der Grenadiere und ihres Tambour-Majors, dessen Hauptkunst darin bestand, seinen langen Stab mit silbernem Knopfe hoch in die Luft zu schleudern und dann wieder zu fangen, ohne seiner gravitätischen Haltung das mindeste zu vergeben.

Im Jahre 1812, wo meine Eltern wieder an der Leinstraße wohnten, kamen lange Züge kranker Soldaten auf Bauerwagen durch Hannover, sie pflegten am Holzmarkte Halt zu machen, mein Vater schickte mich dann an der Hand des Bedienten auf die Straße, um Wein oder Lebensmittel an die Leidenden zu vertheilen.

Im Jahre 1813, nach der Schlacht von Leipzig, kam der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, mit 10,000 Schweden nach Hannover; bei dieser Gelegenheit hatten meine Eltern drei höhere schwedische Officiere im Quartier, deren romantische Namen, wie Cederskiold, Adlerswärd, mir lange so erinnerlich gewesen sind, wie ihre blauen Augen und ihr ritterlicher Anstand. In diesem Jahre gingen aus dem Thierbach'schen Institute, dessen Zögling ich war, drei junge Leute der ersten Classe in die deutsche Legion. Sie zeigten sich vor ihrer Abreise zur Armee in Uniform ihren früheren Mitschülern. Seitdem behielt ich viele Jahre das Gefühl, wie traurig es für mich sei, nicht einige Jahre früher geboren zu sein, dann hätte ich auch Theil haben können an den großen Ereignissen des Jahrhunderts. Ich habe mich später darüber getröstet, es hat doch seinen großen Nutzen, in einer glorreichen Zeit gelebt zu haben, man faßt die Weltbegebenheiten anders auf und verzweifelt nicht gleich, wenn die Welt aus ihren Fugen zu gehen scheint.

Im Jahre 1815 hatte mein Vater die Invaliden der

Schlacht von Waterloo zu untersuchen, Tag für Tag war sein Vorzimmer mit diesen Leuten gefüllt; er rief mich zuweilen, um einzelne merkwürdige Fälle zu sehen. In diesem Jahre kam auch die Victoria des Brandenburger Thors zu Berlin durch Hannover, von den siegreichen Preußen aus Paris zurückgeführt. Die riesigen Wagen wurden auch von der Schuljugend mit Jubel begrüßt. Von dem Bilde der Siegesgöttin konnten wir natürlich nichts sehen, wir sollten sie 51 Jahre später persönlich kennen lernen. In meiner Eltern Hause ging es damals sehr lebhaft zu, es war der Mittelpunkt der aus dem Felde heimkehrenden Aerzte. Einer davon ist mir unvergeßlich, ein schöner, eleganter, blonder junger Mann, sehr lustig und ein gewandter Tänzer. Man erzählte von ihm, er habe das Unglück gehabt, seinen Gegner im Duelle zu tödten, mache sich darüber die bittersten Vorwürfe, raufe sich mitunter die Haare aus und wälze sich auf dem Fußboden. Diesen Mann traf ich 33 Jahre später unter ganz veränderten Umständen wieder als Physicus einer bedeutenden Stadt. Seine schlanke Figur war ganz zusammengesunken, sein freundliches Gesicht hatte einen diabolischen Ausdruck bekommen und seine Thaten waren diesem ganz entsprechend. Er war die Plage Aller, die das Unglück hatten, mit ihm in Berührung zu kommen. Ich hatte unter anderem die Aufgabe, vor seinen amtlichen Verfolgungen ein junges schuldloses Mädchen zu retten, deren ganze Zukunft davon bedroht war. Ich weiß nicht, was ihn dergestalt moralisch zu Grunde gerichtet hat, oder ob er, trotz seinem freundlichen Aussehen, schon in der Jugend nichts getaugt hat.

Meine letzte Erinnerung aus dem großelterlichen Hause an der Leinstraße war das Friedensfest von 1815. Zur Feier des Tages gab mein Vater ein großes Diner, wo beim Nachtisch auch die Kinder erscheinen durften. Abends gab der Herzog von Cambridge einen Ball, zu dem auch meine Eltern

eingeladen waren. Meine Mutter war schon im Ballcostüm, als es ihr einfiel, noch einmal die Häupter ihrer Lieben zu zählen und sieh, es fehlte ein theures Haupt, das meinige! Mein Vater mußte allein zu Balle fahren, die Mutter ließ mich vergebens überall suchen und war in Verzweiflung. Endlich um Mitternacht fand mich der Bediente unter einem Sopha im Speisezimmer. Ich hatte zu viel Wein bekommen, war auf dem Sopha eingeschlafen und dann, durch den boshaften Kobold Weingeist unter dasselbe gerathen. Ich kam erst recht zum Bewußtsein, als ich mich mit dem Bedienten auf der Esplanade befand, wohin mich die Mutter noch schickte, um die glänzende Illumination zu sehen, aber die Lichter waren schon im Erlöschen, man sah mehr die Latten, als die daran befestigten Lampen.

Im Jahre 1816 wurde das großelterliche Haus verkauft und meine Eltern zogen in das schöne Haus Nr. 54 an der Marktstraße, welches durch seinen Garten für meinen Vater gewiß die größte Anziehungskraft besaß. Bis dahin hatten meine Eltern einen Garten vor dem Cleverthore gemiethet, wo im Sommer die Familie den Nachmittag zubrachte. Die Mutter wünschte immer, der Vater möge ein Haus kaufen, er konnte sich aber nicht dazu entschließen; er wollte nicht entfernt wohnen und doch einen Garten haben, auch fürchtete er sich vor dem Hausbesitze. In der Franzosenzeit waren durch Einquartierung die Hauslasten so groß, daß einer der Patienten meines Vaters diesem ein Haus zum Geschenk anbot, welches nach dem Frieden für 12,000 Thlr. verkauft wurde.

Meine Schulzeit
von 1810 bis 1821.

Ich muß ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein, als ich zuerst in eine Classe für kleine Knaben in der Mädchenschule

an der Köbelingerstraße Nr. 50 geschickt werden sollte. Dies verletzte meine heiligsten Gefühle, ich setzte mich zur Wehre, aber der Bediente brachte mich hin. Noch auf der Treppe stemmte ich mich gegen die Stufen; vergebens; die Gewalt siegte! Einmal in der Classe angelangt, besann ich mich eines besseren und als nach beendigtem Unterrichte das Spielen auf Tischen und Bänken anfing, fand ich sogar Geschmack an der Schule. Die Freude dauerte aber nicht lange! Wenn es der Zweck der Schule sein soll, einen offenen Kopf zu bekommen, so wurde dies nur allzuschnell erreicht. Eines schönen Tages wurde ich meinem Vater mit einer großen Wunde heimgebracht, die ich mir durch einen Fall beim Voltigiren über Tisch und Bänke zugezogen; sie hatte meine rechte Augenbraue ganz auseinander gerissen, die sich seitdem immer in der Mitte etwas aufgebäumt hat. Mit der Mädchenschule war ich nun fertig und finde mich, nicht lange nachher, in dem neu entstandenen Thierbach'schen Institute wieder; ich erinnere mich, dort 1810 auf mein Schreibbuch geschrieben zu haben, und einer der ersten Schüler gewesen zu sein. Es kam schnell in Aufnahme und setzte den Inspector Thierbach schon nach wenigen Jahren in den Stand, ein großes Haus mit einem herrlichen Garten zu erwerben. Das Haus ist 1871 abgerissen, der Garten ist verschwunden und zu Bauplätzen verwendet worden. Die meisten Besucher dieses Instituts wohnten bei ihren Eltern, die Pensionäre waren meistens Engländer. Der Inspector Thierbach verstand es, gute Lehrer zu engagiren, seine eigene Lehrgabe war nicht bedeutend und seine Kenntnisse waren mangelhaft. Religion und Mathematik waren die Fächer, welche er selbst vortrug. Seine Religion war jedenfalls nicht die Religion der Liebe, er selbst erschien uns wie ein strenger und zorniger Gott, der uns einmal in der Woche wenigstens fürchterlich abkanzelte, vermuthlich aus Prinzip oder übler Angewohnheit, denn im Grunde genommen

war er nicht so böse. Er sorgte für unsere Vergnügungen, beaufsichtigte unsere Spiele im Garten und gab jedem von uns neun Quadratfuß Land, wo wir uns einen Garten anlegen konnten, bei dessen Bearbeitung er uns behülflich war. Im Garten liebten wir den Inspector, in der Classe fürchteten wir ihn. Seine habituellen Strafpredigten machten übrigens wenig Eindruck, man härtete sich bald dagegen ab. Eine wohlangebrachte Bemerkung von ihm machte dagegen bleibenden Eindruck. Zwei meiner Kameraden waren einander in die Haare gerathen und wurden dafür ausgescholten, dabei sagte der Inspector: Macht es doch wie Stromeyer, bei dem verpufft sich die angeborene Heftigkeit im Eifer für seine Studien. Ich muß damals noch recht klein gewesen sein, denn meine Heftigkeit war besonders dadurch zur Sprache gekommen, daß ich einem Schotten, Namens Spence, der noch einmal so groß war wie ich, an den Kopf geflogen war, als er mich neckte; durch einen Schlag an die Nase hatte ich ihm etwas Rothwein gezapft, wie die Engländer sagen. Goliath lachte mich aus und wir waren nachher sehr gute Freunde.

Die Mathematik konnte der Inspector selbst nur bis zur Lehre von den Kreisen, wenn wir so weit im Häseler gekommen waren, wurde ein Examen veranstaltet, dessen Schluß eine fürchterliche Strafpredigt war und dann fingen wir wieder von vorne an. In der Arithmetik war es ungefähr eben so, ich blieb darin sehr zurück, und habe die Buchstabenrechnung eigentlich nie recht begriffen.

Geographie wurde gut vorgetragen und schon Karten gezeichnet, die Geschichte sehr mangelhaft. Sehr gut war der Unterricht in alten und neuen Sprachen, so daß ich die dankbarsten Erinnerungen an meine Lehrer habe, besonders an den Inspector Oeltzen, welcher Griechisch und Lateinisch lehrte, an Herrn Lacabane, den Lehrer der englischen und den Abbé Les-

caillet, den der französischen Sprache. Diese drei Herren waren allgemein beliebt, nicht minder auch Carl Reinecke, der jetzige Feldprobst, welcher schon vor seinen theologischen Studien für die unteren Classen engagirt war. Er hat jetzt, in seinem 72. Jahre, noch ein so jugendlich frisches Herz, daß man begreift, wie er vor einem halben Jahrhundert den Kindern hat gefallen müssen. Bei Herrn Oeltzen lernten wir die alten Sprachen nicht blos grammatikalisch, wir lernten auch die Classiker lesen und darin liegt wohl der Grund, daß ich diesen Studien nur ihre guten Seiten abgewonnen habe und die Klagen sehr lächerlich finde, die man jetzt oft darüber hören muß, besonders von Leuten, die sich einbilden, daß man durch Naturgeschichte alle classischen Studien entbehrlich machen könne. Ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn diese Idee jemals maßgebend werden sollte. Das bischen Naturgeschichte, was unsere jungen Leute jetzt lernen, hat sie schon so übermüthig gemacht, wie würden sie erst werden, wenn sie nichts mehr davon erführen, daß es schon in alten Zeiten Männer gegeben hat, welche der Jugend als unerreichbare Muster der Tugend, des Genius und der Thatkraft hingestellt werden können. Was würde aus Shakespeare, Goethe oder Schiller geworden sein, selbst wenn sie gelernt hätten, den Kosmos von Humboldt zu erklären, wenn nicht der ganze Himmel des classischen Alterthums sich über ihnen gewölbt hätte? Es sind die idealen Güter des Menschen, welche in dem Studium der Classiker zur Geltung kommen, diese gipfeln freilich in der Religion, aber die Lehren derselben müssen dem jugendlichen Gemüthe durch Beispiele verständlich gemacht werden. Die religiösen Ansichten der Alten dienen außerdem dazu, die Schönheit des christlichen Glaubens in ein helleres Licht zu stellen und zur Toleranz zu führen; schon das Kind lernt einzusehen, daß Tugend und Geistesgröße auch mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen

vereinbar sind. In meiner Jugend dachte man noch nicht daran, Naturgeschichte in den Schulen zu lehren, dieser Fortschritt gehört einer späteren Zeit an; für den Sohn eines Arztes war dies weniger zu beklagen, als für andere; mein Vater suchte seine Kinder stets darüber zu belehren; er examinirte uns bei unseren Ausflügen über die Pflanzen des Feldes, die Thiere des Waldes, führte uns in Menagerien und ließ uns Naturalien sammeln. Ich mußte sogar lernen Vögel auszustopfen bei einem großen Meister in diesem Fache, dem k. Küchenschreiber Hegewisch, der damals in Linden wohnte. Ich erinnere mich noch meines größten Werkes auf diesem Gebiete, eines Storchs. Ein Glaskasten sollte für das große Thier nicht angeschafft werden, ich stellte den Vogel deshalb auf einen Schrank im Treppenhause, wo meine Mutter ihn aber nicht dulden wollte und verschwinden ließ.

Für meine Studien in der englischen Sprache war es ein Glück, daß Herr Lacabane, mein erster und einziger Lehrer darin, ein so vortrefflicher Mann war, daß ihm gegenüber auch die wildesten Buben zahm wurden, ohne daß er jemals die evangelische Milde seines Wesens zu verläugnen nöthig gehabt hätte. Er war so dick wie Falstaff, hatte aber einen schönen Kopf und ein zugleich sonores und weiches Organ. Seine Schicksale waren, seinem Charakter entsprechend, etwas sentimentaler Art. Er war katholischer Priester gewesen, die Liebe hatte ihn seinem Stande entfremdet und nach Deutschland geführt. Seine Frau war früh gestorben und hatte ihm ein einziges Töchterchen hinterlassen, deren Zukunft sein ganzes übriges Leben gewidmet blieb. Der alte französische Abbé hatte nichts Sentimentales an sich, aber eine gute Aussprache und Lehrmethode. Er hatte mit Stundengeben viel Geld verdient und war geizig geworden. Er ließ sich nur am Sonntag rasiren und sah gegen Ende der Woche wie ein Stachelschwein aus. Er ging mit

kurzen Hosen, schwarzen wollenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen und trug dabei einen rhabarberfarbenen Ueberrock von historischer Wichtigkeit für uns Schüler. Eines schönen Tages hatte er sich beim Trödler einen Rock von dieser Farbe gekauft, dessen Aermel, bei Lichte betrachtet, zu schadhaft waren, um sich damit sehen zu lassen. Der Schneider mußte ihm ein Paar neue Aermeln dazu machen, die aber so abstechend ausfielen, daß schließlich nichts anderes übrig blieb, als zu den neuen Aermeln einen neuen Rock machen zu lassen.

Sehr übel bestellt war es mit dem Zeichnen. Von freiem Handzeichnen war gar keine Rede, der Lehrer gab uns Kupferstiche als Vorlagen, die Contouren wurden am Fenster durchgezeichnet, dann wurde die Copie mit schwarzer Tusche ausgepinselt. Damit dieselbe recht sauber bliebe, beklebte man sie mit einem Papier, von dem immer nur ein paar Quadratzoll weggeschnitten wurden, an denen man gerade arbeitete. Mit diesen elenden Künsten habe ich neun Jahre hingebracht; ich glaubte nicht das mindeste Talent zu haben und doch kam dies gleich zum Vorschein, als ich später einen andern Lehrer erhielt.

Musik wurde in dem Thierbach'schen Institute nicht getrieben, aber dafür sorgte mein Vater, er ließ mich schon in meinem achten Jahre Clavierstunde nehmen und ich mußte Abends mit meiner ältesten Schwester kleine Duette singen, zu denen er die Begleitung spielte. Da wir des Vaters Freiplätze benutzen durften, so kamen wir auch schon früh in das Theater, besonders wenn Opern gegeben wurden, die Zauberflöte, Lilla oder Schönheit und Tugend, Joseph in Aegypten, das unterbrochene Opferfest, Doctor und Apotheker, gehören zu meinen frühesten Jugenderinnerungen. Von Lustspielen erinnere ich mich nur der Vorstellungen des Komikers Wurm und von Schauspielen Otto von Wittelsbach, weil darin der Schauspiel-

director Städeler, welcher den Otto spielte, vom Schlage gerührt wurde. Die Oper wurde damals unter dem musikliebenden Herzog von Cambridge sehr bevorzugt, erst später hob sich auch das Schauspiel unter der Regie des Herrn von Holbein, der Hannover die Madame Renaer zuführte, eine der seelenvollsten Schauspielerinnen, die ich je gesehen habe.

Für meine musikalische Ausbildung war es besonders förderlich, daß meine Eltern mich seit meinem zwölften Jahre die großen Winterconcerte besuchen ließen, wo ich niemals fehlte. So lernte ich schon früh die Symphonien von Haydn, Mozart und Beethoven kennen und lieben. Kiesewetter, einer der größten Geiger aller Zeiten, spielte wenigstens einmal an jedem Concertabend. Er machte auf mich den tiefsten Eindruck, ich würde ihn für Apollo selbst gehalten haben, den Raphael mit der Violine darstellt, aber er hatte sehr dunkle, große Augen und rabenschwarzes Haar, wie es für den Sonnengott nicht geeignet erscheint. Er besaß vor vielen anderen Geigern den Vorzug, daß er selbst gar nicht componirte.

Meine Confirmation 1818.

Obgleich unsere Eltern die Kirche nicht häufig besuchten, so waren sie doch gottesfürchtige, christlich-gesinnte Leute und wünschten ihre Kinder in demselben Geiste zu erziehen. Mein seliger Vater überwarf sich in London, wie er in dem dort geführten Journale bemerkt, mit seinem besten Freunde, weil dieser an der Unsterblichkeit der Seele zweifelte und gesagt hatte, es müsse erst bewiesen werden, daß der Mensch überhaupt eine Seele habe. In seinem Ausgabenbuche stehen, außer den Gebühren für Kindtaufen, auch die für Communion bemerkt. Durch seine Kuhpockenimpfungen mit Schullehrern und Landgeistlichen in vielfacher Berührung, lebte er mit den Gottesgelehrten auf gutem Fuße. Es wurde beschlossen, daß ich, als ein wilder

Bursche, den Confirmationsunterricht zweimal besuchen sollte, meine ältere Schwester hatte denselben nur einmal genossen. Dies fiel insofern gut aus, daß ich zuerst bei dem Oberconsistorialrath Sextro, einem würdigen Manne, der in hohem Alter allgemein geehrt gestorben ist, den Saal besuchte. Man hat ihm zum Andenken seinen Namen auf eine Straße übertragen, der es jedoch noch sehr an Häusern fehlt. Seine Hauptlehre, die ich mir gut gemerkt habe, war, daß das Thun die Hauptsache sei. Er brachte diesen Satz auch in seinen Predigten öfter an; eine schwerhörige alte Dame fragte einmal, was ist denn das für ein Huhn, von dem der Herr Oberconsistorialrath so oft spricht. Der große Nachdruck, welchen der treffliche Mann auf das werkthätige Christenthum legte, machte es mir begreiflich, daß die Anforderungen in Betreff des Glaubens nicht so streng zu nehmen wären. Der zweite Prediger, bei dem ich schließlich confirmirt wurde, war ein sehr beliebter Kanzelredner, der die ecclesiastische Trommel sehr gut zu rühren verstand, das Instrument, welches einen Schwall von Worten mit dem Curse von Gedanken hervorbringt, wie die Trommel Geräusche mit dem Werthe von Tönen. Dieser war mehr für die Rechtfertigung durch den Glauben, deren er selbst sehr bedürftig war, denn seine Thaten ließen viel zu wünschen übrig. Er legte sich auf den Trunk, wurde in eine Provinzialstadt versetzt, wo er früh gestorben ist.

Das ganze Jahr vor meiner Confirmation mußte ich Sonntags regelmäßig die Kirche besuchen und die nachgeschriebene Predigt dem Pfarrer einreichen. Diese Aufgabe setzte mich in große Verlegenheit, das erste Mal half mir meine älteste Schwester aus der Noth und ich konnte mit ihrer Hülfe einen wirklich geistreichen Auszug der Predigt liefern, in welchem alle Blumen der Rhetorik abgestreift waren, so daß nur die klaren Gedanken in einfachen Worten erschienen. In der nächsten

Stunde wurde diese Arbeit vorgelesen und als Muster empfohlen. Ich gab mir Anfangs Mühe, es meiner Schwester gleich zu thun, aber vergebens; die Predigten schrumpften jämmerlich zusammen, schier bis auf Text und Eintheilung. Ich konnte es nicht dahin bringen wie Goethe, zunächst nur nachzuschreiben, ohne mich um den Sinn zu bekümmern; ich wollte gleich verstehen, was ich hörte und das gelang mir nicht. Goethe hat es freilich auch bald aufgegeben. Nach der Confirmation durfte ich die Kirche besuchen, so oft ich wollte, ohne diese Erlaubniß zu mißbrauchen. In Göttingen hörte ich den vortrefflichen Superintendenten Ruperti, in Berlin Schleiermacher predigen. Im Uebrigen sah ich die geistlichen Herren in katholischen Ländern oft am Krankenbette, wo sie sich menschenfreundlich und hülfreich erwiesen und mir sogar bei Operationen halfen, in protestantischen Ländern bei Hochzeiten und Kindtaufen, wo sie mir nicht immer gefielen, weil sie die heiligen Handlungen zu geschäftsmäßig betrieben oder auf die Gefühle ihrer Zuhörer zu wenig Rücksicht nahmen. Bei einer Trauung in Hannover sagte der Pastor zu der ganz mittellosen Braut: nicht ihres Reichthums, nicht ihres Geistes, nicht ihrer Schönheit wegen sei sie erkoren! Da fing die Braut an zu weinen und hörte kaum den begütigenden Nachsatz, der ihren Charakter hervorhob. Ich dachte mir dabei, welchen Stachel kann dies in der Seele der jungen Frau zurückgelassen haben! Vor Leichenreden habe ich mich immer gehütet, der Arzt spielt dabei eine zweifelhafte Rolle, man denkt leicht an Ursache und Wirkung und läuft in neueren Zeiten Gefahr, allerlei Sottisen ruhig anhören zu müssen, wie bei der Beerdigung einer edlen, vielgeliebten Tante, welche ihr ganzes Leben dem Wohlthun gewidmet hatte, aber eines lahmen Fußes wegen die Kirche selten besuchte.

Die rührendste kirchliche Feier, der ich beigewohnt habe, war die Confirmation der beiden königlich hannoverschen Prin=

zessinnen Friederike und Mary. In meiner Erinnerung leben ihre Gestalten noch, wie sie nach der feierlichen Handlung von einem feenhaften Wagen schnell hinweggeführt wurden.

Es wird den Aerzten oft zum Vorwurfe gemacht, daß ihre Studien sie zu Atheisten und zu schlechten Christen machten. Wenn das Christenthum in dem Wunderglauben bestände, so könnte man Recht haben, denn ein ehrlicher Arzt glaubt nicht an Wunder. Er sucht sich mit den Gesetzen bekannt zu machen, nach denen die Welt regiert wird, mit deren Hülfe sich Alles natürlich erklärt, auch die Mittel finden lassen, Uebel zu verhüten und Leiden zu heilen oder zu vermindern. Man kann auch nicht zugeben, daß in früheren Zeiten Wunder geschehen sind. Ein Wunder ist nur das, was die Aufhebung der Naturgesetze voraussetzt, um zu geschehen. Die Welt besteht durch diese Gesetze, sie müßte also untergehen, um ein Wunder möglich zu machen. Wer dahin gelangt ist, anzuerkennen, daß die Welt nach ewigen Gesetzen regiert werde, kann kein Gottesläugner sein, denn nach menschlichen Begriffen muß ein Gesetzgeber da sein, wo Gesetze bestehen und wirksam sind; daß man sich von dem Gesetzgeber der ganzen Welt keine deutliche Vorstellung machen kann, braucht nicht dahin zu führen, dessen Dasein zu läugnen. Am wenigsten aber scheint es mir nöthig, den lieben Gott abzuschaffen, um sich der Pfaffenherrschaft zu erwehren. Was die Charlatans sind für die Heilkunst, das sind die Pfaffen für die Religion. Man schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus, sondern reinigt die Tempel von dem Gesindel. Der Tempel Aesculaps so gut wie alle übrigen bedürfen mitunter des Besens.

Kein Stand ist so wie der ärztliche berufen, die Schönheit und Nothwendigkeit einer Religion der Liebe, wie Christus sie lehrte, durch Thaten kund zu thun. Christus selbst war Arzt, seine Heilungen wurden von den Zeitgenossen für Wunder ge-

halten, man kann jetzt noch alle Tage ähnliche verrichten, wenn man seine Leute darnach wählt. Glücklicher Weise ist die Bildung jetzt schon so weit fortgeschritten, daß man diejenigen nicht mehr Aerzte nennt, welche Wunder zu verrichten vorgeben, auch nicht Wunderthäter, sondern Charlatans! Selbstverläugnung und Anerkennung der Naturgesetze bezeichnen den wahren Arzt, Selbstvergötterung und Verläugnung der ewigen Gesetze den Charlatan. Je mehr das Studium der Naturwissenschaften in alle Classen dringt, desto mehr sinkt das Ansehen der Charlatans auf allen Gebieten. Das wissen die Finsterlinge sehr gut, daher ihre innige Verbrüderung, wenn ihre Gegner sich bemühen, den Naturgesetzen nachzuspüren.

Große Geister suchen diese Gesetze zunächst nur ihrer selbst wegen, um die Lücken menschlichen Wissens auszufüllen und Gott, von dem man sich sonst kein Bild machen kann, in seinen Werken kennen zu lernen. Erst in zweiter Linie steht der Nutzen, welchen die ewigen Wahrheiten dem Menschen bringen, aber es dauert gewöhnlich nicht lange, bis dieser deutlich hervortritt. Man erkennt es jetzt schon, wie der electrische Telegraph die Geschicke des Menschengeschlechts umgestalten müsse, nachdem Dampfschiffe und Eisenbahnen vorangegangen. So folgenreiche Entdeckungen ändern freilich nichts an den Gesetzen der Weltordnung, deren Kenntniß sie entspringen, aber sie zeigen die Gottähnlichkeit des menschlichen Geistes, der zugleich erschafft und zu regieren befähigt ist. Das ist freilich nur Wenigen vorbehalten, aber auch im einfachsten Naturzustande ist der Mensch darauf hingewiesen, die ewigen Gesetze kennen zu lernen. Der Trieb der Selbsterhaltung zwingt ihn dazu, das gebrannte Kind scheut das Feuer, das Wasser hat keine Balken!

Die Naturgesetze beschränken den freien Willen des Menschen, dessen erste Pflichten darin bestehen, sich ihnen zu unter-

werfen, aber sie heben ihn nicht auf. Daß der Mensch kein willenloses Werkzeug der Naturgesetze sei, lehrt die Erfahrung. Soll oder soll ich nicht? Sein oder Nichtsein? Das sind oft inhaltsschwere Fragen, deren Beantwortung uns Stunden, Tage, Monate, Jahre lang quälen kann. Oft klärt sich inzwischen die Lage weiter auf, zuweilen bleibt uns nichts übrig, als der Eingebung des Augenblicks zu folgen, oder unsern Entschluß an den Knöpfen abzuzählen.

Die freie Selbstbestimmung der geistesgesunden Menschen gehört zu den nothwendigen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft. So lange es Staaten gegeben hat, unterschied man zwischen Recht und Unrecht, wie zwischen Tag und Nacht. Auch lehrt die Erfahrung, daß die menschliche Gesellschaft um so besser gedeiht, je mehr man Werth legt auf den freien Willen des Menschen, indem man ihn der Freiheit würdig und theilhaftig macht. Das Gegentheil führt durch Sclaverei schließlich zum Untergange; die moralischen Stützen der Gesellschaft brechen zusammen, die physischen folgen nach, an die Stelle wohlgeordneter Verhältnisse tritt wieder das Chaos, aus dem sich Alles von neuem entwickeln muß. Der Stärkere macht zuerst sein Recht geltend, der Despotismus herrscht, dann kommt die Klugheit und führt den Starken am Gängelbande, der Rechtsstaat bildet sich, zuletzt erst erscheint die Religion und in ihrem Gefolge Poesie und Kunst. Diese himmlischen Mächte verschönern nicht blos das irdische Dasein, sie erfüllen das Gemüth des Menschen mit glanzvollen Bildern eines besseren Jenseits.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist dem feinfühlenden Menschen ebenso nothwendig wie Speise und Trank. Gesegnet sei, wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, er ist jedenfalls einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts. Ohne diesen Glauben würde uns das Leben unerträglich sein und eine Religion der Liebe wäre nicht zu begreifen. Wir

könnten die ewige Trennung von geliebten Freunden und Angehörigen nicht ertragen und die Opfer nicht bringen, welche die Nächstenliebe auferlegt.

Positive Beweise für die Unsterblichkeit der Seele lassen sich nicht bringen, der electrische Telegraph ist noch nicht erfunden, der die Seelen der Abgeschiedenen mit denen der Lebenden verbindet, aber wenn das Studium der Naturwissenschaften lehrt, daß im Weltall nichts verloren geht, daß auch die Materie ewig ist, daß die zerfallenden Körper stets zu neuen Schöpfungen verwendet werden, so gewinnt dadurch die Idee um so größere Wahrscheinlichkeit, daß die Kraft, welche den menschlichen Geist darstellt und zu den edelsten Erzeugnissen im Erdenleben, den Werken des Genius befähigt, eben sowohl unvergänglich sein müsse und in erneuerter Gestalt auferstehen werde.

Es ist ungefähr ebenso bestellt mit allen ideellen Gütern des Menschen. Die ewige Wahrheit und Schönheit einer Religion der Liebe, der Poesie, der Kunst, läßt sich nicht beweisen, man kann sie nur fühlen und an ihren Wirkungen ermessen. Sie beglücken und veredlen uns, deshalb sind sie für feinfühlende Gemüther theurer als alle Schätze der Welt. Auch der Glaube an Unsterblichkeit beglückt und veredelt uns, er ist um so höher zu schätzen, weil, früher oder später, ein jeder desselben bedarf. Wer den Apoll vom Belvedere zerstört, ein Bild von Raphael, das Manuscript eines großen Dichters oder Tonkünstlers vernichtet, versündigt sich an Vielen, wer die Unsterblichkeit der Seele anzweifelt, an Allen! —

Der Arzt ist öfter als andere in der Lage, zu beobachten, daß in einem schwachen, kränklichen Körper eine große Seele wohnt, daß der Körper allmählich durch Krankheit zerstört wird, der Geist aber noch in seiner früheren Klarheit leuchtet. Dem Erlöschen des Lebens gehen oft noch rührende, originelle oder geistvolle Aeußerungen vorher, welche jedenfalls nicht dazu dienen können,

materialistische Ansichten zu begünstigen, vielmehr darauf hinweisen, daß ein kräftiger Geist sich theilweise unabhängig macht vom Einfluß der Materie. „Mehr Licht!" rief Goethe im Sterben; „Mehr Suppe!" ein alter Baron Bonvivant in Freiburg; „Liebt Euch!" war das letzte Wort eines hier 1869 verstorbenen, 75jährigen Arztes an seine um ihn versammelten Kinder. „Wir werden uns zuerst wiedersehen, Papa!" sagte im Sterben meine älteste Tochter, Frau Anna Esmarch, am 31. Mai 1870. Ich habe öfter beobachtet, wie der Tod eines unheilbar Kranken verzögert wurde durch sehnliche Wünsche eines liebenden Herzens. Der durch den Telegraphen gerufene Sohn kommt an und bald darauf erfolgt ein sanftes Ende. Die alte Geschichte von dem Holländer, der nicht sterben konnte, ehe er seinem Sohne gesagt hatte, er möge seine Pfeife immer ordentlich anstecken, ist keine leere Erfindung und hat nicht blos einen scherzhaften Sinn, man soll eben Alles im Leben herzhaft anfassen.

Für mich liegt der beste Beweis für die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes darin, daß derselbe fähig ist, ewige Wahrheiten zu fassen und zu finden. Die Kraft, welche dies vermag, ist vermuthlich ebenso unvergänglich, wie ihre Aeußerungen. Die ewigen Gedanken sind nicht blos mathematischer und physikalischer Natur, sie sind zerstreut über das ganze Gebiet menschlichen Erkenntnißvermögens, wenn sie gleich, oft für eine Zeit lang verdunkelt, dem Gedächtnisse der Menschen entschwinden.

In der Fähigkeit, ewige Gedanken zu begreifen und zu finden, liegt der Hauptunterschied des Menschen von dem Thiere, eine Kluft, die Nichts auszufüllen im Stande sein wird.

Mit solchen Ideen seit jungen Jahren vertraut, habe ich dieselben für mich behalten und selbst mit vertrauten Freunden nicht davon gesprochen. Man weiß nie, welchen Anstoß man geben kann, oder wie man ein frommes Gemüth kränken oder

stören kann. In Glaubenssachen eignet sich Jeder an, was ihm von Eltern, Lehrern oder Freunden mitgetheilt, seinem Begriffsvermögen entsprechend, klar oder theuer geworden ist. Es kam mir sehr sonderbar vor, als ich 1828 im Bade zu Leuk, wo ich die Ehre hatte, mit Casimir Perrier in demselben großen Bassin zu baden, angeschlagen fand: „Wer etwas Unanständiges sagt, hat einen Franc Strafe zu zahlen, wer das Gespräch auf religiöse Gegenstände bringt, zehn Francs." Jetzt scheint es mir, daß das gegebene Aergerniß damit richtig taxirt sei. Ich habe es mir deshalb zur besondern Pflicht gemacht, das religiöse Bewußtsein und die religiösen Gebräuche Anderer zu respectiren und bin so mit Protestanten, Katholiken, Quäkern und Juden gleich gut fertig geworden. In jeder Religion liegt doch ein Keim der Liebe, den man nur zu suchen braucht, um damit sympathisiren zu können. Namentlich muß ich den Juden das Zeugniß geben, daß sie in Betreff der Nächstenliebe gegen die Ihrigen nichts zu wünschen übrig lassen. Man sollte von dem Arzte doch nicht mehr verlangen und nicht erwarten, daß er in einem Kopfe voll Wahrheiten, wie sie den Naturgesetzen entspringen, noch eine Rumpelkammer für obsolete Glaubenssätze bewahre. Dergleichen Kammern duldet man nicht in einem wohlgeordneten Hause, man verkauft oder verschenkt lieber die alten Sachen, verspottet aber Niemand, der sich genöthigt sieht, sie noch zu verwenden. Eine ähnliche Vorsicht im Umgange mit Menschen ist auch in Betreff von Kunst und Poesie anzurathen. Man haßt oder verachtet leicht die Leute, welche in ihrem Urtheile auf einer anderen Stufe stehen, wie wir. Ich erinnere mich, daß ich einen Collegen nicht mehr leiden mochte, nachdem ich ihn hatte sagen hören, Schiller sei doch ein viel größerer Dichter als Shakespeare, weil er zugleich ein gebildeter Mann war! Ich hätte diese unbedachte Aeußerung gern vergessen, der College, von welchem sie herrührte, war Hofrath und Professor, obendrein

sehr freundlich gegen mich gesinnt, aber sie fiel mir immer wieder ein, so oft ich ihn sah.

Im Lyceum.

Das Thierbach'sche Institut war so eingerichtet, daß die Schüler aus demselben in Prima des Lyceums übergehen konnten, wie dies mit mir Ostern 1819 geschah. Leider traf ich es dort nicht glücklich. Der Director war ein gelehrter, freundlicher Mann, aber im Alter bequem geworden, er präparirte sich nicht und die Primaner merkten es. Es hatte sich die Observanz gebildet, daß, wenn sich eine solche Gelegenheit darbot und der Director den Rücken wendete, auf ein gegebenes Zeichen die ganze Classe unisono rief: „Präparir' er sich!" Es war wie der Chor in der griechischen Tragödie. Zu schwach, sich Hülfe zu schaffen, ließ der arme alte Mann sich diese Abscheulichkeit zuletzt ruhig gefallen und vermied dadurch wenigstens den zweiten Act mit dem Refrain: „Raisonnir' er nicht!" Diese Unordnungen verleideten mir den ganzen Aufenthalt in Prima, besonders im ersten Jahre, im zweiten ging es besser, die Haupträdelsführer waren fort und ich selbst war zum Primus in Prima avancirt; das Vertrauen zu der ganzen Schule war aber erschüttert. Der alte Director starb, 61 Jahre alt, in den Weihnachtsferien am 2. Januar 1821, ich hatte immer besorgt, er möchte einmal in der Classe vom Schlage gerührt werden. Der zweite Lehrer, Rector Kirchhoff, wurde von den Primanern besser behandelt, er war ein eben so gütiger als aufmerksamer Lehrer. Im Allgemeinen war aber der Unterricht im Thierbach'schen Institute besser als im Lyceum, ganz abgesehen davon, daß dort zwischen Lehrern und Schülern ein freundliches, zutrauliches Verhältniß stattfand, während hier die größte Rohheit sich Luft machte. In beiden Schulen wurde das Studium der deutschen Sprache und Literatur ganz ver=

nachlässigt. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich auf Schulen nie einen ordentlichen deutschen Aufsatz geschrieben habe, man gab uns kein Thema und so excerpirten wir unsere Aufsätze aus irgend einem beliebigen Buche.

Die einzigen angenehmen Erinnerungen aus dem Lyceum haben mir die Singstunden bei dem Cantor Crusius hinterlassen, in denen ich zuerst Oratorien kennen lernte. Der Cantor war ein zarter schüchterner Mann, der aber mit seiner Liebe für die Musik die Schüler zu begeistern wußte und, wie Orpheus, die wilden Elemente zu bändigen verstand.

Da im Lyceum kein Zeichnenunterricht stattfand, so kam ich als Primaner zu dem Maler Winkelmann, dem ersten wirklichen Künstler, mit welchem ich in Berührung gekommen bin. Er war ein sehr gesuchter Portraitmaler, aber durch langjährige Studien in Dresden mit allen Zweigen seiner Kunst vertraut geworden. Compositionstalent hatte er gar nicht, machte auch keinen Anspruch darauf, aber er zeichnete vortrefflich, hatte eine gute Methode und war ein liebenswürdiger, aufmerksamer Lehrer, dessen kleine Sonderbarkeiten nur dazu beitrugen, den Eindruck seiner Lehren zu erhöhen. Er ließ mich ein ganzes Jahr nur nach Gyps zeichnen und dann Raphaelische Köpfe in Sepia copiren. Die Sepia war überhaupt sein liebstes Material, mit dem er auch in der Landschaft reizende Effecte hervorzubringen wußte. Seine Portraits in Oel waren von sprechender Aehnlichkeit, aber flüchtig gemalt, freilich gut genug für seine geringen Preise. Meine Studien im Zeichnen erhielten dadurch einen etwas ernsthafteren Charakter, daß meine jüngste Tante Ernestine Louis mit großem Talent und eben so großem Fleiße die Portraitmalerei in Gouache und Oel betrieb. Sie war eine Schülerin von Ramberg und hatte bei Winkelmann zuerst in Oel gemalt. Auch meine Mutter hatte in ihrer Jugend sehr hübsch gezeichnet, wie die von ihr noch vorhandenen Köpfe in

Rothstift beweisen. Diese Art zu zeichnen ist jetzt ganz aus der Mode gekommen, sie hat vor der schwarzen Kreide nur den Vorzug, daß sie eine noch größere Sauberkeit erfordert, weil man nichts wegwischen kann. Bei der Tante Ernestine fand ich für meine Zeichnungen die Aufmunterung, mit der meine Eltern sehr zurückhaltend waren, weil mein Vater eigentlich die Musik bevorzugte und zu besorgen schien, daß ich mich in die Malerei zu sehr vertiefe. Doch durfte ich den Unterricht bei Winkelmann bis zu meinem Abgange auf die Universität fortsetzen. Ich versuchte mich bald auch im Portrait und habe eine Menge Bilder in Silberstift auf Pergament, in Sepia oder Gouache gemacht und verschenkt, von denen mir jetzt noch zuweilen eins unter die Augen kommt. Für die Landschaft interessirte ich mich nur in so weit, daß ich mich darauf vorbereitete, bei künftigen Reisen skizziren zu können. Das menschliche Antlitz und die menschliche Figur interessirten mich mehr als Himmel und Erde. Ich glaube, daß dies für meinen künftigen Beruf sehr gut gewesen ist, es schärfte meine Beobachtungsgabe; wenn man das Schöne sucht, erkennt man um so leichter das Unschöne oder Krankhafte.

Der nächste Erfolg meiner künstlerischen Bemühungen war, daß sie mich auf eine angenehme Art beschäftigten, wo ich sonst müßig gewesen wäre und vermuthlich dumme Streiche gemacht haben würde und daß sie meinen Schönheitssinn auf überraschende Weise entwickelten. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Wohnung meiner Eltern mit den schönsten Kupferstichen geziert war, an denen mein Auge früher ganz abgeglitten sein mußte. Erst der Umgang mit der Antike und den Raphaelischen Köpfen hatte mir diese neue Welt geöffnet.

Häusliche Erziehung.

Während meiner Schulzeit habe ich von dem Vater nicht viel gesehen, er war so beschäftigt, daß er nur Sonntags mit

uns zu essen pflegte, doch regierte er unsichtbar das ganze Hauswesen. Für die Erziehung seiner Kinder hatte er das Wichtigste dadurch gethan, daß er eine demoiselle bien née, ein wohlerzogenes Mädchen heirathete, der er die Kinder getrost überlassen konnte. Er sorgte für eine gesunde Wohnung mit großen, luftigen Schlafzimmern, für gute Lehrer, für warme Kleider und für kräftige, einfache Nahrung. Bis zur Confirmation wurde nur Milch, kein Kaffee verabreicht, Mittags täglich eine kräftige Rindfleischsuppe, Gemüse und ein gutes Stück Braten, Abends eine Suppe, in regelmäßiger Folge. Obst bekamen wir viel zu essen, ich erinnere mich, daß meine Mutter 60 Himpten Aepfel für den Winter zu kaufen pflegte. Bei aller Einfachheit unserer gewöhnlichen Kost hatten wir doch Gelegenheit, Delicatessen kennen zu lernen, die mein Vater von seinen Patienten besonders aus den Hansestädten geschenkt erhielt, zur willkommenen Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse.

Der Vater lebte eben so einfach, wie seine Kinder, er konnte es nicht leiden, daß etwas Besonderes für ihn gekocht wurde, was auf den Tisch kam, mußte von Allen genossen werden, er verlangte übrigens, daß Alles sehr gut zubereitet und von der besten Qualität sei. In culinarischer Beziehung habe ich Vieles von ihm gelernt und bin oft erstaunt darüber, wie wenig das Publikum und auch die Aerzte von Dingen wissen, die mir über ein halbes Jahrhundert bekannt sind. Die Wenigsten kennen nur die bei uns wachsenden Gemüse, die für Reconvalescenten geeigneten Suppen und Fleischspeisen. Es wäre gut, wenn einmal ein geistreicher, erfahrener Arzt ein medecinisches Kochbuch schriebe, die Aerzte würden es freilich nicht lesen, aber das Publikum. Rumohr's Geist der Kochkunst könnte dabei zum Vorbilde dienen, es müßte sehr kurz sein, aber Recepte dürften nicht fehlen.

Meine Mutter war von Haus aus eigentlich ein schöner Geist, ein heiteres, lebenslustiges Wesen, zu allem Scherz und Muthwillen aufgelegt, aber sie war in eine ernste Lebensschule gekommen, theils durch das Schicksal ihrer Familie, theils durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft. So wurde sie eine außerordentlich fleißige Hausfrau, sie war nie unbeschäftigt und immer freundlich und hülfreich. Das industrielle Genie ihrer Vorfahren schien auf sie übergegangen zu sein. Sie ließ Bier brauen, Lichte gießen, Seife kochen, Schweine schlachten, Kapaunen und Gänse mästen, Sauerkohl, Bohnen, Gurken, Pickles einmachen und vortreffliche Soja aus Champignons kochen. Zur Zeit der Continentalsperre wurde Birnensyrup bereitet, um als Zucker zu dienen. Es war immer etwas im Hause los, wofür wir uns interessirten. Während der schönen Jahreszeit sahen wir den Vater Nachmittags im Garten, wo wir ihm helfen mußten, Blumen zu pflanzen, zu begießen und an Stöcke zu binden, Erde zu sieben für die Hyacinthen, Tazetten, Jonquillen, Tulpen, Amaryllis und Crocus, die er im Winter zu treiben pflegte. Sie standen in seinem Vorzimmer, auf terrassirten Bänken, oft 40 blühende Pflanzen zu gleicher Zeit; die schönsten pflegte er seinen Freunden zum Geschenk zu machen. Diese unschuldigen Beschäftigungen und der Aufenthalt in freier Luft haben gewiß viel dazu beigetragen, unsere Gesundheit zu befestigen, es war selten einer von uns krank, gegen kleine Unpäßlichkeiten half die Hafergrütze, als einzige Nahrung für kleine Simulanten, die nicht gern in die Schule gehen wollen, ebenso wirksam wie für große, die nicht exerciren mögen. Uebrigens habe ich doch die Beschäftigung mit den Blumen in der Jugend etwas satt bekommen, ich freute mich ebenso sehr an ihnen, wie mein Vater, aber ich hatte nie Lust, auch nur eine einzige zu pflanzen oder zu pflegen.

Die Gartenarbeit war nur ein Theil des väterlichen

Systems der Pädagogik. Er wollte uns weder träge noch eitel, oder hochmüthig werden lassen. Unsere Kleider waren von gutem Stoffe, aber in der Wahl der Farben wurde unser Geschmack nicht zu Rathe gezogen, zu jedem kleinen Dienste mußten wir bereit sein und hatten immer Commissionen auszurichten, obgleich es an Dienstboten nicht fehlte. Auf mich hatte er in dieser Beziehung vorzüglich sein Augenmerk gerichtet, theils weil ich der Aelteste war, der den anderen zum Beispiele dienen sollte, theils weil ich von Natur etwas schüchtern war. Er schickte mich vorzugsweise gern zu vornehmen Leuten, sogar zu dem Herzog von Cambridge, um mich von aller Blödigkeit im Verkehr mit Menschen zu befreien. Aeußerlich ist ihm dies auch ganz gut gelungen, die Umgangsformen machte ich mir leicht zu eigen, die Großen der Erde machten mir nicht bange, aber je älter ich wurde, desto mehr machte sich die Neigung geltend, nur auf Berufswegen mit der Welt zu verkehren und mich übrigens in vertraute Freundeskreise und auf mich selbst zurückzuziehen.

Lord Byron erzählte von sich selber, auch in Gesellschaft der Dame, die seinem Herzen am theuersten war, habe er oft gewünscht, allein zu sein. So schlimm ist es mit mir nicht geworden, ich kenne Leute, in deren Gesellschaft auch die Ewigkeit mir nicht zu lang scheinen würde, aber im Allgemeinen war ich nie im Zweifel darüber, was ich vorziehen sollte, in Gesellschaft gehen oder zu Hause bleiben, denn ich war nie à mon aise in größeren Kreisen.

Eins hatte mein Vater sehr vollständig erreicht, ich habe mich nie für zu gut gehalten, um irgend wem einen Dienst zu leisten, den ich zu leisten im Stande war und es hat mir oft Spaß gemacht, wenn ich Andere damit verblüffen konnte. Ich wurde eines schönen Tages zu einer Excellenz gerufen, welche, in der Ausführung eines wichtigen Auftrages unter-

wegs, in einem einsamen Dorfe durch einen Kolikanfall aufgehalten wurde. Schon unpäßlich abgereist hatte Patient einen Arzt mitgenommen. Es handelte sich um die Operation, welche der Ibis an sich selbst verrichtet, das Instrument war vorhanden, aber der begleitende Arzt hielt es unter seiner Würde, davon Gebrauch zu machen. Ich sagte ihm, daß ich wohl einsähe, wie sein Ansehen darunter leiden könnte, aber ich wollte es einmal riskiren. Ibis half und Excellenz erhielten für die rechtzeitige Ausführung des allerhöchsten Auftrages einen schönen Orden. Eigentlich hätten Sie den Orden verdient, sagte mir der Herr später. Vielleicht, Excellenz, aber mit Chamillen, erwiederte ich ihm.

So lange wir Kinder klein waren, führten meine Eltern ein ganz eingezogenes Leben. Später fand es sich, daß meine älteste Schwester großes Talent zum Vorlesen dramatischer Dichtungen besaß. Verstand, Gefühl und ein schönes Organ befähigten sie zu den vorzüglichsten Leistungen dieser Art. Sie wurde nun der Mittelpunkt der Gesellschaften, welche meine Mutter um sich versammelte. Die industrielle Hausfrau trat ganz in den Hintergrund und der schöne Geist lebte wieder auf. Die vorzüglichsten Theaterstücke wurden in unserm Hause, mit vertheilten Rollen, gelesen, ich selbst habe niemals viel darin geleistet, aber diese ästhetischen Abende trugen doch sehr dazu bei, mich mit der schönen Literatur näher bekannt zu machen. Jeder unserer Gäste erhob seinen Lieblingsdichter, und ich fand sehr bald den Weg zu der großen Societäts-Bibliothek, um mir die Bücher zu holen, die ich hatte preisen hören. Ich konnte aber immer nur das lesen, was ich bewunderte, alles Andere warf ich schnell bei Seite, die gewöhnlichen Romane und die belletristischen Zeitschriften sah ich gar nicht an. Sie waren auch bei uns zu finden, wie jetzt in allen Häusern, wo sie oft für das beste Bildungsmittel der heranwachsenden Ju-

gend gehalten werden. Sie kommen mir so vor, wie die Biergärten als Pflanzschulen musikalischer Bildung.

Limmer.

Dieses kleine Schwefelbad, eine halbe Stunde von Hannover entfernt, dessen Arzt mein Vater von 1800 bis zu seinem Ende war, spielt in meinen Jugenderinnerungen eine bedeutende Rolle, weil mein Vater mich sehr oft dahin mitnahm. Er war dann immer sehr guter Laune, Stadt und Geschäfte lagen für einige Stunden hinter ihm. Er hatte dieses kleine Bad zu großem Rufe gebracht, theils indem er, als ein vielbeschäftigter Arzt, dasselbe empfahl, theils durch passende Auswahl der Fälle, vorzüglich auch durch eine kräftige Douche mittels einer Feuerspritze, welche er daselbst eingeführt hatte. Eine gute Douche, sagte er, muß für gewisse Fälle so stark sein, daß man den Leuten blaue Flecken damit machen kann. Hamburg und Bremen schickten damals viele Patienten nach Limmer, welche jetzt in andere Bäder gehen, weil gute Douchen jetzt überall zu haben sind. Mein Vater interessirte sich für jeden der Badegäste, reich oder arm; es wurden in Limmer viele Freibäder gegeben und invalide Soldaten gebadet. Er zeigte mir manche davon, ich mußte die fortschreitende Besserung beobachten. Glücklich geheilte ließen ihre Krücken zurück, diese wurden mit Namen und Krankheit bezeichnet, auf dem Vorsaale des Badehauses einige Jahre aufbewahrt, bis sie neuen Ankömmlingen Platz machten. Sie erinnerten an die Votiv-Geschenke in katholischen Ländern, oft Nachbildungen des kranken Theils in Wachs oder edlen Metallen. Philipp von Walther erzählte mir in München, daß er einer Dame einen silbernen Catheter habe überlassen müssen, womit er ihr geholfen hatte, sie wollte das zierliche silberne Instrument der Mutter Gottes dediciren.

Limmer ist jetzt berühmt durch seine Asphalt-Gruben, es hat aber auch seine berühmten Männer. Pastor Sackmann war dort Pfarrer bis zu seinem 1718 erfolgten Tode. Seine Predigten haben einige Aehnlichkeit mit denen Abraham's a Sancta Clara, sind aber weniger spitzfindig und mehr auf eine ländliche Bevölkerung berechnet. Ich hörte sie zuerst auf dem Lyceum, wo ein später sehr beliebter Kanzelredner als Primaner uns damit ergötzte. Außerdem ist Limmer der Geburtsort von Karl Klingemann, des liebenswürdigen Dichters und Freundes von Felix Mendelssohn. Er wurde geboren am 2. December 1798 und starb als königlich hannoverscher Legationsrath in London am 25. September 1862. Sein Vater war der Cantor Klingemann in Limmer. Ich lernte ihn im Mendelssohn'schen Hause in Berlin kennen und fand ihn später in London wieder. In das Haus seiner Eltern kam ich mehrere Jahre lang, um seine an der Brust leidende Schwester zu besuchen. Sie war ein zartes, schlankes, liebenswürdiges Wesen, ihrem Bruder sehr ähnlich, sie trug ihr unheilbares Leiden mit seltener Ruhe und Ergebung, so daß ich mich sehr für sie interessirte. Auch die Eltern waren sanfte, gottergebene Leute mit feinen Gesichtern. So viel zur Ergänzung von Eduard Devrient, der in seinen interessanten Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy von 1869, pag. 22, über Karl Klingemann's Herkunft nicht das Richtige angiebt.

Zum Danke für meine Bemühungen um seine Schwester schenkte mir Karl Klingemann Byron's Werke, die Ausgabe in 17 Bänden, welche Thomas Moore's Biographie des Dichters enthält. Ich habe mich oft daran erfreut. Wenn man auf einen Biographen wie Moore rechnen kann, so braucht man sich vor dem boshaftesten alten Weibe nicht zu fürchten. Der Frau Beecher Stowe wird es schlecht bekommen, daß sie sich an dem Bilde Lord Byron's vergriffen hat. Man wird es sich zur

Aufgabe machen, ihr wahres Verhältniß zu ihrem eigenen Onkel Tom zu ergründen und ihre bettelhafte Nachkommenschaft wird dabei übel wegkommen.

Bennemühlen.

O du fröhliche, selige Kinderzeit! wenn ich dein gedenke, finde ich mich immer wieder in dem Kinderparadiese Bennemühlen, einer kleinen Besitzung der Familie Louis, wo wir unsere Ferien zubringen durften. Das Glück würde dort vollständig gewesen sein, wenn die Ferienarbeiten nicht wären, die, Anfangs vergessen, wie ein Damokles-Schwert über den letzten Tagen hingen. Es wäre gewiß besser, sie ganz abzuschaffen, denn Nutzen haben sie vermuthlich gar nicht.

Nach dem 1868 erfolgten Tode des letzten Sprößlings der Louis'schen Familie, der Tante Dorette, ist das kleine Gut in andere Hände übergegangen, ich kann die Reise dahin nur in der Phantasie antreten, aber kein Engel mit dem flammenden Schwerte wird mich mehr daraus vertreiben, wie früher der Schulmeister, wenn die Ferien zu Ende gingen. Jetzt führt die Chaussee nach Stade durch Bennemühlen, in meiner Jugend ein Sandweg, für Chaisen schwer zu passiren. Wir reisten zuweilen mit dem leichten Korbwagen des Onkels, gewöhnlich mit einem Bauerwagen, welcher Kälber zur Stadt gebracht hatte, oder den feinen weißen Sand, der nur bei Bennemühlen gefunden wird, mit dem die Bürger früher ihre Vorplätze und Zimmer bestreuten. Der Bauer wartet gegen 2 Uhr Nachmittags vor dem Steinthore auf der rauhen Mütze; wir Kinder stellen uns natürlich sehr frühzeitig ein, der Bauer hat noch nicht eingespannt. Wir springen erst einmal hinüber nach dem St. Nicolai-Kirchhofe, wo dicht neben der Capelle das Erbbegräbniß der Familie Louis liegt, bedeckt von einer riesigen Steinplatte, welche von 1751 an die Namen der ver-

storbenen Mitglieder trägt und doch nur zur Hälfte beschrieben ist. Auf diesem Steine habe ich oft gespielt und so dazu beigetragen, daß die Inschriften jetzt kaum noch zu lesen sind.

Endlich geht die Reise vorwärts, der Weg nach Vahrenwald führte dicht vorbei an dem steinernen Galgen, der alten Richtstätte, seitdem die Hinrichtungen auf dem Altstädter Markte abgeschafft waren. Seit 1761 ist auch der steinerne Galgen nicht mehr benutzt. Seine beiden Pfeiler von Backsteinen waren schon sehr zerfallen, sie zeigten aber noch ihre alte Bestimmung durch eiserne Bolzen, welche aus ihnen hervorragten, diese dienten dazu, einen Querbalken festzuhalten, wenn eine Hinrichtung stattfinden sollte.

Ganz in der Nähe liegt die Abdeckerei, sie verpestet die Luft rings umher, der Kutscher eilt daran vorbei. Die Raben benutzen die Pfeiler des steinernen Galgens, sich nach der Beute in der Nachbarschaft umzusehen.

Hinter Vahrenwald fängt die eine Stunde lange Pappelallee an, welche bis Langenhagen führt, ich habe es oft versucht, die Bäume zu zählen, bin aber nie damit zu Stande gekommen. Rechts vom Wege, nicht weit von Vahrenwald, auf einem flachen Hügel von gelbem Sande, zeigte sich ein zweiter Galgen, dieser von Holz. Es schwingen daran die schwärzlichen Ueberreste eines Gehängten. Ich habe ihn selbst in meinem zwölften Jahre nebst zwei Unglücksgefährten hängen sehen. Er hieß Siebel und hatte nicht gemordet, nur gestohlen, auch nichts Großes, aber oft und war verurtheilt worden, in Ketten aufgehängt zu werden. Wenigstens 10 Jahre lang sah man noch seine Ueberreste. Bei seiner Hinrichtung war mir, außer der Execution selbst, der Anblick einer Dame schrecklich, welche, hoch aufgerichtet, in einem Cabriolet zusah. Sie war die Frau eines Officiers, ich mußte ihr in späteren Jahren einmal als Arzt beistehen und that es mit Grauen.

Schon als achtjähriger Knabe habe ich einen Menschen köpfen sehen, unser Bediente hatte mich an der Hand. Das Schaffot stand ungefähr da, wo jetzt die Christuskirche steht. Ich sah sehr genau zu, der Scharfrichter trennte das Haupt mit einem einzigen Zuge, das Blut spritzte einen Fuß hoch auf. Frauen näherten sich dem Schaffot, tauchten ein Tuch in das Blut und liefen dann mit der größten Schnelligkeit davon. Dies war eine Curmethode gegen Epilepsie, die Patientin mußte, von Anderen begleitet, so lange laufen, bis sie besinnungslos niederstürzte. Im Jahre 1828 sah ich die letzte Hinrichtung in Paris mit der Guillotine auf dem Greveplatze. Sie machte auf mich den schrecklichsten Eindruck, ich fühlte mich den ganzen Tag elend von diesem Anblicke, es war, als ob die zahllosen Opfer dieses Schreckenswerkzeugs wieder wach geworden wären. Warum schafft man dasselbe nicht ab, auch wenn man die Todesstrafe nicht abschaffen will? Sie muß abgeschafft werden, sagen die Menschenfreunde, man soll das Leben respectiren! — Laßt die Herren Mörder anfangen, sagen die Vertheidiger der Todesstrafe! — Der Klügste giebt nach, sagte der alte Blumenbach, als er, durch das Geschrei eines Esels zweimal gestört, seine Vorlesung abbrechen mußte. — Gesetzgeber müssen klüger sein, als Mörder. — Aber noch 1869 hat das englische Parlament die Abschaffung der Todesstrafe mit einer Majorität von 2 zu 1 verworfen. Ich vermuthe, daß man im nächsten Jahrhundert keine Hinrichtungen mehr erleben wird.

Langenhagen trägt seinen Namen mit Recht, es ist eine Reihe von Bauerhöfen längs der Heerstraße, über 1 ½ Stunden lang. Es war früher viel hübscher noch als jetzt, die Häuser waren alle mit Stroh gedeckt und die alten Eichen waren zahlreicher. Einer der ersten Höfe gehörte dem großen Pferdehändler Eicke, der den Ruf der hannoverschen Pferdezucht weit

verbreitet, seine Pferdekoppeln gehen meistens nach Italien. Dann folgt bald das Amthaus, nach Verlegung des Amtes jetzt zur Idioten=Anstalt umgewandelt. Hunderte von idiotischen Kindern werden dort einige Jahre lang verpflegt und dann ihren Eltern zurückgegeben, ungefähr so wie sie früher waren. Während meines Aufenthalts in München, wo ich Mitglied des Ober=Medicinalcollegiums war, stellte die Regierung an uns die Frage, ob es rathsam sei, in Baiern Idiotenanstalten anzulegen nach dem Beispiele auf dem Abendberge. Die einstimmige Meinung war, nein, es nützt nichts! Es waren kluge Leute, wie Philipp von Walther und von Breslau, welche diesen Ausspruch thaten; es wird sich zeigen, ob sie Recht hatten, oder ob diese Anstalten Bestand haben?

Nicht weit vom Amthause steht ein kleines, sauberes, städtisch gebautes Haus, die Wohnung der Frau Steding, der Amme meiner ältesten Schwester. Hier haben wir beiden ältesten Kinder im Sommer oft gewohnt, als wir noch sehr klein waren und nicht nach Bennemühlen durften, weil die Eltern fürchteten, daß wir dort ertrinken könnten. Ihr Ehemann war in Diensten bei Herrn Eicke, er ist oft Monate lang abwesend, mit Pferden unterwegs nach Italien, es ist dann Platz für uns drei in dem großen Ehebette. Unser Hauptvergnügen in Langenhagen bestand darin, daß wir barfuß umherliefen, mit den Bauerkindern spielten und platt sprachen. Der Goldlack, damals die einzige Blume in den Gärten der Bauern, ist seitdem eine meiner liebsten Pflanzen; leider kommt sie aus der Mode und wird bald nur noch als Gelbveigelein im Dichtergarten blühen.

Gottlob, jetzt ist Langenhagen zu Ende. Nahe dahinter stand eine einsame Eiche, der Pracherbaum. Hier frühstücken die Bettler, wenn sie das Dorf abgesucht haben, er bezeichnet

auch die Hälfte des Weges nach Bennemühlen, wie Onkel Fritz berechnet hat.

In Schlage werden die Pferde gefüttert und ein Imbiß eingenommen; in der Wirthsstube sind nur wenige Gäste, aber unendlich viele Fliegen, es ist nicht zum Aushalten! Jetzt kommt der schönste Punkt der ganzen Reise; das Terrain hebt sich allmählich, bei Scherenbostel kommt man auf einen Hügel mit einer weitgedehnten Aussicht, man erkennt Hannover mit dem Deistergebirge dahinter, welches bei günstiger Beleuchtung einen reizenden Anblick darbietet. Zur rechten Seite des Weges liegt ein sehr malerischer Bauerhof mit herrlichen alten Bäumen am Abhange des Hügels; auf der großen Wiese, welche den Bauerhof vom Wege trennt, weiden die herrlichsten Kühe. Links am Wege liegt ein reizender junger Buchenwald. Der Weg bleibt jetzt auf der Höhe bis Mellendorf und bietet zur rechten eine malerische Fernsicht mit den tiefen Tönen des bräunlichen Heidelandes, welches in der Blüthezeit einen wunderbar schönen, rosigen Anflug hat. Hinter Mellendorf, der Poststation, senkt sich das Terrain wieder, jetzt kommt der lang ersehnte Punkt, wo man Bennemühlen sehen kann, es liegt in der Niederung, aber die hohen Pappeln lassen es erkennen und die Dächer mehr errathen als sehen. Es verschwindet noch einmal wieder! Hellendorf mit seinen schönen Eichen liegt noch dazwischen, sobald dies vorüber ist, schwindet aller Zweifel, das Ziel ist in wenigen Minuten erreicht. Der Wagen fährt in den lange vorher geöffneten Thorweg, die Hunde bellen, ein freundlicher Empfang wartet unser. Es ist acht Uhr geworden, die Sonne ist schon gesunken, ihre letzten Strahlen aber vergolden noch alle die Herrlichkeiten, die unser warten.

Die Rückreise zu schildern wäre ich gar nicht im Stande, sie hat mir nie den geringsten fröhlichen Eindruck gemacht.

Bennemühlen war früher ein sehr reizendes Dorf, der

kleine Edelhof, die Louis'sche Besitzung und die sieben Bauerhöfe lagen um einen mächtigen Eichenhain, der das in der Mitte liegende kleine Schulhaus ganz beschattete, alle Dächer waren mit Stroh gedeckt. Jetzt ist es anders geworden, bei der Gemeinheitstheilung ist auch der mit Eichen besetzte Anger getheilt worden, die Bäume sind gefallen, um die Kosten der Theilung zu decken, von den Strohdächern sind viele verschwunden. Der berühmte Kupferstecher und Landschaftsmaler Georg Busse war der Sohn eines Bennemühler Bauern, seine kleine Heimath hatte den Sinn für landschaftliche Schönheit in ihm erweckt. Er konnte sich in späteren Jahren nie dazu entschließen, sie wieder zu sehen, nachdem die alten Eichen verschwunden waren, an deren Stelle schnurgerade Fahrwege und mit Hecken umgebene Koppeln getreten waren.

Der Louis'sche Hof war 1787 von meinem Großvater als Bleiche und Leineweberei angelegt worden. Sein Neffe Trampler, der Sohn seiner Schwester, welcher bei ihm die Handlung erlernte, war ihm dabei behülflich gewesen und hatte den guten Geschmack in die Anlage gebracht, den er später in größerem Umfange zeigte, nachdem er in seiner Heimath Lahr ein reicher Mann geworden war.

In der Mitte eines 40 Morgen großen viereckigen Grundstücks liegt das schloßähnliche Hauptgebäude mit elf Fenstern in der Fronte, die eine Façade nach Süden, die andere nach Norden gewendet. Es ist wie ein altes Jagdschloß mit hohen Bäumen umgeben, nur auf der Nordseite liegt es an einer großen herrlichen Wiese, welche von dem Walde umfaßt wird, der die nördliche Hälfte des Grundstücks zu einem Park macht. An diesen Wald lehnt sich ein Nebengebäude für Pferde, Kühe, Ziegen und Schweine. Am östlichen Ende des Grundstücks liegt das große Bleicherhaus, die südliche Hälfte bestand aus zehn großen Bleichfeldern, welche mit Gräben rings umgeben

und von einander getrennt sind. Diese Gräben sind vier Fuß breit, mit Holz eingefaßt. Ein Bach, welcher das Grundstück von Süden nach Norden durchzieht, versorgt sie mit klarem, fließendem Wasser. Dieser Bach hat durch sein fast chemisch reines Wasser die Veranlassung zu der ganzen Anlage gegeben, weil dasselbe für das Bleichen besonders nützlich gefunden wurde.

Auf dem Wege durch die Bleiche muß der Bach einen Theil seines Wassers den Umweg durch die Gräben und durch einen Fischteich machen lassen, der westlich vom Hauptgebäude liegt. Im Park hat der Bach seine Freiheit wieder gewonnen und bildet in seinem bogenförmigen Verlaufe und mit Hülfe von Brücken und Stegen die malerischen Punkte, welche unsere Lieblingsplätze zu sein pflegten. An Blumen- und Küchengärten fehlt es auch nicht, viele hundert Obstbäume sind an günstigen Stellen vorhanden.

Es war ein hübscher Anblick, als die Bleichfelder noch alle in Benutzung waren, auf dem feinen grünen Rasen ist die Leinwand in 60 Ellen langen Streifen sorgfältig ausgespannt; so lange die Sonne scheint gehen die Bleicher zu beiden Seiten der Felder und werfen das Wasser aus den Gräben über die Leinwand. Das dazu gebräuchliche Instrument gleicht einem Schiffchen mit einem langen Stiele als Handgriff. Es gehört Kraft und Geschicklichkeit dazu, mit diesem einfachen Instrumente das Wasser so zu werfen, daß es auf die Leinwand niederfällt wie ein Regen, dessen Tropfen wie Krystall in der Sonne funkeln. Ein Theil des Hauptgebäudes mit einem besonderen Eingange war für die Weberei bestimmt, der andere für die Herrschaft. Ein Saal, 36 Fuß lang, 24 Fuß breit, war das Hauptgemach, es hat die Aussicht auf den Park, über großen Marmortischen hängen darin die schönen Bilder der Großeltern und Urgroßeltern. An kühlen Tagen brennt ein

leichtes Reisigfeuer in dem großen Kamine, an Regentagen ist es der Spielplatz der Kinder. Die übrigen zahlreichen Wohngemächer sind hoch und luftig, jedes hat eine schöne Aussicht, denn auch über die Bleichfelder hinweg bietet das Dorf mit seinen hohen Eichen die anmuthigsten Bilder.

Die sieben Geschwister Louis.

Das Bild von Bennemühlen würde unvollständig sein, ohne das seiner Bewohner, der Brüder und Schwestern meiner Mutter, welche (geb. 1781, gest. 1831) der erste Sprößling der Familie meiner Großeltern war. Ihr folgte Onkel George (geb. 1783, gest. 1857), dann: Onkel Fritz (geb. 1784, gest. 1846), Tante Betty (geb. 1786, gest. 1832), Onkel Ernst (geb. 1790, gest. 1823), Tante Dorette (geb. 1792, gest. 1868) und Tante Ernestine (geb. 1797, gest. 1824).

Mit Ausnahme von Onkel Ernst, welcher größer als seine Geschwister war und von kräftiger Constitution zu sein schien, waren sie alle von zartem Körperbau, das deutsche und französische Blut war ziemlich gleichmäßig unter ihnen vertreten. Meine Mutter, Fritz und Ernst hatten blaue Augen und hellbraunes Haar, die übrigen dunkle Augen und schwarzes Haar. Auf das Temperament hatte diese Verschiedenheit keinen Einfluß gehabt, sie waren alle Sanguiniker mit einem Anfluge vom Cholerischen, alle waren talentvoll, an Verstandesschärfe aber verschieden. Sie führten alle ein äußerst mäßiges Leben. Kränklich war keiner unter ihnen. Es waren deshalb keine physischen Gründe vorhanden, weshalb in dieser Generation der Louis'sche Namen ganz aussterben mußte und von vier Töchtern nur meine Mutter Nachkommenschaft hatte. Seit der Einwanderung des Johannes Louis von Lascour waren, als der letzte Sprößling der Familie 1868 starb, über 300 Jahre verflossen

und zehn Generationen einander gefolgt. Die Söhne der zehnten hatten nicht Muth oder Glück genug, eine Familie zu begründen.

Onkel George hatte in seiner Jugend einen schönen Lockenkopf, angenehme Gesichtszüge und eine zierliche Gestalt. Er hatte die Handlung in Lausanne erlernt und war erst kurz vor seines Vaters Tode nach Hannover zurückgekehrt. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, seines Vaters Nachfolger als Lotteriedirector zu werden, dies war zum großen Kummer der Mutter nicht eingetreten. Er übernahm dann in Compagnie mit seinem Bruder Fritz, welcher in Breslau die Handlung erlernt hatte, das Engros-Geschäft in Leinen und Garn, sowie die Bleiche. Beide Brüder waren fleißige Geschäftsmänner; die schlimmen Zeiten der französischen Occupation, die fortwährenden Kriege in den ersten zehn Jahren hatten ihren Unternehmungsgeist gelähmt, sie wollten nichts riskiren und gewannen deshalb auch wenig, so daß sie ihre Geschäfte allmählich eingehen ließen, um der Nothwendigkeit überhoben zu sein, zeitweise in der Stadt zu wohnen. Obgleich von sehr verschiedenen Charakteren, lebten die Brüder in der größten Einigkeit. George war weich und sanft, Fritz scharf und sarkastisch, sie machten beide Verse, George Sonette und Fritz Epigramme. Dieser bewunderte den ersten Napoleon, der andere haßte ihn. George war ein Damenfreund, Fritz ein Weiberhasser. Vermuthlich hatte dieser bei den Damen kein Glück gehabt, er sah etwas grotesk aus. Sein großer Kopf erschien auf der kleinen Figur noch größer durch einen ungewöhnlich hohen Hut, seine Nase hätte nicht roth zu sein brauchen, um durch ihre Größe Jedermann in Erstaunen zu setzen. Wir Kinder mochten ihn aber doch gern leiden, er interessirte sich für unsere Vergnügungen, verschaffte uns die Fischerei-Geräthschaften, die Springstangen, mit denen wir über die Gräben setzten, und hielt uns die Leiter, wenn wir in die Obstbäume steigen wollten. Als ich ungefähr 14 Jahre alt war, sorgte er

sogar für ein Reitpferd; es war ein dicker Doppelpony, auf dem ich mich sehr sicher fühlte. Meine Reiterei nahm aber damals ein trauriges Ende. Ich wollte mich an einem Sonntage in dem Amtsdorfe Bissendorf in meinem Glanze zeigen und hatte zu dem Zwecke zum ersten Male die großen silbernen Sporen meines Onkels angeschnallt. In der Nähe von Bissendorf wohnte eine wunderschöne junge Engländerin, die ich in Bennemühlen öfter gesehen hatte, bei ihr wollte ich nach der Kirche Fensterparade machen. Vor ihrem Hause gab ich dem Pferde die Sporen, um es in Galopp zu setzen, dies hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, das Pferd bockte und warf mich vor den Augen meiner Schönen jämmerlich in den Sand. Ich hätte die Geschichte gern geheim gehalten, aber sie war durch die Kirchgänger mir schon vorausgeeilt, ich mußte mich auslachen lassen.

Onkel Ernst, der jüngste Bruder, war ein schöner liebenswürdiger Mann, das Idol der ganzen Familie. Er hatte sich in Hamburg zum Kaufmann ausgebildet und dann einem englischen Hause als Agent in Hamburg und während der Continentalsperre auf der Insel Helgoland wesentliche Dienste geleistet. Er folgte später einer Einladung seines Vetters Trampler in Lahr, wo er sich mit dessen zweiter Tochter Charlotte verlobte. Er starb aber plötzlich in Brüssel an den Folgen eines in Hamburg überstandenen Typhus, ehe seine eheliche Verbindung zu Stande kam, welche den letzten heirathslustigen Sprößling der Louis'schen Familie wieder mit einer Blutsverwandten zusammengeführt hätte.

Tante Betty war die klügste unter den vier Schwestern, sah aber weniger gut aus als die andern. Sie hatte sehr schönes schwarzes Haar, welches aufgelöst bis zum Boden reichte, mußte sich aber die Hälfte davon abschneiden lassen, weil die schweren Flechten ihr Migraine machten. Noch in ihrem 34. Jahre heirathete sie einen aus Hannover gebürtigen Vetter, den Rath Schröder aus München, welcher nach dem Tode seiner ersten Frau

in Hannover eine zweite gesucht hatte. Seine Wahl war jedenfalls eine sehr glückliche, Tante Betty war eine treffliche Stiefmutter für die beiden Kinder erster Ehe, denen sie ihr Vermögen vermachte. Ihr Stiefsohn, Professor Heinrich Schröder in Mannheim, und dessen Schwester, verehelichte Rochholz zu Aarau in der Schweiz, machen ihrer Erziehung alle mögliche Ehre.

Ernestine, die jüngste Tante, 1797 geboren, stand uns im Alter so nahe, daß wir sie mehr als Schwester betrachteten. Sie war ein ganz idealisches Wesen von graziöser Gestalt, mit dunklen Augen und schwarzen Haaren. Sie würde als Schönheit gegolten haben, wenn ihr Teint nicht zu dunkel gewesen wäre, ihre weichen Züge hätten ein zarteres Colorit erfordert. Mein Vater liebte dieses Tantchen sehr, sie hatte ihn in die Familie eingeführt. Sie starb, 27 Jahre alt, am Typhus in Bennemühlen; eine unglückliche Neigung hatte schon früher an ihren Kräften gezehrt. Ein schöner geistreicher junger Mann hatte sich um sie beworben, sie liebte ihn, zog sich aber ganz von ihm zurück, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er ihrer nicht würdig sei. Seitdem hatte sie sich mit doppeltem Eifer der Malerei gewidmet, ohne darin volle Befriedigung zu finden. Ihr Talent war zu groß, als daß sie sich im Dilettantismus hätte glücklich fühlen können. Sie sehnte sich nach einer Akademie und war durch das Geschick an ein kleines Dorf gefesselt, wo ihre Brüder für ihre Bestrebungen wenig Verständniß hatten. Der Pfarrer von Bissendorf, Meyer, war der einzige, der an ihren Arbeiten eingehenden Antheil nahm. Dieser gute Mann war es auch, welcher Georg Busse's Talent entdeckt und zur Ausbildung gebracht hatte.

Dorette, die Rosentante, war 1792 geboren und ist 1868 gestorben, also 76 Jahre alt geworden, obgleich ihre Constitution eben so zart zu sein schien, wie die ihrer Geschwister, welche

sie so lange zu überleben bestimmt war. Sie litt seit frühester Jugend an einer Schwäche des linken Fußes, welche sie am Tanzen, an weiten Wegen, vermuthlich auch am Heirathen hinderte, denn an Freiern hat es ihr nicht gefehlt. Ihr Teint war ebenso dunkel wie der ihrer Schwester Ernestine, da sie aber sehr markirte, wenn auch feine Züge hatte, so schadete dies dem Ausdrucke nicht, schien ihn vielmehr zu erhöhen. Der Ausdruck ihrer sanften klugen Augen, ihre milde Freundlichkeit, ihr kindlicher poetischer Sinn machten auf Jeden, der sich ihr näherte, einen gewinnenden Eindruck, Männer und Frauen, Junge und Alte fühlten sich befriedet und beglückt in ihrer Nähe.

Nach dem Tode ihres Vaters, als 13jähriges Mädchen, war sie zu meinen Eltern gezogen, hatte uns Kinder entstehen und heranwachsen sehen und war unsere zweite Mutter. Sie stand ihrer Schwester treulich bei in den Jahren, wo bei dieser ein Kind auf das andere folgte und die Kräfte nicht ausreichen wollten. Im Jahre 1815 folgte sie einer Einladung ihres Vetters Trampler nach Lahr, wo sie eine ähnliche Rolle übernahm, wie in dem Hause meiner Eltern. Die Frau Trampler war Jahre lang krank gewesen und dankte es vorzüglich der zarten Pflege der Tante Dorette, daß sie schließlich wieder ganz gesund wurde und ein hohes Alter erreichte; die gute Dorette wurde in Lahr wie eine Heilige verehrt. Als aber durch den Tod ihrer Schwester Ernestine das Haus ihrer Brüder verwaist war, ließ sie sich in Lahr nicht länger zurückhalten und sprach es als ihre einzige Pflicht aus, die Brüder nicht zu verlassen. Ein alter Verehrer, der sie bei ihrer Rückkehr nach Hannover gern gefreit hätte, mußte unverrichteter Sache abziehen. So ist sie denn, von 1823 bis an ihr Lebensende, 45 Jahre in Bennemühlen geblieben, ganz kurze Besuche in Hannover ausgenommen. Der Boden brannte ihr immer unter

den Füßen, so lange sie nicht an dem, von der Vorsehung ihr angewiesenen Platze war. Auch als mit Onkel George's Tode das letzte ihrer Geschwister gestorben war, konnte sie sich nicht entschließen, Bennemühlen zu verlassen und zu ihren Neffen und Nichten in Hannoer zu ziehen. Mit ihrem Wegzuge würde das Kinderparadies für die Familie verloren gewesen sein, deren Nachkommen sich bis in die vierte Generation dort erfreut und gestärkt hatten. Sie war auch mit der ländlichen Natur so verwachsen, daß sie in der Stadt nicht mehr hätte leben können. Ihr Entzücken über die ersten Frühlingsblumen, die Nachtigallen, den Ruf des Vogels Bülow, des Kuckuks, das Girren der wilden Tauben erneuerte sich in jedem Jahre. Wenn der Sturm noch in den hohen Pappeln sauste und ihre alten Glieder von Schmerzen gepeinigt waren, hoffte sie schon das Nahen des Frühlings darin zu erkennen, der ihr, außer seinen befiederten Boten, auch die Kinder, ihre liebsten Blumen bringen sollte. Sie war eine fleißige Correspondentin und schrieb bis kurz vor ihrem Tode die reizendsten Briefe.

Da die Louis'schen Schwestern den Brüdern an geistiger Begabung nicht nachstanden, so führten sie natürlich das Regiment im Hause; zu unseren Lebzeiten hatten also drei Regierungen bestanden, die der Tante Betty, von 1805 bis 1819, die der Tante Ernestine, von 1819 bis 1823, und die der Tante Dorette, von 1823 bis 1868. Das Andenken der Tante Ernestine lebte fort in den Bildern, welche sie in Bennemühlen zurückgelassen hatte, von der Tante Betty hatte ich allein Erinnerungen, welche dadurch aufgefrischt wurden, daß ich sie zweimal in München besuchte.

Bei ihrer Rückkehr aus Lahr nach achtjähriger Abwesenheit fand uns die gute Tante Dorette sehr herangewachsen, aber mit den alten Gefühlen wieder. Die Söhne gingen auf Universitäten, suchten ihr Glück in der Welt, die Töchter hei=

ratheten, dann auch die Söhne. Jedes bemühte sich, der Tante die Schätze seines häuslichen Glücks vorzuführen. Sieben Ehepaare mit 26 Kindern und drei Großkindern wetteiferten in Bennemühlen um die Gunst der Rosentante, jedes glaubte eigentlich der Liebling zu sein, so geschickt verstand es die kluge Dame, das politische Gleichgewicht zwischen den doch nicht immer harmonirenden Elementen aufrecht zu erhalten. Außer meinen Schwestern hat sich um die Tante und um Bennemühlen besonders mein Bruder Carl verdient gemacht, der Zustand seiner Gesundheit nöthigte ihn, in den Jahren von 1845 bis 1848 sich öfter nach Bennemühlen zurückzuziehen, diesen Aufenthalt benutzte er zu umfangreichen Verbesserungen. Eine große Wiese wurde noch in Wald verwandelt, viele neue Brücken wurden gebaut und ein Rosengarten angelegt, von welchem die Tante den Namen Rosentante erhielt. Er liegt südlich vom Hauptgebäude, jenseits der großen Linden und Tannen, welche dem Hause ein so heimlich verstecktes Ansehen geben, auf einigen der früheren Bleichfelder, welche übrigens allmählich zu Kornfeldern geworden waren. Es zeigte sich, daß der Bennemühler Boden und die reine Luft ganz besonders für die Rosencultur geeignet seien. Zur Zeit der Rosenblüthe war der Bennemühler Park ein Wallfahrtsort für die ganze Umgegend. Weniger willkommen als die Rosenfreunde waren die ungebetenen Liebhaber der Kirschen, Zwetschen, Reineclauden, Birnen und Aepfel, mit denen die gute Tante aber die größte Nachsicht hatte. Sie pflegte zu sagen: Laßt sie, die Vögel und Insekten nehmen ihren Theil, mag die Dorfjugend auch etwas davon haben. Sogar die Hühner der Nachbarn durften sich ungestraft auf den Aeckern sättigen. Die Tante würde ihren Charakter als gütige Fee verläugnet haben, wenn sie die Hunde losgelassen hätte. In Krankheitsfällen stand sie den Bauern bei, nicht mit Medicamenten, sondern mit Suppen und anderen guten

Sachen. Ich erinnere mich noch eines Bauern, den sie mit Suppen glücklich durch den Typhus gepflegt hatte. Da läßt der Mann ihr sagen, jetzt möchte er aber einmal einen Buchweizenpfannkuchen haben. Der dient ihm noch nicht, sagte die Tante. Es findet sich aber ein gefälliger Nachbar, der ihn bäckt, und am folgenden Tage war der Bauer todt. Der Buchweizenpfannkuchen hatte eine Darmzerreißung gemacht. Man konnte sehr gut mit der Tante über medicinische Dinge reden, sie hatte im Umgange mit meinem Vater vieles davon gelernt.

In den letzten Jahren verlor sie mehr und mehr den Gebrauch ihrer unteren Extremitäten, sie bewegte sich nur mühsam von einem Zimmer zum andern und ließ sich draußen in einem Rollstuhle umherfahren. Die Klarheit ihres Geistes behielt sie bis an ihr Ende, welches durch zunehmende Schwäche ganz allmählich herannahte. Eine barmherzige Schwester, die ich ihr zur Pflege schickte, ließ sie sich nur mir zu Liebe gefallen, sie sah dem Tode mit Gelassenheit entgegen und wäre mit ihrer Nichte Caroline am liebsten allein geblieben. In Bissendorf liegt sie begraben, neben den Geschwistern George, Fritz und Ernestine.

Seit ihrem Tode ist es für uns in Bennemühlen öde und leer. Der Bach fließt noch in seinem alten Bette, Bäume und Wiesen sind wie früher; die Rosen werden wieder blühen, aber der wohlthätige Genius ist entflohen, der sie allein anziehend machte!

Besuch der chirurgischen Schule in Hannover,

von Ostern 1821 bis Michaelis 1823.

Es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß ich einmal Arzt werden müsse. Mein Vater hatte mich nie gefragt, was ich werden wollte und mir niemals zugeredet. Wenn ich von

Bennemühlen zurückkam, sprach ich wohl davon, ich möchte Oekonom werden, aber das war in den Kinderjahren. Neigung mußte ich wohl für den ärztlichen Stand haben, sie konnte durch den Eifer und die Erfolge des Vaters leicht geweckt werden. Ob Talent vorhanden sei, das läßt sich in Betreff des ärztlichen Standes nicht leicht sagen. Der zukünftige Pastor besteigt einen Stuhl, um seinen Spielkameraden vorzupredigen, der zukünftige Jurist disputirt mit ihnen über ein Butterbrod oder einen Apfel. Astley Cooper rettete schon als Knabe einem Menschen das Leben, der sich in die große Cruralarterie gestochen hatte, indem er sein Taschentuch als Knebel benutzte. Aber die Astley Cooper's sind selten, und es sticht sich auch nicht alle Tage einer in die Cruralis. Auf die Kinderspiele ist nicht viel zu geben, wenn den Puppen schon die Beine amputirt und Verbände oder Eisbeutel angelegt werden, dies thun alle Kinder von Aerzten. Nicht einmal der Eifer beim Studium der Medicin ist ein Beweis von Talent, die Studien sind interessant, es sattelt nicht so leicht ein Mediciner um, und doch giebt es so viele Aerzte, die eben so gut etwas anders hätten werden können. Erst in der Klinik sieht der erfahrene Lehrer, welche Schüler Talent haben und welche keines. Dann ist es zu spät, von dem Fache abzurathen, es hilft auch nichts; ohnehin würde der Unfähige es vermuthlich auch in jedem andern Fache sein. So kommt es, daß die allerverschiedensten Grade von Befähigung unter den Vertretern des ärztlichen Standes angetroffen werden und daß die Erfolge darnach so verschieden ausfallen. Es ist in anderen Ständen nicht besser, der General, welcher eine große Schlacht verliert, die er hätte gewinnen müssen, der Minister, welcher sein Vaterland an den Rand des Verderbens bringt, sie wurden doch oft für talentvoll gehalten, sonst hätten sie ihre hohe Stellung nicht erreicht. Man würde in der Wahl des ärztlichen Standes vielleicht

vorsichtiger sein, wenn die Erfahrung nicht lehrte, daß kein Topf so schief sei, es paßt doch ein Deckel darauf. Himly sagte, kleine verwachsene Aerzte würden meistens beliebte Kinderärzte, weil die Kinder sie mehr für ihres Gleichen ansähen, als völlig ausgewachsene Personen. Daß es ein specifisches ärztliches Talent giebt, ist wohl nicht zu bezweifeln, es findet sich auch bei Frauen ohne alle ärztliche Bildung oft deutlich ausgesprochen. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen jungen Müttern? Die eine beobachtet ihr krankes Kind genau und befolgt die ärztlichen Rathschläge mit Pünktlichkeit und Geschick, die andere versteht nur zu lamentiren, sie hört nicht ordentlich zu und macht Alles verkehrt und ungeschickt. Sie entschuldigt sich darüber mit ihrem tiefen Gefühle, mit ihrer unendlichen Liebe für das Kind und hält ruhigere Mütter und Aerzte für hartherzig.

Verstand ist gewiß das erste Erforderniß für den ärztlichen Stand, aber nicht jede Art von Verstand ist von gleichem Nutzen. Der mathematische Kopf ist wenig zum Arzte geeignet, er hat zu wenig Phantasie und kann sich das nicht denken, was er nicht sieht. Die rechte Sorte von Verstand ist der Mutterwitz, sein Urtheil ist eben so scharf, wie das des mathematischen Kopfes, aber nicht so exact, es läßt sich nicht immer mit Zahlen belegen, seine Fehlerquellen sind mannigfaltiger, weil es nicht auf lauter Beobachtungen beruht, sondern der Phantasie einiges zu danken hat. Dafür ist es aber auch schneller bei der Hand und kommt nicht erst auf der Treppe zum Vorschein, wenn das Recept schon geschrieben ist. Der Flug des Mutterwitzes ist wie der der Schwalbe, die Exacten treten oft gar zu mastig auf, wie Elephantenkälber!

Die zweite wünschenswerthe Eigenschaft ist ein mitleidiges Herz, es macht erfinderisch und giebt dadurch dem Besitzer den Vorrang vor anderen, welche nur dessen Maske tragen. Von

Selbstlosigkeit oder Uneigennützigkeit ist es schwer zu reden, sie kommt erst zu Tage bei denen, welche nach einem einfachen, mühevollen Leben arm sterben. Das große Publikum legt nur wenig Werth darauf und ist sehr geneigt zu denken, daß nur die Lumpe bescheiden sind.

Gesundheit und ein froher Muth sind auch nöthig. Nichts ist den Patienten langweiliger, als wenn der Arzt selbst auf Theilnahme Anspruch macht. Arzt, hilf dir selber, sagt Michel. Ein heiterer Sinn des Arztes ist für viele Kranke die beste Medicin, wenn sie nur sein Gesicht sehen, wird es ihnen schon besser. Sauertöpfe bringen es zu nichts, wenn sie nicht so eminente Talente haben, wie — doch nomina sunt odiosa! — Eine sehr wünschenswerthe, wenn auch nicht absolut nothwendige Eigenschaft des angehenden Arztes ist Geld! Die Erlernung der Heilkunst kostet viel und es sollte noch genug übrig bleiben für die ersten Jahre der Praxis, die sich oft sehr in die Länge ziehen. Der junge Arzt darf nicht darauf angewiesen sein, Patienten zu reclamiren, auszuspüren und über den Löffel zu barbiren. Als ich meinen Universitätsfreund Friedrich Pauli in Landau besuchte, sagte er mir: Hier in Rheinbaiern leben wir Aerzte alle auf gutem Fuße, der Handwerksneid, das medicus medicum odit findet bei uns nicht statt, es ist aber auch keiner unter uns, der nicht wenigstens 100,000 Gulden in Vermögen hätte. Ein solches Eldorado, wo vorzugsweise reiche Leute Medicin studiren, ist gewiß sehr selten. König Georg ließ mir einmal sagen, ich möchte doch vorzugsweise wohlhabende junge Aerzte zur Anstellung in der Armee vorschlagen. Dies war aber ganz unthunlich, ich hätte die talentvollsten übergehen müssen und kaum Bewerber gefunden. Die von der Natur glücklich ausgestatteten kamen auch sehr gut fort, sie fanden bald Praxis und wohlhabende Frauen. Die für das Studium erforderlichen Mittel waren oft erborgt, oder sehr geringfügig gewesen.

Meine eigene Befähigung und die daraus entspringende Neigung für die Heilkunst beruhten vermuthlich auf einem gewissen Grade körperlicher Gewandtheit, die ich schon im Umgange mit den Blumen meines Vaters zu erproben Gelegenheit fand, in einem Sehorgane, welches durch einen geringen Grad von Kurzsichtigkeit in der Nähe zu beobachten sehr geeignet war. Es ist mir öfter aufgefallen, daß ich in Consultation mit einem weitsichtigen Arzte Vieles sah, was diesem ganz entging und worauf manchmal die Erkenntniß und Behandlung des Uebels beruhte. Wenn Bagliv Recht hat, daß die ganze Heilkunst im Beobachten besteht, so ist am Ende das geeignete Sehorgan eins der nothwendigsten Requisite. Dies mögen sich diejenigen gesagt sein lassen, welche mit der Idee umgehen, Aerzte zu werden.

Zur Geduld hatte mich der Vater erzogen und an einem mitleidigen Herzen fehlte es mir nicht, ich konnte nicht einmal Thiere leiden sehen, mochte keine Insekten aufspießen und keine Vivisectionen ansehen. Ich habe sie später freilich selbst gemacht, aber wie die chirurgischen Operationen an Menschen mit klar erkannten Zielen.

Schon in der letzten Zeit des Primanerthums ließ mich mein Vater die Vorträge von Dr. Carl Krause über Knochenlehre besuchen. Dieser berühmte Anatom war damals Prosector an der chirurgischen Schule. Die übrige Anatomie, sowie die Physiologie, lehrte Krause's späterer Schwiegervater Heine, meines Vaters bester Freund. Er war für mich voll Güte und Aufmerksamkeit, die er dadurch besonders an den Tag legte, daß er mich bei jeder Gelegenheit examinirte. Er hatte einen angenehmen, lebendigen Vortrag und war mit Präparaten reichlich versehen. Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er keinen seiner beiden Söhne Medicin studiren lassen wollte, der ältere, mein Schulkamerad, war sehr begabt und hatte die

größte Lust, Arzt zu werden. Die Beschwerden einer großen, besonders geburtshülflichen Praxis hatten ihm keine vortheilhafte Meinung von seinem Stande beigebracht, obgleich er durch denselben zu großem Ansehen und zu nicht geringerer Wohlhabenheit gelangt war. Ich habe mich seiner stets mit vieler Dankbarkeit erinnert, ich hatte viel bei ihm gelernt, weil ich mich für seine Güte nur dadurch erkenntlich zeigen konnte, daß ich seinen Vorträgen mit der größten Aufmerksamkeit folgte.

Die Physik hörte ich in der Officiers-Schule bei dem damaligen Hauptmann Wissel, den ich später als General der Artillerie in der schleswig-holsteinischen Armee wiederfand.

Acute und chronische Krankheiten, sowie materia medica hörte ich bei Spangenberg, Chirurgie und Augenheilkunde bei Holscher. Dabei besuchte ich sogleich das Generalhospital, dessen Dirigent Wedemeyer war. Diese drei Männer waren 1813 in die Armee eingetreten und bei den Hospitälern beschäftigt gewesen, Spangenberg und Wedemeyer als Oberstabsärzte mit dem Range von Oberstlieutenant, Holscher als Oberarzt mit Hauptmannsrang.

Spangenberg (geb. 8. Januar 1780, gest. 12. August 1849) war vor seiner militairärztlichen Laufbahn Privatdocent in Göttingen und Assistent von Himly, dessen Stieftochter er später heirathete. Er war von mittlerer Größe, hatte eine hohe Stirn, sanfte blaue Augen und einen theilnehmenden Ausdruck, er war sehr geduldig im Anhören von Klagen, wobei ihm seine eigene Schweigsamkeit sehr zu Statten kam. Er gefiel dem Publikum durch seinen Ernst, seine Ruhe und große Aufmerksamkeit, er verdiente dieses Zutrauen durch seine vielseitige Bildung, seine Gelehrsamkeit, seine Vorsicht als Arzt und seine Geschicklichkeit im Operiren. Er wäre gewiß ein sehr guter, wenn auch nicht sehr anregender Professor geworden, denn bei seiner etwas träumerischen Geistesrichtung war ein belebtes

Gespräch mit ihm nicht leicht zu führen und er hatte auf Schüler und Collegen deshalb weniger Einfluß, als seine Zeitgenossen Wedemeyer und Holscher. Nur diejenigen, welche ihn genauer kannten, schätzten seine soliden Eigenschaften. Als Schriftsteller ist er nur einmal aufgetreten, indem er 1821 eine sehr wohlgelungene Uebersetzung von Guthrie's Werke über die Schußwunden der Extremitäten erscheinen ließ.

Holscher (geb. 1792, gest. 1852) war in der That eine glänzende Erscheinung, schön wie Apoll, lebhaft, witzig und ganz beseelt von dem Wunsche zu gefallen oder zu imponiren. Den Frauen war er sehr gefährlich, obgleich er edlere Naturen oft zurückstieß durch seine siegesgewisse Zutraulichkeit. Er hat drei Frauen gehabt, eine noch schöner als die andere. Die erste ließ sich von ihm scheiden, die zweite wurde ihm durch den Tod entrissen, die dritte hat ihn überlebt. Den Männern gefiel er weniger, sie waren meistens eifersüchtig auf ihn, konnten sich aber doch dem Einflusse seiner jovialen Laune nur selten ganz entziehen. Er hatte nach der Schlacht von Waterloo ein Jahr in London zugebracht, wo er Astley Cooper's Schüler war und mit dessen Neffen Bransby Cooper, Tyrrell und Key in freundlichem Verkehre stand. Er war dort auf die Idee gekommen, daß die Chirurgie sein eigentlicher Beruf sei, obgleich ihm dazu alle nothwendigen Eigenschaften, Vorsicht, Ruhe und Kaltblütigkeit, fehlten, was Aston Key, wie er mir sagte, bereits bemerkt hatte. Er untersuchte nicht genau, es begegnete ihm einmal, daß er einen, von einem Andern gut angelegten Verband eines gebrochenen Oberschenkels zum Fenster hinauswarf, mit der Erklärung, es sei nichts gebrochen, und daß er denselben Verband einige Stunden später wieder anlegen mußte. Er operirte ohne Vorbereitung, einen Hornhautschnitt konnte er einmal nicht vollenden, weil es sich fand, daß das eingestochene Messer rostig sei. Um seine Unsicherheit im Operiren

zu verstecken, zankte er beständig mit seinen Assistenten. Seine chirurgische Thätigkeit war deshalb nicht ersprießlich, bessere Erfolge hatte er in der inneren Heilkunst, besonders in acuten Fällen. Seine freien Vorträge über Chirurgie und Augenheilkunde, von einem schönen Organe unterstützt, waren sehr lebendig. Er hatte sich die Weise der Engländer angeeignet, allgemeine Sätze, in besondere Fälle eingehüllt, vorzutragen und wußte dazu seine Beobachtungen im Felde, in London und aus seiner Praxis geschickt zu verwenden. Obgleich er der Sohn eines berühmten Kanzelredners war, hatte er doch keinen Kanzelton, war aber ein Liebhaber von schönen Redensarten, welche auf arglose Gemüther oft Eindruck machen, aber sehr erkältend wirken, wenn man weiß, daß nicht viel dahinter steckt. Im Jahre 1821 gab er eine Uebersetzung von Brodie's Werke über die Gelenkkrankheiten heraus und eine lange Reihe von Jahren seine hannoverschen Annalen, in denen er mit großer Beharrlichkeit den Beweis lieferte, daß er dem ärztlichen Publikum eigentlich nichts mitzutheilen hatte und daß es vielen Andern ebenso erging. An gutem Willen und äußeren Mitteln fehlte es ihm nicht, er war äußerst thätig, dirigirte ein schönes Krankenhaus, besaß eine große ausgewählte Bibliothek und ein Cabinet von pathologischen Präparaten.

Wedemeyer (geb. 22. April 1792 zu Elbingerode, gest. 2. December 1829 in Hannover) war ein sehr zart gebauter Mann mit sehr blondem Haar und hellblauen Augen. Als er aus dem Felde zurückkam, war er sehr munter, ritt, tanzte, lief auf dem Eise, aber es dauerte nicht lange. Schon als er mein Lehrer war, kränkelte er viel und sagte mir einmal bei der Section einer tuberculösen Lunge: so mag es bei mir auch wohl aussehen! Er war ein geborener klinischer Lehrer und verstand die Kunst, am Krankenbette laut zu denken durch kurze Bemerkungen während der Diagnose und durch kurze Fragen an

sich selbst oder an seine Schüler bei der Therapie. Lange Vorträge pflegte er nicht zu halten, sie sind mir auch immer als ein Fehler beim Unterrichte am Krankenbette erschienen. Sein Bestreben, weiter fortzuschreiten, war nie zu verkennen, er verglich die neuesten Erfolge mit den früheren, untersuchte immer genauer, machte die Sectionen eigenhändig mit der größten Sorgfalt, versäumte keine Gelegenheit, schwere Operationen einzuüben und präparirte fast an jeder Leiche irgend eine chirurgisch wichtige Region. Er hatte die physikalische Untersuchungs-Methode und die pathologische Anatomie gründlich erlernt. Im Generalhospitale mit ungefähr hundert Kranken war immer etwas zu beobachten, dazu kam noch die ambulatorische Klinik bei den Invaliden und deren Familien, und Wedemeyer's Privatpraxis. Ich kann wohl sagen, daß ich ihm den besten Theil meiner klinischen Ausbildung zu danken habe und daß ich es für ein großes Glück halte, die Thätigkeit eines so rastlos strebenden Geistes beobachten zu können. Es ist etwas ganz anders, als der Besuch einer gewöhnlichen Klinik, in welcher der Lehrer, außer den Anfangsgründen, welche nicht fehlen dürfen, gewisse stabile Ansichten vertritt, zu deren Aufrechthaltung er sich durch Schriften oder frühere Vorträge engagirt hat. Diese Art Manege interessirt vielleicht im ersten Semester, und langweilt schon im zweiten. Noch unerquicklicher als die Couleur der Stabilen ist die der Neuerungssüchtigen, weil es kaum der Mühe werth erscheint, Dinge zu erlernen, die übermorgen schon wieder vergessen werden sollen. Was mir besonders Wedemeyer's Andenken theuer gemacht hat, war seine physiologische Richtung. Er verstand es, am Krankenbette die Lehren der Physiologie zu verwenden, wurde dadurch instructiv und anregend. Von der Anatomie sprach er weniger, sie wurde als bekannte Größe vorausgesetzt, wenn es sich nicht gerade um eine chirurgische Operation handelte. Von seinen rein

physiologischen Arbeiten hat er durch seine Schriften über das Nervensystem und die Respiration von 1817, sowie über den Kreislauf von 1828 dem Publikum Kenntniß gegeben. Sein operatives Talent war nicht glänzend, aber seine Operationen gelangen ihm gut, weil er Alles daran setzte, sie gut auszuführen, ohne nach Eleganz und Rapidität zu streben. Seine Bescheidenheit und seine Herzensgüte gegen Arme waren nicht genug zu loben.

Obgleich er mit meinem Vater in dem freundlichsten Verkehre stand und ihn oft consultirte, so zeichnete er mich doch auf keine Art aus, gewiß in der guten Absicht, mich nicht eitel zu machen und das gute Vernehmen mit meinen Kameraden nicht zu stören. Ich mußte dieselben Nachtwachen wie die übrigen bei seinen Operirten übernehmen und behielt dadurch die einzelnen Fälle um so besser im Gedächtnisse.

Nach Beendigung des Krieges waren Wedemeyer und Holscher bald zu Hofchirurgen ernannt worden, Spangenberg zum Hofmedicus. Nach dem im October 1824 erfolgten Tode meines Vaters wurde Wedemeyer im März 1825 Leibchirurgus und nach diesem 1830 Holscher. Spangenberg wurde vom Könige Ernst August zum Leibmedicus ernannt. Eine unvorsichtige Redensart brachte Holscher um die Gunst des Hofes. Als König Ernst August nach Hannover kam, erschien Gräfe senior in seinem Gefolge. Er hatte den Kronprinzen in Berlin behandelt und wollte die fernere Sorge für denselben an Holscher übertragen. Nein, Herr Geheimrath, war die Antwort, Sie haben die Karre in den Dreck geschoben, ziehen Sie sie auch selbst wieder heraus! Gräfe wandte sich an Spangenberg und fand diesen gefügiger. Die Ungunst des Hofes schadete Holscher beim Adel und er warf sich mit desto größerem Eifer dem Bürgerstande in die Arme. Im Jahre 1848 ließ er sich zum Bürgergeneral machen, als solchen sah ich ihn mit einem Schilde

am Halse, welches mit dem Helme des Mambrin große Aehnlichkeit hatte. Die politische Rolle, welche er damals spielte, verwickelte ihn in so viel Unannehmlichkeiten, daß sein früher Tod die Folge davon sein soll.

Meines Vaters Antheil an meiner ersten ärztlichen Bildung bestand darin, daß er mich zu Patienten schickte, über die ich zu berichten hatte, oder bei denen ich Verbände oder leichte Operationen besorgte. Außerdem mußte ich ihm medicinisch-chirurgische Sachen vorlesen, meist aus Journalen, oft aus Samuel Cooper's Surgical Dictionary, dies war zugleich eine Uebung im Englischen. Er machte seine Bemerkungen über das Vorgelesene und fand gleichzeitig Gelegenheit, den Zustand meines ärztlichen Wissens kennen zu lernen, ohne näher darauf einzugehen, wie und wo ich dasselbe erworben. Er vermied es sorgfältig, irgend eine kritische Bemerkung über meine Lehrer zu machen, weder lobend, noch tadelnd. Bei seiner eigenen Denkungsweise konnte ihm Holscher nicht gefallen, er äußerte es aber nie, doch ließ er mich nur die Klinik im Generalhospitale besuchen, nicht auch die von Holscher im städtischen Krankenhause, welche eigentlich für die Besucher der chirurgischen Schule bestimmt war.

Daß mein Vater mit meinen Fortschritten nicht unzufrieden war, schließe ich aus einer Aeußerung von ihm, die ich nicht vergessen habe. — Du mußt Dich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, sondern Dich bemühen, einmal Professor zu werden.

Wenn ich mir zu vergegenwärtigen suche, welche väterliche Lehren auf mich am meisten Eindruck gemacht haben, so sind es die folgenden drei Sätze:

Man muß immer fortstudiren, aber nicht alle Dummheiten mitmachen! Er wollte damit ohne Zweifel sagen, daß man einigen doch nicht entgehen werde.

Man muß mit kranken oder verletzten Theilen umgehen, als ob sie von Glas und nicht, als ob sie von Holz wären!

Mit den Collegen muß man in gutem Vernehmen stehen, dies erfordert nicht blos der Anstand, sondern auch unser eigener Vortheil, denn bei Operationen kann man ihrer Hülfe nicht immer entbehren!

Während ich so in großer Gemüthlichkeit und ohne besonderen häuslichen Fleiß der Heilkunst oblag, wurde auch die weitere körperliche Ausbildung nicht verabsäumt. Fechtstunden hatte ich schon als Primaner gehabt, mein Vater ließ mich nun auch Reitstunden nehmen, die mir das größte Vergnügen machten. Die königlichen Stallmeister hatten damals die Erlaubniß, die königlichen Reitpferde zum Unterrichte zu benutzen. Hannover war dadurch in den Besitz einer weltberühmten Reitschule gekommen. Der ältere Detmering war mein Lehrer, ein vollendeter Reiter und feiner, liebenswürdiger Mann. Die herrlichen Pferde, auf denen ich damals reiten durfte, verleideten mir übrigens auf immer die Lust, auf Miethpferden zu reiten. Auch das Fahren mußte ich lernen, ein ganzes Sommersemester ging ich jeden Morgen 6 Uhr nach dem Marstalle, um den mit Isabellen bespannten Leiterwagen zu besteigen, auf welchem ein königlicher Leibkutscher mich, zuerst mit zwei und dann mit vier Pferden, das Rosselenken lehrte. Man muß dabei stehen und zunächst die Schwierigkeit überwinden, nicht die Haltung und den Verstand zu verlieren, wenn der federlose Wagen über das Straßenpflaster rasselt. Von dieser Kunst habe ich freilich nie Gebrauch gemacht, aber ihrer Erlernung erinnere ich mich mit dem größten Vergnügen, und schließe aus einer Stelle im Egmont, daß auch Goethe das Fahren gelernt haben müsse, sonst hätte er die Gefühle des kühnen Rosselenkers nicht so lebendig schildern können.

Endlich kam auch das lange vernachlässigte Tanzen an die

Reihe. Meine Eltern ließen sich in der Ressource aufnehmen, wo im Winter alle 14 Tage Ball war. Ich tanzte damals nur des Tanzens wegen, die jungen Damen waren mir sonst ziemlich gleichgültig, wenn sie nur gut tanzten; ich suchte meine Ideale noch anderswo, Raphaelische Köpfe und Junonische Gestalten waren für mich in der Ressource nicht zu finden. Meine Lieblingstänzerin war eine jener wetterbeständigen Schönen, deren Sicherheit im Tanzen auf langjährigen Erfahrungen beruht, die aber schließlich darauf angewiesen sind, wieder mit Primanern und Cadetten zu tanzen, die sie exerciren lassen im Tanz und in der Conversation. Das was die Engländer small talk, ein harmloses Geschwätz, nennen, machte mir eigentlich mehr Mühe, als das Tanzen selbst.

Neben diesen rationellen Bemühungen, eine Kunst zu erlernen, welche dazu bestimmt war, mir später sehr nützlich zu werden, betrieb ich auf den Bällen sogar schon Psychiatrie. Es giebt eine Krankheit, welche man nur im Tanzsaale studiren kann, sie gehört zu den psychischen Störungen mit intercurrenten paralytischen Erscheinungen. Ihr gewöhnlicher Name läßt mehr auf eine parasitische Krankheit schließen. Im acuten Stadium zeichnet sie sich durch eine verdrießliche Stimmung aus, im chronischen Stadium durch große Niedergeschlagenheit, sie ist offenbar ansteckender Natur, denn nicht blos die Tänzerinnen, sondern auch ihre Mütter werden davon ergriffen. Leichtsinnige junge Leute nennen diese Krankheit das Schimmeln. Ich hatte immer großes Mitleid mit schimmelnden jungen Damen und suchte ihnen zu helfen so gut ich konnte. Die Curen sind oft nur palliativ, der Schimmelanflug kommt immer wieder zum Vorschein, das sind hoffnungslose Fälle. In andern gelingt es, eine Radicalcur herbeizuführen, indem die Geschicklichkeit im Tanzen, ein liebenswürdiger Charakter oder eine geistreiche Conversation die Anerkennung finden, welche sie verdienen und der

Sonnenschein des allgemeinen Wohlwollens allen Rückfällen krankhafter Eruptionen vorbeugt. Die heilgymnastische Wirkung des Tanzens ist dabei jedenfalls geringer, als der physische Eindruck. Solche Studien muß man in jungen Jahren machen, nachher ist es zu spät, die Versäumniß rächt sich durch die größte Unsicherheit in dem Umgange mit dem schönen Geschlechte. Einer meiner jüngeren ärztlichen Freunde, ein stattlicher vortrefflicher Mann, fühlte dies, als er gern heirathen wollte und arrangirte eine Tanzstunde! Bis so weit reichte seine Courage, als aber die erste Stunde stattfinden sollte, war er der Einzige, welcher darin fehlte; dafür schimmelt er jetzt als alter Junggeselle!

Meines Vaters letzte Lebensjahre
von 1813 bis 1824.

Unter den Papieren, welche mein Vater werth befunden hatte, aufzubewahren, befanden sich zwei Anschreibebücher, von 1801 bis 1806, in denen er Ausgaben und Einnahmen notirt hatte. Aus dem Buche der Einnahmen ergiebt sich, daß schon 1801 seine Praxis, die doch erst wenige Jahre gedauert hatte, sehr bedeutend war. Die königlichen Prinzen von York und von Cambridge, ein Herzog von Mecklenburg, ein Prinz von Schwarzburg, eine Prinzessin von der Lippe, fast alle hannoverschen Grafen und Barone, Banquiers und Kaufleute zierten sein Register. Die von ihnen erhaltenen Honorare sind nicht groß, aber zahlreich. Rechnungen oder Forderungen hat er nicht gemacht, und bemerkt oft „für wenige Mühe so — viel oder für viele Mühe nur —." Er muß sehr viele Patienten unentgeltlich behandelt haben, denn die aufgezeichneten Honorare rühren fast nur von wohlhabenden Leuten her, und es kamen zu ihm Patienten aus allen Ständen.

Nach den Erzählungen meiner Mutter hatte seine Praxis

während der französischen Occupationszeit noch immer zugenommen, die französischen Generale hatten sich meist von ihm behandeln lassen. Das Buch der Ausgaben lehrt, daß er mehr als die Hälfte seiner Einnahmen zurücklegen konnte. Aus beiden Büchern konnten seine Kinder lernen, auf welche redliche und mühsame Weise er das Vermögen erworben, womit er die Zukunft der Seinigen gesichert hat, durch Fleiß und Sparsamkeit, ohne alle Habsucht, ohne alle Speculationen.

Die Entbehrungen seiner Jugend, die Strapazen der Feldzüge und die Anstrengungen einer großen Praxis hatten seine Kräfte vor der Zeit erschöpft, und zwar um so leichter, weil er sich nie eine Unterbrechung seiner Thätigkeit gestattete, vom Anfange seiner Praxis bis zu seinem Ende hat er Hannover nicht wieder verlassen, auch nicht für eine Nacht! Er war von Gichtschmerzen geplagt, gegen die er jeden Sommer in Limmer zu baden pflegte. Zu Brunnencuren war er nicht zu bewegen, er gönnte sich nicht die Zeit dazu. Zum Reiten ermahnte ihn sein Freund Dr. Heine, der ihm darin mit gutem Beispiele voranging, denn er schaffte sich noch in seinem 50sten Jahre wieder Reitpferde an. Auch die Mutter bat ihn, wenigstens im königlichen Reithause zu reiten, er mochte nicht, war auch der Ansicht, daß seine Beschäftigungen im Garten ihm hinreichenden Genuß der frischen Luft gewährten, der beim Reiten doch die Hauptsache sei. Eine Equipage zu halten, konnte er sich auch nicht entschließen. So wurde ihm die Praxis beschwerlich, und es war ihm erwünscht, daß in Wedemeyer, Spangenberg und Holscher, rüstige junge Kräfte, die Lücke auszufüllen kamen, welche dadurch entstand, daß er sich selbst von der Praxis zurückzog. Als ich die chirurgische Schule besuchte, ließ er sich längst nicht mehr auf große Operationen ein und behielt nur die Praxis, welche ihm als Leibchirurgus oblag. Dadurch, daß er seinen Collegen keine Concurrenz machte, setzte

er sich mit ihnen in ein um so angenehmeres Verhältniß, sie kamen oft seinen Rath zu holen über Leute, die er früher behandelt hatte. Der Verkehr mit Wedemeyer war ihm offenbar der liebste.

Sein thätiger Geist erlaubte ihm jedoch nicht, müssig zu sein, nach Aufgeben seiner Praxis beschäftigte er sich vorzugsweise mit dem Armee-Medicinalwesen, dessen Leitung im Jahre 1813 einer Armee-Medicinalbehörde übertragen worden war. Stieglitz, Heine und mein Vater waren die ersten Mitglieder dieser Behörde, deren Befugnisse ungefähr dieselben waren, wie sie in anderen Armeen dem Generalstabsarzte zukommen. Die Mitglieder wurden nicht auf Lebenszeit angestellt, sondern sollten nach Umständen durch andere ersetzt werden können. Mein Vater blieb bis an sein Ende Mitglied dieser Behörde und jedenfalls das thätigste, denn er besorgte die ganze Correspondenz. Durch diese collegialische Leitung wurde die Einseitigkeit vermieden, welche anderen Armeen oft verderblich geworden ist; die klügsten und angesehensten Aerzte Hannovers bildeten die Behörde zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, nach dem Abschütteln der Fremdherrschaft Alles neu zu reguliren und die Erfahrungen zu benutzen, welche lange blutige Kriege an die Hand gaben. Dieser Behörde, in welcher mein Vater der einzige gediente Militairarzt war, hatte Hannover die liberalen Principien zu danken, welche seit dem 30. December 1813, dem Tage, an welchem der Herzog von Cambridge dieselbe errichtete, in der hannoverschen Armee zur Geltung gekommen sind und von anderen deutschen Armeen vergeblich angestrebt wurden. Die neue Behörde erhielt sogleich mit ihrer Errichtung den Auftrag, ihre eigene Instruction zu entwerfen, welche bereits unter dem 24. Januar 1814 vom Kriegsministerio (der Kriegscanzlei) genehmigt werden konnte. Sie besteht aus acht Capiteln. Am Schlusse des vierten Capitels

heißt es: die königliche Kriegscanzlei ergreift diese Gelegenheit zu bezeugen, daß, obwohl ihr nicht unbekannt ist, daß die Herren Mitglieder der Medicinalbehörde sich aus Patriotismus ihres mühsamen Geschäfts unterzogen haben, sie es dessen ungeachtet für ihre Pflicht hält, sobald sie erst im Stande sein wird, den ganzen Umfang der Geschäfte der gedachten Behörde zu beurtheilen, das königliche Cabinetsministerium auf die Nothwendigkeit einer angemessenen Remuneration aufmerksam zu machen, indem es nicht erwartet werden kann, daß die Herren Mitglieder der Medicinalbehörde so viele Stunden ihrer Praxis entziehen können, ohne einen Ersatz dafür zu bekommen.

Die Mitglieder der Medicinalbehörde begnügten sich aber mit einer blos nominellen Remuneration von 100 Thlrn. Jeder, was dazu mit gedient haben wird, ihrer Stellung den gehörigen Nachdruck zu geben. Sie durften nicht als Leute angesehen werden, denen man einen Dienst damit erweist, daß man sie in wichtigen Dingen zu Rathe zieht.

Die Zeitumstände waren außerdem günstig für den militairärztlichen Stand. Nach der Convention von Sulingen war ein großer Theil der hannoverschen Armee zur englisch-deutschen Legion geworden und hatte an allen großen Kämpfen jener Zeit, vor Kopenhagen, in Portugal, Spanien und in Sicilien, Theil genommen. Es war meinem Vater von England aus die Stelle eines dirigirenden Arztes in der Legion angetragen worden, er hatte dieselbe aber mit Rücksicht auf seine, durch frühere Feldzüge geschwächte Gesundheit nicht annehmen können. Zwischen den Officieren und Aerzten der Legion hatte sich durch die langjährige Kameradschaft in Leiden, Kämpfen und Siegen ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, welches später mit einem Theile dieser Aerzte in die hannoversche Armee überging und bis 1866 ungetrübt geblieben ist. Die Grundsätze, welche die Medicinalbehörde mit Erfolg vertrat, waren sehr einfach. Die

Militairärzte sind Officiere und nehmen als solche ihre Stellung im Regimente ein, werden bei Kriegsgerichten und Ehrengerichten beigezogen, wie die übrigen Officiere.

Es werden nur auf Universitäten vollständig gebildete Aerzte in der Armee definitiv angestellt.

Diese treten gleich mit Premierlieutenants Rang und Gage ein, weil es billig ist, ihnen die Jahre anzurechnen, welche sie im Dienste der Wissenschaft zugebracht haben. Aus demselben Grunde werden ihnen bei der Pensionirung fünf Jahre zugelegt. Mit Ausnahme einiger höheren Stellen findet das Avancement nach der Anciennetät statt. Diejenigen, welche wegen mangelhafter Conduite oder weil sie das Examen, welches für die Anstellung als Oberarzt erforderlich ist, nicht bestanden, zum Avancement nicht geeignet erscheinen, werden pensionirt. Dieser Grundsatz ist offenbar einer der wichtigsten, um das Ansehen des ärztlichen Standes in der Armee zu erhalten. Es nutzt nichts, die Aerzte Officiere zu nennen, wenn man sie nicht als solche behandelt. Es besteht freilich in allen Armeen die Anordnung, daß ein Officier fortdienen solle, wenn er im Avancement übergangen wird, es ist aber nur eine Fiction, ein geachtetes Officiercorps ist nur möglich, wenn die unfähigen Elemente ausgeschieden werden.

Die Behandlung der Kranken muß von denen geschehen, welche am besten dazu geeignet sind, also im Allgemeinen von den älteren Militairärzten. Es werden deshalb überall kleine Generalhospitäler errichtet, deren Dirigenten die Medicinalbehörde ernennt. In der Regel wird der Oberarzt der Infanterie dazu gewählt.

Die Arzneien für die Regimenter und für die Hospitäler werden nicht von Droguisten oder von dem Ortsapotheker bezogen, sondern aus einer königlichen Feldapotheke. Dieses nützliche Institut war in Hannover dadurch entstanden, daß 1815,

nach der Schlacht von Waterloo, große Vorräthe von Arzneien, Bandagen und Instrumenten der englisch-deutschen Legion, großen Theils englischen Ursprungs, nach Hannover kamen. Die Medicinalbehörde rieth, diese Sachen nicht zu verschleudern, sondern allmählich zu verbrauchen. Dies geschah; nach drei Jahren wurde die Frage aufgeworfen, ob man das zufällig entstandene Institut fortbestehen lassen solle? Es ergab sich, daß dasselbe große Ersparungen gemacht und nur Arzneien der besten Art vertheilt hatte. So blieb die königliche Feldapotheke und wurde im Laufe der Jahre mehr und mehr vervollkommnet. Diese Schöpfung, so wie viele andere, hat das Jahr 1866 weggeschwemmt, unzerstörbar aber sind unter den Werken der Medicinalbehörde die von ihr entworfene Instruction für die Aushebung der Dienstpflichtigen vom Jahre 1822 und der, das Medicinalwesen der Armee betreffende Theil des Dienstreglements von 1824, welcher auf 46 Seiten mit 54 Paragraphen die wichtigsten Grundsätze in der einfachsten Weise auseinandersetzt. Die Instruction für die Recrutenaushebung wird nicht leicht zu übertreffen sein; sie ist auch sehr bekannt geworden, denn das königlich hannoversche Kriegsministerium wurde sehr oft darum angegangen von deutschen und außerdeutschen Kriegsministerien, sowie von höheren Militairärzten.

Im Jahre 1820 veränderten meine Eltern noch einmal ihre Wohnung und bezogen das Langerfeldt'sche Haus am Ende der Leinstraße. Ein kleiner Garten, welcher dazu gehörte, war vermuthlich die Veranlassung. Er war ungefähr 120 Fuß lang und 80 Fuß breit, aber ganz der Mittagssonne ausgesetzt und frei von allen großen Bäumen und schattengebenden Nachbargebäuden, für die Blumenzucht also sehr geeignet, aber sonst nicht reizend. Mein Vater wußte fast noch mehr daraus zu machen, als Capitain Shandy aus den paar Ruthen Landes, auf denen er Festungen stürmte und Königreiche eroberte. Ein von ihm hinterlassenes

eigenhändiges Gartenbuch giebt davon noch heute Nachricht, wie er den kleinen Garten reorganisirte und dann auf Eroberungen ausging, welche sich aber nur nach einer Richtung hin erstrecken konnten, himmelwärts, denn der Garten war mit Mauern rings umgeben. Ueber alle diese Feldzüge von 1820 bis 1824 giebt das Gartenbuch Auskunft. Man könnte es drucken lassen zur Anleitung für Blumenfreunde, sie würden gewiß Manches daraus lernen, wofür ich leider keine Empfänglichkeit habe. Es schließt am 22. October 1824 mit der Bemerkung über seine Lieblingsblume, die Unica: Sie hat vier Knospen, die eine nahe am Aufgehen.

Seit diesem Tage hat er sein Zimmer nicht wieder verlassen, er fühlte sich unwohl, mußte das Bett hüten, schickte aber doch die Kinder öfter in den Garten, um nachzusehen, ob die Unica schon aufgeblüht sei und ließ sich aus einem Scott'schen Romane vorlesen.

Am 24. October, Morgens 5 Uhr, wurde er von heftigen Brustbeklemmungen befallen, verschrieb sich Herba strammonii zum Rauchen; ehe dies aus der Apotheke kam, steigerte sich die Beklemmung so, daß er es im Bette nicht aushalten konnte, er stand auf, setzte sich auf einen Lehnstuhl und war todt! Die Unica war aufgeblüht und wurde auf seinen Sarg gelegt.

Universitäts-Studien und Reisen
vom Herbste 1823 bis dahin 1828.

Es war im August 1823, als mein Vater mir ankündigte, ich könne nächstens die Universität beziehen; nach seiner Ansicht würde ich so lange in Göttingen studiren, bis ich Doctor geworden, in die Armee treten, einige Jahre dienen und dann Urlaub nehmen, um gelehrte Reisen zu machen; die beste Vorbereitung für die Universität würde sein, wenn ich noch einmal Schreibunterricht nähme, meine Hand habe durch das Heft-

schreiben schon etwas gelitten, in Göttingen werde das erst recht anfangen. Die Befolgung dieses weisen Rathes ist mir vermuthlich sehr nützlich gewesen, mit dem Heftschreiben war es in Göttingen nicht so schlimm, doch mußte ich später so viel schreiben, daß meine Hand vielleicht auch so unleserlich geworden wäre, wie die von Stieglitz und Holscher, welche meistens ihre eigene Schrift nicht lesen konnten. Mein Vater hatte darin eine merkwürdige Geschicklichkeit und wurde öfter über die Hieroglyphen seiner Collegen zu Rathe gezogen. Uebrigens hätte ich meinen Vater gern gefragt, warum schickst du mich nicht gleich nach London? da werden keine Hefte geschrieben und ich lernte, statt Langenbeck, gleich Astley Cooper kennen. Dies war ein ahnungsvoller Gedanke, denn als ich einige Jahre später nach London kam, hatte sich Astley Cooper schon auf das Land zurückgezogen.

Es war kein Wunder, daß ich lieber nach London gehen wollte, als nach Göttingen. Die Ansichten der Göttinger Professoren kannte ich aus den Vorträgen meiner Lehrer in Hannover, welche aus Himly's und Langenbeck's Schule stammten. Von dem Ruhme der englischen Heilkunst hatte ich durch meinen Vater, durch Heine und Holscher viel zu hören bekommen; die Kuhpockenimpfung war von England ausgegangen, ihre Wohlthaten erschienen damals noch viel größer als jetzt, man sah noch viele von den Blattern zerrissene Gesichter. Ich hätte gern auch etwas entdeckt, was die ganze Menschheit beglückte, ich würde es mitgetheilt haben, ohne mich zu nennen, ohne Dank zu erwarten. Um dies möglich zu machen, mußte ich wissen, was Andere leisten. Hochbegabte Männer theilen wohl ihre Entdeckungen in Büchern mit, oder sprechen sie aus in ihren Vorträgen, Manches aber erscheint, weil es unaussprechlich ist, nur in ihren Thaten. Man muß diese Männer wirken sehen, sie kennen lernen!

Ich hütete mich wohl, meinen Vater mit diesen Gedanken zu behelligen, ich wußte im voraus, was er mir geantwortet hätte, denn er war ein ruhiger und deutsch gesinnter Mann. Zunächst hatte ich Chemie und Botanik nachzuholen, die in Göttingen leichter zu finden waren, um einen Doctorhut zu erwerben, der in London gar nicht zu haben war. Für Ausbildung des Charakters ist es gefährlich, sich einem fremden Volke in die Arme zu werfen, ehe man seine eigenen Landsleute kennt. Von Deutschland kannte ich nur ein paar Quadratmeilen, der Marktthurm, das geliebte Wahrzeichen der Stadt Hannover, hatte mich nur selten aus den Augen gelassen, man sieht ihn auch auf den Hügeln bei Bennemühlen. Als zwölfjähriger Junge hatte ich mit dem Musiklehrer eine Fußreise gemacht nach einer alten Ritterburg, die noch Gräben und Zugbrücken besaß, das Erbe eines meiner Schulkameraden, der uns eingeladen hatte, dessen schöne Mutter uns freundlich bewirthete. Als Primaner machte ich mit neun anderen eine Weserreise, die sehr gut ausfiel; wir beschrieben sie nachher gemeinschaftlich in Versen und Bildern. In meinem 17. Jahre war ich auf einen Tag in Söder, um die von Brabeck'sche Gemäldegallerie zu sehen, vorbereitet durch einen raisonnirenden Katalog von Ramdohr, den ich unter meines Vaters Büchern gefunden hatte. Als diese Bilder hier nach 45 Jahren zum Verkaufe ausgestellt waren, erkannte ich gleich meine früheren Lieblinge wieder und vermißte nur das schöne Bild von dem kranken Königssohne, das auf Wilhelm Meister einen so tiefen Eindruck gemacht hatte.

Als Kind hatte ich den Sturz der Napoleon'schen Herrschaft mit erlebt, diese große Zeit klang noch in unseren Liedern, Körner's Schlachtgesängen mit Weber's Musik. Mozart und Beethoven, Händel und Haydn füllten meine Seele mit Entzücken, Schiller und Goethe hatten eine deutsche Nationalliteratur

geschaffen, und doch fühlte ich nicht recht deutsch! Hannover schien mir eine Provinz von England, die Engländer standen mir näher, als die deutschen Stämme. Wäre ich damals nach England gekommen, so würde ich Deutschland ganz entfremdet worden sein, denn noch im Jahre 1828, nachdem ich Deutschlands Herrlichkeit hinreichend kennen gelernt hatte, kostete es große Mühe, mich von England loszureißen. Nicht ohne Antheil an meiner Vorliebe für England waren ohne Zweifel zwei wunderschöne Engländerinnen, welche an meiner Bildung Antheil gehabt hatten. Der einen, Miß C., habe ich schon erwähnt, sie war eine stolze Schönheit, mit Helm und Dreizack würde sie wie Britannia selber ausgesehen haben, die andere, Miß W., war sanft und anmuthig. Beide waren älter als ich, aber freundlich gegen mich gesinnt, ihnen vorzüglich hatte ich eine gute englische Aussprache zu danken. Sie sind spurlos aus meinem Leben verschwunden, ich habe sie nie wieder gesehen, aber ihre holden Gestalten bildeten wohl die Staffage zu den glanzvollen Bildern, welche ich von England träumte. Mit meinen Gefährten von der chirurgischen Schule hatte ich keine gesellige Verbindung, ob sie nach Göttingen gingen oder nicht, war mir gleichgültig; meine Schulkameraden, die Primaner, waren schon vor 2½ Jahren abgegangen, ich hatte sie größtentheils vergessen. Seit meinem Abgange von Prima hatte ich gegen 2000 Kranke gesehen, an deren Physiognomien sich die Krankheitsbilder knüpften, welche ich mir einzuprägen bemüht gewesen war, noch jetzt erinnere ich mich von damals mancher Gesichter, die zu interessanten Fällen gehörten.

Unter diesen Umständen fühlte ich nichts von der Ungeduld, welche dem Uebergange auf die Universität vorherzugehen pflegt.

Ich fragte meinen Vater, ob es nicht gut sei, daß ich Freimaurer würde, ehe ich Hannover verließe? Er lachte mich aus. In Göttingen wird es dir an guter Gesellschaft nicht

fehlen, ohnehin hast du einen schwachen Magen und bei den Freimaurern wird viel gegessen! Ich fragte ihn nicht weiter aus und habe es auch bei Anderen nicht versucht, doch grübelte ich zuerst darüber, ob er meinen irdischen Magen gemeint habe, der allerdings nicht der beste war, oder den geistigen, der noch reizbarer war und sich mit Leuten nicht gut vertragen hätte, die sich in die Loge drängen, ohne dahin zu gehören.

Vor meiner Abreise machte mir mein Vater zwei kostbare Geschenke, Shakespeare's dramatische Werke in einem Bande und einen schönen Streicher'schen Flügel. Das Buch wurde für mich des Fortunatus' Wünschelhütlein, ich brauchte es nur aufzuschlagen, so befand ich mich sogleich in der besten Gesellschaft, der Flügel verschaffte mir die erste Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mich wie ein guter Engel fünf Jahre lang durch das Leben begleitet hat.

Göttingen

von Michaelis 1823 bis dahin 1825.

Mein Vater hatte für mich eine Wohnung bei dem Superintendenten Krause, meinem Gevatter, gemiethet, so kam ich gleich in ein befreundetes Haus, gegenüber der Albani-Kirche. Meine Zimmer lagen nach Westen, zwei Treppen hoch, sie hatten eine freie Aussicht über die ganze Stadt und die umgebenden Hügel.

Ich ging schon früh am ersten Morgen aus, um mich zu orientiren.

Wenn man die Weender-Straße, die Allee und den Wall gesehen hat, so kennt man Göttingen, alles Andere ist nur Anhängsel. Es sind Häuser in Menge vorhanden, aber die Architektur fehlt. Sie gleichen den Häusern, welche man in eine Schachtel packt und den Kindern zum Weihnachten schenkt, kein einziges monumentales Gebäude ist darunter; man begreift nicht,

wo die Musen wohnen sollen, wenn sie kommen, ihre zahlreichen Söhne zu besuchen. Vielleicht bei dem alten Bouterweck, dem Professor der Aesthetik, der als solcher die Aufgabe hat, sie zu tractiren?

Als ich vom Walle in die Weender=Straße einbog, sah ich einen ehrwürdigen alten Herrn mir entgegenkommen; aus seiner ganzen Haltung schloß ich, daß er ein Arzt sein müsse. Ein so stattlicher Mann wie dieser, dachte ich, kann nur einmal in Göttingen existiren, dieser kann kein anderer sein, als der alte Hofrath Stromeyer, der Doctor Heim von Göttingen. Ich wagte es ihn anzureden und zu fragen, ob ich mich nicht irre und wurde von ihm gleich als der von Hannover erwartete Vetter begrüßt. Eine gewisse Familienähnlichkeit mußte wohl stattfinden, sie war aber kaum bemerkbar, ein Bild von diesem Vetter meines Vaters hatte ich nie gesehen. Er hatte braune Augen, mein Vater blaue, er war trotz seiner 73 Jahre schlank und rasch in seinen Bewegungen, mein 10 Jahre jüngerer Vater war es nicht mehr. Diese angenehme Begegnung am frühen Morgen des ersten Tages in Göttingen setzte mich in die heiterste Stimmung. So jugendlich frisch und lebensfroh sieht der Mann aus, der seit einem halben Jahrhundert Göttingen nicht verlassen hat, wo er, 1750 geboren, 1773 promovirt, 1776 zum Stadtphysicus und zum außerordentlichen Professor der Medicin ernannt und 1784 zum ordentlichen Professor der medicinischen Klinik befördert war. Nach seiner Promotion hatte er nur eine Reise nach Berlin und Wien gemacht. Als Schriftsteller ist er nie aufgetreten, große Entdeckungen hat er nicht gemacht, seit 10 Jahren hält er keine Vorlesungen mehr, sondern widmet sich ganz der Praxis. Er muß in Göttingen fast von Haus zu Haus gehen, Niemand wird ernstlich krank, zu dem er nicht gerufen würde, aus dem ganzen nordwestlichen Deutschland kommen Kranke, ihn zu consultiren, auf Reisen

läßt er sich nicht ein, weil er die Göttinger nicht im Stiche lassen will. Er lebt umgeben von einer zahlreichen angesehenen Familie. Was bedarf es mehr, um glücklich zu sein und Andere zu beglücken? So lange ich in Göttingen war, wirkte das Beispiel dieses Mannes besänftigend auf meinen Drang nach weiter greifender Thätigkeit; nachher kamen die alten Ideale wieder zum Vorschein, jeder muß sein Schicksal erfüllen!

Ich machte zunächst meinen Hausgenossen den ersten Besuch. Der alte Superintendent Krause ist ein Mann von evangelischer Milde, es ist unmöglich, mit ihm anders als auf dem freundschaftlichsten Fuße zu stehen. Er macht keine Ansprüche darauf, daß man seine Predigten höre, er ist es überhaupt nicht gewohnt, gehört zu werden, seine Frau führt das Wort. C'est moi, konnte er wie Pinchon sagen; qui a les idées, c'est ma femme, qui a la parole!

Dann kam die Stunde für die Immatriculation, wobei die Musen sich einiges Entréegeld bezahlen lassen und der angehende Student ihrem Hohenpriester, dem Prorector, gelobt, daß er sich gut aufführen will. Geniale junge Leute nehmen es damit nicht so genau; sie kommen dadurch in ein anziehendes Verhältniß zu den Pedellen, den Lictoren der Universität und werden von diesen empfohlen, wenn sie es sich angelegen sein lassen, öffentliche Charaktere zu werden und auf die Ehre des Carcers, als höhere Bildungsanstalt, Anspruch machen. Im bürgerlichen Leben ist es kein sonderlicher Ruhm, beigesteckt zu werden, aber für einen deutschen Studenten ist es eine größere Ehre, als die Mitgliedschaft einer deutschen Akademie der Wissenschaften, das Consilium abeundi wird ungefähr einem Orden gleichgeachtet. Ich muß leider bekennen, daß ich in Göttingen so artig gewesen bin, daß ich mich kaum erinnere, einen der berühmten Pedellen gesehen zu haben, weder im rohen Zustande, noch gebraten, wie H. Heine, mein Zeitgenosse. In

meinem Abgangszeugnisse konnte sich Langenbeck, als Prorector, unter dem 15. September 1825 sogar für meine politischen Gesinnungen verbürgen. Er würde dies vielleicht nicht gethan haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ich mich demnächst doch mit Demagogie befassen werde, mit Umtrieben gegen eine Krone, die ihm theuer war, die Trepankrone! Es war ein Glück für mich, daß dies so viel später geschah, in jener Zeit der Demagogenriecherei hätte man meine Bemühungen vermuthlich ganz sinnbildlich aufgefaßt und würde mir den Proceß gemacht haben.

Die Herren Professoren übereilen sich nicht, ihre Vorlesungen anzufangen, man hat Zeit, Besuche zu machen, Erkundigungen einzuziehen und sich umzusehen. Die Stadt füllt sich allmählich mit Studenten, ihre Zahl steigt diesen Winter auf 1532, im Sommer 1823 war sie bis auf 1547 gediehen. Dies war die höchste Zahl Studenten, welche Göttingen erreicht hat, mit meiner Ankunft fing sie an abzunehmen. Im Winter $18^{69}/_{70}$ ist sie bis auf 748 gesunken. Seit einer Reihe von Jahren schon ist die Zahl ungefähr die gleiche gewesen, sie scheint dem laufenden Bedürfniß an Gelehrsamkeit zu entsprechen.

Der weißgelbliche Flausrock und die schwarzen sammtmanchesternen Hosen, in denen die Primaner es versuchten, die Studenten zu spielen, sind im Aussterben begriffen, eine elegantere Zeit bricht an. Kanonenstiefel und weiße lederne Beinkleider beweisen, wie opferwillig die Jugend ist; die Bequemlichkeit, die Kosten werden nicht geachtet, wenn es sich darum handelt, dem Vaterlande zur Zierde zu gereichen. Ohnehin werden sie auch von denen getragen, welche nie ein Pferd besteigen. Ein einziger Student, der schöne Graf Arnim, hält sich Reitpferde, ein deutscher Prinz muß zu Fuße gehen und lebt auch sonst sehr bescheiden, seine jährlichen Einkünfte sollen nur 800 Thlr. betragen, sein Fürstenthum mag also ungefähr

20,000 Thlr. werth sein. Die berühmte Reitschule von Ayrer wird übrigens stark benutzt. Ein schwarzer Rock, ohne Kragen, mit einer Reihe Knöpfen, ein umgeschlagenes Hemd und langes Haar bezeichnen die Burschenschafter. Sie sollen Republikaner sein, versammeln sich aber auf dem Kaiser. Alle anderen Studenten sind Particularisten, deren Localpatriotismus in der Farbe der Mützen und Bänder ihren Ausdruck findet. Die scharlachrothen Mützen der Hannoveraner, mit Blau und Gold, sind sehr kleidsam, sonst hätte ich mich vielleicht nicht entschlossen, in ihren Club zu treten, wo ich übrigens Bekannte aus Prima wiederfand. Sie versammeln sich zu 20 oder 30 des Mittwoch Abends auf dem Ulrich, spielen Whist oder Boston und bringen es bei einem einfachen Abendessen in der Fröhlichkeit selten so weit, um ein Gaudeamus igitur anzustimmen. Das kommt vom Kartenspielen, dem alten Feinde der Musik. Uebrigens sind die Hannoveraner feine, anständige Leute, sie sind nicht streitsüchtig, schlagen aber eine gute Klinge, den Einzelnen fehlt es weder an Geist, noch an Feuer. Ich mochte sie gerne leiden, aber das Kartenspielen war mir verdrießlich. Es scheint mir wider die Natur, wenn sich Jünglinge damit beschäftigen, es ist eins der schönsten Attribute des Philisters. Sobald man sich dem Kartenspielen ergiebt, nimmt man von der idealen Welt Abschied; dazu war es für mich zu früh im Jahre 1823, ihr schmucken Hannoveraner! ich besinne mich jetzt noch, wo wir 1870 schreiben.

Große Männer sind meine damaligen Clubgenossen nicht geworden, aber brauchbare Geschäftsleute und gute Ehemänner. Einer starb im Zuchthause, er war ein Spieler und hatte öffentliche Gelder angegriffen. Ein anderer starb im Irrenhause bei Kiel, er durfte frei herumgehen, ich wich ihm sorgfältig aus, sonst redete er mich an, stammelte, mit halbgelähmter Zunge, von Göttingen und weinte. Sein scharfes Raisonniren als Student war wohl schon krankhafte Aufregung;

fast 30 Jahre lang hatte er, unter glücklichen häuslichen Verhältnissen, gegen sein unverschuldetes Geschick gekämpft.

Mein Vater hatte es ganz meinem Gutdünken überlassen, welche Vorlesungen ich hören wollte. Ich beschloß, mich so einzurichten, daß ich binnen zwei Jahren mit dem Doctorhute abgehen könne. Kliniken wollte ich im ersten Jahre nicht besuchen, ich hatte vorläufig Kranke genug gesehen, sie würden meine Aufmerksamkeit von anderen Studien abgezogen haben.

Die Philosophie wurde in mein Programm nicht aufgenommen. Hätte ich meinen Vater gefragt, ob ich Logik und Metaphysik hören sollte, so würde er mir vermuthlich geantwortet haben: Du könntest eben so gut Hebräisch lernen, um allgemein bekannte Sätze in einer schwer verständlichen Sprache wiederzufinden. Ich war der Philosophie keineswegs abgeneigt, kein Buch hatte mich auf der Schule so interessirt als Xenophon's Memorabilien des Sokrates; aber welche Aehnlichkeit hatten die damaligen deutschen Philosophen mit dem Weltweisen von Athen? In den Vorlesungen über Chirurgie hatte ich gehört, Kant habe durch Abstraction seine Zahnschmerzen zu heilen vermocht. Dies veranlaßte mich, seine „Kritik der reinen Vernunft" zu kaufen und eifrig zu studiren. Sie flößte mir die größte Verehrung für den scharfsinnigen Geist und die umfassenden Kenntnisse des Königsberger Philosophen ein. Ich versuchte es dann mit philosophischen Schriften Anderer, fand, daß sie ganz von Kant abwichen und durch die Dunkelheit ihrer Schreibart die Mängel ihres Systems zu verstecken suchten. Ich haßte sie! — Bei größerem Wissen verstand es Kant, sich zu beschränken, seine Nachfolger hielten ihn für beschränkt und schienen mir die Grenzen nicht achten zu wollen, welche Gott dem menschlichen Geiste gesteckt hat. Es giebt Dinge, die wir als nothwendig bestehend anerkennen müssen und doch nicht begreifen. Man muß sich sagen, die Welt kann nicht erschaffen

sein, denn immer muß vorher schon etwas dagewesen sein, sie hat also von Ewigkeit an bestanden! Sie wird ewig fortbestehen, denn wenn alle Weltkörper zertrümmert würden, müßte doch etwas übrig bleiben. Von einem Bestehen ohne Anfang können wir uns keine Vorstellung machen, ebenso wenig von der unendlichen Größe der Welt. Man kann sich denken, neben unserm Sonnensysteme bestehen noch zahllose andere, aber was dann und endlich dann? Wir können diesen Gedanken nicht ausdenken, der Kreis schließt sich nicht! Die spitzfindigste Philosophie kommt über diese Schwierigkeiten nicht hinaus, sie martert unsern Geist unnöthiger Weise. Es ist besser, sich zu begnügen mit dem beschränkten Erkenntnißvermögen, als sich mit der Hoffnung aufzublähen, die Schranken zu durchbrechen, welche in unserer Natur liegen.

In diesen jugendlichen Anschauungen hatte ich wohl nicht so ganz Unrecht gehabt; jetzt ungefähr 100 Jahre nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" kehrt man zu Kant zurück und verwirft fast Alles, was dazwischen liegt.

Es verdroß mich außerdem, daß die Philosophen sagen, die Welt ist nicht so, wie sie uns erscheint, wir construiren sie nur nach unseren sinnlichen Wahrnehmungen. Mit dieser Auffassung ist Alles nur Schein, es giebt keine Wahrheit! Wozu nützt denn alles geistige Streben, dessen höchstes Ziel Wahrheit sein sollte? Ehrgeizigen Philosophen ist diese Auffassung recht, jeder construirt die Welt nach seiner Art und stößt das System seines Vorgängers über den Haufen, ewige Wahrheiten giebt es ja nicht! —

Wie ganz anders stellt sich das Verhältniß, wenn wir begreifen, daß unsere Sinnesorgane nur der Ausdruck der ewigen Gesetze sind, welche die Welt regieren, daß unser Auge nicht anders construirt werden konnte, als es ist, um uns mit diesen Gesetzen in Verbindung zu bringen, daß wir unserm Sehorgane

die Werkzeuge entlehnt haben, mit denen wir die Bewegung der Himmelskörper auf Jahrtausende hinaus berechnen können. Sieht das aus wie Täuschung? Das Auge täuschte, so lange man glaubte, die Sonne bewege sich um die Erde, mit der bessern Beobachtung schwand die Täuschung! Nur auf einer niedern Bildungsstufe stehend läßt sich der Mensch von sinnlichen Wahrnehmungen hintergehen; je weiter seine Cultur fortschreitet, desto größer wird die Summe der Wahrheiten, welche allmählich allgemeines Eigenthum werden. Nur diejenige Philosophie kann die richtige sein, welche von ewigen Wahrheiten ausgeht und sich hütet, fortzuconstruiren, wo die auf Anschauung begründeten Begriffe fehlen. Das hatten zu Anfang unsers Jahrhunderts die deutschen Philosophen vergessen, sie construirten in alle Fächer hinein und wurden schließlich ausgelacht! So klingt wenigstens A. von Humboldt's Urtheil über das Treiben der Philosophen in den Naturwissenschaften (Kosmos I, 68). Der berauschende Wahn des errungenen Besitzes, eine eigene abenteuerlich symbolisirende Sprache, ein Schematismus, enger, als ihn je das Mittelalter der Menschheit angezwängt, haben im jugendlichen Mißbrauch edler Kräfte die heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens bezeichnet.

Die Dichter jener Zeit hatten ihre Aufgabe, die Menschen zu belehren, besser verstanden; in seelenvollen Bildern, in Worten von unvergänglicher Schönheit zeigten sie die Welt, wie sie ist. Sie erwarben unsterblichen Ruhm, ihre Schriften werden nach wirken bis in die fernsten Zeiten. Von Goethe lernt ganz Deutschland zu beobachten und deutsch zu schreiben, die begabtesten Autoren lesen erst einmal einen Band von Goethe, ehe sie ein neues Werk anfangen, von Schiller lernt die Jugend groß und edel denken, von Uhland das Vaterland lieben, von Körner das Leben freudig dafür hingeben, von Jean Paul Richter den Humor und die zartesten Regungen des deutschen Gemüthes.

So glücklich wie die Dichter sind die Philosophen in ihrem Einflusse auf die Menschen nur selten gewesen, sie waren nie so populär wie diese; der populärste Philosoph, der je gelebt hat, Sokrates, wurde von seinen Mitbürgern zum Tode verurtheilt. Arme Dichter hat man wohl darben oder verhungern lassen, aber nicht vergiftet, wie Sokrates. Er hatte, wie Cicero von ihm sagt, die Philosophie vom Himmel auf die Erde verpflanzt und in die Wohnungen der Menschen eingeführt. Sokrates' großes Ansehen beruhte zunächst auf den Diensten, welche er, in Krieg und Frieden, seinem Vaterlande geleistet hatte, auf seinem fleckenlosen Wandel! Es war ihm nur ein Vorwurf zu machen, der: die Xantippe geheirathet zu haben. Xantippen sollen überhaupt nicht geheirathet werden, sie sind zu anderen Dingen ausersehen. In dieser Hinsicht waren die alten Hannoveraner ohne allen Anspruch auf die Weisheit des Sokrates klüger, als die alten Athenienser, nach einer hannoverschen Tradition wurden böse alte Jungfern dazu verwendet, den Marktthurm zu scheuern. Von diesem erhabenen Standpunkte aus sahen sie in alle Straßen, sie bewachten die Tugend, aber ihre Stimmen konnten nicht gehört werden. Sokrates' Philosophie war deshalb so populär, weil ihm gegenüber jeder sein eigener Philosoph wurde, er verstand es, selbst in beschränkten Köpfen die Ideen zu wecken, welche im Leben zur Richtschnur dienen. Sokrates nannte seine Methode zu philosophiren, Mäeutik, die Hebammenkunst des Geistes, welche die schwierige Geburt der Ideen zu erleichtern sucht, und wie die sogenannte Inductionsmethode von den einfachsten Wahrnehmungen zu den wichtigsten Sätzen fortschreitet. Sie erscheint für die Heilkünstler besonders geeignet, weil sie Leute von der verschiedensten geistigen Begabung in den Stand setzt, sich um den Fortschritt verdient zu machen. Die einfachen Wahrnehmungen lassen sich addiren und bilden, so weit sie Wahrheit

enthalten, die Keime für die wichtigsten Lehren. Was in dem ersten Falle geschah, geschieht auch in dem zweiten und dritten, daraus ergiebt sich der ursprüngliche Lehrsatz; der vierte Fall bildet eine Ausnahme und zwingt darüber nachzudenken, warum das scheinbar gefundene Gesetz keine allgemeine Gültigkeit habe. So führt ein Satz zum andern, bis die ursprüngliche Lehre so weit gereinigt ist, daß sie keine Ausnahme mehr gestattet. Je reiner der Lehrsatz ist, desto nützlicher erweist er sich. Der Routinier begnügt sich mit der Lehre, Chinin heilt das Wechselfieber. Der denkende Arzt setzt hinzu: unter geeigneten Verhältnissen und sucht diese kennen zu lernen und herbeizuführen. Der andere giebt gleich Chinin, ohne sich darum zu bekümmern, welche Hindernisse vorhanden sein mögen, dasselbe zur Wirksamkeit gelangen zu lassen. Die größere Geschicklichkeit des klugen Arztes besteht also in schärferem Denken, in dem Aufsuchen von Regeln ohne Ausnahme. Wenn ein Lehrsatz sich in unzähligen Fällen als richtig herausgestellt hat, so wird der Denker die Genauigkeit der Beobachtung bezweifeln, wenn ihm ein Fall vorkommt, der eine Ausnahme von der Regel zu sein scheint.

Auf dem schönen Kirchhofe bei Freiburg befindet sich ein interessantes Grabmonument eines beliebten Arztes aus dem vorigen Jahrhundert, Namens Staravasnig. In einem sehr gelungenen Relief ist der Doctor, am Bette einer Kranken sitzend, dargestellt. Dieser Mann hat zwei Bücher in seinem Leben geschrieben, das eine 20 Jahre später als das andere. In dem ersten hatte er beschrieben, wie der Mensch ohne Nahrung leben könne, in dem zweiten bekannte er, daß ein arglistiges Frauenzimmer ihn getäuscht habe. Er war von dem Axiome ausgegangen: keine Regel ohne Ausnahme, und mußte später einsehen, daß dieser Satz falsch und die auf Induction beruhende Lehre richtig sei, daß der Mensch sich ernähren müsse. Sehr merkwürdig ist es, wie in der Heilkunst die Consequenzen

eines wichtigen Lehrsatzes erst allmählich zu Tage kommen und unter Mitwirkung vieler zur Wirksamkeit gelangen. Der erste findet, daß es gut sei, ein verletztes Bein ruhig zu halten, der zweite macht die Entdeckung, daß dasselbe Princip auch für den Arm passend sei, der dritte, daß man Kopfverletzte ruhig halten müsse. Ein vierter findet, daß man einem schwer erkrankten Darmcanale durch Opium Ruhe gebieten müsse. Endlich kommt Hilton und stellt den von Niemand mehr bestrittenen Satz auf: Jedes kranke Organ muß Ruhe haben und wenn man ihm diese nicht auf mechanische Weise verschaffen kann, so muß es auf physiologischem Wege geschehen. Das Princip ist fertig, aber Principien sind Werkzeuge, nicht Jeder versteht damit umzugehen, selbst wo es sich um die einfachsten Dinge handelt. Ein Professor der Philosophie, mein College, ließ mich einmal Morgens 6 Uhr aus dem Bette holen, er hatte sich erkältet und fieberte. Ich sagte ihm, er werde einige Tage das Bett hüten müssen. Zwei Stunden nachher begegnete er mir auf der Straße. Ich glaubte, Sie schwitzten noch, Herr College, sagte ich. Ach, erwiederte er, Sie bemerkten, ich werde einige Tage das Bett hüten müssen und da wollte ich erst noch zum Schuhmacher gehen, damit dieser mir in der Zwischenzeit ein Paar neue Stiefeln mache. Er war sonst ein charmanter Mann, aber der Arzt stand ihm offenbar unter dem Schuster. Ich dachte dabei, deine Philosophie ist doch unter dem Nachtwächter, sprach aber nicht weiter davon. Die Anhänger der Philosophen sind reizbare Leute, es haben sich einmal zwei Studenten duellirt wegen der losen Reden, die ich in meiner Chirurgie über die Philosophen hatte drucken lassen. Es kam mir ungefähr so vor, wie das Duell des Herrn von Natas für den guten Geruch der Anatomie in Hauff's Memoiren des Satans. Glücklicher Weise kam bei dem Duelle nicht viel heraus, keiner siegte, keiner wich.

Von den Lehrmitteln der Universität Göttingen habe ich in vier Semestern folgende benutzt:

Naturgeschichte, Physiologie, vergleichende Anatomie bei Blumenbach.

Theoretische Chemie zwei Mal, Zoochemie, Pharmacie, Uebungen im chemischen Laboratorium bei Stromeyer.

Allgemeine und specielle Botanik zwei Mal bei Bartling und bei Schrader.

Anatomie zwei Mal, Neurologie, Präparirübungen zwei Mal, Chirurgie zwei Semester, chirurgische Klinik zwei Semester bei Langenbeck.

Allgemeine Pathologie und Therapie zwei Mal bei Conradi und bei Himly.

Specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik bei Conradi.

Augenheilkunde bei Himly.

Der zeitige Prorector Goeschen bezeugt mir unter dem 11. August 1825 meinen besonders ausgezeichneten Fleiß, und in der That, ich habe fast keine einzige Vorlesung versäumt, ich weiß auch recht gut, warum. Die Gründe, nicht fleißig zu sein, sind zahlreicher, als die für das Gegentheil. Man ist überhaupt nicht auf die Universität gegangen, um etwas zu lernen, man will sich amusiren, man findet die Vorlesungen langweilig, man wählt sich die Universität darnach und geht schwerlich nach Göttingen.

Es ist überhaupt nicht Mode, fleißig zu sein; wer die Vorlesungen regelmäßig besucht, wird für einen Tropf, für ein Ochs-Genie gehalten, dies traf in Göttingen auch nicht zu. Der Professor präparirt sich nicht und kohlt, das Wetter ist im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt, man kann nicht zur rechten Zeit aus dem Bette kommen, es dürfen keine Hunde in das Colleg mitgebracht werden!

Fleißig ist man nur, um etwas zu lernen, oder um sein Geld nicht unnütz auszugeben. Schweizer Studenten dividiren die Anzahl der Vorlesungen in die Summe des Honorars und wissen dann, wie viele Kreuzer sie wegwerfen, wenn sie einmal schwänzen. Man will die Weisheit vollständig schwarz auf weiß nach Hause tragen und keine Lücken im Hefte haben; nichts ist so verdrießlich und anstrengend, als Schwänze nachzureiten. Endlich, man fürchtet sich vor dem Examen.

Von diesen Gründen, fleißig zu sein, war keiner bei mir zutreffend. Ich fürchtete mich nicht vor dem Examen und aus meinen Heften machte ich mir nicht viel, obgleich sie complet sind. Ich scheute mich davor, meine Lehrer durch Abwesenheit zu kränken, mein Vater war ein angesehener Mann, die Professoren kannten mich. Sind ihre Vorlesungen auch mitunter langweilig, sie werden nicht besser dadurch, wenn der Professor übler Laune ist, er wird dann zerstreut und fängt an zu kohlen. Wenn die Studenten fleißig sind, so zwingen sie auch den Professor dazu, er muß sich ordentlich vorbereiten.

Blumenbach (geb. 1752, gest. 1840) war 71 Jahre alt, als ich ihn zuerst hörte. Er war noch immer ein anregender, vorzüglicher Lehrer. Er fesselte seine Zuhörer durch Klarheit, durch einen geistvollen, charakteristischen Vortrag. Seine Witze machten auf mich keinen sonderlichen Eindruck, man kannte sie lange vorher, ehe man sie bei ihm hörte. Solche krystallisirte Scherze, die wie das Blut des heiligen Januarius jedes Jahr wieder flüssig werden, sind jetzt aus der Mode gekommen. Wenn ein Docent witzig sein will, so muß er es sich zur Regel machen, seine Witze nie zu wiederholen. Kann er das nicht, so ist es besser, ernsthaft zu bleiben. Was mir an Blumenbach gefiel, war die Methode, die Abrundung seiner Vorträge. Er gab den Studenten wirklich eine Uebersicht des Faches, so weit er dasselbe bewältigt hatte, Andere geben oft nur Episoden.

Ein Greis, der Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie vertritt, kann natürlich den Fortschritten nicht überall folgen, nicht mehr experimentiren. Dies machte sich besonders in der Physiologie geltend, welche einen ganz experimentellen Charakter angenommen hatte. Zwischen Blumenbach und Johannes Müller fehlt fast jede Verbindung, bei diesem tritt man in eine ganz neue Wissenschaft ein, doch soll man den alten Blumenbach stets in Ehren halten. In jedem seiner Fächer hat er Epoche und seinem Vaterlande große Ehre gemacht; aus fernen Welttheilen konnte man an ihn schreiben, an Blumenbach in Europa.

Die beiden Botaniker, welche ich hörte, waren geschickte, liebenswürdige Männer. Der jüngere Bartling las nach dem natürlichen Systeme, er machte mit uns Excursionen in die anmuthigen Umgebungen von Göttingen. Man ist dabei fröhlich und guter Dinge und thut doch etwas für die Wissenschaft. Mich dauern nur die reizenden Colonien der Orchis bifolia, die schwimmenden Felder der Nymphaea alba auf dem Seeburger See und andere zierliche Pflanzen-Staaten; wo die Botaniker hinkommen, wird Alles verwüstet. Bartling las in Bauer's Auditorium an der Allée, Morgens 7 Uhr, seine Vorlesungen wurden aber doch pünktlich besucht; damit hat es eine geheimnißvolle Bewandtniß. Wer zuerst das Auditorium betritt, hat zuweilen die Freude, der schönen Caroline guten Morgen zu sagen, sie schließt oder öffnet eben die Fenster. Sie war mit einem Theologen verlobt und hat ihn später geheirathet. Solltest du sie kennen, lieber Leser, so grüße sie von mir.

Hofrath Schrader war Director des botanischen Gartens, er las nach dem Linnée'schen Systeme und versah uns reichlich mit Pflanzen für unsere Herbarien. Jedes Jahr, wenn der Cactus grandiflorus aufbrechen will, giebt er ein reizendes Fest. Um Mitternacht öffnet sich ihr Kelch, dann wird

die Gesellschaft in den Saal geführt, wo sie blüht, und berauscht sich in ihren Düften, mehr als im Champagner. Wie glücklich sind diese Botaniker, wie lieben sie ihr Fach, wie sicher und friedlich ist ihr Vortrag. Da ist kein Zweifel, keine Polemik. Erst wenn die Wissenschaft in das Leben eingreift, kommt der Kampf, die Leidenschaft. Wir, die wir auf den Kampf angewiesen sind, müssen unser Leben in zwei Hälften zerlegen, um eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden: der Tag für den Kampf, die Nacht für den Frieden. Da werden die Pflanzen, welche wir am Tage gefunden, in die Herbarien des Gedächtnisses eingelegt und systematisch geordnet, damit kehrt Ruhe und Heiterkeit wieder. Mit den wirklichen Herbarien ist es etwas anders. Ein denkender Geist muß die Errungenschaften des Tages für die Zukunft aufzubewahren suchen, es gehört auch kein Löschpapier dazu, wie für die grünen Pflanzen. Diese schmachten oft lange in der Botanisirbüchse und wollen im Löschpapier nicht trocken werden. Man sollte sie in die Sonne legen, aber diese scheint nicht mehr, wenn man zu Hause kommt. Die Pflanzen verderben. Schwänze im Herbarium lassen sich nicht nachreiten, es zeigt bedenkliche Lücken und schließlich ist es nicht werth, aufbewahrt zu werden. Aber was schadet es, man ist in der Botanik doch der Natur etwas näher getreten und jetzt geschieht dies noch mehr als früher, seitdem die Pflanzenphysiologie und Pflanzengeographie allgemeine unvergeßliche Ueberblicke und Anknüpfungen an menschliche Physiologie und Erdkunde dargeboten haben.

Friedrich Stromeyer (geb. 1776, gest. 1835), der junge Hofrath genannt, im Gegensatze zu seinem Vater, dem alten Hofrathe, dessen ältester Sohn er war, sah diesem nicht sehr ähnlich. Seine Figur ist kurz und gedrungen, sein Gesicht breiter und blühender, seine dunklen Augen sind viel lebhafter als die milden Augen des Arztes, sie verrathen das

ganze Feuer einer Seele, welche für Wahrheit und Wissenschaft glüht. Ein kräftiges, leicht ansprechendes Organ, macht seine Worte dem ganzen Auditorium leicht verständlich. Alles, was er sagt, verräth den klaren Verstand, die Sicherheit seiner Kenntnisse, er ist ein sehr vorzüglicher Lehrer. Er spricht nie zu viel oder zu wenig, immer mit Lebhaftigkeit, in einer Vorlesung, wie in der andern. Es mißlingt ihm nie ein Experiment, seine Genauigkeit zeigt sich schon darin, daß er immer um dieselbe Minute sein Colleg anfängt und schließt, ohne jemals den Faden des Vortrages abzureißen. Er ist das Muster eines gewissenhaften Mannes der Wissenschaft.

Von 1793 bis 1799 hatte er in Göttingen Medicin studirt, war 1800 Doctor derselben geworden, von 1801 bis 1802 hatte er eine gelehrte Reise nach Paris, in die Pyrenäen, das südliche Frankreich und die Schweiz gemacht. Die Bekanntschaft der großen Chemiker, welche damals in Paris lebten, Fourcroy, Vauquelin, Thenard, Gay Lussac und Dulong, brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, der medicinischen Praxis, in die ihn sein Vater leicht hätte einführen können, zu entsagen und sich ganz der Chemie zu widmen. Er wurde 1802 Privatdocent, 1805 außerordentlicher und 1810 ordentlicher Professor und Director des chemischen Laboratoriums, 1817 erhielt er die Nominal-Professur der Chemie und Pharmacie und wurde zugleich zum Hofrath und zum Generalinspector sämmtlicher Apotheken im Königreiche Hannover ernannt. Seinen weit verbreiteten Ruf verdankte er der bis dahin ganz unbekannten Genauigkeit seiner Analysen, welche er nicht müde wurde, zu wiederholen, bis alle Differenzen aufhörten, und in zahlreichen Schriften bekannt gemacht hat. Gleich im Anfange seiner akademischen Laufbahn ging er von dem Grundsatze aus, daß die Chemie sich nur praktisch erlernen lasse, daß den Schülern die Gelegenheit geboten werden müsse, selbst Analysen anzu-

stellen. Für Chemiker von Profession las er die analytische Chemie in drei Semestern. Nachdem er Director des chemischen Laboratoriums geworden war, führte er darin die praktischen Uebungen ein. Göttingen wurde durch ihn die erste deutsche Universität, welche ein solches Institut aufzuweisen hatte. Es wurde stark besucht und mußte fortwährend vergrößert werden. Die Einrichtungen für die Uebungen waren eben so einfach, wie zweckmäßig, keiner störte den andern. Die Studirenden der Medicin, welche an diesen Uebungen Theil nehmen, machen im Laboratorium quantitative Analysen, für ihren häuslichen Fleiß erhalten sie Körper, welche sie qualitativ untersuchen. Ueber diese Analysen werden kurze Abhandlungen verfaßt und vorgelegt. Diese Uebungen sind es, welche den Sinn für Chemie unter den Studenten geweckt haben, sie betrachteten dieselbe früher als Gedächtnißkram für das Examen.

Jetzt gehören die Laboratorien der deutschen Universitäten zu ihren ruhmvollsten Anstalten, sie haben das Talent geweckt und deutsche Chemiker werden durch ihren Einfluß auf Agricultur, Handel und Industrie zu den größten Wohlthätern des Menschengeschlechts gerechnet. Auf alle Wissenschaften erstreckt sich ihr belebender Einfluß. Sie haben chemische Kenntnisse in die Wohnungen der Menschen eingeführt, aber mit Hülfe der Spectral-Analyse dringt ihre Kunst bis zu den entferntesten Himmelskörpern. Ohne die Laboratorien für analytische Chemie würde Deutschland nie erfahren haben, welches Talent für diese Kunst in seinen Söhnen schlummert. Ein ehrendes Andenken gebührt dem Manne, der sie zuerst bei uns eingeführt hat.

Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Friedrich Stromeyer als Generalinspector der Apotheken. Er machte in den Ferien seine Inspectionsreisen nach einem festen, aber geheimen Turnus, die Apotheker wurden durch seine Ankunft überrascht. Es ist wohl etwas ganz anderes, wenn ein solcher Chemiker

eine Apotheke visitirt, als wenn der nächste Physicus damit beauftragt wird. Die hannoverschen Apotheken übertrafen unter seiner Aufsicht bald die aller anderen Länder; seiner strengen Anforderungen ungeachtet haben ihm die Apotheker ein freundliches Andenken bewahrt und sagen noch jetzt: er hatte doch ein Herz für uns.

Die Inspectionsreisen waren für ihn selbst von nicht geringem Nachtheil, er mußte ihnen die Ferien opfern, welche er der Erholung und eigenen Arbeiten hätte widmen sollen. Sein früher Tod und das Nachlassen der geistigen Productivität seiner letzten Jahre waren größtentheils der Ueberanstrengung zuzuschreiben, der sein gedrungener Körper nicht gewachsen war. Sein Vater, mit einer schlanken Figur und bei der vielen Bewegung, welche die Praxis mit sich brachte, hatte die ununterbrochene Thätigkeit 55 Jahre lang ausgehalten, der Sohn überlebte ihn nur fünf Jahre. Ein entzündlich gewordenes Abdominalleiden machte seinem Leben unerwartet rasch ein Ende. Für den mit angestrengter Geistesarbeit überhäuften Gelehrten sollten die Ferien einmal wenigstens dem Menschen, nicht dem Gelehrten gehören.

Ich bewahre meinem Vetter das dankbarste Angedenken; als ich selbst Vorlesungen zu halten hatte, dachte ich stets an seine Pünktlichkeit, seine Präcision, seine nie erlahmende Lebendigkeit des Vortrags.

In einer Beziehung glichen wir einander in der Empfindlichkeit gegen Schwefelwasserstoff; Reactionen darauf mußten im Garten geprüft werden. Er war sonst der freundlichste Mann, aber der Schwefelwasserstoff im Laboratorium machte ihn wild. Mich hat dieser Stinkstoff öfters plötzlich krank gemacht, ich suchte deshalb auch meine Patienten dagegen zu schützen. Für geselligen Verkehr gönnte er sich nicht die Zeit, obgleich er der heiterste Gesellschafter war. Er lebte dafür in

dem schönsten häuslichen Kreise, seine edle Gattin war ihm ein theures Vermächtniß, als Braut seines früh verstorbenen Freundes, Dr. Nöhden. Ein einziger Sohn und drei liebenswürdige Töchter, von denen die älteste, anmuthigste der Stern von Göttingen genannt wurde, mußten ihm Ersatz für andere Lebensfreuden bieten. Außer im Colleg und im Laboratorium habe ich ihn nur wenig gesehen.

Hofrath Himly (1772, gest. 1838) war jedenfalls der anziehendste Lehrer der medicinischen Facultät. Eine hohe Stirn und seelenvolle Augen bekundeten den denkenden Beobachter. Er war von untersetzter Statur, aber lebhaft und gewandt in seinen Bewegungen. Alles, was er sagte, verrieth den vielseitig gebildeten Mann, kein triviales Wort entschlüpfte seinem beredten Munde. Ein volles, weiches Organ fesselte durch seinen Klang allein schon des Hörers Aufmerksamkeit. Er verstand die Kunst, ein Heft zu dictiren, ohne daß seine Rede den Charakter des freien Vortrags verlor. Kein Gebiet der Heilkunst war ihm fremd. Er hatte in früheren Jahren ein beliebtes Colleg über medicinische Chirurgie gelesen und sich erst seit Kurzem auf Augenheilkunde, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie beschränkt. Wie gut würde es doch sein, wenn jeder Professor der Medicin erst einen ordentlichen Cursus der Chirurgie durchgemacht hätte und sich bemühte, auch auf diesem Gebiete heimisch zu bleiben; es ist doch so schwer nicht, wenn man sich auf die Diagnostik beschränkt und das Operiren Anderen überläßt. Welchen peinlichen Eindruck macht es nicht, wenn in der medicinischen Klinik die Welt mit Brettern zugenagelt ist, da wo die Chirurgie anfängt! Es liegt eine unerbittliche Logik der Thatsachen in einem chirurgischen Falle, man kann nicht bequem darüber philosophiren, sondern muß sich an die objectiven Erscheinungen halten.

Gegen Langenbeck's Chirurgie hatte Himly eine entschiedene Antipathie. Er hielt den chirurgischen Collegen für einen

Mann, der nur unter höherer, geistiger Leitung nützlich sein könne, aber Indicationen zu stellen unfähig sei. Langenbeck, der zuerst unter Himly's Direction gestanden hatte, fand keinen Geschmack daran, nur ein Werkzeug in Himly's Händen zu sein. Sie wurden sich völlig fremd, zum großen Schaden Langenbeck's, der von Himly Vieles hätte lernen können.

Himly war Assistent von Richter gewesen und hatte von diesem das Interesse für Chirurgie und Augenheilkunde bekommen. Er war später in Jena etwas unter die Naturphilosophen gerathen und hatte seine Pathologie in ein System gebracht, welches die Krankheiten nach physicalisch-chemischen Begriffen ordnete. Er konnte sich später nicht entschließen, es fallen zu lassen, der Leitfaden dazu war gedruckt und wurde den Studenten beim Belegen der allgemeinen Pathologie und Therapie eingehändigt. In der speciellen Pathologie und Therapie, sowie in der Augenheilkunde kam von dem Systeme nicht viel zum Vorschein. Am Krankenbette war er der treue Beobachter der Natur, der vorsichtige Therapeut, der feine Eclectiker, welcher die Heilmethoden großer Aerzte sorgfältig bewahrte, mochten sie in sein System passen oder nicht. So ist er mir und vielen Anderen erschienen, ich treffe noch immer mit Aerzten zusammen, welche in vielen Fällen ihre Kranken ganz nach Himly's Methoden behandeln. Was ihm davon ursprünglich gehört oder nicht, ist gleichgültig, es ist in der Wirkung ganz gleich, ob man das schon vorhandene Gute vor dem Untergange bewahrt, oder selbst neues schafft. Aber auch darin stand er gegen keinen seiner Zeitgenossen zurück, es ist nur nicht hinreichend bekannt geworden, weil er in späteren Jahren nichts über seine Erfolge veröffentlicht hat. Der Gebrauch des Borax in der Augenheilkunde, des Kamphers bei chronischen Katarrhen der Unterleibsorgane rühren von ihm her, namentlich sollte man aber nicht vergessen, daß er es gewesen ist, welcher die

Mydiratica in die Augenheilkunst eingeführt hat. Das sind Mittel, die man täglich mit Dank gegen ihren Urheber verordnen kann, sie wiegen schwerer als die Unvollkommenheiten eines Systems, welches der Rahmen für viele weise Lehren wurde. Nach meiner Ansicht darf man es nicht machen wie Wunderlich, wenn man die Geschichte der Heilkunst schreibt, man soll die Leute nicht nach ihren Systemen classificiren, sondern nach den reellen Diensten, die sie den kranken Menschen geleistet haben, damit hat das System oft wenig zu schaffen.

Hofrath Conradi (geb. 1780, gest. 1861) kam mit mir gleichzeitig nach Göttingen von Heidelberg her. Stieglitz hatte seine Berufung veranlaßt, auf seine Empfehlung wurde ich einer seiner ersten Schüler. Er war ganz das Gegentheil von Himly, ein Büchergelehrter, kein Beobachter, eben so trocken wie Himly geistreich war. Während Himly's Beredsamkeit kaum ihres Gleichen hatte, wurde es Conradi schwer, sich auszudrücken, die Gedanken arbeiteten lange auf seinem Gesichte, ehe sie den Ausweg fanden; besonders wenn er einen Anlauf nahm, auf Himly's Kosten witzig zu sein, zerknitterte sich seine ganze Physiognomie. Bei seinem gänzlichen Mangel an Redegabe, las er im Colleg sein Handbuch vor und dictirte in jeder Stunde einige literar-historische Notizen über so wichtige Dinge, wie daß J. P. Frank sich in einem Citat oder Burserius in der Nomenclatur geirrt habe. Er geberdete sich dabei wie eine Spinne, die in der Bibliothek ihr Netz ausgespannt hat und eben im Begriffe ist, eine gefangene Fliege zu erwürgen. In der Klinik wurden die Patienten ausgefragt, aber nicht untersucht, physicalische Diagnostik und pathologische Anatomie waren für ihn ziemlich unbekannte Länder. Auf Grund seiner Conjectural-Diagnosen wurde dann auf das gründlichste darüber discutirt, ob in dem vorliegenden Falle der Salmiak oder die Potio Riverii, ob Flores sambuci oder Flores tiliae indicirt

seien und ob ein Zusatz von Aqua amygdalarum amararum concentrata zur Salmiak-Mixtur zu rechtfertigen sein möchte?

Was muß Himly dabei gefühlt haben, als er diesen Mann kennen lernte, den man ihm an die Seite gestellt hatte, um sein System unschädlich zu machen? Er wird vermuthlich gedacht haben: ich gönne Conradi alle die Studenten, die sich für ihn begeistern, sie gleichen dem Geiste, den sie begreifen.

Hofrath C. J. M. Langenbeck (geb. 1776, gest. 1851), Professor der Anatomie und Chirurgie, galt für eine der größten Zierden der Universität und fand in der That unter den Studirenden viele Verehrer. Er war schon 47 Jahre alt, als ich ihn zuerst sah und noch ein ausgezeichnet schöner Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen und einer heroischen Figur; alle seine Bewegungen deuteten auf Kraft und Elasticität der wohlgeformten Glieder, er hatte aber etwas Theatralisches in seinem Auftreten.

Den körperlichen Eigenschaften entsprach seine meisterhafte Technik in der Anatomie sowohl, wie in der Chirurgie. Kein Professor der Anatomie hat besser präparirt, kein Chirurg sein Messer flinker geführt wie er. Dabei war er ein Mann von unermüdlichem Fleiße, von unerschöpflicher Ausdauer. Er stand im Sommer Morgens 4 Uhr auf, im Winter um 5 Uhr und war den ganzen Tag entweder Anatom oder Chirurg. Sich zu zerstreuen, fand er keine Zeit, er hatte auch keinen Sinn für Poesie, Musik und Kunst. Er wollte die Welt beglücken durch ein großes Werk über Chirurgie und ein zweites, großartig angelegtes über Anatomie. Darum stand er so früh auf. Aber die Welt blieb kalt, man erobert sie nicht dadurch, daß man früher aufsteht als andere Leute. Das Genie schläft oft bis in den hellen Tag hinein und treibt Allotria, zum Verdrusse der soliden Leute, die es nicht merken, daß eine gütige Fee den genialen Köpfen die besten Gedanken schon in die Wiege

legte. Was hilft einem Professor die Heroengestalt, der unermüdliche Fleiß, wenn das Feuer des Prometheus fehlt, dessen Spectral-Analyse Geist, Humor und Selbstlosigkeit bedeutet? In Langenbeck's Seele brannte nur das Feuer einer unermeßlichen Selbstvergötterung. Auf der chirurgischen Lehrkanzel erinnerte er an Ludwig des Vierzehnten Worte: L'état c'est moi! Die Chirurgie, die bin ich, klang es in jedem Satze. In der Klinik sagte er wörtlich: Die Menschen zerfallen in solche, welche operiren und in solche, welche sich operiren lassen. In den anatomischen Vorträgen zeigte er vortreffliche Präparate, und gab sich Mühe, sie Jedem anschaulich und die Namen der Theile unvergeßlich zu machen, indem er sie mit Stentorstimme aussprach. Der Sternocleidomastoideus und andere solche Ideen gellten einem noch Tage lang in den Ohren. Mein College Baumgärtner in Freiburg sagte: die Bauern muß man anschreien, sonst verstehen sie uns nicht, man muß einen kräftigen Eindruck auf ihr Gehörorgan machen, sonst merken sie nicht auf. Bei Bauern begreift sich das, aber wozu braucht man Studenten so anzuschreien, die gebildeten Söhne gebildeter Eltern? Sie hören ja oft schon das Gras wachsen! Mit wie wenig Beobachtungsgabe Langenbeck die Anatomie betrieb, geht daraus hervor, daß er nie die kleinste Entdeckung darin machte. Wenn Andere etwas entdeckt hatten, fand es sich oft, daß er dasselbe längst präparirt hatte, ohne zu bemerken, daß es noch unbekannt sei. In der Chirurgie war es um nichts besser. Seine langjährigen Erfahrungen hatten ihn nicht einmal gelehrt, wie man frische Wunden behandeln müsse. Schon ehe ich seine Klinik besuchte, kam ich dahinter. Einem meiner Landsleute waren beide Lider am rechten Auge durchhauen, ein Student hatte sorgfältig genäht, aber am folgenden Tage die Nähte entfernt, die Wunden klafften wieder, ich sollte rathen. Warum sind die Nähte so früh entfernt? fragte ich. Weil

Langenbeck es so macht, war die Antwort. Ich empfahl Himly zu consultiren, welcher die Heilung unter Anwendung von Bleiwasser abwartete. Sie erfolgte, aber der Verwundete behielt ein viereckiges Auge, wie die Andern sagten. In der Klinik sah ich dann, wie Langenbeck die größten frischen Wunden, die nach der Amputation, gar nicht nähte, sondern offen ließ und mit feuchtem Papier belegte, bis sie anfingen, plastisches Exsudat zu zeigen. Eine thörichte Operation folgte bei ihm der andern, Exstirpationen des nicht vorgefallenen Uterus, Amputationen bei leicht heilbaren Uebeln der Extremitäten, Versuche die Hydrocele durch einen einfachen Schnitt mit nachfolgender schneller Vereinigung zu heilen, wonach die Patienten bald mit einer neuen Wasseransammlung wieder erschienen. Von den Erfindungen Anderer wollte er nichts wissen, die plastische Chirurgie, die Gaumennaht, die Resectionen, die Steinzertrümmerung, die Tenotomie gingen spurlos an ihm vorüber.

Sein Verdienst in der Klinik bestand in der meisterhaften Ausführung der Operation, in der sorgfältigen Unterbindung der Blutgefäße, welche er nie fremden Händen überließ. Seine Schwäche bestand in der mangelhaften Auswahl der zu Operationen geeigneten Fälle und in der Nachbehandlung. Er hatte deshalb schlechtere Resultate, als andere Chirurgen mit geringerer technischer Fertigkeit. Gute Resultate hatte er nur, wo die Indicationen sehr klar vor Augen lagen und wo mit der Operation selbst das Wichtigste geschehen war, z. B. bei der Exstirpation von Geschwülsten an schwierigen Stellen, nach Steinschnitten &c., wo die Natur das Beste thut, wenn die Operation mit Geschicklichkeit ausgeführt wurde. Stellten sich nach der Operation üble Zufälle ein, so verlor er alle Fassung, weil er sich nicht zu helfen wußte. Solche Fälle, die einen üblen Ausgang zu nehmen drohten, wurden nicht mehr beachtet, sie verschwanden; Sectionen wurden nie gemacht, wenn auch Diagnose

und Todesursache dunkel geblieben waren. In einem Falle, der mich sehr interessirte, machte ich die Section allein. Sie betraf einen jungen Mann, der am rechten Oberschenkel eine gänseeigroße Geschwulst zeigte, wenn er stand; sobald er lag, war dieselbe verschwunden. Ich gab als Practikant meine Meinung dahin ab, daß dieser Zustand auf abnormer Muskelcontraction beruhe und keinen Eingriff erfordere, da der Mann keine Beschwerden habe. Langenbeck war anderer Meinung, er hielt eine Operation für nöthig und war sehr betroffen, als er die von ihm erwartete Geschwulst nicht antraf. Er entfernte ein Stück Muskelfleisch und, ärgerlich über die getäuschte Erwartung, schloß er ganz wider seine Gewohnheit die Wunde, ohne die Blutung vollständig zu stillen. Es kam Nachblutung und in Folge der dagegen angewendeten Mittel Brand und Tod. Bei der Untersuchung des ausgeschnittenen Stückes Muskel fand ich, daß dasselbe vier kleine Kalkconcremente enthielt, welche die abnorme Contraction veranlaßt hatten, die Untersuchung der Leiche zeigte, daß dasselbe dem Biceps angehörte.

Nachdem ich Langenbeck's Klinik zwei Semester besucht hatte, war ich in meinem Urtheile über ihn nicht zweifelhaft. Er war ein sehr vorzüglicher Operateur, aber ein schlechter Chirurg, bei dem es zweifelhaft bleibt, ob er durch sein Beispiel mehr nutzt oder schadet. Das Prestissimo seiner Operationen wird man wohl thun, auf ein Presto oder Allegro zu mäßigen, er bricht doch oft den Knochen ab, statt ihn vollends durchzusägen, damit die Amputation des Oberschenkels in 40 Secunden fertig sei. Es ist deshalb auch besser, nicht einem Studenten die Uhr in die Hand zu geben, um die Secunden zu zählen, denn auf ein Paar Secunden mehr oder weniger kommt es gar nicht an.

Wenn ich mich Langenbeck's in erfreulicher Weise erinnern will, so ist es in folgender kleinen Geschichte. Ein alter Mann

hatte beim Essen eine Nähnadel in den Hals bekommen, Langenbeck zog sie vor allen Cliniciſten im Operationsſaale mit der Kornzange aus, ſie ſaß im weichen Gaumen. Als er die Nadel dem Patienten zeigte, fiel dieſer auf die Knie und rief: O Herr Gott, ich danke dir! Die Studenten lachten. Langenbeck ſtreckte beide Hände gegen die jungen Leute aus und ſagte: Ehren Sie dies Gefühl, meine Herren, Sie ehren ſich ſelbſt damit!

Hofrath Hempel, der zweite Profeſſor der Anatomie, dirigirte die Präparirübungen, denen ich in beiden Winterſemeſtern täglich zwei Stunden widmete. In Hannover hatte ich nur an friſchen, nicht injicirten Leichen gearbeitet, es waren keine Anſtalten getroffen, ſich an Spirituspräparaten zu üben. In Göttingen holte ich dies nach und rechne die Stunden, welche ich dabei auf der Anatomie zubrachte, zu meinen angenehmſten. Dies hatte ich vorzüglich Hempel zu danken, der ſich oft zu mir ſetzte, um mir zu helfen und mich zu examiniren. So habe ich Vieles von ihm gelernt und ihm ſtets das dankbarſte Angedenken bewahrt.

Ein Univerſitätsfreund.

In meinem ganzen Leben habe ich nur zwei vertraute Freunde gehabt, der eine lebt und iſt mein Schwiegerſohn, der andere ſtarb 1834, aber ich habe ihn noch nicht vergeſſen.

Es war im December 1823, als ich von einem meiner Landsleute zu einer muſikaliſchen Abendunterhaltung eingeladen wurde. Man wollte das Grand Septuor von Beethoven aufführen, ein ausgezeichneter junger Clavierſpieler ſollte dirigiren. Sein Name war Eduard Gunſchke, er war aus Danzig gebürtig und hatte ſeit Michaelis angefangen, Medicin zu ſtudiren.

Das Septuor ging kläglich, die erſte Violine kratzte, das Cello murmelte in unbeſtimmten Tönen, die Flöte machte ihrem Spieler unerhörte Schwierigkeiten, er konnte die Griffe nicht

schnell genug finden und mußte von Zeit zu Zeit Kunstpausen eintreten lassen, um wieder einzufallen, wenn er sich etwas erholt hatte.

Der Dirigent benahm sich mit großer Fassung, er wußte seine Gefühle zu beherrschen, aber sie wetterleuchteten auf seinem leicht beweglichen Gesichte. Der Eifer der Dilettanten ist meistens größer als ihre Leistung, das ganze Septuor wurde durchgeackert. Um Beethoven's Genius zu versöhnen, spielten es Eduard und mein Landsmann à quatre mains, dann trug Eduard eine Sonate von Beethoven vor, wie ich es bis dahin noch nicht gehört hatte. Ich fragte ihn hinterher, ob er nicht gelegentlich auch meinen Flügel versuchen wolle; wir besuchten uns gegenseitig in den Weihnachtsferien und trösteten uns mit einander über die erste Trennung von den Unsrigen zur Zeit des schönsten Festes. Meine Mutter hatte es etwas übel genommen, daß ich in Göttingen gar kein Heimweh verspürte, deshalb war ich nicht eingeladen, es kam auch keine Weihnachtskiste, die ich sicher erwartete. Mein Weihnachtsgeschenk war der Freund, den ich mir in Eduard erwarb. Es fand sich, daß wir gut zu einander paßten, indem wir uns gegenseitig ergänzten. Eduard war fröhlich, ich war ernsthafter. Er war ein musikalisches Genie, dem die Götter geschenkt hatten, was ich mit Mühe und Fleiß zu erwerben nicht im Stande gewesen war. Seine Musik brachte mir, was meine Seele an himmlischer Nahrung bedurfte, ich konnte ihm dafür helfen, sich schneller in seinen Studien zurechtzufinden, ich hatte ja schon so viel länger Medicin studirt und war der Sohn eines Arztes. Eduards Vater war ein Kaufmann, der einst sehr reich gewesen, jetzt war er es nicht mehr, mit dem sinkenden Wohlstande Danzigs war auch der seinige zu Grunde gegangen. Er ließ seinen einzigen Sohn in liberaler Weise für die Universität ausbilden, dieser mußte aber darauf gefaßt

sein, nach Beendigung seiner Studien sich selbst fortzuhelfen. Eduard liebte seine Eltern zärtlich und vergaß nie, was sie von ihm erwarteten. Auf dem Lyceum hatte er sehr hübsche Compositionen zu Liedern von Goethe und von Andern geschrieben, er behielt sie aber für sich, sie würden sonst vielleicht Beifall gefunden haben und hätten zu anderen Versuchen geführt. Während seiner Studien hat er nie componirt, er lebte ganz der Heilkunst und suchte nur sein Clavierspiel zu erhalten. Auf größere musikalische Unternehmungen ließ er sich nicht wieder ein, er hatte die Göttinger Dilettanten hinlänglich kennen gelernt. Wir versuchten es mit dem Singvereine, unter Heinroth's Leitung, aber das war ein melancholisches Institut, wir gingen nur einmal hin.

So waren wir denn auf unsre Hausmusik eingeschränkt! Wir trafen uns Tags über in den Vorlesungen, brachten im Winter eine Stunde auf dem Fechtboden zu, im Sommer machten wir fleißige Excursionen. Unser Lieblingsweg war nach Deppoldshausen, wir brachen gegen Abend auf, saßen, der Plesse gegenüber, unter einer schönen alten Buche bis die Sonne unterging und zogen dann fröhlich heim. Am Kneipen hatten wir beide keine Freude. Des Abends spielte mir Eduard vor, gewöhnlich Beethoven'sche Sonaten, zuweilen von Mozart, Weber oder Hummel. In seinem Vortrage hatte er Aehnlichkeit mit Felix Mendelssohn, in seinem Anschlage mit Hummel. Er besaß die Clavierauszüge der besten Opern und machte mich mit denen bekannt, die ich noch nicht gehört hatte, mit Idomeneo, Cosi fan tutti von Mozart, Fidelio von Beethoven, den Gluck'schen Opern, dem Wasserträger von Cherubini.

Die Sonaten, welche er mir vortrug, hatte ich theilweise früher selbst gespielt, ich kam bald dahinter, daß meine eigenen Leistungen mir in Zukunft nicht mehr genügen würden und gab das Clavierspielen auf. Mein Singen beschränkte ich auf

kleine Lieder, während ich früher auch aus Opern und in Oratorien Solopartien gesungen hatte.

Das ist das gewöhnliche Schicksal der weniger begabten Dilettanten, wenn ihr Geschmack sich verfeinert.

Utilitarier, unmusikalische, sparsame Väter, ziehen daraus den Schluß, daß es unnütz sei, für die Musik Geld und Zeit zu verschwenden, aber mit Unrecht! Zwischen dem Wiegenliede und dem Requiem liegen viele Stufen der musikalischen Himmelsleiter, die man erklimmen muß, aber nicht überspringen kann. Die Beschäftigung mit der Musik allein füllt die Seele allmählich mit einem Schatze von Ideen, welche dadurch ihren Zins tragen, daß sie zu höheren Genüssen befähigen, für welche die Empfänglichkeit selbst im höheren Alter nicht zu erlöschen pflegt. Wer also in der Jugend Musik treibt, sorgt damit für sein Alter, wenn er auch selbst zu musiciren aufhört.

Die Deutschen sind ein musikalisch hochbegabtes Volk, Mozart und Beethoven haben nicht ihres Gleichen. Es wäre thöricht zu fragen, wer steht höher, Schiller und Goethe, oder Mozart und Beethoven; aber wenn man die Musikfreunde fragte, könntet ihr die ersten leichter entbehren, als die letzten, so würden sie mit ihrer Antwort nicht zögern. Gottlob, daß wir sie alle vier haben, aber Mozart und Beethoven haben mehr gethan, uns glücklich zu machen.

Die Liebe zum Vaterlande gilt nicht blos seinen Bergen und Strömen, sie gilt auch den großen Geistern, welche darin ihre Herrlichkeit entfaltet haben. Wenn man die Jugend lehrt, auch in den Geist der großen Tondichter einzudringen, lehrt man sie zugleich ihr Vaterland lieben. Deshalb fort mit den Utilitariern, sie sind schlechte Patrioten. Ehre den Männern, welche in der Schule, in der Kirche, in Singvereinen, in Concerten für das Volk den musikalischen Sinn zu heben suchen, sie machen sich wohlverdient um ihr Vaterland! —

Ferienreisen.

Ostern 1824.

In den Osterferien besuchte ich meine Eltern und hatte viel von Göttingen zu erzählen. Auch meinen dortigen Lehrern gegenüber beobachtete mein Vater dieselbe Vorsicht wie früher, er suchte mein Urtheil nicht zu beeinflussen und wollte mich meinen eigenen Weg suchen lassen.

Er fragte mich aus, ob ich gut Haus gehalten und meine Ausgaben angeschrieben habe, wie er es wünschte. Ich hatte dies allerdings gethan, aber nachträglich, wie er gleich ausfindig machte; da er aber sah, daß ich keine Schulden gemacht hatte, war er zufrieden und sprach nicht weiter vom Anschreiben.

Sein Befinden war wie früher, seine Ausgänge waren mehr wie sonst beschränkt, doch hatte ich keine Ahnung davon, daß ich ihn nicht wiedersehen werde.

Freund Eduard war während der Osterferien in Weimar gewesen, wo seine Tante, Frau Johanna Schopenhauer, wohnte. Er sprach mit Begeisterung von Goethe's herrlicher Erscheinung, von seiner Freundlichkeit gegen ihn, von der Liebenswürdigkeit der Damen und dem heiteren geselligen Verkehre in Weimar. Es war mir ein ganz neuer Gedanke, daß sich ein Student der Medicin einem Manne wie Goethe nähern, mit ihm reden und ihm sogar Sonaten vorspielen dürfe; es dauerte lange, ehe ich es für möglich hielt, daß dies auch einem andern beschieden sein könne, der kein musikalisches Genie sei und nicht der Neffe von Johanna Schopenhauer, die mit Goethe sehr befreundet war. Die nächste Wirkung der Erzählungen Eduards aus Weimar war nur, daß sie mir von neuem den Trieb in die Ferne weckten, die Sehnsucht nach Allem, was die Welt Großes und Herrliches darbietet.

Pfingsten 1824.

Eduard war nicht minder reiselustig wie ich selbst, so machten wir in den Pfingstferien nach dem Harze unsern ersten gemeinschaftlichen Ausflug. Ein junger Baron, den Eduard in Weimar kennen gelernt hatte, war der Dritte im Bunde. Professor Bartling hatte uns den Reiseplan gemacht, mit dem wir sehr zufrieden waren, obgleich wir zu der Ansicht gelangten, daß ein guter Botaniker doch wohl besser marschiren könne, wie wir drei, die eben erst angefangen hatten, bei ihm zu hören. Unsere Nachtquartiere waren in Clausthal, am Pfingstsonntage auf dem Brocken, in Elbingerode, zwei Mal in Blankenburg, zwei Mal in Alexisbad, in Andreasberg und in Herzberg.

Von dieser Reise hat sich eine Beschreibung erhalten, welche ich, in sauberer Copie, meinen Eltern zugeschickt hatte. Sie ist begleitet von landschaftlichen Zeichnungen und dem Portrait meines Freundes Eduard, welches ich, an einem regnigen Tage, den wir in Andreasberg versitzen mußten, gezeichnet hatte. Während ich dort mit meinen Zeichnungen beschäftigt war, las einer der beiden anderen aus einem Scott'schen Romane vor, der aus der Leihbibliothek geholt war. Ueber Eduard sagt mein Journal: Er ist eher klein als groß, eher schwach als kräftig, sein Gesicht ist nichts weniger als schön, aber ein Paar tiefblaue Augen, ein lebhafter Geist, ein gefühlvolles Herz, verbunden mit den Spuren einer sorgfältigen Erziehung, geben seiner ganzen Erscheinung einen Ausdruck, welcher weit über kalter Schönheit steht. Feurig, wie für die Musik, fühlt er für alles Schöne, in seiner Gesellschaft genießt man es doppelt durch Austausch der Eindrücke. Wenn das Portrait davon nur wenig ausdrückt, so liegt dies darin, daß es ihn darstellt, wie er an einem Regentage aussieht und im Wirthshause kein Sopha gefunden hat.

Der junge Baron, welcher in Göttingen Forstwissenschaft

studirte, war ein harmloser, heiterer Jüngling, den wir beide gern leiden mochten. In seiner sanften Weise übernahm er die Rolle des Unparteiischen, wenn wir beiden anderen verschiedener Meinung waren. Ueber Comfort hatte Eduard so ausgebildete Begriffe, daß er, der einbrechenden Nacht und der Ermüdung zum Trotz, gern weiter gewandert wäre, wenn es im Wirthshause an Bequemlichkeit fehlte.

Mein Journal von der Harzreise könnte ich hier allenfalls einschalten, es würde mir gerade keine Schande machen, aber es finden sich für meinen jetzigen Geschmack zu viele sentimentale Nachklänge von Jean Paul und Citate aus dem Shakespeare darin. Die Lecture Jean Paul'scher Schriften wirkt doch etwas wie Treibhauswärme, die Blumen, welche darin wachsen, sind nicht wetterbeständig und welken in der herberen Luft des wirklichen Lebens. Darin unterscheidet er sich von Sterne, dessen Humor nicht dem einsamen Dichtergeiste entsprungen ist.

Das Erklimmen des Brockens an einem heißen Tage, von seiner steilsten Seite, das Getümmel im Brockenhause am Pfingstsonntage, die Verzweiflung des Wirthes über die 150 Gäste, welche er beherbergen sollte, sind darin mit lebendigen Farben geschildert. Meinen Bemühungen um die Gunst der Wirthstochter hatten wir es zu danken, daß der Vater uns ein Zimmer mit Strohsäcken anwies. Um warm zu werden, mußten wir tüchtig einheizen, denn Decken waren nicht mehr aufzutreiben. Es war eine kurze Nacht, bei Tagesgrauen sammelten sich Schaaren von Landleuten um das Brockenhaus, welche einen Höllenlärm machten, während der Wirth dazwischen tobte, um sie zu verscheuchen, oder zur Ruhe zu bringen. Wir standen bald wieder auf und mischten uns unter die fröhlichen Menschen, deren Gesichter man noch nicht erkennen konnte. Die aufgehende Sonne wurde mit Jubelgeschrei begrüßt, dann

zerstreute sich das wilde Heer und auch wir zogen, mit dem Brockenstrauße geschmückt, unseres Weges weiter.

Fröhlicher als das Ersteigen des Brockens war das Hinabsteigen durch das Ilsethal. Till Eulenspiegel, sagt das Journal, war doch ein ganzer Narr, daß er sich nur freute, wenn es bergan ging, weil er dann des Niedersteigens gedachte. Man soll sich freuen, wenn man Grund dazu hat und sich nicht mit Sorgen um den folgenden Tag quälen. Es athmet sich doch so viel leichter, wenn es bergab geht, als wenn man steigen muß, mit dem Ranzen auf dem Rücken. Der unsrige wog nur sieben Pfund, war uns aber doch schwer genug. Die Phantasie, welche uns in ferne Zeiten und Länder versetzt, trägt uns den Ranzen nicht, wenn es in der glühenden Sonnenhitze bergan geht.

Dieser dritte Reisetag, welcher uns über Ilsenburg und Werningerode nach Elbingerode führte, war durch ein kleines Abenteuer bezeichnet. Wir kamen eben vom Ilsensteine, in Gedanken an die schöne Ilse, welche der Sage nach zuweilen den beglückten Sterblichen erscheint, als uns in dem Birkenwalde am Fuße des Berges ein junges Mädchen entgegenkam, deren Schönheit Alles überragte, was ich bis dahin gesehen hatte. Ihre Gestalt war hoch und schlank, blonde Locken umflossen in reicher Fülle ihr sinniges Haupt, Frieden und Milde strahlten aus ihren blauen Augen; sie trug einen Strohhut in der Hand. Daß sie nicht die schöne Ilse selber sei, lehrte uns bald ein Gefolge von Müttern oder Tanten, denen sie vorangeschritten war. Wir grüßten ehrerbietig und konnten uns nicht enthalten, der holden Erscheinung nachzuschauen. Da hatte auch sie ihr Haupt gewandt und grüßte freundlich unsern Baron, den sie wohl erst nachträglich erkannt hatte. Sie war, wie er uns dann bekannte, seine liebste Jugendgespielin gewesen und aus Weimar gebürtig. Er hatte es nicht gewagt, sie an=

zureden, weil sie sich in einer ihm unbekannten Begleitung befand. So sind die Gesetze der guten Gesellschaft, mit denen wir unsern Reisegefährten jedoch auslachten. Ich sah die schöne Jungfrau später auf einem Balle in Weimar wieder. Sie war in Begleitung ihrer Schwester Melanie, welche mit dunklen Augen und braunem Haar eben so schön war, wie die blonde Pauline. Diese trug einen Veilchenkranz im Haar, die Schwester Granatblüthen. Miß C. und diese Schwestern waren die schönsten Damen, die ich in meinem Leben gesehen habe. König Ludwigs I. von Baiern Gallerie weiblicher Schönheiten, von Stieler gemalt, von denen ich drei persönlich gekannt habe, hatte keine ähnliche aufzuweisen. So selten ist die vollendete weibliche Schönheit!

In Blankenburg, wo es uns sehr gefiel, blieben wir einen ganzen Tag, freuten uns der anmuthigen Gegend und bewunderten im Schlosse ein Crucifix von Michel Angelo. Unser Führer war ein aus Blankenburg gebürtiger Student der Rechte, nächst Eduard der beste Clavierspieler in Göttingen. In vierhändigen Sachen secundirte er vortrefflich, sonst spielte er wie ein Jurist. Er ließ jeder Note die strengste Gerechtigkeit widerfahren, aber seinem Vortrage fehlte der romantische Duft, den Eduard seinem Spiele zu verleihen wußte; das kann nur ein gefühlvolles Herz! Ein correctes Spiel ist wie bei Bildern die correcte Zeichnung, das erste Erforderniß eines schönen Tongemäldes, aber die feinen Farben des Gefühls dürfen nicht fehlen. Es giebt Leute, für welche die Musik nur Verstandesarbeit ist, eine Composition erscheint ihnen wie ein mathematisches Problem, ein Lied von Schubert ist ihnen nichts gegen eine Fuge von Bach, erst mit der Schwierigkeit des Verständnisses steigt ihnen die Anziehungskraft, ihr Kopf erhitzt sich wohl, aber ihr Herz bleibt kalt. So ging es unserm Freunde in Blankenburg, ich habe ihn, als sechszigjährigen

Mann, wiedergesehen, er war unvermählt geblieben und sehr hypochondrisch geworden. Die Musik hatte nichts dazu gethan, ihn der weiblichen Welt näher zu bringen. Er war kein Weiberfeind, aber die schöne Ilse würde er kaum bemerkt haben, auch wenn sie ihn zuerst gegrüßt hätte.

In Alexisbad hielten wir einen Ruhetag. Es gab dort allerlei Schwierigkeiten, unsere Toilette so in Stand zu setzen, daß wir an der Table d'hôte Theil nehmen konnten, an welcher die fürstlichen Gäste erschienen. Es kommt dabei in meinem Journale zum Vorschein, daß der Baron mich beneidete um meinen Confirmations-Frack, in welchem ich auf Reisen gegangen war.

In Andreasberg machte ein nächtlicher Schneefall, welcher den Frühling in Winter verwandelte, unserer Weiterreise ein Ende. Im strömenden Regen kamen wir am zehnten Tage nach Göttingen zurück.

Michaelis 1824.

Die Harzreise hatte mich mit Eduard noch näher verbunden, wir veranstalteten, daß er im Herbste mit in das Pfarrhaus ziehen konnte, ich überließ ihm mein freundliches Zimmer und meinen Flügel, und zog in ein Parterre-Zimmer mit der Aussicht auf den Kirchhof. Dann machten wir Pläne zu einer größeren Herbstreise. Wir hatten gelernt, daß unsere Art zu reisen nicht viel Geld koste und daß wir im Stande sein würden, von unserm Wechsel so viel als nöthig zu erübrigen. Unseren Eltern wollten wir mit unserer Reiselust nicht beschwerlich werden. Wir brauchten nur alle Ausgaben für Vergnügungen zu streichen, so mußte, auch ohne Schulden zu hinterlassen, noch genug übrig bleiben. Gegen die Mitte des Sommersemesters kam ein Landsmann in großer Geldverlegenheit zu mir, ich lieh ihm ohne Zögern mein ganzes zurückgelegtes Capital, war jedoch in Sorge, ob damit nicht

die schöne Reise aufgegeben sei, erst einige Tage vor Anfang der Herbstferien wurde sie beseitigt. Kurz vor unserer Abreise schickte ich meinen Eltern das Manuscript der Harzreise, begleitet von einem liebevollen Briefe, der mir noch vorliegt. Es ist einer der letzten, die mein Vater von mir erhalten hat. Er bezeichnet im Allgemeinen unsere Reisepläne, erwähnt aber, daß wir Frau Johanna Schopenhauer zu Rathe ziehen wollten, die wir in Wiesbaden treffen würden. Professor Marx, der uns sehr freundlich gesinnt war, hatte uns schon mit seinem Rathe beigestanden. Wenn man, zwanzig Jahre alt, auf Reisen geht, möchte man gern Alles sehen, auf jeden Hügel steigen, der eine schöne Aussicht verspricht und in jeder Dorfkirche nach alten Gemälden forschen. Für kürzere Touren haben solche sentimentale Anwandlungen keinen Schaden, man sieht bald, daß fast hinter jedem Hügel ein zweiter aufsteigt, der noch Schöneres verspricht und daß der Geschmack der Dorfgeistlichkeit in Gemälden viel zu wünschen übrig läßt. Für größere Reisen sollte man nicht versäumen, sich Raths zu erholen bei Leuten, die in der Welt Bescheid wissen, auch Empfehlungsbriefe mitnehmen, denn mit diesen sucht man heutzutage Menschen, nicht mit der Laterne des Diogenes.

Mein Freund Eduard war, seitdem er in Weimar gewesen und Goethe kennen gelernt hatte, in meinen Augen der arbiter elegantiarum, der höchste Richter in Geschmackssachen, er mußte bei Entwerfung des Reiseplans für schöne Gegenden, interessante Städte, gothische Dome &c. sorgen, ich, als älterer Mediciner, introducirte die Badeörter, aber auch die Gemäldegallerien und hatte der Tante Schopenhauer meine eigene Tante in München und einen Vetter in Lahr gegenüber zu stellen, welche besucht werden mußten. Den Endpunkt der Reise ließen wir vor der Hand unerörtert, es giebt im Reiseleben Augenblicke, wo der Mensch kein Geld mehr hat, die Rückreise sollte

stattfinden, sobald unsere Casse so weit geschmolzen sei, daß wir noch geraden Weges nach Göttingen zurückkehren konnten, ohne Schulden zu machen; das haben wir denn auch glücklich ausgeführt und zwar in folgender Weise: über Cassel reisten wir nach Marburg, Gießen, Frankfurt, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Coblenz, Köln, Ems, Schwallbach, Schlangenbad, Mainz, Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe, Baden-Baden, Straßburg, Lahr, Pforzheim, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München und von da geraden Weges zurück nach Göttingen, wo wir am ersten November wieder eintrafen. Ein Ranzen enthielt unser ganzes Gepäck, eine Blouse von feiner grauer Leinwand schützte uns gegen Staub und Regen. Unsere Abreise nach Cassel richteten wir so ein, daß wir dort eine Oper hören konnten. Spohr, den wir in Göttingen schon hatten spielen hören, dirigirte seine „Jessonda". Wir verehrten diesen Meister höchlich und stellten ihn Mozart nahe. Als Virtuosen auf der Violine waren ihm wenige zu vergleichen. Als Componist würde er noch größer geworden sein, wenn ihm die Violine nicht so viel Zeit gekostet hätte. Ein Componist sollte kein anderes Instrument spielen als das neutrale Fortepiano. Am folgenden Tage sahen wir die ausgewählte Gemäldegallerie, welche gerade ihrer Kleinheit wegen Anfängern sehr zu empfehlen ist. Den Abend brachten wir bei den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm zu, welche damals noch bei der Bibliothek in Cassel angestellt waren. Wir kannten diese beiden großen Männer nur als Märchenerzähler, Wilhelm Grimm lernten wir als geschickten Vorleser kennen, er trug an jenem Abend ein komisches Lustspiel im Frankfurter Dialecte vor. Ich habe die edlen Brüder später noch öfter gesehen. Aus ihren Werken spricht der Genius Deutschlands, kein Wunder, daß sie dazu berufen waren, eine Rolle zu spielen in der Schicksalstragödie, welche mit dem Untergange des Königreichs Hannover endigte.

In Marburg hielten wir uns nur so lange auf, als nöthig war, um die Kirche der heiligen Elisabeth zu sehen. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß in Marburg eine Universität sei, von der wir in Göttingen noch nichts gehört hatten.

In Gießen hielten wir uns gar nicht auf, diese Universität wurde erst später durch Liebig entdeckt, wir hörten aber, daß dort Süddeutschland anfinge, weil man den Wein aus Biergläsern trinkt. Es ist schade, daß dies nicht der einzige Punkt ist, in welchem Nord- und Süddeutsche verschiedener Meinung sind, es würde sich leicht ein Mittelweg finden lassen, wie derselbe von den Biertrinkern bereits angebahnt ist.

In Frankfurt gefiel es uns ganz vorzüglich, zunächst wegen des ungewohnten Comforts und Lebens in einem großen Gasthofe, dem Weidenhofe, dessen frühere Besitzerin einst Goethe's Großvater geheirathet hatte. Sie war, wie Goethe sagt, eine schöne Frau, ihr zweiter Gatte ein gewandter Mann; aus ihrem Hause stammte der Wohlstand der Goethe'schen Familie. Im zweiten Buche von Wahrheit und Dichtung erzählt Goethe ganz arglos eine Kindergeschichte aus seinem siebenten Lebensjahre. Zwei böse Buben wollten ihn ärgern und gaben ihm zu verstehen, sein Vater stamme von einem vornehmen Manne her, der Großvater habe nur den Namen hergegeben. Mir war, sagt Goethe, durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich. Goethe grübelte lange darüber und suchte die Wahrheit zu erforschen, bis er sich überzeugte, daß es sich um ein leeres Märchen handle.

In Atterboom's Aufzeichnungen aus den Jahren 1817 bis 1819, welche erst kürzlich, von Franz Maurer übersetzt, erschienen sind, läßt der junge Schwede Jean Paul sagen: Goethe habe sich selbst für unehelich geboren angesehen und nach einem

prinzlichen Vater gesucht, sich auch gefreut über diese zweifelhafte Ehre. Goethe würde dies nicht in seinen Memoiren verrathen haben, wenn er gewußt hätte, welchen tiefen Blick dies in sein Herz erlaube.

So werden zwei große deutsche Dichter von einem Schweden verunglimpft, und ein Deutscher, der offenbar Goethe's Denkwürdigkeiten nicht gelesen hat, giebt sich dazu her, ein mißverstandenes Wort Jean Paul's zu übersetzen, ohne einmal nachzuschlagen, ob es denn auch möglich gewesen wäre, daß Jean Paul so etwas sagen konnte. Es ist nicht gerade bezeichnend für eine große Nation, wenn die Deutschen so gern darnach hinhören, was andere Völker von ihnen sagen und wenn sie ihre großen Männer ungestraft antasten lassen.

Unter den Merkwürdigkeiten von Frankfurt, die wir besichtigten, befand sich die Ariadne von Dannecker, der Kaisersaal, die goldene Bulle und die Judengasse. Die Ariadne gefiel mir am besten, nur nicht, wenn der Diener sie zum Erröthen brachte durch Vorziehen einer rothen Gardine. Solche Späße sind, bei großen Kunstwerken, übel angebracht. Die Judengasse fanden wir abscheulich, man schämt sich darin, ein Christ zu sein.

In Wiesbaden trafen wir Frau Johanna Schopenhauer und ihre Tochter Adele, in einem anmuthigen Gartenhause wohnend. Meines Freundes Verhältniß zu ihnen machte es mir leicht, mich bei ihnen heimisch zu fühlen. Frau Johanna erinnerte mich an meine Mutter, vielleicht blos durch die Güte, mit welcher sie mir entgegenkam. Sie verstand die Kunst, Andere zum Reden zu bringen und ihre besten Seiten zu zeigen. Fräulein Adele war ein Wesen eigener Art, außer einer schlanken Figur und zarten Händen hatte sie nichts, was das Auge bestechen konnte, ihre Gesichtsbildung war geradezu unschön. Und doch gefiel sie den Männern durch Geist, feine

Bildung und ausgebreitete Kenntnisse. Sie sprach mehr als ihre Mutter, ihre Conversation war stets anregend und belehrend, ohne an den Blaustrumpf zu erinnern. Sie war die Braut eines sehr stattlichen Mannes, den ich später als Professor der Physik an einer süddeutschen Universität kennen lernte. Von ihrem Bruder, dem jetzt so berühmten Philosophen Arthur Schopenhauer, war nie die Rede, er lebte in Unfrieden mit seiner Familie und wurde zuletzt ein solcher Misanthrop, daß er seinen Hund „du Mensch" schalt, wenn derselbe sich nicht gut aufführte. Ich habe nie Verlangen gehabt, eine Philosophie kennen zu lernen, welche den Sohn einer edlen Mutter entfremdet. Beide Damen schwärmten für die schönen Künste. Frau Johanna, welche damals 54 Jahre alt war, hatte in ihrer Jugend viel gemalt, Adele hatte nie regelmäßigen Unterricht gehabt, bei ihr zeigte sich das Talent, indem sie reizende Compositionen in schwarzem Papier ausschnitt, kleine Idylle, oder Märchen, Figürchen mit Arabesken und Pflanzen verschlungen.

Beide Damen riethen uns, nicht bis Schaffhausen zu gehen, sondern von Straßburg über Lahr nach Stuttgart abzuschwenken, wo wir Dannecker und die Gebrüder Boisserée kennen lernen würden, das sei besser, als der Rheinfall, den man ein andermal sehen könne. Wir hatten eben Dannecker's Ariadne gesehen und waren durch Frau Schopenhauer's Buch, Johann van Eyck und seine Nachfolger, darauf vorbereitet, die Boisserée'sche Sammlung zu sehen.

Adele war unsere Führerin in Wiesbaden, sie zeigte uns zuerst den Rhein von einem Hügel, der den Rheingau überschaut, und führte uns gegen Abend nach Bieberich in einen dicht am Rhein liegenden Garten, der ganz mit Reben überlaubt war; dort sahen wir die Schiffe dicht vor unseren Augen vorüberziehen, sie weckten uns die Sehnsucht, ihnen zu folgen.

Zum Thee bei Frau Schopenhauer trafen wir den Freiherrn von Haxthausen, einen ungefähr 50 Jahre alten Herrn. Er sang zur Guitarre ein Lied, von dem ich, mit der Melodie, den ersten Vers behalten habe:

Und als ich ein kleines Knäbelein,
Juchheissa, mit rothem Schuh,
Da wünscht' ich mir ein Paar Stiefelein,
Denn es regnete immerzu.

Es paßte zu unserer Ungeduld, weiter zu kommen, wir brachen schon am folgenden Tage auf. Es gab damals noch keine Dampfschiffe, die Wasserreise geschah auf kleinen unbequemen Schiffen, die nur bei schönem Wetter erträglich waren. Wie ganz anders war das drei Jahre später, wo man die Rheinreise in schwimmenden Palästen machte? Noch immer ist die Rheinreise ein herrlicher Genuß, aber durch die eleganten Dampfschiffe hat sie viel von ihrer Romantik eingebüßt. Man macht die Rheinfahrt jetzt, um weiter zu kommen, früher, um den Rhein zu sehen. Jetzt wird man abgezogen durch die Gesellschaft, denn auf dieser großen Heerstraße der Völker ist man sicher, irgend einen Bekannten wieder zu finden. In den alten Marktschiffen war man ganz auf die Natur angewiesen, man machte auch kürzere Touren und die Eindrücke waren bleibender.

In Rüdesheim verlor ich einen Nachmittag, weil ich Mittags Gurkensalat gegessen hatte. Seitdem sind 46 Jahre verflossen und ich habe nie wieder Gurkensalat angerührt. Mit dem Kaffee habe ich es ungefähr ebenso gemacht, seitdem mir Professor Marx in Göttingen gesagt hatte, daß ein Uebelbefinden im zweiten Semester davon herrühre. Wenn man gegen Patienten streng zu sein lernen will, muß man es zunächst gegen sich selbst werden!

In Coblenz gefiel es uns nicht sonderlich, seine Festungs-

bauten zerstören alle malerischen Effecte, mathematische Linien sind der Tod aller landschaftlichen Schönheit.

Köln gefiel uns besser, besonders der Dom und das wundervolle Bild von Rubens, die Kreuzigung Petri.

Bei Schopenhauer's hatten wir viel von dem Dome reden hören, schon damals wirkte Sulpice Boisserée durch Wort und Schrift auf die edlen Geister der Nation, mit der Hoffnung, das größte Werk deutscher Gothik der Vollendung entgegen zu führen. Er hatte noch die Freude zu erleben, daß seine Worte zündeten und konnte mit dem beruhigenden Bewußtsein sterben, daß unser Jahrhundert den Kölner Dom vollenden werde.

Bei späteren Rheinreisen habe ich nie versäumt, dem Kölner Dom meinen Besuch zu machen, um zu sehen, wie weit er fortgeschritten sei, aber nicht blos seiner Schönheit wegen, sondern weil er das Sinnbild deutscher Einheit auf idealen Gebieten darstellt. Erst kommen die Ideale, dann die schwieriger zu erringenden materiellen Güter. Möchte es den Deutschen vergönnt sein, auch auf dem Gebiete der Politik einen ähnlichen Bau zu errichten, fest und schön wie der Dom! Aber das ist wohl ein unglücklicher Vergleich, denn der Kölner Dom ist auf zwei Thürme berechnet, nicht wie der Stephansdom auf eine Spitze.

In den Taunusbädern, welche wir zu Fuß durchwanderten, versuchten wir, wie das Wasser schmeckte, nahmen ein Bad und besuchten die angesehensten Brunnenärzte. Die Bäder gefielen uns überall, besonders in Schlangenbad, der Geschmack des Wassers weniger, am wenigsten die Brunnenärzte, ich weiß eigentlich nicht warum. Es sind doch sehr höfliche und gewandte Leute und meistens ganz poetische Naturen. Ihre Schriften enthalten mehr Phantasie und Erfindungsgabe, als die Werke von Lafontaine oder Clauren. Von allem, was ein Arzt werden kann, dachte ich damals, möchte ich am wenigsten

ein Irrenarzt sein, aber eben so wenig ein Brunnenarzt. Jetzt ist es mit den Brunnenärzten anders geworden, sie sind fast die exactesten Forscher der Neuzeit und gestehen mitunter, daß es einzelne Uebel giebt, gegen welche ihre Quelle nicht hilft.

Wir kamen sehr vergnügt nach Wiesbaden zurück, eigentlich nur, um den Damen Schopenhauer unsere Reiseeindrücke zu erzählen. Mit einer Einladung für mich nach Weimar in den nächsten Osterferien und mit Empfehlungsbriefen für unsere weitere Reise versehen fuhren wir nach Mainz und setzten von dort, nach Besichtigung des Domes und der Stadt, unsern Weg nach Darmstadt fort.

Wir hatten auch für Darmstadt unsere Einrichtungen so getroffen, daß wir die damals sehr berühmte Oper kennen lernen konnten. Othello von Rossini wurde gegeben mit dem vortrefflichen Wild in der Titelrolle. Er war als Schauspieler eben so ausgezeichnet, wie als Sänger, von edler Figur und Gesichtsbildung. Diese Vorstellung des Othello war die beste, welche ich erlebt habe. Einige dreißig Jahre später habe ich Ira Aldridge, den wirklichen Mohren, als Othello gesehen und doch ist mir der Eindruck des künstlichen, musikalischen bleibender gewesen, wie der des natürlichen, der doch auch ein großer Künstler war, dessen Naturlaute aber zu nahe an das Thierische streiften. Wir waren Morgens in der Probe gewesen und hatten den alten Großherzog selbst dirigiren sehen. Er ging mit den Künstlern um, als ob sie seine Kinder wären. Seine Begeisterung für die Musik in so hohem Alter war uns sehr tröstlich; wenn das Leben alle anderen Blüthen abgestreift hat, bleiben doch noch die im Reich der Töne.

Aus der großherzoglichen Gemäldegallerie erinnere ich mich noch deutlich der schönen Rembrandt's, aus dem Naturaliencabinet eines Schädels mit zolldicken Wandungen, dessen Besitzer blind

und taub gewesen sein muß, weil die Oeffnungen für den Austritt der Nerven ganz verengert sind.

Die schöne Bergstraße von Darmstadt nach Heidelberg machte uns große Freude, jetzt fährt man auf der Eisenbahn gefühllos daran vorüber.

In Heidelberg gefiel es uns so gut, daß wir uns in einer reizenden Studentenwohnung am rechten Neckarufer, dem Schlosse gegenüber, welche in den Ferien leer stand, niederließen. Wir besuchten Morgens die Kliniken von Puchelt und Chelius und machten Nachmittags unsere Ausflüge. Chelius gefiel uns sehr. In seiner Klinik war doch wirklich von Chirurgie die Rede, nicht wie bei Langenbeck nur von Anatomie, welche meistens mit den Haaren herbeigezogen wurde, er examinirte nicht über die chirurgische Anatomie des vorliegenden Falls, sondern über Capitel, mit denen seine Seele gerade beschäftigt war. An operativer Gewandtheit stand Chelius weit unter Langenbeck, aber seine Resultate waren besser. Er wurde deshalb auch viel mehr von Patienten aus fernen Gegenden gesucht, als Langenbeck, bei dem dies fast gar nicht vorkam. Chelius Handbuch der Chirurgie hat großen Erfolg gehabt, einen größeren als irgend ein späteres, es war für seine Zeit eine vorzügliche Leistung, der Autor hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, mit der größten Redlichkeit gestrebt, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Er wurde belohnt für den Fleiß, den er schon in jungen Jahren diesem Werke gewidmet hatte. Aber in einer Beziehung hat er diesen Ruhm theuer bezahlt. Die frühzeitige Abfassung eines so umfassenden Werkes schädigt die eigene, naive Auffassung, man sieht mehr mit fremden Augen, als mit den eigenen. In allen seinen Werken findet sich nur eine einzige originelle Beobachtung, die Ossification des Periosteums bei Kephalämatoma. Wenn man originelle Beobachtungen machen will, so muß man sich in der Welt umher-

treiben, Vieles sehen, Vieles hören, nicht zu früh abschließen. In einem Handbuche soll man bei jedem Capitel abschließen. So ist es eine bedenkliche Arbeit, wenn man jung ist, und im Alter ist es wieder zu spät, wenn man abgeschlossen hat. Die Wissenschaft schließt nie ab, man sollte nur schreiben, so lange man selbst im Fortschreiten ist, aber dann bildet ein großes, umfassendes Werk ein Impediment, eine Last, welche die Seele drückt. Die neuere Methode, Handbücher in Compagnie zu schreiben, ist darin vorzuziehen, aber die rechte Form ist noch nicht gefunden, sie wird auch nicht gefunden werden, die Redaction kann die widerstrebenden Elemente nicht versöhnen, die vorhandenen Lücken nicht ausfüllen, Absurditäten nicht ausmerzen. Man sehnt sich nach Einheit der Grundsätze, nach edler Form, nach gleicher Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Es ist auch nicht gleichgültig, ob Astley Cooper einen Lehrsatz vertritt oder Hinz und Kunz. So viel ist gewiß, wer auf Originalität Anspruch machen will, sollte kein Handbuch schreiben, er wird stets das Vorurtheil gegen sich haben, daß er mehr aus anderen Büchern entlehne, als aus dem Buche der Natur. Die Form der Vorlesungen verdient den Vorzug, sie gestattet größere Freiheit, erfordert geringere Opfer und leistet im Grunde nicht weniger, denn nur das, was vom Leben kommt und in das Leben übergeht, ist doch allein das Nützliche. Es ist nicht nöthig, daß jeder Schriftsteller das längst Dagewesene wiederhole, es genügt, wenn er damit bekannt ist und von der Wissenschaft ausgeht, welche zu seiner Zeit lebendig war. Die Geschichte seines Faches muß er kennen, damit ihm die Fortschritte der Neuzeit nicht unermeßlich scheinen. Jede Zeit hat ihren eigenen Maßstab, was gestern groß war, ist heute klein.

Wir waren an Johann Heinrich Voß, den Vater des deutschen Hexameters, empfohlen und fanden eine freundliche Aufnahme, als wir ihn eines Abends besuchten. Er war 1751

geboren und starb 1826, damals war er also schon 73 Jahre alt. Seine etwas harten Züge, seine klaren blauen Augen sind mir noch deutlich in Erinnerung. Er zeigte uns vom Fenster aus bei Sonnenuntergang das Haus, wo sein Gegner Creuzer wohnte und freute sich, daß wir von dem noch nichts gehört hatten, es sei auch weiter nicht nöthig. — Wer spricht heute noch von Creuzer und seiner Symbolik? Voß wird fortleben im Gedächtnisse der Deutschen, durch seine Verdienste um ihre classische Bildung, durch seine Homerübersetzung. Ob er die Luise geschrieben hätte oder nicht, darauf kommt wohl so viel nicht an, jedenfalls war sie eine gelungene Uebung, die deutsche Sprache zu handhaben. An Shakespeare hätte er sich nicht versuchen sollen, das war, als wenn ein Bildhauer malen will. Nur in der Beschränkung liegt der Weg zu den höchsten Leistungen, welche selbst einem Genie wie Michel Angelo unerreichbar sind bei Zersplitterung der Kräfte; die feineren Züge gehen verloren.

Unser Aufenthalt in Heidelberg dauerte eine ganze Woche voll Heiterkeit und Sonnenschein. Von dem Leben und Treiben der Studenten ließen wir uns erzählen, sie waren alle ausgeflogen. Das Semester vergeht ihnen unter Duellen und Kneipereien, wobei sie ein abscheuliches Bier trinken. Heidelberg ist die Universität der Füchse, welche fest entschlossen sind, die ersten Semester zu verjubeln, für einen fleißigen Göttinger ein Sodom und Gomorrha, aber doch ein reizender Aufenthalt, um den man die Leute beneiden kann, welche sich von ihrem Leben ein Jahr schenken können. Sie werden heutzutage immer seltener, ohne daß die Welt darum viel klüger würde. Heidelberg ist dafür aber leerer geworden, weil die deutsche Jugend nicht so viel Zeit hat, sich zu amüsiren.

In Carlsruhe hatten wir einen Freund zu besuchen, den ältesten Sohn eines ausgezeichneten Pädagogen, des Schulraths

Doll, welcher mit uns in Göttingen Medicin studirte und durch Talent, Kenntnisse und glühenden Eifer zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Wir verlebten einen angenehmen Tag im Kreise dieser glücklichen Familie. Die Stadt Carlsruhe würde kein Recht haben zu existiren, wenn sie nicht Residenz wäre; als solche wurde sie 1715 von dem Markgrafen Carl Wilhelm von Baden-Durlach erbaut. Ihr Grundplan entstand deshalb nicht durch die allmählich hervortretenden Bedürfnisse des Verkehrs, wie bei den meisten Städten, sondern entsprang, vollkommen ausgebildet, dem Haupte des Gründers. Wie Radien gehen die Straßen von dem Residenzschlosse aus in der Richtung nach Osten. Von der Südseite des Schlosses durchschneiden andere Radien in gleicher Zahl den anstoßenden Wald. Von allen Punkten der Windrose hat die Luft freien Zutritt. Gerade Linien sind keine Schönheitslinien, es findet Niemand die Stadt Carlsruhe malerisch schön. Auf die Vegetation ihrer Bewohner scheint der ungehinderte Zutritt der frischen Luft günstig zu wirken, sie sind groß und schlank mit wohlgebildeten Gesichtszügen. Ich hatte 1843 Gelegenheit, in demselben Monate einem Balle in Carlsruhe und in Freiburg beizuwohnen und war erstaunt darüber, wie viel kleiner und weniger wohlgebildet die jungen Leute der letzten Stadt erschienen. Enge Straßen, welche der freien Ventilation entzogen sind, begünstigen einen geringen Grad von Rhachitis, wobei die Knochen sich weniger vollkommen entwickeln und schöne Formen nicht entstehen. Carlsruhe war damals berühmt durch die Weinbrenner'sche Schule der Baukunst. Diese ging von dem Principe aus, daß ein Haus von Innen nach Außen construirt werden müsse, daß es den entsprechenden äußern Charakter erhalte, wenn es seinen Zweck möglichst vollständig erfüllt. Der äußere Schmuck ist dann leicht zu finden, dem Weinbrenner selbst nur geringe Opfer brachte. So einfach und nothwendig dieser

Grundsatz auch zu sein scheint, so wird es doch oft ganz aus den Augen gelassen. Schüler von Weinbrenner sind es gewesen, welche in Hannover die Baukunst zu veredlen berufen waren. Einige folgten mit Glück dem Grundsatze ihres Meisters, der Rundbogenstil bot ihnen die Gelegenheit, ohne große Kosten den Gebäuden mehr äußern Schmuck zu verleihen, einer der talentvollsten wollte ein Rathhaus zu einem Dogen-Palaste machen und hat als Andenken ein Fragment davon hinterlassen, an dessen Weiterbau Niemand denkt.

Freie Ventilation der Straßen schützt gewiß gegen viele Schädlichkeiten, aber nicht gegen alle. Das lehrte uns das traurige Geschick der liebenswürdigen Familie Doll im folgenden Jahre. Als unser Freund im Herbste 1825 von Göttingen nach Carlsruhe zurückkehrte, fand er seinen Vater und zwei seiner jüngeren Geschwister am Typhus darniederliegend. Sie starben, bald folgte ihnen auch unser Freund; nur die Mutter und ein junger Sohn blieben übrig. Wir mußten uns leider sagen, daß die Lebensweise unsers Mitstudenten nicht geeignet gewesen war, ihm die Kräfte zu verleihen, einer ansteckenden oder miasmatischen Krankheit zu widerstehen. Er ging früh Morgens ins Colleg, ohne bis Mittag das Geringste zu genießen. Wir hatten ihn oft gewarnt, aber er lächelte dazu und glaubte, sich bei seiner Lebensweise vortrefflich zu befinden. Seinen frühzeitigen Tod habe ich tief beklagt, nicht blos seiner großen Fähigkeiten, sondern vorzüglich seines edlen Herzens wegen.

In Baden-Baden gefiel es uns außerordentlich gut, es ist der schönste deutsche Badeort und war 1824 viel gemüthlicher als er jetzt ist.

In Straßburg hatten wir wieder Glück mit dem Theater. Die große Schauspielerin Mars war dort und trat im Misanthrope von Molière auf. Sie war schon 45 Jahre alt, aber noch immer schön und graziös, ich habe sie noch vier Jahre

später in Paris jugendliche Rollen geben sehen. Es war in Straßburg, wo wir beide zum ersten Male Franzosen spielen sahen. Wir verstanden die Mars viel besser, als die übrigen. Es war uns merkwürdig, wie ein so großes theatralisches Genie sich von seinen Umgebungen abhebt und viele Eigenthümlichkeiten verschwinden macht, welche von der Nationalität abzuhängen scheinen, aber doch nur Fehler sind, denn vor dem geläuterten Geschmacke kann das bombastische Declamiren nicht bestehen. Die größten Schauspieler aller Nationen hören auf zu declamiren, sie reden die natürliche Sprache des Herzens und des tiefer blickenden Geistes, das Declamiren ist der Nothbehelf der Mittelmäßigkeit.

Das Straßburger Münster zu sehen und seinen Thurm zu besteigen war zunächst unsere wichtigste Angelegenheit. Die Aussicht von der Plattform, welche die Stelle des unvollendeten zweiten Thurmes einnimmt, ist eine der schönsten, welche ein hoher Punkt in der Ebene gewähren kann, an einer Seite der Schwarzwald, an der andern die Vogesen, in der Mitte der Vater Rhein. Ein deutsches Herz wird sich nie ganz darüber beruhigen, daß das Alles, was man vor sich sieht, deutsches Land gewesen ist und daß ein deutscher Baumeister, Erwin von Steinbach, dieses Wunderwerk gothischer Baukunst für Deutsche errichtet hat. Es müssen schlimme Zeiten gewesen sein, als 1681 Ludwig XIV. diese Perle Deutschlands an sich reißen durfte, nicht viel bessere 1815, als die siegreichen Deutschen sie nicht wieder forderten. Es waren auch schlimme Zeiten 1848, als in Frankreich eine Phantasie-Republik proclamirt war, damals gab es Leute, welche sich nicht gescheut hätten, auch das Großherzogthum Baden und das Freiburger Münster preiszugeben, um französische Ideen importiren zu können, glücklicher Weise lebte Ludwig XIV. nicht mehr.

Im Jahre 1824, kaum zehn Jahre nach den Befreiungs-

kriegen, hielt man so etwas für unmöglich, unsere patriotischen Gefühle knüpften sich an den deutschen Baumeister des herrlichen Doms und an eine humoristische Geschichte, welche Sterne in seinem Tristram Shandy dem Stakenbergius nacherzählt, dessen lateinischen Text er beidrucken ließ.

Diego, ein ausgezeichneter Spanier mit einer ungewöhnlich großen Nase, kommt nach Straßburg und reist nach kurzem Aufenthalte wieder ab, mit dem Versprechen, von einer Reise nach Frankfurt in vier Wochen zurückzukehren. Nur wenige Leute haben ihn gesehen, ihre Erzählungen von der wunderbaren Nase des Fremdlings machen aber solches Aufsehen, daß ganz Straßburg in Aufruhr geräth. Männer und Frauen, Bürger, Geistliche und Professoren streiten sich über die Realität der Nase, einige sind der Ansicht, sie sei von Papiermaché, andere von Messing, dritte vertreten ihre Naturwüchsigkeit und erörtern die physiologischen Grundrechte organischer Nasen. Um die Zeit, wo der wunderbare Fremdling zurückzukehren versprochen hatte, rückt ihm fast ganz Straßburg auf dem Wege nach Frankfurt entgegen, in 7000 zweispännigen, 15,000 einspännigen Chaisen und 20,000 Bauerwagen, vollgestopft mit Senatoren, Räthen, barmherzigen Schwestern, Wittwen, Frauen, Jungfrauen, Nonnen und Aebtissinnen, Domherren und Prälaten ꝛc. Sie Alle suchen auf verschiedenen Straßen den wunderbaren Fremden.

Man vergißt, die Thore der Stadt zu schließen, mittlerweile kommen die Franzosen und bemächtigen sich Straßburgs.

Den wunderbaren Fremdling bekommt Niemand zu sehen, er hat, ohne Straßburg zu berühren, den Rückweg nach Spanien, dem Lande der Luftschlösser, angetreten.

Wären die Franzosen nicht so schnell gekommen, die guten Straßburger würden vielleicht bis Frankfurt gelangt sein und hätten dort mit gleichgestimmten Seelen ihre Verhandlungen

fortgesetzt, bis die große Nase endlich ad acta gelegt werden konnte, wie Anno 1849.

Nachdem wir uns auf der Plattform satt gesehen hatten, wollten wir bis in die Spitze des Thurmes steigen, erfuhren aber, daß dazu eine schriftliche Erlaubniß nöthig sei. Unverdrossen stiegen wir wieder hinab und holten sie, um dann bis unter das Kreuz zu klettern. Es hat freilich nicht den allergeringsten Nutzen, aber es war für uns eine Ehrensache, auf diesem Wege nicht hinter Heim und Goethe zurückzubleiben.

Im Wirthshause fanden wir Gelegenheit, uns mit Straßburgern zu unterhalten und ihre zweischlächtige Natur kennen zu lernen. Es giebt nichts Komischeres, als wenn so ein alter Straßburger von einem Idiom in das andere fällt, und man stets im Zweifel darüber bleibt, welche Sprache er schlechter spricht, die deutsche oder die französische, obgleich die französische Herrschaft schon 143 Jahre gedauert hat. Angesehene Straßburger Familien lieben es, ihre Söhne in Deutschland erziehen zu lassen, damit sie wenigstens eine Sprache ordentlich erlernen.

Schon vom Thurme aus hatten wir die Gegend gesehen, der wir jetzt entgegengingen, man sieht dort die Hügel bei Lahr, welches unser nächstes Reiseziel war. Seit meiner Kindheit hatte ich von Lahr gehört, es war der Geburtsort meines Großvaters Louis, das gelobte Land der Familie.

Christian Trampler war der Schwestersohn meines Großvaters, sein Vater war Pfarrer in Lahr. Er hatte bei seinem Onkel Louis in Hannover die Handlung erlernt, bei seiner Rückkehr nach Lahr hatte ihm dieser den Rath gegeben, die Fabrikation des Braunschweiger Cichorienkaffees nach Süddeutschland zu verpflanzen. Trampler hatte damit große Reichthümer erworben, er betrachtete meinen Großvater, seinen Onkel, als den Gründer seines Glückes, aber es knüpften ihn auch zartere Erinnerungen an Hannover. Er hatte meine

Mutter geliebt und hätte sie vielleicht heimgeführt, wenn mein Vater ihm nicht zuvorgekommen wäre. Er war einer der edelsten und liebenswürdigsten Männer, die ich kennen gelernt habe, von klarem Verstande und einer stets gleichen Heiterkeit des Gemüths, mit einer zierlichen Figur und einem feinen aristokratischen Gesichte. Er trank selbst keinen Cichorienkaffee, wußte aber sehr beredt die Vortheile desselben für Andere zu erläutern, namentlich wie dies Getränk dem Branntwein mit Erfolg Concurrenz gemacht habe und sich als ein Bedürfniß der ärmeren Classen geltend mache. Bis zu seinem Lebensende war die Fabrik in beständigem Wachsen, ein Filialinstitut wurde nach Bregenz auf österreichisches Gebiet verlegt, so daß ganz Deutschland ihm seinen Tribut bezahlte. Es begegnete ihm zuweilen auf Reisen beim Frühstück, daß einer der Wirthshausgäste „Guten Morgen, Herr Trampler!“ rief, ohne ihn zu kennen. Der Gruß galt dem unerwünschten Zusatze von Cichorien zu dem Morgenkaffee, nicht dem Fabrikanten in Person. Seine Gattin war eine schöne, kluge Dame, voll Gefühl für Natur und Poesie. Sie verstand es meisterhaft, Hebel's allemannische Gedichte vorzulesen.

Es war in der Familie ein öffentliches Geheimniß, daß ich dazu ausersehen sei, eine längst ersehnte Verbindung der Familien zu Stande zu bringen. Die mir bestimmte Tochter war ein reizendes Kind von dreizehn Jahren, der schönen Mutter sehr ähnlich, fröhlich und wohlgemuth wie ein junges Reh. Sie würde mir wohl gefallen haben, aber der Himmel hatte es anders beschlossen. Im folgenden Jahre starb das holde Kind am Scharlach und mit ihr die jüngste von fünf Schwestern. Zwei derselben waren verheirathet, die dritte war die Braut meines verstorbenen Onkels Ernst, sie ist unvermählt geblieben und lebt noch.

Im Kreise dieser liebenswürdigen Familie verlebten wir

einige glückliche Tage im heitersten Naturgenusse, unter einer Fülle von herrlichen Trauben, die uns Nordländern eben so neu waren, wie der liebliche Markgräfler-Wein. Ein Nachspiel zu diesem idyllischen Leben bildete der Besuch bei der einen verheiratheten Tochter in Pforzheim, wo wir den Abend zubrachten. Frau Eisenlohr war die lustigste der ganzen Familie, in ihrer Gesellschaft konnte man kaum aufhören zu lachen, sie war ein echtes süddeutsches Frauchen.

In Stuttgart mußten wir wieder ernsthaft sein. Der große Meister Dannecker, damals schon 66 Jahre alt, zeigte uns selbst sein Atelier, wo wir den eben vollendeten Christus und Schiller's Colossalbüste sahen. Die edlen Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram nahmen uns besonders freundlich auf und führten uns selbst abwechselnd umher in ihrer berühmten Sammlung, deren Zweck und große Bedeutung uns dadurch bald einleuchtend wurde, wir blieben deshalb mehrere Tage in Stuttgart, um sie besser kennen zu lernen. Ich habe mich später darüber gefreut, denn in München machte die Sammlung nicht denselben Eindruck, wie bei einer ungekünstelten Aufstellung in Stuttgart. Die schönen königlichen Pferde in ihren heiteren Ställen, die schwarzen Schwäne im Park interessirten uns sehr.

In Ulm hielten wir uns nur so lange auf, um den Dom zu sehen, in Augsburg länger, die charaktervolle alte Stadt gefiel uns sehr, es waren auch mancherlei Kunstwerke dort zu sehen, die wir später kaum beachtet haben würden.

In München fanden wir die freundlichste Aufnahme bei meiner Tante Schröder. Sie wohnte mit ihrem jovialen Gatten den Arcaden gegenüber, wir hatten nur wenige Schritte bis zur Gemäldegallerie und machten es uns zu ernsthafter Aufgabe, sie zu studiren. Wir waren dort ohne künstlerische Führung und mußten ganz unserm eigenen Geschmacke folgen.

Ohne zunächst den Katalog zu Rathe zu ziehen überließen wir uns dem Eindrucke, welchen die Bilder auf uns machten, verschafften uns einen Ueberblick über das Ganze und suchten dann erst im Kataloge die Namen der Künstler. Man freut sich dabei, wenn dann Bilder, welche uns gefielen, von berühmten Männern herrühren, manchen hat man in seinem Werke richtig erkannt, ohne den Katalog zu befragen, man vergleicht die Bilder desselben Meisters mit einander, die Bilder des Schülers mit denen seines Lehrers und kommt so allmählich zu einigem Verständniß der Schulen, der Zeiten, der einzelnen Meister. Durch Künstler wird man leicht irre gemacht, wenn man sich ihrer Führung überläßt. Der Heiligenmaler interessirt sich nicht für historische Bilder, der Landschaftsmaler nicht für die übrigen. Bildhauer wissen Gemälde selten zu schätzen. Maler suchen in dem Bilde nicht blos den Gesammteindruck, wie der Kunstfreund, sie stellen ihre Augen anders ein, weil sie die Mache, die Art, wie ein Bild entstanden ist, studiren. Dies thut auch der Kunstfreund mit der Zeit, aber der Gesammteindruck ist ihm wichtiger. Ich erinnere mich von damals noch meines Zornes über einen Maler aus Hannover, der mich in der Münchener Sammlung vor dem jüngsten Gerichte von Rubens stehend traf und zu mir sagte: Was finden Sie denn an diesem Menschensalate? Ich antwortete ihm aber ganz höflich: Ich finde den großen Künstler darin!

Auf Erörterungen über die Schönheit eines Kunstwerks habe ich mich nie eingelassen, ich mochte mich gern darüber belehren lassen, wie ein Bild entstanden sei, aber ob es mir gefallen darf, das ist meine Sache. Geschmack lernt man nicht und wenn man 100 Jahre mit Künstlern umginge.

Auf diese Weise habe ich mehr Genuß von Bildern gehabt, wie Manche, die ihren Geschmack von Andern leiten lassen und nach gewissen Merkmalen der Schönheit suchen,

deren Abwesenheit sie sofort verstimmt. Eine unbefangene Hingebung an das Kunstwerk bewahrt am besten eine gewisse Vielseitigkeit der Auffassung, man entscheidet sich nicht für alte oder neue Bilder, für Italiener, Deutsche, Niederländer oder Franzosen, man liebt sie alle, wenn sie es zu verdienen scheinen.

Nirgends ist mir meine angeborene Schweigsamkeit besser zu Statten gekommen, als in Gemäldegallerien, man erspart sich dort durch Schweigen vielen Verdruß über einfältige Urtheile. Als Kenner glänzen zu wollen, fiel mir niemals ein, es hat nie Jemand bemerkt, wie tiefes Interesse ich an der Kunst nahm. Den Geschmack Anderer zu bilden, wenn man nicht selbst Künstler ist und der Welt durch seine Arbeiten zeigen kann, was schön sei, scheint mir ein vergebliches Bemühen. Die Fähigkeit, Fehler bei seinem Nebenmenschen zu entdecken, ist sehr verbreitet, man kann Andere lehren, Krankheiten zu entdecken, aber Schönheit zu erkennen wird man Niemand lehren, wer sie nicht selbst findet, der ist für die Kunst verloren.

München war damals gemüthlicher, als es jetzt ist, der Ultramontanismus war noch nicht erfunden, der vielgeliebte alte König Max paßte zu den Münchenern besser, als seine Nachfolger mit idealeren Bestrebungen.

Das große Theater in München war 1823 abgebrannt, man beschäftigte sich damit, es wieder aufzubauen, und setzte die Welt damit in Erstaunen, daß dies geschehen konnte mit Hülfe einer Auflage von einem Kreuzer auf jede Maaß Bier, die in München getrunken wurde. Von diesem Theaterbrande her schreibt sich die Verbreitung des bayrischen Bieres über ganz Deutschland, über die ganze Welt, man wollte überall ein Getränk kennen lernen, welches Brände unschädlich macht. Norddeutschland hatte dem Süden seinen Cichorienkaffee gesandt. Der Süden antwortete mit Bier und hat auf diesem Gebiete

jedenfalls den Sieg davongetragen, der alte Hannoversche Broyhan und seine Berliner Cousine, die kühle Blonde, mußten die Segel streichen. Cichorienkaffee ist ein Surrogat, Bier ein originelles Getränk von culturhistorischer Bedeutung. Wo sollten die Deutschen sich zu Politikern ausbilden, wenn die Bierhäuser nicht wären? Was die Schulbank ist für den Gelehrten, das ist die Bierbank für den Patrioten.

Es gefiel mir damals so gut in München, daß ich mir dachte, es würde mein höchstes Glück sein, wenn das Schicksal mir den bleibenden Aufenthalt in dieser Stadt gewährte. Ein heiterer Lebensgenuß in einem liebenswürdigen Kreise, der Umgang mit erhabenen Kunstwerken lag diesen Wünschen zu Grunde; wie ganz anders sollte es kommen, als ich ernstere Ansprüche an das Leben zu machen hatte und nicht blos genießen, sondern wirken wollte!

Mein Freund Eduard war in München ganz in seinem Elemente. Er liebte die Gemälde wie ich selbst und fand im Hause meiner Tante die größte Anerkennung, ihre Stiefkinder waren musikalisch sehr begabt und so war man glücklich, ihnen ein solches Vorbild zeigen zu können.

Wir blieben fast drei Wochen in München, der October ging zu Ende, wir mußten nach Göttingen zurückkehren und konnten uns unterwegs nicht mehr aufhalten.

Bei meiner Ankunft in Göttingen erhielt ich durch den Superintendenten Krause die traurige Nachricht vom Tode meines Vaters. Mit ihm waren schöne Hoffnungen für mich zu Grabe getragen; während meiner Studien dachte ich immer daran, wie ich mit ihm davon reden werde, wie er hoffentlich einst sich freuen werde, wenn ich ihm von eigenen Unternehmungen berichten könne. Doch blieb mir das Gefühl dafür unvermindert. Ich habe mich oft im Leben gefragt, was würde mein Vater dazu sagen, wenn er noch lebte? Mehr als ein

anhänglicher Schüler hat mir geschrieben: Wenn ich zu einem schweren Kranken gehe, so lege ich mir immer die Frage vor, was würden Sie in diesem Falle gethan haben? Auf diese Art lebt man mit einander fort und hilft einander, selbst wenn das Grab zwischen uns liegt.

Weihnachten 1824.

Dieses Mal war die Einladung nicht ausgeblieben und Freund Eduard darin eingeschlossen. Meine Mutter wollte doch den jungen Mann kennen lernen, der in Lahr und München so gut gefallen hatte, der Neffe einer berühmten Schriftstellerin und nebenbei ein großer Musikus war. Er kam, er sah und siegte, konnte man sagen, denn er wurde bald der allgemeine Liebling, dessen Gegenwart eine Familie erheiterte, welche durch den Tod des Vaters noch tief gebeugt war. Die kurzen Weihnachtsferien verflossen wie ein einziger Tag.

Meine Mutter hatte zum Mitvormunde den Hofrath Lichtenberg erkoren, den ältesten Sohn des berühmten Göttinger Professors. Wir wohnten früher mit ihm in einem Hause an der Marktstraße, als Lichtenberg seine erste Frau verlor. Meine Mutter hatte sein jüngstes Söhnchen zu sich genommen und ein Jahr lang verpflegt. Hofrath Lichtenberg war ein kluger, angesehener Mann, der seine eigenen Kinder sehr gut erzogen hatte und zum Vormunde ganz geeignet erschien. Ich kann ihm nachrühmen, daß er mich ruhig meinen eigenen Weg hat gehen lassen, und mir, daß ich ihm nicht so viele Mühe gemacht habe, wie mein Vater seinem Vormunde, ich habe seine Handschrift nie zu Gesicht bekommen. Der Vice-Mitvormund war meine älteste Schwester, welche das Vertrauen der Mutter besaß und durch Einsicht und Fleiß verdiente.

Es ergab sich, daß meines Vaters hinterlassenes Vermögen für jedes seiner sieben Kinder ein Erbtheil von 10,000 Thlrn.

in Aussicht stellte. Nach den Andeutungen meines Vaters, welche er mir gab, als ich die Universität bezog, hätte ich mein ganzes Vermögen erhalten können, wenn ich nach erlangtem Doctorhute in Militairdienste getreten wäre. Diese Aussicht war verlockend genug, ich hätte ohne besondere Anstrengungen eine völlig gesicherte Zukunft vor mir gehabt. Warum nicht darnach greifen, mein Vater hatte es ja gewollt? Aber einige Jahre früher, als er noch rüstiger war, hatte er mir gesagt, ich müsse mich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, sondern Professor zu werden suchen. Was war das Gewöhnliche? Ein bequemes Leben. Wie konnte ich Professor werden? als königlich hannoverscher Assistenzarzt schwerlich. Wollte ich mich nicht mit dem Gewöhnlichen begnügen, so mußte ich wohl einen höhern Einsatz wagen, als die Zinsen meines Vermögens, das Capital mußte der Einsatz sein. Was aus mir wird, findet sich, der akedemischen Carrière geradezu nachzustreben, fiel mir nicht ein, der rechte Professor muß geboren sein, man kann ihn nicht auffüttern, er muß sich im Leben bewähren und dann muß die Welt ihn finden. Es giebt außerdem nichts Traurigeres, als das Leben eines Privatdocenten für praktische Fächer, er verschmachtet, weil es ihm an Lern- und Lehrstoff fehlt und versitzt seine besten Jahre, unter Bemühungen, ein Colleg zu Stande zu bringen. Die beste Vorbereitung zu einem Lehrstuhle der Chirurgie bildet die Rolle eines Assistenten einer chirurgischen Klinik. Aber wie war es damit zu jener Zeit in Deutschland bestellt? Suchten die Professoren der Chirurgie, sich ihre Nachfolger zu bilden oder nicht? Sie hielten sich bequeme Handlanger, von denen sie keine Concurrenz zu besorgen hatten. So war es in Göttingen und anderswo. Gelang es mir, durch irgend eine nützliche Erfindung meinen Beruf zum Lehrfache an das Licht zu stellen, so wurde ich vielleicht Professor, sonst nicht. Ueber eins war ich entschlossen, nicht in Militair-

dienste zu treten, dies hätte die gelehrte Carrière ausgeschlossen. Daß man auf Reisen mehr lernt, wenn man schon einige Jahre praktisirt hat, ist gewiß, aber welchen Zuwachs finden die Kenntnisse eines jungen Arztes einer großen Stadt in den ersten Jahren der Praxis? Wenn er gut gewachsen ist, so arrangirt er Bälle, zeigt sich fleißig an öffentlichen Orten, um sich bekannt zu machen; damit wird man kein Professor. Junge Aerzte mit etwas mehr gelehrter Bildung bringen es wohl zu einer Uebersetzung aus dem Englischen oder Französischen, oder wenn sie eine mehr industrielle Richtung haben, so schreiben sie ein populär medicinisches Büchlein. Am schlimmsten ist es, wenn der junge Arzt zum Wunderdoctor erhoben wird. Mit dem wissenschaftlichen Streben ist es dann vorbei, der Mann ist fertig, er braucht nichts mehr zu lernen und hat keine andere Aufgabe, als durch Aufmerksamkeit das zu erhalten, was ihm zugeflossen ist. Die schönsten Talente können dabei verkommen.

Mit diesen Erwägungen beschloß ich, meine Studien und Reisen uno tenore abzumachen und dann erst zu sehen, was ich mit meiner Weisheit anfangen könne.

Ostern 1825.

Die Einladung, nach Weimar zu kommen, welche ich in Wiesbaden erhalten hatte, machte damals noch keinen großen Eindruck; auf der schönen Reise hatte ich sie fast vergessen. In Briefen an Eduard wurde sie wiederholt und darauf der Beschluß gefaßt, daß ich in den Osterferien meinem Freunde dahin folgen sollte, meine Mutter war sehr dafür eingenommen. Der April 1825 war ein schlimmer Monat, es schneite und regnete fast beständig, ich sah fast nichts von den Gegenden, die ich zu durchreisen hatte, ja kaum etwas von den nächsten Umgebungen Weimars. Aber in dieser Stadt gab es ein Haus, in dem ein ewiger Frühling thronte, Licht und Wärme in

anderen verbreitend, und das war Goethe's Haus. Es ist von außen nicht sehr bestechend, schmucklos, durch die Mansarden des zweiten Stocks sogar unschön, dazu liegt es an einem kleinen, wenig belebten Platze, der dem Auge nichts Anziehendes darbietet, und doch giebt es in ganz Deutschland kein Haus, wohin so viele andächtige Pilger aus allen Ländern der Welt gewandert sind.

In einem Wirthshause, dicht neben Goethe's Wohnung, hatte Eduard Zimmer für mich gemiethet, wo ich die Stille des Platzes sehr angenehm empfand, denn während der drei Wochen, welche ich dort blieb, war ich oft auf das Haus angewiesen. Ohne meinen Freund würde es mir nicht gelungen sein, die Verbindungen zu knüpfen, welche den Reiz dieses Aufenthaltes bildeten, ich überließ mich ganz seiner Führung. Die goldenen Meinungen, welche er sich durch seinen vorigjährigen Aufenthalt erworben hatte, kamen mir zu Statten. Seine Leistungen in der Musik berechtigten ihn in meinen Augen, überall den Vorzug vor mir zu finden, man ließ es mich aber nicht merken, ich wurde mit derselben Güte und Freundlichkeit aufgenommen. Schon am Tage nach meiner Ankunft betrat ich das Goethe'sche Haus, um der Frau von Goethe vorgestellt zu werden, welche mit den Damen Schopenhauer im freundschaftlichsten Verhältnisse stand. Frau Ottilie von Goethe, geborene von Pogwisch, des Dichters Schwiegertochter, war eine sehr anziehende Erscheinung. Sie war ungefähr 32 Jahre alt, von zartem Körperbau; eine hohe Stirn, große dunkelblaue Augen, eine fein gebogene Nase, ein bewegtes Mienenspiel drückten Verstand, Gemüth und Heiterkeit aus. Mit ihren schönen beiden Knaben neben sich war sie ein Bild des Glückes und der Anmuth. Ihr Gatte war ein stattlicher Mann, dessen große dunkle Augen an den Vater erinnerten. Ihre Schwester Ulrike von Pogwisch hat hellere Augen und lichteres Haar, als

Frau von Goethe, sie ist witzig und heiter wie diese, aber zur Zeit etwas leidend durch einen Sturz auf das Hinterhaupt, welchen die Ungeschicklichkeit eines Tänzers verschuldete. Sie mußte sich führen lassen, weil sie die Fähigkeit verloren hatte, geradeaus zu gehen, wurde aber völlig davon geheilt.

Ich würde es nicht gewagt haben, den Wunsch auszudrücken, Goethe selbst vorgestellt zu werden, und hätte ruhig gewartet, bis sich die Gelegenheit, ihn zu sehen, gefunden hätte, ohne ihm beschwerlich zu werden, aber die Damen-Lenkerinnen unseres Geschickes hatten es anders beschlossen. Einige Tage später mußte mich Eduard Morgens 11 Uhr vorstellen. Wenn man die schöne malerische Treppe bis zum ersten Stock erstiegen hat, sieht man auf dem Vorplatze die Büste der Juno. Im Vorzimmer stand Byron's Colossalbüste, im Empfangszimmer, zwischen dem Fenster und der Thür, welche in das folgende Zimmer führte, der colossale Jupiterkopf. Goethe trat bald zu uns ein, ich hatte das Glück, ihm eine halbe Stunde gegenüber zu sitzen, unsere Unterhaltung drehte sich um Göttingen, die dortigen Professoren, namentlich um Blumenbach. Sein Kopf war auf das günstigste beleuchtet, er hatte den Rücken dem Jupiter zugewendet, vom Fenster fiel das volle Licht auf seine linke Seite. Ich habe ihn später öfter gesehen, aber dieser erste Eindruck war bleibend. Er war damals 75 Jahre alt und doch noch von großer unvergleichlicher Schönheit. Ich konnte nicht umhin, seinen Kopf mit dem des olympischen Zeus zu vergleichen. Wie viel edler ist doch Goethe's Haupt! Er ist, wie Zeus, zum Herrscher geschaffen, aber für das heitere Gebiet der Dichtkunst, nicht um Titanen zu bekämpfen und Frau Juno zu regieren. Er hat ihre Büste wohlweislich vor die Thür an die Luft gesetzt, sie weckte ihm vielleicht unangenehme Erinnerungen. Zu dem Haupte des Zeus zog ihn geheime Sympathie, er besaß diese

Büste schon vor 38 Jahren in Rom. Seine Wirthin weckte ihn eines Morgens, ein Wunder zu sehen, wie die Katze Gott Vater anbete! Das Thier war auf den Tisch geklettert und leckte, auf den Hinterbeinen stehend, an dem Barte des Jupiter, dessen Gyps noch fetthaltig sein mochte. Hätte Goethe zu Phidias Zeiten gelebt, der olympische Zeus wäre vielleicht noch schöner geworden, er hätte dazu sitzen müssen. Carus, der Goethe 1821 sah, bemerkt über dessen Aussehen: ganz wie uns Rauch ihn dargestellt hat! Ganz wie gemalt! würde Gumpelino gesagt haben. Allen Respect vor Rauch, aber Goethe war doch schöner als Rauch's Büste ihn darstellt, er lebte ja und sprach. Man sagt wohl, ein sprechendes Bildniß, aber das sind Redensarten, noch nie hat ein Bild gesprochen. Wie muß er erst ausgesehen haben, ehe ein breiter Altersring einen Theil seiner dunklen Iris versteckte. Er war majestätischer, wenn er saß; wenn er stand, bemerkte man, daß seine Unterextremitäten etwa um einen Zoll zu kurz waren. Carus, der auch schon den Greisenbogen sah, hat dies nicht bemerkt, obgleich er eine Proportionslehre für Maler geschrieben hat. Germanicus konnte, nach Tacitus Angabe, seine etwas zu mageren Beine durch Reiten nach Tische stärken, gegen die zu kurzen giebt es nur Palliative, welche Goethe verschmähte, nur als Dichter trug er den hohen Kothurn.

Von den Soiréen, denen ich in seinem Hause beiwohnte, erinnere ich mich vorzüglich der liebenswürdigen Art, wie seine Schwiegertochter mit ihm umging, und wie glücklich ihn dies zu machen schien. Man irrt sich, wenn man glaubt, sein Alter sei verlassen gewesen, für eine beglückende Hausfrau konnte ihm Niemand besseren Ersatz geben, als Frau Ottilie. Von ihr und der Schwester Ulrike weiß Carus nichts weiter zu berichten, als daß sie einen angenehmen Pli gehabt hätten. Die schalkhaften Damen haben ihn gewiß einmal ausgelacht.

Wenn man Goethe gesehen hat, wird es begreiflich, daß er es unterlassen konnte, sich die passende Lebensgefährtin zu suchen. Seine Siege wurden ihm zu leicht; weil er selbst nicht genug gequält wurde, quälte er seine Geliebte, bis es mit der Liebe vorbei war. Signor, la donna ognora, tempo ha, di dir cosi! singt Susanna in Figaro's Hochzeit. Aber auch Susanna würde vielleicht zu früh Ja gesagt haben, wenn Goethe um sie geworben hätte.

Nach dem Besuche bei Goethe freute ich mich, daß ich ihm gegenüber nicht verlegen gewesen war, und machte mir auch keine Gewissensbisse darüber, ihm eine halbe Stunde geraubt zu haben. Er klagt ja doch, daß die Zeit nicht immer gut hinzubringen sei und macht seine Studien bei Besuchen, die er erhält. Sein Urtheil über junge Leute, welche ihn damals aufsuchten, lautet nicht günstig. (Eckermann's Gespräche mit Goethe III, pag. 251.)

Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, ganz ohne Jugend, das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wenn ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unser einer Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben und zwar unwiederbringlich, denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein?

Glücklicher Weise paßte dieses traurige Bild nicht auf uns, Goethe wird sich über uns nicht beschwert haben, denn wir unterhielten uns unter seinem eigenen Dache vortrefflich mit Dingen, die ihm selbst theuer waren, nur eine Treppe höher, denn Frau Ottilie wohnte in der Mansarden-Etage, wo

wir täglich einige Stunden zubrachten, während Goethe mit Eckermann beschäftigt war.

Frau Ottilie sang sehr schön und Eduard begleitete vortrefflich. Wir lernten durch sie die Irish melodies von Thomas Moore zuerst kennen, alles was darin Patriotisches vorkommt, sang sie mit großem Feuer. Ich höre sie noch singen: O the shamrock, the green immortal shamrock, chosen leaf of bard and chief, old Erins native shamrock! Oder wie sie das Recitativ aus dem Tancred vortrug: O patria! dolce, ingrata patria! Das war schön und unvergeßlich, es weckte den Gedanken, auch wir liebten unser Vaterland, aber man müßte doch in der That vernagelt sein, wenn man in Goethe's Hause nicht auf den Einfall käme, daß man Grund dazu habe. Zu unseren Unterhaltungen im Goethe-schen Hause gehörte auch das Besehen von Kupferstichen, welche demselben reichlich zuflossen. Bei dieser Beschäftigung sagte Frau Ottilie einmal: Goethe würde mich gewiß gern um sich haben, weil ich so vorsichtig mit Kunstwerken umgehe. Dieser Ausspruch ist mir wieder eingefallen, als ich so viele zerschossene Glieder zu behandeln hatte. Didicisse fideliter artes emollit mores, nec sinit esse feros, sagt Ovid, wie auf dem Theatervorhange in Hannover zu lesen ist.

Wie Felix Mendelssohn einige Jahre später, so versuchte es auch Eduard, Goethe für Beethoven'sche Musik zu gewinnen, Goethe wollte nur von Mozart hören. Eduard spielte die verständlichsten Sätze von Beethoven, ohne vorher den Componisten zu nennen. Goethe fand sie dann schön und erfuhr hinterher den Namen des Tondichters. Felix Mendelssohn ging etwas gewaltsamer zu Werke, er spielte dem Alten gleich die C-moll-Symphonie von Beethoven vor und beschreibt es sehr drollig, welchen Rumor dieselbe in Goethe's Ideen hervorbrachte. Es giebt kaum ein Musikstück, welches so zu Goethe's

Charakter zu passen scheint, wie die C-moll-Symphonie, aber einen alten Herrn zuerst mit Beethoven bekannt zu machen, dazu war sie wohl nicht geeignet.

Während Frau Ottilie für alles Patriotische und Heroische schwärmte, zog die etwas jüngere Adele Schopenhauer sanfte, gefühlvolle Lieder vor, von denen sie viele besaß. In der Literatur war der Geschmack der beiden Damen ungefähr eben so verschieden, wenn sie auch dieselben Dichter liebten. Sie machten uns mit Byron, Moore und Washington Irving bekannt, liehen uns die Bücher und lasen einzelne Stellen mit uns. Meine Kenntnisse im Englischen kamen mir dabei gut zu Statten. Weimar war seit Jahren von Engländern viel besucht worden, welche sich oft lange dort aufhielten, weil sie bei Hofe eine freundliche Aufnahme fanden. Dieser Zufluß hatte schon etwas abgenommen, die jungen Briten waren zuletzt ziemlich unbequem geworden. Mr. Sterling, der erst kürzlich abgereist war, lebte aber in gutem Andenken. Er war es, der 1830 Goethe's Sohne in Italien die Augen zudrückte.

Frau Johanna Schopenhauer war nicht wie die jüngeren Damen in Byron und Moore vertieft, sie erinnerte uns öfter an ältere Dichter, durch sie wurde ich zuerst auf den Cid von Herder aufmerksam gemacht. Sie war eine Frau von äußerst hellem Verstande, die immer den Nagel auf den Kopf traf, voll von positiven Kenntnissen in allen Zweigen der Literatur, die sie stets zu rechter Zeit vorzutragen wußte. Sie war einen großen Theil des Tages mit ihren schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt und ging fast gar nicht aus.

In diesem magischen Kreise voll Musik, Poesie und Humor fühlten wir Beide kein Bedürfniß ausgebreiteter Bekanntschaft. Wir wurden zu einigen Bällen eingeladen, zu einer Vorstellung lebender Bilder bei der Gräfin Julie Egloffstein, wo wir die Schönheiten von Weimar in ihrem Glanze sahen. Die Gräfin

war noch immer schön; aber wie schön mußte sie vor zehn Jahren gewesen sein, als Goethe ihr Talent für die Malerei so günstig beurtheilte. Ich habe vor einigen Jahren hier ihre nachgelassenen Bilder gesehen, einen ganzen großen Saal voll, es war nichts Schönes darunter, am meisten mißfiel mir Goethe's Portrait. Wir hatten Verkehr mit dem von Froriep'schen Hause, wo der Vater uns besonders gefiel. Er war ein stattlicher, großer Mann von ausgebreiteten Kenntnissen. Durch sein Handbuch der Geburtshülfe, seine vortrefflichen chirurgischen Kupfertafeln, seine Notizen zur Natur- und Heilkunde, sowie durch die von ihm besorgten Uebersetzungen classischer Werke des Auslandes, hat er sich um seine Zeit sehr verdient gemacht. Unter den jetzt lebenden Aerzten ist keiner, der sich in ähnlicher Weise nützlich gemacht hätte. Durch einige Fragen klärte er mich darüber auf, wie wenig Langenbeck mit der Zeit fortgeschritten sei. Die Tochter Emma von Froriep war eine stolze Schönheit, deren goldenes Haar das Entzücken aller Maler war. Den Sohn Robert lernte ich erst später in Bonn kennen.

Eckermann kannte ich schon von Hannover her, er kam nie zum Vorschein, sein Leben war ganz dem Dienste des alten Dichters geweiht, dem er seine eigene Poesie zum Opfer brachte. Er hat wohl daran gethan; was hätte er Besseres schaffen können, als das schöne Bild Goethe's im Spiegel einer reinen, liebenden Seele?

Goethe's Freund und Beschützer, den Großherzog Carl August, habe ich nicht gesehen, wohl aber seinen Sohn, den damaligen Erbgroßherzog, den Wiederhersteller der Wartburg. Ich hatte die Ehre, ihm in einer Soirée bei Frau Schopenhauer einige Lieder vorzusingen und von ihm gelobt zu werden. Ich würde es nicht gewagt haben, Goethe vorzusingen, vielleicht wenn ich ihn vorher hätte lesen hören, aber ich bin nicht so glücklich gewesen und war zu schüchtern, es anzustreben.

Pfingsten 1825.

In den Osterferien waren wir wenig in die frische Luft gekommen, und folgten deshalb dem Rathe unserer Freundinnen in Weimar, in den Pfingstferien einen Theil von Thüringen im Frühlingsschmucke zu sehen. Die achttägige Reise fiel, vom Wetter begünstigt, sehr gut aus, die Obstbäume prangten in der schönsten Blüthe. Wir fuhren in einem Einspänner und machten nur kurze Tagereisen. Am Pfingstsonntage sahen wir die berühmten Wasserkünste der Wilhelmshöhe bei Cassel, welche damals, wie die von Herrenhausen bei Hannover, zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurden. Auf Wilhelmshöhe war um Pfingsten eine Art Volksfest, nicht blos der Bruder Studio fand sich dabei sehr zahlreich ein, die ganze Umgegend sandte ihre fröhlichen, schön geputzten Bewohner. Die Wasserkünste sind wohl recht hübsch, da aber ein Werk nach dem andern springt, weil dasselbe Wasser dazu benutzt wird, so übt die Art, sie zu sehen, indem man von oben nach unten folgt, einen Zwang aus, der mit Vergnügen nicht recht vereinbar ist. Ohnehin ist die Thätigkeit jedes einzelnen Werkes auf Minuten eingeschränkt. Die kleinen Ilsefälle erschienen uns viel interessanter, als diese mit großer Kunst und Verschwendung angelegten Wasserwerke. Mit den Herrenhäuser Werken, welche Stunden lang gleichzeitig springen, ist es mir ungefähr ebenso gegangen, ich hatte sie seit meinen Kinderjahren nicht wieder gesehen, als ich im Jahre 1865 während der Naturforscherversammlung einmal wieder dahin gelangte. Die Zeit für solche Naturdecorationen ist vorüber, wir sind zu naturalistisch geworden. Die Gartenkunst muß sich der Natur eng anschließen, wenn sie gefallen will. Es ist merkwürdig, daß ein englischer Dichter, dessen Werke in meinen Augen sehr viel Gekünsteltes haben, den Anstoß zu dieser Umgestaltung des Geschmackes gegeben hat. Pope war es, der in seinem nur

fünf Morgen großen Garten in Twickenham die erste Versuchsstation der englischen Gartenkunst anlegte und durch seinen Essay on gardening bekannt machte. Die Anlagen von Wilhelmshöhe zeigen den Uebergang, die Verbindung englischer Anlagen mit theatralischen Vorstellungen, welche das gequälte Wasser giebt.

Von Cassel fuhren wir nach Witzenhausen und durch das Werrathal nach Eisenach, wo ich die Wartburg in ihrem alten Zustande kennen lernte. Das Zimmer, in welchem Luther wohnte, ist mir aus jener Zeit noch deutlich in Erinnerung. Zum zweiten Male war ich auf der Wartburg mit dem Naturforschervereine von Gotha aus. In dem Getümmel einer solchen Begleitung sammelt man keine Erinnerungen. Auf der Rückreise von Eisenach sahen wir die Ruinen von Paulinzelle und das Waldschloß Schwarzburg, Punkte, die uns von unseren Freundinnen besonders empfohlen waren. Ueber dieser ganzen Reise schwebte ein solcher Duft von Frühlingsblüthen und Sonnenschein, daß ich die einzelnen Reisetage ganz vergessen habe.

Berlin.

Wintersemester 1825 bis 1826.

Nach zweijährigen Studien in Göttingen hielt ich es für gut, weiter zu ziehen. Aber wohin? Meinen Vater konnte ich nicht mehr befragen, Langenbeck würde gesagt haben, hier bleiben! Man bespricht solche Angelegenheiten mit den Commilitonen. Es fehlte mir noch das Studium der Geburtshülfe, Mende hatte sich in diesem Fache kein Ansehen erworben. Er wollte einmal einen Kaiserschnitt machen und hatte Langenbeck und alle Kliniciſten herbeigerufen. Während der Vorbereitungen zur Operation kam die Frau mit einem lebenden Kinde nieder. Er wurde nach Göttingen berufen, weil er zugleich gerichtliche Medicin lesen sollte, worin er etwas geleistet hatte. Als man

Stieglitz, der diese Berufung veranlaßt hatte, darauf aufmerksam machte, Mende sei kein Geburtshelfer, erwiederte er: Einige Geburten soll er doch schon besorgt haben! Zu meinen Commilitonen in Göttingen gehörten die beiden Söhne des Professors der Geburtshülfe, Elias von Siebold in Berlin: Eduard, der nachherige Professor der Geburtshülfe in Göttingen, und Carl, der jetzige Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in München. Diese beiden ausgezeichneten Männer waren als Studenten mit Eduard und mir befreundet, die Musik hatte uns zusammengeführt, worin sie Vorzügliches leisteten, beide als Clavierspieler, Eduard auch als Sänger. Er hatte eine herrliche Baßstimme und viel dramatisches Talent, besonders für komische Sachen. Für unsern Geschmack tobte in ihm zu viel feuriges süddeutsches Blut, der sanftere Carl zog uns mehr an. Bis auf den heutigen Tag habe ich ihm die Gesinnungen bewahrt, welche er mir schon als Student einflößte. Diese beiden Brüder bestärkten mich in der Idee, nach Berlin zu gehen. Zu meinem weiteren Freundeskreise gehörte auch Friedrich Pauli aus Landau, welcher in Göttingen bei den Studenten in großem Ansehen stand, als Preisträger durch seine Abhandlung: De vulneribus sanandis, über Wundheilung. Er schwärmte für seinen Landsmann Philipp von Walther, rieth mir, nach Bonn zu gehen und brachte mich wenigstens zu dem Entschlusse, Deutschland nicht zu verlassen, ohne denselben kennen gelernt zu haben. Pauli machte eine rühmliche Ausnahme von der Regel, daß akademische Preisträger später nicht viel zu leisten pflegen. Er wurde ein glücklicher und angesehener Arzt in seiner schönen Heimath Rheinbaiern, die er nicht verlassen mochte. Er war einmal zum Professor der Chirurgie in Würzberg ernannt worden, kehrte aber bald von dort nach Landau zurück, weil er die Verhältnisse nicht seinen Erwartungen entsprechend fand. Er hat mir

seine Freundschaft bis zum Ende bewahrt, er war der erste, welcher die von mir vorgeschlagene Schieloperation versuchte und recensirte noch kurz vor seinem 1868 erfolgten Tode das letzte in demselben Jahre erschienene Heft meiner Chirurgie. Die chirurgischen Kliniken in Berlin standen in großem Rufe, Eduard von Siebold sollte ich dort als Assistenten seines Vaters in der geburtshülflichen Klinik wiederfinden, so entschied ich mich für Berlin. Gunschke wollte seine Studien noch ein Jahr in Göttingen fortsetzen und dann auch nach Berlin kommen. Er ging in den Herbstferien über Hannover nach Danzig zu seinen Eltern, die er seit zwei Jahren nicht gesehen hatte; in den Osterferien wollten wir uns in Weimar wiederfinden.

Berlin hat mit seinen Umgebungen vor anderen großen Städten den Vorzug, daß es um so schöner erscheint, je weniger man davon sieht, und das ist im Winter. Man freut sich an dem Theile der Stadt, welcher zwischen dem Brandenburger Thore und der Kurfürstenbrücke liegt, und denkt sich, im Sommer möchte es wohl sehr schön im Thiergarten und bei Potsdam sein. Im Universitätsgebäude hatte ich nichts zu thun, meine Beschäftigungen lagen jenseits der Spree, ich nahm daher meine Wohnung an der Oranienburgerstraße. Mein Zimmernachbar war Phoebus, der nachherige Professor der Materia medica in Gießen. Er war lange als Demagoge eingekerkert gewesen und sah sehr blaß aus. Sein Zimmer war mit chemischen und physikalischen Geräthen angefüllt, er arbeitete unablässig, die unterbrochenen Studien zu Ende zu führen.

Von theoretischen Vorträgen hatte ich nur die Geburtshülfe zu hören, ich besuchte auch gleich die geburtshülfliche Klinik, da mir das Fach ohnehin nicht ganz fremd war. Klinik und Touchirübungen fand ich sehr instructiv, die Vorträge weniger, das Handbuch wurde vorgelesen und auf eine meinen

Gefühlen nicht ganz zusagende Weise commentirt. In keinem Collegio sind Witze weniger angebracht, als in dem über Geburtshülfe; der Professor sollte bedenken, daß er junge Leute vor sich hat, denen das Weib in einem idealeren Lichte erscheint, als einem alten Geburtshelfer, der mit Hebammen und leichtsinnigen Mädchen mehr zu thun gehabt hat, als mit Damen und ehrbaren Frauen.

Gräfe's Persönlichkeit machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck. Er hatte schwarzes Haar und schöne blaue Augen, seine nicht ganz regelmäßigen Gesichtszüge hatten einen freundlichen Ausdruck. Er war erst 38 Jahre alt (geb. 1787, gest. 1840) und stand doch schon auf der Höhe seines Ruhmes. Schon 1811, als 24jähriger Mann, war er Professor der klinischen Chirurgie in Berlin geworden, hatte sich während der Befreiungskriege ausgezeichnet und durch Operationen und Schriften weit über Deutschland hinaus bekannt gemacht. Sein Vortrag war klar und verständlich, seine operative Geschicklichkeit eminent. Er besaß den Willen und die Fähigkeit, ein guter Lehrer zu sein. Ich habe in den beiden Semestern, in welchen ich seine Klinik besuchte, nichts von ihm gesehen, was er nicht vor Gott und den Menschen hätte rechtfertigen können, er unternahm keine Operation, von der sich nicht etwas Gutes für den Patienten erwarten ließ, keine aus Eitelkeit oder der eigenen Uebung wegen. Er suchte die Diagnose so viel als möglich festzustellen, ehe er operirte und wandte Alles an, den Erfolg sicher zu stellen. Er war in Allem exact, jede Bindentour war ihm wichtig, nichts durfte übereilt oder nachlässig ausgeführt werden. Durch Einführung plastischer Operationen, durch Erfindung der Gaumennath hatte er die Chirurgie in ganz neue Bahnen gelenkt. Seit 50 Jahren bemühen sich die Chirurgen aller Länder, auf der von ihm beschrittenen Bahn fortzugehen, und wenn erst jetzt die soliden Fortschritte, welche

darin liegen, zum Vorschein kommen, wie in der Behandlung der Blasenscheidenfistel, so verdient doch der nicht vergessen zu werden, welcher den Keim dazu legte. Todtschweigen konnte man ihn nicht, man suchte ihn zu verkleinern. Gräfe bot Anlaß dazu, er veröffentlichte Erfindungen, die er hätte zurückhalten sollen, bis er ihre Nützlichkeit selbst hinreichend erprobt hatte, seine Normen für Ablösung größerer Gliedmassen taugten nicht viel. In seiner Klinik gab es nicht viel zu amputiren, in den Befreiungskriegen war es der preußischen Armee gegangen wie später, primaire Amputationen konnten nicht viele gemacht werden, und so blieb es Engländern und Franzosen mit besser ausgebildeten Einrichtungen für das Armee-Medicinalwesen vorbehalten, praktische Grundsätze für die Amputationen, welche bei Spätamputationen nicht zu finden sind, zu Tage zu fördern. Um die Behandlung der Angiectasien, um die Lehre von der egyptischen Augenentzündung hat er sich große Verdienste erworben. In Beziehung auf seine überflüssigen Erfindungen war er besser als sein Ruf, er schadete nur sich selbst damit, sie kamen in der Klinik nicht zum Vorschein. Nur das, was sich bleibend erhalten hat, das unscheinbare Ligaturstäbchen, sah man öfter in Gebrauch ziehen. Das simplex veri sigillum fehlte wohl in seinen Schriften, aber nicht in seiner Klinik.

Nicht genug zu loben war die Art, wie er dem Egoismus der Collegen auf den Leib ging, indem er in seiner Klinik, nicht blos selbst operirte, sondern auch seine Schüler operiren ließ. Dies war der erste Schritt dazu, die operative Chirurgie populär zu machen. Die meisten Lehrer der Chirurgie folgten seinem Beispiele.

Er lebte in glücklichen häuslichen Verhältnissen, seine Gattin war eine feine, hochgesinnte Dame, die Mutter Albrecht's von Gräfe. Wenn ich des Vaters frühen Tod beklage, so ist

es vorzüglich, weil es ihm nicht vergönnt war, zu erleben, welch ein kostbares Geschenk er in diesem Sohne der Welt gemacht hatte. Im Uebrigen, was kann es Besseres geben, als in der Mitte einer glänzenden Laufbahn abberufen zu werden, beklagt und ersehnt? Es giebt Professoren, die so lange leben, daß die Studenten sagen, wenn sie sich ausstopfen ließen, so würden sie der Welt gerade so nützlich sein, wie jetzt. Gräfe's unerwarteter Tod hier in Hannover am 4. Juli 1840 erfolgte durch einen rasch verlaufenden Typhus. Einer meiner hiesigen Collegen, welcher damals noch Apotheker war, hatte die Recepte zu machen. Spangenberg, der Gräfe zuerst allein behandelte, gab ihm Potio Riverii, als Stieglitz zugezogen wurde, kamen die stärksten Reizmittel an die Reihe. Gräfe war schon früh corpulent geworden, es war damals sehr heiß, er war schnell gereist und jedenfalls in großer Gemüthsbewegung über die bevorstehende Operation des Kronprinzen von Hannover, von der ein guter Erfolg nicht zu erwarten stand, die den Umständen nach aber nicht verweigert werden konnte. Die künstliche Pupillenbildung, welche dabei in Betracht kam, die der Sohn zu so großem Ansehen gebracht hat, war des Vaters schwache Seite, seine selbst erfundenen Instrumente dazu waren viel zu complicirt. Friedrich Jäger von Wien versuchte später eine Zerstückelung des angewachsenen Staars, welche ohne alles Resultat blieb; schließlich legte Spangenberg durch Iridodyalysis eine große künstliche Pupille an, worauf das schon atrophisch werdende Auge seine regelmäßige Form wieder annahm.

Ich nahm meinen Mittagstisch in der Gräfe'schen Klinik mit dem vortrefflichen ersten Assistenten Dr. Schmidt, welcher früh verstorben ist, und dem bekannten Dr. Angelstein, der mir weniger sympathisch war, dem ich jedoch nachrühmen muß, daß er, als nach Gräfe's Tode die Kläffer dessen Andenken zu ver-

unglimpfen wagten, wie ein Löwe aufstand am Grabe seines Meisters. Die Bekanntschaft mit den beiden Assistenten veranlaßte mich, in der Klinik zu bleiben, nachdem Gräfe den Operationssaal verlassen hatte, um bei der Abfertigung der zahlreichen ambulatorischen Kranken behülflich zu sein. Ich besuchte auch einige derselben in ihren Wohnungen und lernte dabei die Höhlen des Elends, die sogenannten Familienhäuser, kennen.

Rust's Klinik in der Charité hatte einen seiner Eigenthümlichkeit entsprechenden, sehr verschiedenen Charakter. Philipp von Walther sagt, indem er einen schon von Sokrates ausgesprochenen Satz amplificirt: man könne Chirurg sein, ohne zu operiren, Raphael würde der größte Maler aller Zeiten gewesen sein, auch wenn er ohne Hände und Füße geboren wäre. Der Raphael unter den Chirurgen war Rust gerade nicht, er gehörte mehr zu den Genremalern. Er war ein kleiner dicker Mann, sehr kurzsichtig, seine rechte Hand war eben so ungeschickt wie seine linke, man freute sich, bei jeder seiner Operationen, wenn der Assistent unverletzt davonkam, aber er war doch ein guter Lehrer. Sein Genre war das Capitel von den Entzündungen, besonders der Gelenke und der Haut mit ihren Folgen, den Geschwüren. Er verfolgte diese Processe mit einem nicht geringen Grade von Beobachtungsgabe. Er studirte fortwährend die objectiven Kennzeichen der mit äußeren Entzündungszufällen verbundenen inneren Krankheiten. Die Geschwüre bildeten für ihn den Ausgangspunkt solcher Forschungen. In einer späteren Zeit zog man es vor, solche Untersuchungen am Leichentische und mit dem Mikroskope anzustellen, es hat aber doch für den Patienten sein Gutes, wenn sie schon zu seinen Lebzeiten stattfinden. In seiner Lehre von den Geschwüren (Helkologie) gab Rust Nachricht über diese Untersuchungen. Man bespöttelt sie jetzt, Billroth sagt, sie

gingen über seinen Horizont, er würde in einem Examen darüber sicher durchfallen. Ich wollte mich gern anheischig machen, Alles aus ihm heraus zu examiniren, was Rust von seinen Schülern darüber zu wissen wünschte. Man wird auf solche Untersuchungen später wieder mehr zurückkommen und mit verbesserten physikalisch-chemischen Hülfsmitteln Größeres darin leisten. Die Augenärzte sind wohl schon dahinter gekommen, daß man nicht alle Entzündungen mit Blutegeln und Bittersalz curiren kann, obgleich sie am meisten gespottet haben über die rheumatischen Augenentzündungen auf scrophulösem Boden und ähnliche Mixturen. Das vile imitatorum pecus ist es vorzüglich gewesen, welches Rust's Arbeiten in Miscredit gebracht hat.

Seine Forschungen über die charakteristischen Formen der Geschwüre hatten gleich den großen praktischen Nutzen, nach Kern's Vorgange feuchte Verbandmittel einzuführen, deren Anwendung die Beobachtung erleichtert oder ermöglicht, denn Pflaster, Salben, trockene oder ganz negative örtliche Behandlung bringen Veränderungen hervor, welche den einfachen Ausdruck der Krankheit maskirt. Er war dabei sehr sorgfältig in der Wahl der feuchten Localmittel, welche jedenfalls die Heilung sehr beschleunigen, wenn man auch, wie Kern, mit warmem oder kaltem Wasser auskommen kann. Seine Lehre von den Gelenkkrankheiten (Arthrokakologie) hatte das Verdienst, die Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuzuwenden, sie blieb aber, trotz ihrer glänzenden Ausstattung und ungeachtet ihres dem Celsus entlehnten Motto's, daß das Feuer Alles heile, was heilbar sei und dem Wasser nicht gewichen, sehr zurück gegen Brodie's gleichzeitige Leistungen auf diesem Gebiete, dessen mildere Principien mit Ruhe, als dem wichtigsten Heilmittel, bis auf den heutigen Tag maßgebend sind. Von längerer Dauer sind seine Bemühungen um die Einführung der Innunctions-

cur gewesen, welche jetzt mehr als je zuvor gebraucht wird, sogar in Fällen, wo die Haut sehr leidend ist und wo die blauen Pillen (Pil. hydrarg. Pharm. Lond.) den Vorzug verdienen.

Am besten gefiel mir Rust's sokratische Lehrmethode; wir waren in seiner Klinik unser drei, die er beständig um sich haben wollte, Dr. Becker, Dr. Lene und mich Wir hatten dabei den Vortheil, die Patienten gut sehen zu können, während die übrigen 200 meistens auf das Hören angewiesen waren. Es war an seiner Klinik zu tadeln, daß er über sein Genre, die Entzündungen, nicht gern hinausging, obgleich die Charité ihm Gelegenheit geboten hätte, auch andere Capitel, Wunden, Fracturen, Luxationen, Pseudoplasmen &c., vorzunehmen. Er brachte in einem Semester so ziemlich Alles vor, was er besonderes wußte, im zweiten fand ich seine Klinik deshalb schon weniger anziehend, auch hatte ich für meine Person keine Neigung mehr, mich sokratisiren zu lassen.

Bei Professor Jüngken nahm ich einen Privatcursus im Bandagiren und einen zweiten in den Augenoperationen, welche mich beide sehr befriedigten. Beim Bandagiren wurden auch wohl Allotria verhandelt, namentlich die Musik, welche er leidenschaftlich liebte. Ich konnte es ihm nie vergeben, daß er eines schönen Tages von „diesem verliebten Mozart" redete. Hätte er sich an Hippokrates und dessen Mitra vergriffen, das würde ich leichter vergessen haben, aber an Mozart! Von diesem Augenblicke an war Jüngken für mich keine Autorität mehr und ich konnte mich nie entschließen, seine Schriften zu lesen.

Bei Rudolphi hörte ich ein Publikum über Anatomie der Sinnesorgane, welches mir, wie überhaupt der würdige, gütige Mann, sehr gefiel.

Mit den Kliniken für innere Heilkunst sah es nicht so glänzend aus, wie mit den chirurgischen. Horn, der damals

wohl der bedeutendste Arzt in Berlin war, hatte keine Klinik mehr. In seinen theoretischen Vorlesungen, welche er Morgens von 7—8 Uhr hielt, hospitirte ich einige Male und fand sie äußerst interessant, instructiv und praktisch.

Die drei klinischen Lehrer, Hufeland, Behrends und Neumann, waren zusammen fast 200 Jahre alt, repräsentirten also eine bedeutende persönliche Erfahrung. Hufeland, obgleich erst 63 Jahre alt, war doch schon ganz invalide. Er saß in seiner ambulatorischen Klinik fast regungslos, seine feinen, edlen Züge belebten sich nicht, während sein Schwiegersohn Osann die Patienten über Hämorrhoidalknoten ausfragte. Man ging in diese Klinik, nur um Hufeland einmal zu sehen und dann nicht wieder. Neumann, der seine Klinik in der Charité hielt, sorgte für eine passende Auswahl von Fällen, welche, gut benutzt, hinreichend gewesen wären, die Studirenden anzuziehen, aber seine senile Schwatzhaftigkeit war so groß, daß man es bei ihm nicht gut aushalten konnte. So blieb denn nur Behrends übrig, um den Studenten Respect einzuflößen, das that er denn auch! Goethe, der Behrends 1819 in Carlsbad kennen lernte, nennt ihn einen sofort Vertrauen erweckenden Medicus. Er war ungefähr 72 Jahre alt und sah sehr ehrwürdig, klug und bedächtig aus, man würde sich seiner umsichtigen Behandlung gern anvertrauen. Er behandelte nicht blos das kranke Organ, sondern den ganzen Menschen. Seine Gelehrsamkeit war umfassend, nicht, wie bei Conradi, literarhistorischer Art, sondern auf die Ideen eingehend. Conradi suchte seinen Vorgängern immer etwas am Zeuge zu flicken, Behrends wußte sich in den Geist früherer Zeiten zu versetzen und knüpfte daran seine eigenen Wahrnehmungen. Man durchwanderte mit Behrends die wenigen Krankenzimmer, er stieg dann im Auditorio auf ein hohes Katheder. Professor Sundelin, sein erster Assistent, sitzt davor, so daß Behrends den kleinen Mann

nicht sehen kann. Jetzt werden mit den betreffenden Praktikanten die vorliegenden Fälle gründlich besprochen. Die meisten Praktikanten sind noch sehr unwissend, Sundelin sucht ihnen die passenden Antworten telegraphisch einzuflüstern, Behrends persiflirt die Einfältigsten auf seine Art. Sundelin sorgte dafür, daß die aufzunehmenden Fälle nicht aufregender Art waren, meistens chronische, oft unheilbare Kranke, bei denen die Apotheke allmählich durchprobirt werden kann, und zwar nach den allerfeinsten Indicationen. Sundelin interessirt sich sehr für diese Erörterungen, er schreibt ein Werk über Materia medica, dem er große Opfer gebracht hat, seine eigenen Zähne, indem er die Arzneien an sich selbst probirte. Wenn er lacht, so ist das so gut, als ob er sagen wollte: Nehmt Euch vor vielen Arzneien in Acht.

Der ernste Behrends und der heitere Sundelin passen gut zusammen, sie sind Beide sehr beliebt, und es läßt sich nicht leugnen, daß man in dieser Klinik etwas lernen konnte, wenn man es nicht schon vorher wußte. So ging es mir, ich kannte die Dinge, welche hier vorkamen, aber die Art, wie sie vorgebracht wurden, war mir doch anziehend. Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es doch nicht immer dasselbe, Alles, was Behrends sprach, trug den Stempel des hochgebildeten, erfahrenen, menschenfreundlichen Arztes. Es ist kein Wunder, daß die jungen Leute noch für Behrends schwärmen, obgleich sie wissen, daß er den Fortschritten der Heilkunst nicht mehr folgt. Wenn man aus den chirurgischen Kliniken in Behrends' Klinik kam, so machte das den Eindruck, als wenn man aus einer Sammlung moderner Gemälde in einen Antikensaal tritt. Von physikalischer Diagnostik, von pathologischer Anatomie war in allen drei medicinischen Kliniken nicht die Rede.

Meine Promotion in Berlin
am 6. April 1826.

Ich hatte eigentlich den Wunsch, in Göttingen meinen Doctorhut zu erwerben. Ganz wider Erwarten und im Widerspruche mit früheren Vorgängen wollte sich die Göttinger Facultät nicht darauf einlassen, mir meine $2^1/_2$jährigen Studien in Hannover anzurechnen, ich sollte erst das Triennium academicum nachweisen. Dies war mir nicht gelegen, weil ich nach Ostern gern als Doctor auf Reisen gehen wollte. Ich schrieb deshalb an Stieglitz und erkundigte mich, ob ich wohl im Auslande promovirt werden dürfe. Ohne Bedenken, war die Antwort. Stieglitz betrachtete die Weigerung der Göttinger Facultät als einen Schlag gegen die chirurgische Schule in Hannover, welche in ihrer damaligen Gestalt sein Werk war.

So wurde ich der erste im Auslande promovirte Hannoveraner.

Mein Beispiel fand Nachahmer, und die Göttinger Facultät dürfte es zu bereuen gehabt haben, ihre Forderungen so hoch gespannt zu haben, eigentlich so hochmüthig, denn die Lehrer der chirurgischen Schule in Hannover hätten an jeder Universität glänzen können. Die Göttinger Facultät verfuhr dabei freilich nicht nach dem alten Principe: Sumimus pecuniam et mittimus Doctorem in patriam. Das verdient Anerkennung. Es ist doch etwas Schönes um die Treue, welche man alten Gebräuchen bewahrt. Drei Jahre muß ein Doctor auf Universitäten studirt haben, keine Stunde weniger, was er sonst wo gelernt hat, kommt nicht in Betracht. Erst dann verdient er es, daß man ihm zu Ehren einen Esel schlachtet und seinen Namen, so wie den des zeitigen Prorectors, auf das Fell desselben drucken läßt, mit großen Buchstaben, so daß es schön aussieht und am schwarzen Brette weithin leuchtet,

und daß die Welt es erfährt: Jetzt ist ein Esel weniger und ein Doctor mehr in der Welt.

Es that mir aber doch leid, nicht in Göttingen promovirt zu werden. Meine Examinatoren waren Link, Rudolphi, Behrends und Gräfe. Ehe ich in das Examen ging, spielte ich mir die schöne Melodie aus Weber's Euryanthe: Ich bau auf Gott, welche Adolar zu singen hat, das machte mir Muth und ich blieb ganz unbefangen. Alle vier Herren examinirten vortrefflich, wie es von so klugen und erfahrenen Männern zu erwarten war. Nur auf eine Frage von Behrends blieb ich die Antwort schuldig. Er examinirte über die symptomatische Behandlung des Erbrechens. Ich nannte die gebräuchlichen Mittel, aber eins fehlte, ich wußte es nicht! Clysterum donare hätte ich nach Molière antworten müssen. Ich hätte es wissen sollen, denn den Malade imaginaire hatte ich schon gelesen, und mein Vater hatte mir erzählt, daß er in London eine Aufführung davon gesehen, wobei in der Pantomime der Patient floh, auf die Logenbrüstung sprang, um das ganze Logenhaus herumlief, hinter ihm her sechs Apotheker mit Klystierspritzen bewaffnet. Aber Behrends Vorliebe für dies Instrument kam mir theuer zu stehen, ich erhielt nur den zweiten Charakter.

Zwei andere junge Leute, welche mit mir examinirt wurden, wußten gar nichts, man schickte sie aber doch als Doctoren in ihr Vaterland. Sie dauerten mich, sie kamen den ganzen Abend vor Angst nicht dazu, den guten Rheinwein zu versuchen, mit dem wir tractirt wurden.

Bei meiner Disputation hatte ich Wilhelm Horn aus Berlin, Ferdinand Becker aus Offenburg und August Krohn aus Petersburg, denen ich ähnliche Dienste leistete, zu Opponenten. Dr. Becker ist früh gestorben, er hatte sich in Berlin niedergelassen und als Privatdocent habilitirt. Bei

längerem Leben würde er gewiß eine bedeutende Rolle gespielt haben. Was ihm an Genie etwa abging, ersetzte er durch große Leichtigkeit der Auffassung. Er hatte in Edinburg studirt, und würde für Berlin nützlich geworden sein, indem er der Vermittler der Ideen des Inselreichs und Deutschlands geworden wäre. Dr. Krohn hat sich als vergleichender Anatom bekannt gemacht. Wilhelm Horn lebte zuletzt als Director der Charité in Berlin, wo er vor einigen Jahren gestorben ist.

Ich gab meinen Opponenten ein splendides Diner bei Jagor unter den Linden, wobei auch Carl Klingemann und dessen späterer Schwager, Friedrich Rosen, zugegen waren. Rosen war ein Neffe von Dr. Ballhorn, des Freundes meines Vaters, dessen Bruder sich noch Ballhorn=Rosen nannte. Die nächste Generation ließ den Namen Ballhorn ganz fallen. Friedrich Rosen starb als Professor des Sanscrit an London-University, allgemein geachtet wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner Leistungen. Er hatte die Latinität meiner Dissertation etwas in der Cur gehabt. Dieses Opus de Hydroceles cura per injectionem verdankte seinen Ursprung dem Wunsche, meines Vaters Namen ehrenvoll zu erwähnen und zeigte schon den Trieb, nöthigenfalls gegen den Strom zu schwimmen. Rust und Gräfe operirten die Hydrocele mit dem Schnitte, der eine schnitt von oben nach unten, der andere begreiflicherweise umgekehrt. Die Cur war schmerzhaft, langwierig und nicht ohne Todesfälle. Mein Vater hatte in London die Einspritzung durch ihren Erfinder, Sir James Earle, kennen gelernt, war immer glücklich damit gewesen und hatte sehr solide Regeln dafür aufgestellt. Wir wollen uns belehren lassen, sagte Gräfe sehr höflich, als ich ihm meine Dissertation überreichte.

Berliner Abende.

Wenn man von der Schloßbrücke nach den Linden zu geht, bemerkt man linker Hand ein großes Gebäude, welches wie eine alte, geschweifte Commode aussieht und die Inschrift trägt, Nutrimentum spiritus. Von hinten sieht es noch sonderbarer aus. Es ist die Bibliothek und die Inschrift soll bedeuten: Geistes-Nahrung. Da der menschliche Geist wie der Körper nicht blos der stickstoffhaltigen Nahrung, sondern auch der leicht verbrennlichen Wärmeerzeuger bedarf, so baute ein weiser König der Bibliothek gegenüber das Opernhaus, welches er selbst bei großartiger Thätigkeit doch fleißig besuchte. Mit dem Schauspielhause hat es eine andere Bewandtniß, es steht zwischen zwei Kirchen, welche sich einander ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, man bleibt immer im Zweifel, in welche man am liebsten eintreten möchte, und geht einstweilen in das Schauspielhaus, dessen Bretter die Welt bedeuten. Man ist auf Reisen gegangen, um die Welt kennen zu lernen, es würde Zeitverschwendung sein, Abends wie in Göttingen bei seinen Büchern zu sitzen, man muß Erinnerungen für das übrige Leben sammeln. So ging ich denn fleißig in das Schauspielhaus und in die große Oper. Was soll ich aber zur Entschuldigung dafür sagen, daß ich auch so oft in das Königstädtische Theater gegangen bin, wo doch fast gar keine classische Opern gegeben wurden, sondern meistens Werke von Meistern, welche ein treuer Verehrer von Mozart und Beethoven über die Achsel ansieht? Nur gemach! Die beiden großen Meister wären gewiß selbst hingegangen, um Henriette Sontag zu hören, die Nachtigall der deutschen Oper, die Sängerin voll Anmuth, Grazie, Humor und Schelmerei. O Henriette, du hast damals größere Verwüstungen in den Herzen angerichtet, als alle Sängerinnen, die vor oder nach dir gewesen sind. Die Welt wird schwerlich deinesgleichen wiedersehen. Mit mir hast du es noch glimpflich

gemacht, ich verehrte in dir nur die große, unnachahmliche Künstlerin; die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts! Ich will dir aber nur gestehen, daß ich den zweiten Winter nicht wegen Gräfe und Rust, sondern um deinetwillen wieder nach Berlin gekommen bin. Das war auch ein rechtes Glück für mich, denn in diesem zweiten Winter hörte ich dich als Donna Anna in der großen Oper und lernte dich persönlich kennen. Ich konnte dir selbst meine Dankbarkeit aussprechen. Du nahmst meine Huldigungen gütig auf und tanztest sogar mit mir. Es war sonderbar, wie gut dies auf mich wirkte, es war mir, als ob mit den Dankesworten meine Rolle dir gegenüber ausgespielt sei und als könnten wir Beide nun ruhig unsere Wege ziehen, du um Lorbeeren zu ernten in allen Welttheilen und ich um meine Pflicht zu thun! Im Königstädtischen Theater war neben Henriette Sontag nur der Bassist Spitzeder eine ebenbürtige Erscheinung, alle anderen waren eben erträglich. Der Tenorist Jäger, welcher gewöhnlich das Glück hatte, von der schönen Henriette auf den Brettern geliebt zu werden, besaß nur den Vorzug, daß er dabei nie aus dem Tacte kam und daß der männliche Theil des Publikums nicht eifersüchtig auf ihn wurde. Cosi fan tutti war die einzige Oper von Mozart, welche auf dem Königstädtischen Theater gegeben werden durfte, die weiße Dame von Boieldieu, der Barbier von Rossini sind noch heute die Lieblinge in der heitern Oper, die übrigen, in welchen Henriette glänzte, die Italienerin in Algier, die diebische Elster, Aschenbrödel, der Schnee, sind vom Repertoire verschwunden. Wer würde sich jetzt noch für den Schnee interessiren, wenn eine andere als Henriette ihn aus den Locken schüttelte?

In der großen Oper herrschte seit sechs Jahren Spontini, die Berliner fingen an, seiner herzlich überdrüssig zu werden, er hatte ihren Trommelfellen übler mitgespielt, als alle Fell=

raßler der Garnison. Es war ein Act der Rache für Waterloo, daß Spontini den Berlinern zugeschoben wurde, dadurch, daß man in Paris seine Olympia schlecht aufnahm. Dreiundzwanzig Jahre dauerte die Spontini'sche Occupation, für ein so musikalisches Volk, wie die Deutschen, eine harte Probe! Musik, das ist die Stelle, wo sie empfindlich sind, Spontini bemerkte es selbst, indem er sagte: Les Allemands traitent la musique comme une affaire d'état! Seine beste Oper, die Vestalin, welche ich schon kannte, wurde nicht mehr gegeben, sie würde die späteren zu sehr in den Schatten gestellt haben. Olympia, Alcidor, Nurmahal, Ferdinand Cortez hörte ich gewissenhaft, aber nur einmal jede. Die Mozart'schen Opern wurden schmählich vernachlässigt, Fidelio wurde nicht gegeben. Die Gluck'schen Opern hielt Spontini auf dem Repertoire, sie sollten durch ihre Einfachheit den seinigen zur Folie dienen. Es trat der umgekehrte Fall ein. Gluck's Armida, Alceste und Iphigenia in Tauris waren nicht blos für mich die interessantesten Opern, ich hatte noch keine davon gehört. Den Orpheus lernte ich erst 40 Jahre später kennen, er machte mir denselben Eindruck wie die anderen. Das ist der Vorzug der ächten Kunst, daß der Reiz ihrer Werke nie veraltet. Die Seele dieser Opern war Frau Milder-Hauptmann, im gewöhnlichen Leben ein seelenloses Geschöpf, aber ausgerüstet mit einer prachtvollen, sympathischen Stimme und einer Gestalt, welche ganz geschaffen war, in antikem Costüme an die edlen Formen griechischer Statuen zu erinnern.

Die Lieblingsoper der Berliner war damals Jessonda, welche von Spohr's Opern überall den meisten Beifall gefunden hat, weil er sich darin möglichst frei gehalten hat von einer weichlichen Sentimentalität, welche ermüdend wirkt. Jessonda wurde vortrefflich gegeben, Bader als Nadori, Eduard Devrient als Tristan, Frau Seidler als Amazili leisteten das Vorzüglichste.

Im Winter $18^{25}/_{26}$ kam Weber's Euryanthe zuerst zur Aufführung. Ich war in der ersten Vorstellung am 23. December 1825 unter des Componisten eigener Direction, auch in der zweiten, wenige Tage später, am 28. December 1825. Weber hatte in einer der mittleren Reihen des Parquets seinen Platz genommen, um ruhig zuzuhören. Ich saß so, daß ich ihn den ganzen Abend beobachten konnte. Er verzog keine Miene, sein blasses Gesicht verrieth keinen Augenblick, welchen Antheil er an der Vorstellung nehmen mußte.*) Sie war in hohem Grade gelungen, Bader als Adolar, Frau Seidler als Euryanthe sangen und spielten vortrefflich. Ich war von der Schönheit der Musik tief gerührt und freute mich ihrer guten Aufnahme. Spontini hatte den Geschmack der Deutschen doch nicht zu Grunde richten können, sie liebten noch ihren alten Gluck, den edlen Spohr und den feurigen Weber. Ich bedauerte, daß nicht einer dieser beiden großen deutschen Tondichter den Platz einnahm, auf dem Spontini sich wie ein Pfau geberdete. Aber eine Ehre wie diese war Berlin nicht beschieden. Während Dresden seinen Weber, Cassel seinen Spohr und Hannover

*) Da ich bei der zweiten Vorstellung der Euryanthe den ganzen Abend dicht hinter Weber saß, so muß ich dem Sohne widersprechen, wenn dieser in dem Lebensbilde seines Vaters erzählt, dieser habe auch das zweite Mal dirigirt (vide vol. II, pag. 657). Sehr charakteristisch ist, was Weber (pag. 628) an seine Frau über die Art schreibt, wie die Schulz die große Arie der Eglantine: „Bethörte, die an meine Liebe glaubt" vortrug. „Wie ein Satan schmetterte sie das heraus."

Eben so charakteristisch ist der Brief Zelter's an Goethe vom 24. December 1825 nach der ersten Vorstellung der Euryanthe. Sie vermochte seinem ledernen Herzen kein Wort der Anerkennung zu entlocken. Er sagt nur, er sei hingegangen, um nicht neidisch zu scheinen. Und doch zeigt er seinen Neid gleich in den ersten Zeilen: Gestern ist Weber's neueste Oper Euryanthe mit vorentschiedenem Beifall gegeben worden.

Das ist nun der Mann, welcher aus Felix Mendelssohn einen Operncomponisten bilden sollte. Es ist, als ob man den Bock zum Gärtner macht.

Marschner besaß, konnte Felix Mendelssohn nicht bewogen werden, Spontini's Tactstock zu übernehmen. Er componirte für den kunstsinnigen König, aber nicht in Berlin. Man sollte fast glauben, die märkischen Rüben bekämen den Componisten nicht gut, wie die Bohnen den griechischen Philosophen.

Ganz neue Kunstgenüsse waren für mich die Möser'schen Streichquartette, welche ich im ersten Winter regelmäßig besuchte. Der Saal dafür war nicht groß, auch nicht übermäßig gefüllt, aber mit lauter aufmerksamen Hörern. Im zweiten Winter hörte ich dasselbe Quartett öfter im Hause von Heinrich Beer, dem Bruder von Michael und Meyer Beer. Berlin hatte damals keinen großen Violinvirtuosen, das Möser'sche Quartett, so wie das der Gebrüder Müller aus Braunschweig, welches ich später in Hannover hörte, zeichneten sich durch ein vollendetes Zusammenspielen aus. Spohr war der erste große Geiger, den ich im Quartett hörte, der letzte Joachim. Wenn ein großer Violinspieler sich im Quartett hören läßt, so macht das ungefähr den Eindruck, als wenn ein wohlgerathener Sohn, der etwas Vorzügliches gelernt und in fremden Ländern Vermögen erworben hat, zu seiner Familie zurückkehrt. Er beglückt die Seinigen und einen weitern Kreis durch seine klugen Reden, die Familie steigt im Ansehen, auch ihre bescheideneren Mitglieder werden mit größerer Aufmerksamkeit angehört. Der kluge Sohn läßt es sich gar nicht merken, daß er die Seele der Familie geworden ist durch Reichthümer, welche er halbcivilisirten oder wilden Völkern abgewonnen hat, durch Glasperlen, bunte Bänder und Feuerwasser. Sie hatten ihre Freude daran und fanden den Preis nicht zu hoch. Aus dem Kampfe des fortschreitenden musikalischen Geschmacks gegen das Virtuosenthum ist nur die Geige siegreich hervorgegangen. Sie ist das erste Instrument des Orchesters und muß als pars pro toto respectirt werden. Das Piano, welches durch Vielstimmigkeit

das Orchester repräsentirt, ist ein Instrument für sich; zum Frommen der Clavierspieler wird es nie an großen Pianisten fehlen. In den schönen Winterconcerten, die ich in meiner Jugend hörte, erschienen außer der Geige noch viele andere Orchesterinstrumente. Der Flötenspieler Heinemeyer, der Oboespieler Rose, der Clarinettebläser Seemann, der Fagottspieler Hunstock waren ausgezeichnete Virtuosen. Ihre Instrumente sind jetzt von der Ambition zurückgetreten, Solisten zu bilden. Wenn Jean Paul jetzt die Flegeljahre schriebe, so würde Vult schwerlich die Flöte blasen. Der Particularismus geht auch in der Musik seinem Untergange entgegen, die erste Violine ist Premierminister des constitutionellen Staats, das Quartett ist sein Conseil. Ich habe die ersten Geiger meiner Zeit gehört, den unvergleichlichen Kiesewetter, den königlichen Molique, den schwärmerischen Spohr, den dämonischen Paganini, Lafont, die Schwestern Milanollo, Bazzini, den genialen Ernst, den lieblichen Ole Bull, Vieuxtemps, oft leider auch Louis Maurer, der immer unrein spielte, zuletzt Joseph Joachim, den ersten Geiger unserer Zeit. Ich habe ihn, wie viele der andern, bewundert als Solospieler, wenn ich mir aber jetzt etwas Schönes zu hören wünsche, so ist es ein Quartett, worin Joachim die erste Violine spielt.

Mein erster Besuch im Schauspielhause brachte mir eine schöne Erinnerung an Goethe. Iphigenia wurde gegeben. Herr und Frau Wolf, die der Dichter selbst ausgebildet hatte, traten darin auf. Von allen dramatischen Arbeiten Goethe's hat mir Iphigenia immer am meisten gefallen, keine seiner übrigen ist so vollendet, wie diese. Sie hat ihm auch viele Mühe gemacht, zum Troste für schwächere Sterbliche; sie war zuerst in Prosa geschrieben und wurde auf der italienischen Reise in Verse übertragen. Die Vorstellung war so schön, daß ich mich später nie wieder entschließen konnte, Iphigenia

zu sehen. Die beiden Wolf traten nur selten auf, in ihrer classischen Weise paßten sie nicht mehr zu der romantischen Schule, deren Haupt Ludwig Devrient, der Garrick Deutschlands, war. In tragischen, wie in heiteren Rollen, als Shylock oder als Falstaff, war er gleich bewunderungswürdig, unvergeßlich, unnachahmlich.

Keiner seiner berühmten Neffen hat es versucht, den Onkel Ludwig zu copiren. Carl und Emil Devrient wurden große Schauspieler durch weise Benutzung der reichen Gaben, mit denen die Natur sie für ihren Beruf ausgestattet hatte, Eduard wurde ein trefflicher Sänger und fand seinen höheren Lebensberuf in der Theaterleitung. Das hinreißende Feuer des Onkels, zu sehr genährt durch den Umgang mit solchen Salamandern wie Hoffmann, hat ihn selber früh verzehrt, die Neffen haben besser Haus gehalten und der Welt ein nützliches Beispiel von Mäßigung gegeben.

Ludwig Devrient ebenbürtig war nur Frau Stich, die spätere Crelinger, welche bei geringen äußeren Reizen eine große Herrschaft über die Gemüther ausübte. Ihre Stimme war Musik, jeder Modulation fähig, das willige Organ ihres tiefen, innigen Verständnisses. Ich glaube diese Stimme noch zu hören, wenn ich der Stücke gedenke, wie Romeo und Julia oder Donna Diana. Ihr Gatte Stich hatte nur eine berühmte Rolle, die des Mercutio, welche, so klein sie ist, doch einen großen Schauspieler erfordert, um sich für Königin Mab zu interessiren; Carl Devrient gab sie vortrefflich.

Meine Studien brachten mich in Verbindung mit den Familien meiner Lehrer, welche ziemlich förmlicher Art war. Mein Hauptumgang war im Hause Mendelssohn-Bartholdy, an welches ich von Weimar aus empfohlen war. Von den Söhnen des Philosophen Moses Mendelssohn lebten damals zwei in Berlin, der ältere, Joseph Mendelssohn, Banquier in

der Jägerstraße, und Abraham Mendelssohn-Bartholdy, der Stadtrath, Leipzigerstraße Nr. 3, wo jetzt das Herrenhaus sich befindet.

Die Mendelssohn's in der Jägerstraße waren treffliche, feine Leute, Frau Marianne, die Gattin des ältesten Sohnes Alexander, war von seltener Liebenswürdigkeit.

In der Leipzigerstraße wohnte das Wunderkind der Familie, Felix Mendelssohn-Bartholdy, welcher damals 16 Jahre alt war (geb. 1809, gest. 1847). Seine Eltern schienen so ziemlich von einem Alter zu sein, sie mußten spät geheirathet haben, Josephs Söhne waren wohl um 10 Jahre älter.

Felix Vater hatte blaue Augen und eine angenehme Gesichtsbildung, die Mutter war dunkel und hatte so scharfe Züge, daß man sich anfangs vor ihr fürchtete. Der Vater erinnerte mich an Mr. Shandy, er war ein großer Freund vom Disputiren und vertheidigte, wie dieser, gern schwache Festungen. Mit der Erziehung seines Felix beschäftigte er sich eben so eifrig, wie Mr. Shandy mit der Tristapädie. Wie bei diesem lag in Allem, was er sagte und that, ein Fond von Scharfsinn und Großmuth, von seines Vaters philosophischer Richtung hatte er nur so viel geerbt, daß er im Streben nach dem Höchsten wohl das Nächste übersah. Die Thüren knarrten nicht im Hause an der Leipzigerstraße wie in Shandyhall, aber es knarrte doch sonst etwas, und das war der Papa selbst.

Wie allerliebst ermahnt nicht Felix die Geschwister, doch zuweilen etwas Oel zu träufeln auf das reizbare Gemüth des Vaters!

Es giebt wohl kaum eine Kunst, welche so der Welt bedarf, wie die Musik, einen Sohn, den man dafür erziehen will, sollte man auf eine öffentliche Schule schicken und nicht einem Hofmeister übergeben, auch wenn derselbe so vortrefflich

ist, wie Dr. Heyse, der alle die negativen Eigenschaften besaß, welche Mr. Shandy von einem Hofmeister verlangt, und nicht minder die positiven, welche Capitain Shandy und Yorick voraustellen.

Wenn man diesen musikalisch hochbegabten Sohn gern als Operncomponisten glänzen sehen möchte, so überläßt man seine musikalische Erziehung nicht einem Manne wie Zelter, der überhaupt ziemlich unfruchtbar, für die Oper gar nichts leistete, besonders wenn man die Wahl hat zwischen ihm und Cherubini, dem größten Musiklehrer und einem der ersten Componisten seiner Zeit. Zu ihm hatte der Vater den sechszehnjährigen Felix geführt, um zu erfahren, ob derselbe Talent genug besäße, sich ganz der Musik zu widmen. Cherubini hatte das große Talent in den mitgebrachten Arbeiten erkannt und sich erboten, dasselbe auszubilden.

Von den vier Kindern Abrahams M. war Fanny die älteste Tochter. Sie war eine ausgezeichnete Virtuosin auf dem Piano und nicht ohne Talent für Composition, welches durch ihre frühe Verheirathung mit dem Maler Hensel in seiner Entwickelung unterbrochen wurde, denn, wie Felix ihr schreibt, Componiren und ein Kind päppeln geht nicht zusammen.

Felix war mit sechszehn Jahren ein schöner schwarzgelockter Jüngling, wollte man Goethe als Zeus darstellen, so könnte man ihm Felix als Ganymed zur Seite stellen, das würde ein reizendes Bild geben. Als ich ihn zwanzig Jahre später in Freiburg wiedersah, fand ich ihn früh gealtert, er war seit seinen Jünglingsjahren wenig gewachsen, sein Antlitz trug die Spuren angestrengter Geistesarbeit, seine Gewohnheit, die Augenlider halb geschlossen zu halten, hatte so zugenommen, daß er seine nächsten Bekannten auf der Straße kaum bemerkte. Sein Haupt war vorwärts geneigt, seine ganze Haltung hatte alle Frische und Elasticität verloren.

Im Jahre 1825 war er heiter, lebenslustig, feurig, zu allen Scherzen aufgelegt, Alles machte ihm Plaisir, wie er es nannte, seine Studien, die Musik und jugendliche Gesellschaft.

Die zweite Schwester Rebecca war die liebenswürdigste und gemüthlichste der ganzen Familie. Ohne große musikalische Begabung, hatte sie ein offenes Herz für alles Schöne. Sie hat ihren Gatten, den Professor Lejeune Dirichlet, glücklich gemacht. Wir waren sehr gute Freunde, sie besuchte mich noch 1855 von Göttingen aus hier in Hannover und freute sich meines damals noch ungestörten häuslichen Glückes.

Alle drei sind jung gestorben.

Der jüngste Sohn Paul hat durch eine sinnvolle Auswahl von Briefen ein Bild seines berühmten Bruders gegeben, so zart und treu, wie kein Biograph es gekonnt hätte.

Eduard Devrient hat in dieses lichtvolle Gemälde mit Freundeshand einige tiefere Töne gebracht, welche nur dazu dienen, dasselbe um so wirkungsvoller zu machen. Er berichtet darüber, auf welche Art Felix so geworden, wie er war, und nicht wie diejenigen ihn gern gehabt hätten, welche nie zum Augenblicke sagen: O weile doch, du bist so schön, und sich allenfalls darüber ärgern, daß heute gerade Sonntag ist, wo alle Boutiquen geschlossen sind.

Felix war in der That ein Sonntagskind, man konnte sich versucht fühlen, Mr. Shandy beizustimmen darin, daß Namen über das Schicksal des Menschen entscheiden. Wer war glücklicher als Felix, von Geburt an bis zu seinem frühen Tode auf der Höhe des Lebens? Der Sohn einer an geistigen und irdischen Schätzen reichen Familie, eines Vaters, der ihn, ohne es zu wollen, auf eine ihn beglückende Bahn brachte, einer strengen Mutter, welche seinen Fleiß anspornte, im Besitze der Schwester Fanny, welche das Echo seiner

musikalischen Versuche war, und der jüngeren Rebecca, deren Liebenswürdigkeit ihn erfreute, bis sein Herz sich nach anderen Banden sehnte, und des munteren Paul, der ihn weckte, wenn er zu lange schlief.

Zu den Erziehungsprincipien des Vaters gehörte auch die Sorge für passenden Umgang im elterlichen Hause, nicht außerhalb desselben. Dies diente natürlich sehr dazu, die Anhänglichkeit der Geschwister unter sich und an das Elternhaus zu befestigen. Es war aber doch ein pädagogischer Mißgriff Felix gegenüber, dessen große Reizbarkeit sich besser abgestumpft hätte, wenn er nicht immer der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen wäre, wie ein Wunderkind im elterlichen Hause es zu sein pflegt. Die Wochentage waren den Studien gewidmet, der Sonntag nur der Musik und dem geselligen Umgange. Schon vor Tische von 12 Uhr an wurden größere musikalische Productionen unternommen, Abends 8 Uhr kamen die Freunde wieder. Es wurde dann auch musicirt, aber nur Felix und Fanny spielten, mitunter begleitet von Eduard Rietz, dem seelenvollen Geiger, welchen Felix liebte wie einen Bruder. Dann wurden gesellige Spiele gespielt, zuweilen getanzt. Alle, die da kamen, interessirten sich mehr oder weniger für Musik, oder hatten es wenigstens gelernt, während musikalischer Aufführungen das Geheimniß ihrer anderweitigen Interessen durch Schweigen zu bewahren. Daß dies rathsam sei, würde Felix ihnen nöthigenfalls deutlich gemacht haben, denn er hörte sofort zu spielen auf, wenn nicht Alles mäuschenstill war. Um die Respectspersonen, welche dort erschienen, Zelter, Varnhagen, Marx, Prof. Gans, Prof. Rudorf, Prof. Casper, pflegten wir jüngeren Leute uns nicht viel zu bekümmern. Zelter, dem alten Eisbären, ging man aus dem Wege, sogar Felix fürchtete sich vor ihm, wie E. Devrient sehr komisch beschreibt. Varnhagen kam mir vor, wie ein gut rasirter Kater, er verlobte

sich nach Rahel's Tode mit einer Verwandten des Mendelssohn'schen Hauses. Die Heirath kam aber nicht zu Stande, worüber ich mich weniger wunderte, als über die Verlobung, denn Ludmilla Assing paßte offenbar viel besser dazu, Varnhagen's schmutzige Wäsche zu verwerthen, als die beabsichtigte Rahel II, welche die Windeln seiner posthumen Denkwürdigkeiten nicht ungewaschen auf die Zäune gehängt hätte! —

Marx musikalische Zeitung habe ich mehrere Jahre gelesen, in der Hoffnung, mich dadurch zu bilden, es wollte aber nicht gehen. Felix hat unter der Freundschaft dieses Mannes zu leiden gehabt und entdeckte erst allmählich dessen wahren Beruf, den: sich und die Jungens ennuyiren. Er verschaffte ihm 1830 die Stelle eines Professors der Musik an der Berliner Universität. Dadurch rächte er sich zugleich an den Berlinern, die seine „Hochzeit des Camacho" nicht gut aufgenommen hatten.

Es ist ein schöner Zug in Felix Charakter, daß er nie ganz das Wohlwollen gegen Diejenigen verlor, welche ihm Dienste zu leisten bereit waren.

Er grämte sich über Zelter's Tod, und mußte doch gestehen, daß der Mann ihm nicht sehr förderlich gewesen war. Bei Besprechung des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter kommt dies zum Vorschein. Felix spricht freilich nur von dem Buche, aber offenbar ist der ganze Zelter gemeint, der nicht leicht abzuschütteln war. Es ging nicht ohne vieles Brummen ab, als Felix Vater dem Unterrichte bei Zelter ein Ende machte, nachdem er zu der Einsicht gelangt war, daß Felix mit seiner Ouverture zum Sommernachtstraum 1826 Zelter vollständig entwachsen sei, wie der Schwan einer Gans, die ihn ausgebrütet hat.

Es war eine von den Wunderlichkeiten des alten Mendelssohn, daß er dies besser einsah, als Zelter, trotzdem

daß er selbst Beethoven zu den Phantasten rechnete, in anderer Beziehung also keine sonderliche musikalische Einsicht verrieth.

Aber aus Zelter's Händen ging Felix gewissermaßen in die von Sebastian Bach über, und die so dramatisch gedachte Ouverture zum Sommernachtstraum war nicht der Vorläufer der von dem Vater so sehnlich gewünschten Opern.

Unter den jungen Männern, welche das Mendelssohn'sche Haus besuchten, stand mir Klingemann am nächsten, dann Rietz, Lindblad, Friedrich Rosen, Ferdinand Becker.

Klingemann war der Vertraute meiner Berliner musikalischen und theatralischen Freuden und Leiden, man war sonst ein wenig blasirt im Mendelssohn'schen Hause, Gefühle waren nicht gut anzubringen, selbst mit der Euryanthe ging es mir so, die doch Allen neu war. Devrient hat Klingemann nicht gut gekannt, wenn er von seinem ceremoniell diplomatischen Wesen spricht. Was so erschien, war Schüchternheit, die sich mit der Zeit verlor. Felix nennt ihn seinen einzigen Freund und hatte doch für diplomatische Naturen wohl keinerlei Sympathien!

Junge Damen waren nicht oft zu finden, Felix sollte wohl nicht gestört werden. Aeltere und mittelalterliche waren immer vorhanden. Sie machten ungefähr den Eindruck, wie die Ziegen auf dem Helikon, welche den kleinen Münchhausen zu bilden trachteten. Felix konnte nicht einmal die Frau Rahel leiden, die bei aller falschen Sentimentalität doch Geist hatte. Die Uebrigen werden auch nicht viel an ihm gebildet haben. Es war wohl nicht der Ziegen wegen, daß Felix den Münchhausen von Immermann nicht leiden mochte, er kannte gewiß das Urbild des Helden, dessen Namen heutzutage kaum Jemand flüstern möchte!

Ich dachte mir manchmal, welchen Effect doch Henriette Sontag im Mendelssohn'schen Hause machen müßte, es schien

mir nicht, als ob Felix für sie schwärme. Als er später in London begeistert von der Malibran schrieb, gab es gleich einen Aufruhr in der Familie, und Eduard Devrient hielt es für nöthig, den Vater mit den Worten zu beruhigen: Felix werde keiner Unbesonnenheit fähig sein, die ihn außer Uebereinstimmung mit seiner Familie setzen könne. — Also eine Mesalliance wäre es gewesen, wenn Felix die erste Sängerin der Welt geliebt und sie, die zugleich die edelste Seele war, geheirathet hätte! Sehr schön für den guten Sohn, wenn er es nicht that, aber man verlange dann auch nicht von ihm, daß er Opern componire. Es gehört ein bischen Liebe dazu, nicht die aus Büchern entlehnte, wie zwischen Damon und Phyllis, sondern wahre Empfindung. Muß ein junger Mann sie niederkämpfen, fasten und beten, damit er nicht in Anfechtung falle, so schreibt er keinen Don Juan, keinen Figaro, auch keinen Fidelio! Aber Eduard Devrient, der Felix so lange beobachtete, hatte wohl Recht. Neben den Gefühlen für seine Eltern war in Felix Herzen kein Raum für eine große Leidenschaft. Die Stimme der Malibran machte ihn weinen, aber auch eine Symphonie kann Thränen entlocken. Hätte er die Malibran geliebt, so gab es für Felix nur zwei Pforten aus diesem Zaubergarten, die des Glückes und die des Verderbens. Resignation dieser wunderbaren Frau gegenüber scheint mir unmöglich, Felix geistliche Compositionen lassen sich auf Bach zurückführen, nicht auf Entsagung! Er wurde nach langem Besinnen ein glücklicher Ehemann, ohne große Leidenschaft! Ein Romeo macht nicht erst eine Rheinreise, ehe er Herz und Hand der Geliebten zu Füßen legt! Sein Vater hatte schon lange besorgt, Felix werde eben so wenig eine Frau wie einen Operntext finden. Er hatte wohl keinen entschiedenen Beruf zum Operncomponisten, mochte es sich und Andern aber nicht gestehen, denn die Oper, das musikalisch verklärte Leben selbst,

ist doch das Dankbarste, was der Componist zu geben vermag! Er suchte immer nach einem Texte, aber, wie Holtei sagte, er war zu klug, ihn zu finden! Wenn man ihn finden will, so besteht die Klugheit darin, ihn ausfindig zu machen. Er wollte also keinen finden, wollte nicht mit Mozart, Beethoven und Weber in die Schranken treten. Der Text von Hans Heiling, welchen Eduard Devrient 1828 für Felix schrieb, gab Marschner Gelegenheit, seine beste Oper zu componiren. Marx, der große Kunstrichter, scheint Felix verhindert zu haben, sich dieses Stoffes zu bemächtigen. Er hatte ihm eingeredet, nach dem Freischütz dürfe kein ähnlicher Stoff benutzt werden, Felix müsse eine historische Oper schreiben. O du weiser Daniel, eine historische Oper in dem Alter, wo man die Liebe besingt! als ob das Herz des Componisten eine Apotheke wäre, in der man jedes beliebige Recept machen lassen kann.

Aber warum ereifert man sich darüber, daß Felix kein Operncomponist wurde. Er hat uns so reich beschenkt, daß es frevelhaft wäre, mehr zu verlangen, zu seinem irdischen Glücke hat es beigetragen, daß er sich und den Seinigen treu blieb.

Friede sei deiner Asche, edler Felix, die Mitwelt belohnte dich durch ihre Liebe, noch die späteste Nachwelt wird die ewigen Gedanken finden, welche deiner reinen Seele entquollen! Du konntest dein Haupt mit dem Bewußtsein zur Ruhe legen, non omnis moriar!

Reise nach Wien.

Sommersemester 1826.

Am 7. April, Morgens, stand ich mit denselben Gefühlen auf wie früher und mußte als Doctorhut den alten Cylinder aufsetzen, um meine Abschiedsbesuche zu machen. Die am 6. April 1826 unter Böckh's Rectorat und Linck's Decanat vollzogene Doctorpromotion hatte auf mich um so weniger

Eindruck gemacht, weil mein Vater, den ich höher achtete als alle anderen Aerzte, nicht Doctor gewesen war. Es konnte an dem Doctortitel wohl nicht viel gelegen sein, auch der Ausfall einer dreistündigen theoretischen Prüfung erschien mir nicht sehr wichtig, nachdem ich mich in Berlin Tag für Tag am Krankenbette vor Hunderten von Commilitonen hatte examiniren lassen. Der klinische Sokrates, Rust, welcher an attischer Feinheit gerade keinen Ueberfluß besaß, hatte mich an das Examinirtwerden so gewöhnt, daß ich weder für das Doctorat, noch für das spätere Staatsexamen besondere Vorbereitungen machte.

Die Rechte und Privilegien eines Doctors der Medicin gehörten damals schon in das Reich der Ideale, man konnte darauf nicht einmal den Anspruch begründen, für einen Mann von guter Erziehung gehalten zu werden, obgleich das Latein noch seine Rolle spielte. Mein College Henke in Erlangen sagte, Latein sei das einzige Mittel, uns die Barbiere vom Leibe zu halten; man hat es doch beseitigt. Das Abiturientenexamen ist jetzt theilweise an die Stelle des Doctorats getreten, es gewährt mehr reelle Rechte und Privilegien wie dieses, weil es die Aussicht eröffnet, als Officier in der Landwehr zu dienen.

Für die Reise, welche ich vorhatte, versprach der Doctorhut seine Vortheile. Er erleichtert den Zutritt bei berühmten Männern und die Benutzung der österreichischen Lehranstalten in der liberalsten Weise. Der Kaiserstaat war in dieser Beziehung großmüthiger als Preußen. In Berlin konnte man keine Klinik betreten, ohne eine mit Gold erkaufte Karte vorzuzeigen, die man immer bei sich führen mußte, sonst riskirte man, an der Thür zurückgewiesen zu werden. Die Berliner Professoren hatten einen wahren horror vacui, eine Scheu vor den leeren Taschen der Hospitanten.

Seit den Zeiten Heim's, welcher seine gelehrten Reisen

von 1772 bis 1775 machte, haben die deutschen Aerzte in der Urbanität große Fortschritte gemacht. Weit entfernt, jungen reisenden Doctoren Mißtrauen entgegenzusetzen, nehmen sie dieselben freundlich auf, theilen ihnen gern Alles mit und betrachten die pilgernden Jünger als Brieftauben, welche die Nachrichten von einer Stadt zur andern tragen. Seit Einführung der Eisenbahnen werden viele praktische Neuerungen schneller durch Studenten als durch Journale und Bücher verbreitet. Heutzutage würde es Keinem einfallen, wie Heim noch Aerzte zu preisen, die ihre Recepte nicht geheimhalten. Die Kliniker sind sehr liberal mit ihren Erfindungen, nur die Anatomen wollen sich ihre Prioritäten nicht verderben lassen, machen ihre neuesten Untersuchungen in verschlossenen Cabinetten und publiciren sofort ihre embryonalen Entdeckungen, die Sensationsnovellen der Wissenschaft, welche oft weder Novitäten sind, noch Sensation machen.

Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, so dachte ich mir schon frühzeitig, können es erwarten, daß Diejenigen, welche ihnen einen Besuch machen, mit ihren Leistungen bekannt sind.

Man will auch nicht blos das Gesicht kennen lernen, sondern Ideen austauschen, Zweifel beseitigen, neue Anregungen empfangen, dies ist unmöglich, wenn man den Standpunkt nicht kennt, auf dem der Gelehrte steht. Ohne diese Vorbedingung kann ihm ein Besuch kaum willkommener sein, wie der eines Weinreisenden. Es ist mir, als ich schon Professor der Chirurgie war, passirt, daß mich ältere Aerzte mit meinem Vater verwechselten, von dessen Kuhpockenimpfungen sie vor dreißig bis vierzig Jahren gehört hatten.

Anstatt mich in Berlin auf das Doctorexamen einpauken zu lassen, präparirte ich mich auf die Sommerreise, indem ich mir die Schriften der Männer verschaffte, welche ich zu sehen hoffte. Es war mir nicht ohne Nutzen, obgleich diese Art

Belesenheit nicht gerade die wünschenswertheste ist, es hilft besser, wenn man Bücher liest, welche sich auf die Studien beziehen, mit denen man gerade beschäftigt ist.

Die Reise, welche ich am 8. April antrat, führte mich über Halle, Weimar, Leipzig, Dresden, Pirna, Töplitz, Prag, Carlsbad, Marienbad, Eger, Regensburg nach Wien und von dort durch Steyermark, das Salzkammergut und Salzburg nach München, dann über Würzburg und Bamberg zurück nach Berlin, wo ich am 1. November wieder ankam.

Halle,

vom 9. bis zum 15. April 1826.

Wer Halle lange nicht gesehen hat, weiß vielleicht gar nicht mehr, wie es aussieht, denn schön ist es nicht, aber wie es riecht, das hat er gewiß nicht vergessen, säuerlich-brenzlich, wie der Rauch der Braunkohlen. Dieser infernalische Geruch haftet an allen Kleidern und scheint auch bis in die Gemüther zu dringen, deren säuerlich brenzliche Stimmung die Streitigkeiten der Professoren verewigt.

Es waren zwei Professoren der Chirurgie vorhanden; Weinhold, ein Mann von ganz bäurischem Aussehen, dem der Kopf tief zwischen den Schultern steckte, war jetzt klinischer Professor, er hatte den Sieg davongetragen über Dzondi, welcher früher diese Stelle einnahm. Die Klinik war in den Ferien geschlossen, ich suchte Weinhold mehrere Male vergebens in seiner Wohnung und fand ihn zuletzt in einem Wirthshause. Seine Leistungen als Chirurg lernte ich in Meckel's pathologischer Sammlung kennen.

Dzondi hatte nach dem Verluste der akademischen Klinik eine Privatklinik angelegt, wo ich ihn operiren sah und dociren hörte. Er war, wie Weinhold, ein Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren, seine schlanke Gestalt, seine Gesichtsbildung ließen

auf eine edler angelegte Natur schließen. Er war in seiner Jugend Maler gewesen und erst spät dazu gelangt, Medicin zu studiren. Seine Züge trugen die Spuren der Entbehrungen, der Leidenschaften, des verfehlten Lebens, unter günstigeren Umständen hätte er vielleicht viel geleistet. Er hatte sich eine gewisse Celebrität verschafft durch seine Methode, den Sublimat anzuwenden, die Dzondi'sche Pillencur verdrängte den einst so berühmten van Swieten'schen Liquor. Weinhold hatte es vergebens versucht, ihm durch seine Calomelcur Concurrenz zu machen. Jetzt sind sie beide vergessen; wer seine Reputation auf Quecksilber gründet, hat schlimmer als auf Sand gebaut. Keiner der beiden Chirurgen stand unter den Studenten in sonderlichem Ansehen, die Koryphäen der medicinischen Facultät waren Johann Friedrich Meckel und Peter Krukenberg.

Meckel, der Professor der Anatomie und Physiologie (geb. 1781, gest. 1833), damals 45 Jahre alt, hatte schöne große blaue Augen, eine hohe Stirn und ausdrucksvolle Züge, er sprach mit großer Lebhaftigkeit, klug, eindringlich und witzig. Seine sanftere Gattin war ihm ebenbürtig an Geist und Bildung. Er nahm mich sehr freundlich auf, ich brachte meine Abende bei diesem interessanten Ehepaare zu.

Meckel's Schriften und sein Cabinet bewiesen, daß er ein Wunder von Fleiß, Gründlichkeit und Scharfsinn war, in allen Gebieten der Anatomie hat er Vorzügliches geleistet. Warum, kann man fragen, ist er nicht der Gründer einer neuen Schule der Medicin geworden, welche auf vergleichender und pathologischer Anatomie beruht? Er verkam an einer Universität, an welcher er nicht einmal ein Colleg über pathologische Anatomie zu Stande bringen konnte, er wurde streitsüchtig, weil er in einem so engen Kreise keinen Raum für seinen Thatendrang fand. In Berlin wäre er der Rokitansky des Nordens geworden.

Ich brachte jeden Morgen mehrere Stunden in Meckel's pathologischer Sammlung zu, theils allein, theils in Begleitung von Meckel oder des Prosectors Moser. Diese Stunden sind mir von nachhaltigem Nutzen gewesen, ich sah eine Menge Präparate, deren ich später in meinen Vorlesungen erwähnte.

Das Testimonium paupertatis für Weinhold bestand in einem amputirten Beine, aus dessen Tibia eine Sequester hervorragte, den man mit einem kühnen Griffe leicht hätte ausziehen können. Die pathologischen Anatomen sind gefährliche Leute, wenn sie solche Armuthszeugnisse der Nachwelt aufbewahren.

Peter Krukenberg, Professor der medicinischen Klinik, der Schwiegersohn seines früh verstorbenen berühmten Vorgängers Reil, war mit Meckel ungefähr in einem Alter. In seinem auffallend blassen Gesichte machten die weitgeöffneten stechenden Augen einen Anfangs sehr erkältenden Eindruck, seine Figur war gedrungen, seine Haltung sehr vernachlässigt. Er hielt seine Klinik in den Ferien mit derselben Regelmäßigkeit und Sorgfalt, wie im Semester. Seine Rede war klar und fließend, sein Krankenexamen kurz und bündig, gleich auf den Kern eindringend. Die ganze Einrichtung des klinischen Unterrichts war durchaus lehrreich und praktisch. Seine Therapie war einfach und wirksam, der Antiphlogistik zugethan. Es verdroß mich nur, daß er sich auch mit chirurgischen Fällen befaßte, von denen er nichts verstand, ich sah ihn mit einem Hautkrebse am Kopfe umgehen, als ob es ein Absceß gewesen wäre. Ich hätte ihm gern die Augen geöffnet. Er machte eigenhändig die Section einer am Uteruskrebs gestorbenen Frau. Meckel sagte mir nachher, die Section sei ihm zugekommen, er werde Krukenberg deshalb verklagen. Welch traurige Verhältnisse, wenn ein klinischer Lehrer einen großen Anatomen zur Seite hat, der die Sectionen machen sollte, und er kränkt diesen,

indem er selbst secirt. Aber so ist es noch jetzt an manchen Universitäten, wo der Kliniker zu der Ansicht gelangt ist, daß die pathologischen Anatomen gefährliche Leute sind.

Als Schriftsteller hat Krukenberg nichts geleistet, aber seine Ansichten sind durch zahlreiche Schüler, namentlich in Norddeutschland, weit verbreitet worden. Ich habe viele von ihnen gekannt, sie waren eifrige Therapeuten, wußten die pathologische Anatomie zu schätzen und waren bewandert in der physikalischen Untersuchung. Auf diesen Elementen beruhte die Anziehungskraft der Haller medicinischen Klinik, abgesehen davon, daß die Prakticanten viel zu sehen und in der Poliklinik viel zu thun hatten. Halle ist ein ungesundes Nest. Im Jahre 1850 starben dort 4000 Menschen an der Cholera, viel mehr als in den drei schleswig-holsteinischen Feldzügen auf dem Schlachtfelde oder in den Hospitälern. Auch 1866 wüthete dort die Cholera, und erst seitdem hat man angefangen, dort besser für Hygiene zu sorgen. Glück auf dazu! Die deutschen Universitätsstädte sind in dieser Beziehung ein schlagendes Beispiel, wie weit bei uns die Wissenschaft und ihre Anwendung auseinander liegen.

Weimar

vom 16. April bis zum 7. Mai 1826.

Noch einmal sollte ich an diesem geweihten Orte den theuern Freund und den Kreis wiedersehen, in welchen er mich eingeführt hatte. Für die Entbehrungen des vorigen Jahres entschädigte uns ein früher, schöner Lenz. Wenn ich mich jetzt Eduard's erinnern will, so wandere ich wieder mit ihm wie damals durch die vom Frühling geschmückten Gänge des Parks, wo die Nachtigallen flöteten und die weißen Pfauen, auf den Trauerweiden sitzend, weithin leuchteten, wie Wasserfälle; wo wir an Goethe's bescheidenem Landhause nie vorübergingen,

ohne daran zu denken, wie viel Herrliches dort seinem Geiste entsprungen sein möge. Als ein Andenken dieser Zeit bewahre ich eine zierliche Arbeit von Adele Schopenhauer. Ein herrlich blühender Kastanienbaum entlockte mir die Worte: Das ist des Frühlings Christbaum! In schwarzem Papier ausgeschnitten erscheint auf rothem Grunde ein Kastanienbaum, von allen Seiten kommen Genien geflogen, mit Fackeln in den Händen, um die Blüthen anzuzünden.

Das im März 1825 abgebrannte Theater war wieder aufgebaut, wir besuchten zweimal die seit Goethe's Ausscheiden bevorzugte Oper, deren Stern ein Namensvetter von mir war, der Bassist Stromeyer, der beste, den ich überhaupt gehört habe, als Sarastro und als Wasserträger.

Wir machten eine Excursion nach Jena, wo wir die mit Goethe's und mit Schopenhauer's befreundete Familie Frommann kennen lernten und die Professoren Starck und Kieser besuchten. Wir sahen auch die naturhistorischen Sammlungen, in denen die Aufschrift eines versteinerten Esels-Kinnbackens meine Lachlust erregte. Der Präparat ist noch vorhanden, aber die alte Etikette ist verschwunden. Die Kliniken waren geschlossen, die Stadt ohne Studenten machte uns keinen sonderlichen Eindruck.

Wir fuhren auf einen Tag nach Gotha, um die Gemäldegallerie zu sehen, in welcher uns der freundliche, wohlunterrichtete Director Kühner umherführte. Sie zog mich nicht an, ich habe sie 1866 wiedergesehen. In dem öden Schlosse, welches sich von weitem so gut ausnimmt, scheinen die Bilder nur dazu bestimmt, sich und andere zu langweilen. Ein einziges Bild ist mir immer in Erinnerung geblieben, ich freute mich, es wieder zu finden: van Dyck mit der Sonnenblume, von ihm selbst gemalt. Der Künstler zeigt mit der einen Hand auf die Blume, mit der andern berührt er eine goldene Kette,

die er trägt; Künstlers Erdenwallen, wenn er den Großen sich zuwendet, wie die Blume der Sonne. Der schöne Mann trägt die Kette mit vielem Anstande und, wie es scheint, nicht ungern.

Im Uebrigen lebten wir wie früher in dem engen Kreise, welcher unseren Neigungen entsprach. Eduard kehrte nach Göttingen zurück, in Berlin sollte ich ihn wiederfinden. Adele Schopenhauer schenkte mir beim Abschiede einen Separatabdruck der Iphigenia, den sie einst von Goethe selbst erhalten hatte. Ich fand darin eine Anspielung auf ihre schwesterlichen Gefühle für Eduard, meinen Pylades und mich, der ich für den Orest gelten mußte, obgleich ich meiner Mutter nichts zu Leide gethan hatte. Ich verabschiedete mich von Goethe mit der Ueberzeugung, daß ich den großen Mann nicht wiedersehen werde, mit dem Gefühle, daß ich die in seiner Nähe zugebrachten Tage nie vergessen werde, daß sie mir im Leben förderlich gewesen waren. Wollte man wissen, worin der Einfluß bestand, welchen der Aufenthalt in Weimar übte, so würde es mir schwer fallen, darauf zu antworten. Man könnte eben so gut fragen, was fühltest, was dachtest du, als du dem Wellenspiele des ewig wogenden Meeres zuschautest, oder von der Spitze des Rigi das schöne weite Land sahest mit seinen tiefen Seen und den schneebedeckten Bergriesen. Ueber solche Dinge schweigt das volle Herz, und so habe ich mein Leben lang geschwiegen über die Tage in Weimar, sie waren für mich und nicht für Andere. Ich weiß nur so viel zu sagen, nichts ist so geeignet, Ruhe in unsere Herzen zu gießen, als der Anblick des Herrlichsten, was die Welt zu bieten hat. Ich quälte mich nie mit dem Gedanken, daß es gefährlich sei, unter Palmen zu wandeln, daß uns eine ewige Sehnsucht zurückziehe zu ihrem duftigen Schatten, zu den Gesprächen der Genossen in weißen wallenden Gewändern. Große Geistesgaben sind groß durch ihre Seltenheit, man kann ihnen nicht alle Tage begegnen, man muß

es lernen, sich zu erwärmen an den stillen Tugenden, welche der Arzt zu erkennen so oft Gelegenheit hat. Der edle Vater, welcher sich selber nichts und den Kindern Alles gönnt, die treue Mutter, welche am Bette des kranken Lieblings unablässig wacht, die guten Kinder, welche die armen, schwachen Eltern hegen und pflegen, der tapfere Krieger, welcher schwer verwundet für sein Vaterland geduldig leidet, sie Alle sind ihres Schöpfers würdig, wie die Heroen des Geistes. Sie sind nicht so selten wie diese, an ihnen muß man sich erfreuen, wenn man sich sonst einsam und verlassen fühlt.

Eigenschaften, die man selbst nicht besitzt, können nicht durch Andere geweckt werden, man wird nicht Maler durch den Umgang mit Raphael, nicht Dichter durch Goethe's Nähe. Aber ein denkender Geist möchte gern erfahren, wie ihre Meisterwerke zu Stande kamen. Was uns in Goethe's Schriften anzieht, ist außer ihrer sorgfältigen Vollendung ihre Naturwüchsigkeit. Man kann auf ihn die Worte anwenden, mit denen er uns Aerzte zu verspotten scheint, aber eigentlich die exspectative Heilmethode anticipirt.

Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt, um es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt!

Auch er studirte Welt und Menschen und überließ sich ganz seinem Genius, den er nicht in Fesseln schlug, um für seine Zeit zu schreiben, statt für alle Zeiten.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er sei kein Patriot gewesen, weil er als alter Mann keine Kriegslieder dichtete wie Theodor Körner und sich über Politik nicht vernehmen ließ. O ihr traurigen Eintagsfliegen, wer hat denn mehr gethan für die deutsche Einheit als Goethe, indem er durch den Zauber seiner Dichtungen alle deutschen Stämme unter den Fittichen seines Ruhmes versammelte? er, der letzte unter den Heroen der deutschen Sprache, welche Weimar sein zu nennen

das beneidenswerthe Glück hatte? Das kleine Weimar! durch den Besitz von Wieland, Herder, Schiller und Goethe ist es so groß geworden, daß es dem Gedächtnisse der Menschen nie entschwinden wird. Und wenn man jetzt mit Arndt fragt: Wo ist des Deutschen Vaterland? so kann man antworten: So weit die deutsche Zunge klingt und Goethe's ew'ge Lieder singt! In hoc signo vinces, Germania!

Leipzig,

vom 8. bis 10. Mai 1826.

Napoleon I. wußte recht gut, was er that, als er nach der Schlacht von Jena Goethe bereden wollte, nach Paris zu ziehen, um große Ideen zu sammeln. Er verstand sein Metier als Imperator, divide et impera! Theile, um zu herrschen! Er hatte Preußen und Oesterreich getrennt, Oesterreich war besiegt. Am 14. October 1806 hatte er bei Jena ein Schattenbild der Monarchie des großen Friedrich zertrümmert, ganz Deutschland lag zu seinen Füßen. Aber der deutsche Geist war noch nicht bezwungen, der furchtlose Schlachtenlenker fürchtete sich vor den deutschen Ideologen, denen Deutschland mehr war als ein geographischer Begriff. Diese mußte er mit ihrem Schutzgeiste entzweien, dem großen Dichter, der in Paris an seinem Triumphwagen ziehen sollte, um sich verächtlich zu machen. Der große Kaiser hatte sich verrechnet. Friedrich der Große konnte sich von Frankreich einen Philosophen leihen, aber welchem deutschen Fürsten wäre 1815 auch nur eingefallen, Beranger aus Paris entführen zu wollen? Napoleon wollte Deutschland seinen größten Nationaldichter entführen. Er blieb und wirkte, auch ohne Kriegslieder zu dichten.

Als ich mich Leipzig näherte, nachdem ich wenige Tage vorher Jena gesehen hatte, beschäftigten mich solche Gedanken, und ich erinnerte mich der Freudenfeuer, welche ich in der

Kinderzeit am 18. October hatte lodern sehen und wie noch jetzt in den Häusern der Patrioten die Feuer in den Oefen nicht vor diesem Tage brennen durften. Man fror lieber ein paar Tage, um sich des 18. Octobers dankbar zu erinnern, an welchem die Macht des fränkischen Kaisers auf den Schlachtfeldern von Leipzig gebrochen war. Napoleon hatte Recht, sich vor den deutschen Ideologen zu fürchten, sie haben ihn gestürzt! Preußen hatte sich nach schweren Leiden kräftig erhoben. Der Hannoveraner Scharnhorst, welcher noch mit meinem Vater in der hannoverschen Armee diente und die Seele war bei der glänzendsten Waffenthat der Hannoveraner, dem Ausfalle von Menin, Scharnhorst hatte das Zauberwort gesprochen, dem Preußen seine jetzige Größe verdankt, Landwehr, Volksheer! Bei Leipzig waren die tapfern Hannoveraner nur im Geiste vertreten, denn Scharnhorst selber war schon am 28. Juni 1813 gestorben an den Folgen einer bei Großgörschen erhaltenen Wunde, die er nicht geachtet hatte, um die edle Aufgabe zu erfüllen, Oesterreich mit Preußen zu versöhnen. Während der Leipziger Völkerschlacht im October 1813 kämpfte die hannoversche Armee als englisch-deutsche Legion noch unter Wellington's Führung auf spanischem Boden gegen die Franzosen, aber 1815 bei Waterloo da fochten sie vereint mit ihren deutschen Brüdern den letzten Riesenkampf.

Im Jahre 1826 herrschte tiefer Frieden, die Wunden heilten, welche die seit der ersten französischen Revolution dauernden Kriege geschlagen hatten. Der Wohlstand, die erste Quelle fortschreitender Cultur, stellte sich wieder her, Künste und Wissenschaften blühten wieder auf, die deutschen Fürsten wetteiferten mit einander, die ihnen anvertrauten Stämme glücklich zu machen! Aber der deutsche Genius, seit seinem mächtigen Aufschwunge von 1813 nach einem höheren Ziele strebend, war nicht befriedigt. Preußen und Oesterreich, in der

Zeit der Noth vereint, fühlten, daß einst die Stunde schlagen werde, wo sie sich auf Tod und Leben bekämpfen würden, um Deutschlands Schicksal zu entscheiden. Preußen war rühriger, weil es größere Bedürfnisse hatte und sich leichter rühren konnte wie Oesterreich mit so vielen fremden Elementen.

Der Wiener Congreß hatte Preußen seinen künftigen Beruf vorgezeichnet, ein Blick auf die Karte vor 1866 lehrt es. Die Herren Diplomaten sagten zu dem Könige von Preußen: Du bist der Beherrscher der deutschen Ideologen, wir wollen Dir ein großes Reich verleihen im Lande der Ideale. Jetzt hast Du dich erschöpft durch patriotische Aufopferung, wir fürchten Dich nicht, der Marschall Vorwärts hat von Deinen tapferen Söhnen, indem er sie zum Siege führte, nicht viele übrig gelassen. Siehe zu, ob sie Dir nachwachsen, und was Du mit dem Wechsel anfangen kannst, den wir Dir auf die Zukunft ausstellen, er lautet auf Sicht!

Preußen hat ein halbes Jahrhundert gezögert, ihn zu verwerthen, aber endlich kam die ersehnte Stunde: am 14. Juni 1866 wurde der Wechsel präsentirt und mußte honorirt werden! —

Leipzig gefiel mir nicht, es ist eine ungemüthliche Stadt, die Häuser sind hoch, die Straßen enge, schöne Gebäude giebt es nicht, die Anlagen waren noch kahl, das Rosenthal erschien mir nur kümmerlich im Vergleich zu dem schönen Walde bei Hannover, der Eilenriede. Die klinischen Anstalten im Jacobshospital waren ein Aggregat von alten Häusern, der Professor mußte mit seinen Schülern von Haus zu Haus gehen, um ein paar Kranke zu sehen, welche in dumpfigen Zimmern lagen, denen alle Ventilation fehlte, wie mein Journal bemerkt. Die Chirurgie war gar nicht vertreten, Professor Kuhl war ein invalider alter Mann, der nicht mehr operiren und nicht mehr reden konnte.

Wie war es möglich, daß Leipzig die Chirurgie vergaß

und so elende Hospitäler hat. Welche deutsche Stadt hätte die Wohlthat guter Chirurgen und Anstalten so schätzen lernen müssen? Nach der Schlacht im October 1813 lagen 40,000 Kranke und Verwundete in Leipzig. Das Gemälde, welches Reil, der sich dort durch Typhusansteckung den Tod holte, von dem Zustande der Verwundeten entworfen hat, ist ergreifender als eine Tragödie von Sophokles, man wird seinen Brief an Stein noch nach Jahrhunderten lesen, und auf die Leipziger hat die grause Wirklichkeit so wenig Eindruck gemacht! Im Frieden muß man es lernen, wie man mit den Kranken umzugehen hat, wenn man es im Kriege verstehen will, wo ein langes Besinnen unmöglich ist.

Hofrath Clarus, der Professor der medicinischen Klinik, hatte es nicht verdient, daß man so wenig für ihn that, er gefiel mir außerordentlich! Seine hohe Stirn, seine schönen braunen Augen, sein edler Anstand, seine Freundlichkeit gegen die Kranken und gegen seine Schüler, das elegante Latein, in welchem er sich am Krankenbette so einsichtsvoll vernehmen ließ, Alles imponirte mir! Mein Journal sagt von ihm, noch kein Arzt habe meinem Ideale eines Heilkünstlers und Lehrers so nahe gestanden! Als ich ihn in seiner Wohnung besuchte, sprach er sich gegen mich aus über die Vortheile der lateinischen Sprache beim klinischen Unterrichte, welche er in Leipzig eingeführt hatte. Der Studirende muß durch classische Vorbildung erst im Denken geübt werden, ehe man sein Gedächtniß mit vielen materiellen Dingen erfüllt, deren Benutzung dem ungeübten Geiste schwer fällt. Die Begriffe werden besser verarbeitet, wenn der Schüler das in einer andern Sprache Erlernte in das Lateinische überträgt, Sophismen und leere Phrasen kommen dabei weniger zum Vorschein, endlich kann man in Gegenwart der Kranken sich frei über die Krankheit und ihre Prognose aussprechen. Diese Vortheile der lateinischen

Sprache für den klinischen Unterricht sind nicht zu bestreiten, nichtsdestoweniger ist sie abgekommen, Professoren und Studenten können nicht mehr, wie früher, Lateinisch sprechen. Das Warum scheint mir darin zu liegen, daß ein Volk sich nur so lange einer fremden vollendeten Sprache für wissenschaftliche Gegenstände bedienen wird, als es selbst noch keine ausgebildete Sprache und Nationalliteratur besitzt. Seitdem wir Deutsche diese durch unsere großen Dichter und Schriftsteller besitzen, dienen die alten Classiker dazu, uns die eigene Sprache und Literatur verständlich zu machen. Die deutschen Classiker müssen uns in das Leben einführen, nicht die Griechen und Römer. Ein Schüler von Clarus, Professor Günther, einer meiner Vorgänger in Kiel, führte dort in der Klinik die lateinische Sprache ein. Er sprach ein sehr fließendes Küchenlatein, ad modum obscurorum virorum, seine lateinischen Brocken lebten noch in heitern Erinnerungen, unter denen sich die lateinische Klinik, auch wohl an anderen Orten, im Sande verlaufen hat.

Ich sah zwei Sectionen in der Klinik von Clarus, die eine ist mir öfter wieder eingefallen und nützlich gewesen. Sie betraf eine Frau, bei welcher der Verdacht auf Magenkrebs stattgefunden hatte. Es fand sich eine von der Milz ausgehende Eiterhöle, welche sich durch Verwachsungen zwischen Leber, Magen und Zwerchfell abgesackt hatte. Clarus erläuterte den symptomatischen Unterschied eines solchen Falles vom Magenkrebse durch das temporäre Nachlassen des Erbrechens.

Ich hatte in Berlin das Werk von Clarus: „Ueber den Krampf" studirt, es wird jetzt nicht mehr gelesen, hat aber auf meine pathologischen Ansichten Einfluß gehabt. Es kam später eine Zeit, wo die Lehre vom Krampf zu den Ontologien gerechnet wurde.

Clarus war der Lehrer von Carus in Dresden, der in seinen Denkwürdigkeiten auch nicht ein anerkennendes Wort

über ihn vernehmen läßt, im Gegentheil, als ihn Clarus an einem schweren Typhus behandelt hatte, schrieb sich Carus die eigene Rettung zu, indem er bei Wiederkehr des Bewußtseins ein warmes Bad verlangte. Dieser Passus erinnert an Münchhausen, wie er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zieht.

Professor Ritterich, der Augenarzt, machte auf mich einen weniger vortheilhaften Eindruck. Er war ein kleiner trockener Mann, der Alles erfunden haben wollte, was längst vor ihm bekannt war, nachlässig in der Diagnose, ungeschickt in seinen Verordnungen. Ich sah ihn 1830 bei dem Naturforscher-vereine in Hamburg wieder, er wollte eine Staaroperation mit der Nadel machen, war aber durch die Gegenwart berühmter Fachgenossen so ergriffen, daß er erst ein großes Glas Wasser trinken mußte, als der zu Operirende schon vor ihm saß. Der Patient dauerte mich mehr als der Operateur, welcher sich zu Hause in seiner Klinik so geberdete, als sei er der größteste Augen-arzt der Welt. Uebrigens war Ritterich der erste, welcher im Reich, das heißt, außerhalb Oesterreich, eine Specialklinik für Augenheilkunst errichtet hat. Jetzt sind fast alle deutschen Universitäten damit versehen. Albrecht von Gräfe, den ich im April 1867 ein halbes Dutzend Staaroperationen nach seiner Methode in einer Stunde machen sah, äußerte gegen mich, die so vereinfachte Operation werde nun wohl in die Hände der Praktiker zurückfallen. Ich erwiederte ihm jedoch, dazu sei wohl wenig Aussicht vorhanden, bis jetzt seien den Specialisten nur die Gerstenkörner abhanden gekommen.

Professor Bock, der Anatom, gefiel mir durch sein ein-faches freundliches Wesen und einen ganz auf sein Fach ge-richteten Eifer. Er zeigte mir alle seine interessanten Präparate zur normalen und pathologischen Anatomie. Unter den Letzteren habe ich ein nach einer Schußwunde im rechten Winkel anchy-

losirtes Kniegelenk notirt und gezeichnet. Ich bin also schon früh darauf hingewiesen worden, daß solche Heilungen vorkommen, aber daß sie zu den Ausnahmen gehören, ist wohl nur für diejenigen zweifelhaft, welche es mit der Diagnose nicht sehr genau nehmen.

Das anatomische Theater war ein sehr elegantes Bauwerk, da es aber nicht geheizt werden konnte, von geringem Nutzen. Unter den Architekten kommen auf einen Weinbrenner immer zwei andere, welche ihren ästhetischen Einfällen den Zweck des Gebäudes zum Opfer bringen.

Dresden,

vom 11. bis zum 31. Mai 1826.

Seit meinem Aufenthalte in München im Herbste 1824 hatte ich viele Kranke und schwierige Operationen gesehen, aber keine schönen Bilder, ich sehnte mich darnach und eilte der weltberühmten Dresdener Sammlung zu, wie ein Bräutigam der Braut; mein erster Gang in Dresden war zur Gallerie, die mich trotz Allem, was ich davon gehört hatte, in Erstaunen setzte. Ich hatte schon einige Stunden darin zugebracht, als mich plötzlich der Gedanke ergriff: wenn du dich in diese Schätze vertiefst, wirst du nicht mehr daran denken, dich um die Aerzte zu bekümmern, es ist besser, erst mit diesen fertig zu werden. So fing ich gleich an, meine Besuche zu machen.

Hofrath Kreyssig gefiel mir sehr, er nahm mich gleich für sich ein, indem er mir erzählte, daß er meinen Vater persönlich gekannt und mit ihm zur Zeit der Kuhpockenimpfungen correspondirt habe. Sein ernstes, mit tiefen Furchen durchzogenes Gesicht verrieth das Leben voll geistiger und körperlicher Anstrengungen, welches er hinter sich hatte. Als königlicher Leibarzt und beliebter praktischer Arzt stand er in hohem Ansehen. Sein Werk über die Herzkrankheiten war eine der

ersten Monographien in der deutschen medicinischen Literatur, es hat glücklicherweise zahlreiche Nachfolge gefunden.

Ich wurde befreundet mit Dr. Friedrich August von Ammon, der 1799 in Göttingen geboren nur fünf Jahre älter war als ich. Er hatte sich erst im Jahre 1825 als praktischer Arzt in Dresden niedergelassen, und war an der Blindenanstalt angestellt, mit welcher er mich bekannt machte. Er trieb schon damals die pathologische Anatomie des Auges mit Vorliebe, theils in der Blindenanstalt, theils an Thieraugen. Er hat diesen Gegenstand nie wieder ganz verlassen und ihm wie der Entwickelungsgeschichte des Auges seine besten Kräfte gewidmet. Er war sonst in seinen Schriften sehr vielseitig, für alles Neue und Nützliche zugänglich. Auch meine Arbeiten gaben ihm die Anregung, sich um die operative Orthopädik, besonders um die Schieloperation verdient zu machen. Er wollte mich gern nach Leipzig ziehen, als ich eben erst Professor der Chirurgie in Erlangen geworden war und ließ mir durch seinen Bruder, welcher dort Prediger war, Anträge machen. Aber Leipzig mit seinem Jacobshospitale hatte mir gar nicht gefallen, und Erlangen gefiel mir.

Ich meine, er hätte selbst nach Leipzig gehen sollen, als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde wäre er wohl bedeutender geworden; ob glücklicher, das ist sehr die Frage. Dresden ist ein reizender Ort und Ammon hatte dort alle äußeren Erfolge, welche das Herz wünschen kann, als gesuchter Praktiker und königlicher Leibarzt.

Von den Lehrern der medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden lernte ich folgende kennen:

Hofrath Frank, Professor der Medicin, später königlicher Leibarzt, ein kleiner feiner Mann mit vornehmem Anstande;

Generalchirurgus Ohle, Professor der chirurgischen Klinik;

Dr. Gustav Carus, Professor der Geburtshülfe. Von

ihm sagt mein Journal: Er ist siebenunddreißig Jahre alt, von mittlerer Größe, mit einem nicht bedeutenden Gesichte, seine Stimme ist schwach, seine Rede ist trocken und nölend. An seiner Klinik nahmen außer den angehenden Wundärzten auch die Hebammen Theil. Man erzählte mir, daß er alle seine freie Zeit der Malerei widme und darin Vorzügliches leiste. Ich habe ihn später nicht wiedergesehen, kann ihn mir aber noch jetzt vergegenwärtigen, wie er war, als ich ihm meinen Besuch machte und er mir eine halbe Stunde ruhig gegenübersaß.

Es fehlte den Kliniken der Akademie nicht an Kranken, die Locale waren sehr schön, aber der ganze Unterricht schien mir so oberflächlich, so ganz berechnet für Leute ohne classische Bildung, daß er mit den Leistungen der chirurgischen Schule in Hannover nicht zu vergleichen war. Die medicinisch-chirurgische Akademie in Dresden für die Ausbildung einer niederen Art von Heilkünstlern hat in Deutschland wohl am spätesten ihre Thätigkeit eingestellt. Ich bezweifle, daß man je darauf zurückkommen wird. Wenn ein Volk in der Cultur und im Wohlstande erst so weit vorgeschritten ist, um sich classisch gebildete Aerzte zu halten, wird der Geschmack für andere verschwinden. Die natürlichen Anlagen und die Ansprüche an das Leben bedingen bei den Einzelnen doch so große Unterschiede, daß man nicht nöthig hat, zweierlei Lehranstalten zu schaffen.

Sehr interessant war mir die erst kürzlich entstandene Anstalt für künstliche Mineralwässer von Dr. Struve. Der fünfundvierzigjährige Mann war sehr lebhaft und gesprächig, er machte mich mit seinen Untersuchungen über die Entstehung der natürlichen und der Fabrikation der künstlichen Mineralwässer bekannt. Er war sehr aufgebracht gegen Hufeland, der in seiner vielgelesenen Heilquellenlehre die Brunnengeister eine wichtige Rolle spielen läßt. Struve erklärte sie für Gespenster, an die man nur glaube, wenn man von Physik nichts verstehe. Er

wußte seinen Erfindungen Ansehen und Eingang zu verschaffen, indem er nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Rußland und anderen Ländern Struve'sche Mineralwasseranstalten begründete. Der Einfluß derselben ist sehr bedeutend gewesen, die Aufmerksamkeit der Aerzte wurde den natürlichen Quellen mehr als früher zugewendet und das quellenreiche Deutschland hat gewiß große materielle Vortheile davon gehabt. Auch die Heilkunst im Großen ist davon berührt worden, man curirt jetzt viele Patienten auf angenehmere und doch wohlfeile Art durch einige Flaschen Mineralwasser statt durch Mixturen. Daß die künstlichen Mineralwässer unter günstigen Umständen eben so große Dienste leisten wie die natürlichen, läßt sich nicht ableugnen, doch habe ich in wichtigen Fällen die natürlichen vorgezogen, auch wenn sie nicht an der Quelle getrunken werden konnten. Es bleibt der Chemie doch noch immer etwas zu entdecken übrig; wer kannte z. B. in Struve's Zeit den minimalen Arsenikgehalt der Eisenwässer, dessen Mitwirkung doch möglich ist.

Außer dem medicinischen Nutzen hatten die Struve'schen Wässer einen noch größeren hygienischen durch die Massen eines guten, kohlensauren Wassers, welche jetzt in Gegenden consumirt werden, wo sonst gutes Trinkwasser nicht zu haben ist, deren Fabrikation eine Haupterwerbsquelle der Anstalten geworden ist.

Wenn Dr. Struve, welcher schon 1840 gestorben ist, jetzt eine Reise durch Deutschland machte, würde er fast an allen Thoren von weißgekleideten kohlensauren Jungfrauen empfangen werden. Diese guten Kinder, welche es gar nicht darauf abgesehen haben, Herzen, sondern nur durstige Kehlen zu erobern, könnten ihm darüber berichten, wie viele Verehrer sie dem Bacchus und Gambrinus abspenstig gemacht haben.

Tieck und Tiedge.

Ich war von Weimar aus an den bekannten Kunstfreund, Herrn von Quandt, an Tieck und an Tiedge empfohlen worden, und beeilte mich, die Briefe abzugeben. Herrn von Quandt, welcher verreist war, sah ich erst kurz vor meiner Abreise, bei Tiedge brachte ich einen gemüthlichen Abend zu. Der schon vierundsiebenzigjährige Dichter der Urania (geb. 1752, gest. 1841) sah noch sehr gut aus, er hatte feine, edle Züge und eine feste, würdige Haltung seiner schlanken Figur. Seine alte Freundin, Frau Elise von der Recke, hatte nichts Ausgezeichnetes in ihrer Erscheinung. Beide waren sehr freundlich gegen mich und interessirten sich für das, was ich aus Weimar zu erzählen hatte. Der Einfluß, welchen Tiedge's Schriften gehabt haben und sein sittlich reines Streben hätten wohl eine freundlichere Erinnerung verdient, als er in Carus' Denkwürdigkeiten gefunden hat, wo von ihm gesagt wird: man könne aus seinen Schriften ermessen, wie hoch seiner Zeit das Wasser in der Poesie gestanden habe. Carissime, mutato nomine, de te fabula narratur! Man könnte mit größerem Rechte von Carus sagen, aus seinen Werken ergebe sich, wie dick der naturphilosophische Nebel seiner Zeit gewesen sei.

Ludwig Tieck (geb. 1775, gest. 1853), damals einundfunfzig Jahre alt, machte auf mich bei meinem ersten Besuche einen wehmüthigen Eindruck. Sein blasses Gesicht mit den großen, seelenvollen Augen trug die Spuren langjähriger körperlicher Leiden. Durch gichtische Entzündungen in den Gelenken der Wirbelsäule waren die natürlichen Krümmungen derselben vergrößert und seine Figur verkürzt, so daß der Kopf dem Brustbeine genähert war und der Rumpf im Verhältniß zu den Extremitäten zu kurz erschien. Warum mußte dieser edle Dichtergeist in dieser gebrechlichen Hülle wohnen? dachte ich

mir. Dieser Eindruck verschwand erst, als ich ihn lesen hörte. Da war es mir ein erhebendes Gefühl, zu erleben, wie ein kräftiger Geist zu siegen vermag über einen Körper, der ihn durch Schmerzen stets an seine Gegenwart erinnern könnte, wenn die Macht der Abstraction nicht größer wäre, als die der Schmerzen.

Wie verschieden war doch der Eindruck, den Tieck fast um dieselbe Zeit auf Carus machte! Er hatte, als er Tieck zuerst sah, für nichts anderes Sinn, als für dessen listigen Ausdruck, wovon ich selbst nach längerer Bekanntschaft nichts bemerkt habe. 'Wenn es wahr ist, sagt Carus, daß Tieck zur katholischen Kirche übertreten will, so wird nicht er der Betrogene sein!

Carus hatte schon vier Jahre mit Tieck in Dresden gelebt, als er ihn zufällig das erste Mal sah. Es dauerte noch vier Jahre, ehe er näher mit ihm bekannt wurde. Er hatte also kein großes Verlangen gespürt, sich ihm zu nähern. Warum ist Tieck, der mir als ein edler Dulder erschien, Carus so listig vorgekommen? Tieck kannte natürlich Carus schon von Hörensagen, ehe er seiner ansichtig wurde, und dachte dabei wohl: Das also ist der Goethe unter den Doctoren, der Alte in Weimar sieht doch anders aus! Vier Jahre dauerte es, ehe Carus das Lächeln Tieck's so weit vergessen hatte, um es zum zweiten Male ertragen zu können. Er rühmte sich später seiner Freundschaft, aber kann es gar nicht verhehlen, daß es ihm in Tieck's Nähe immer unheimlich zu Muthe war. Tieck war sein böses Gewissen, wie Sarastro für Monostatos, den lüsternen Mohren, welcher auch gern die schöne Prinzessin Poesie geküßt hätte, und sich dabei vor dem Monde fürchtete, wie Carus vor Tieck's blassem Antlitze!

Tieck lud mich auf die Dauer meines Aufenthaltes in Dresden für jeden Freitag zum Thee, wo ich außer Tieck's Familie und der Gräfin Finkenstein jedes Mal nur die Familie

Rehberg aus Hannover antraf. Dreimal habe ich das Glück gehabt, Tieck lesen zu hören, den Sommernachtstraum, den ersten Theil von Heinrich IV. von Shakespeare und den Faust von Goethe. Der Eindruck, welchen mir sein Vortrag machte, ist unbeschreiblich. Freude, Bewunderung, Rührung wechselten in meiner Seele. Tieck verstand es, alle Saiten unseres Innern erklingen zu lassen durch die bloße Kraft seiner wohltönenden, nie verstellten Stimme, er bewegte keine Hand beim Lesen. Aber was dieser biegsamen Stimme ihre Macht verlieh, war das tiefe Verständniß der Dichtungen, welche er vortrug. Nur eine große Dichterseele kann die andere so verstehen, daß wir prosaischen Sterblichen gestehen müssen, wir haben von Allem bisher nur wenig verstanden. Selbst Eckermann, der doch auch ein Dichter war, ging es so, als er Tieck im October 1828 zu Weimar in den mir so wohlbekannten Zimmern der Frau Ottilie von Goethe den Clavigo lesen hörte. Er sagt sehr richtig: die Vorlesung machte den Eindruck einer Vorstellung im Theater, in der jede Rolle vortrefflich besetzt ist. Ich dachte dasselbe und konnte mich deshalb nicht entschließen, in das Dresdener Theater zu gehen. Selbst bei den besten Bühnen muß man froh sein, wenn eine oder zwei Rollen vortrefflich besetzt sind.

Ein anderer Dichter, Clemens Brentano (Frühlingskranz 1844, Vol. I, pag. 451), spricht mit ähnlicher Begeisterung von Tieck's Vorlesungen, indem er sagt: Tieck sei das größte mimische Talent, welches jemals die Bühne nicht betreten, er habe den innersten Beruf und Talent zur Bühne, wie es sich alle Jahrhunderte einmal heraufverirre.

Ich weiß nicht, ob Brentano Recht hat, es ist möglich, aber in jüngeren Jahren hätte nichts Tieck hindern können, die Bühne zu betreten, und hat es je einen großen Schauspieler gegeben, der so lesen konnte wie er? Holtei war ein aus-

gezeichneter Vorleser, hatte aber gar keinen Erfolg auf der Bühne, selbst in seinen eigenen Stücken, in denen Andere mit sehr mäßiger mimischer Begabung glänzten.

An jenen Abenden bei Tieck nahm das Lesen den größten Theil der Zeit und, jedenfalls bei mir, alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Von den liebenswürdigen Damen, welche dabei zugegen waren, Tieck's und Rehberg's Töchtern, habe ich deshalb keine deutlichen Erinnerungen. Nur der alte Rehberg hat es verstanden, sein finsteres Bild meinem Gedächtnisse einzuprägen. Ich hatte es versäumt, ihn in Dresden, wo er als Pensionair wohnte, nachdem er früher in Hannover eine bedeutende politische Rolle gespielt hatte, aufzusuchen, wie er vermuthlich erwartete. Als er mich zum dritten Male bei Tieck traf, fragte er mich ziemlich barsch, warum ich denn noch immer in Dresden sei, wo für einen Arzt doch wohl nicht viel zu lernen sei? Herr Geheimer Cabinetsrath, erwiederte ich ihm, es giebt viele Wege nach Rom, der meinige führt durch Tieck's Haus und durch die Dresdener Gallerie!

Ich machte bei schönem Wetter einen Ausflug in die sächsische Schweiz, sie gefiel mir aber nicht, ich bekam Heimweh nach den Bildern und kehrte schon am dritten Tage wieder zurück. Als der liebe Gott die sächsische Schweiz erschuf, dachte ich, verstand er noch nicht, zu skizziren, und machte die Felsen mit dem Lineal, wie ein Anfänger im Zeichnen.

In der Gallerie orientirte ich mich schneller, als früher in München, Manches kannte ich durch Copien meines Lehrers Winkelmann, Vieles durch Kupferstiche.

Ich brachte jeden Tag drei bis vier Stunden bei den Bildern zu, und würde die meisten jetzt noch wieder erkennen, wo ich sie fände. Was ich damals lernte, war Folgendes: Große Maler stehen den großen Dichtern ebenbürtig zur Seite, wer auf allgemeine Bildung Anspruch macht, sollte sich be-

mühen, auch die Maler kennen zu lernen. Dresden ist dazu der geeignete Ort und würde ein passendes Ziel für deutsche Studenten in den Herbstferien sein. Dresden ist ein wohlfeiler Ort und nicht so zerstreuend wie München oder Wien. Aber in ein paar Tagen sind solche Studien nicht abzumachen. Es gehört für Anfänger schon Zeit dazu, alte Bilder sehen zu lernen.

Das wichtigste Ergebniß meines Dresdener Aufenthaltes war aber die Erkenntniß, daß die Malerei eine schwere Kunst sei, die nicht blos großes Talent und ein poetisches Gemüth, sondern auch große Ausdauer und ein ganzes Menschenleben erfordere, daß es Thorheit sei, sich als Dilettant damit beschäftigen zu wollen, noch thörichter, als mit der Musik. So ließ ich denn in Dresden alle Hoffnung zurück, an meinen eigenen Bildern jemals noch Geschmack zu finden, und entsagte dem jugendlichen Traume, als Arzt zugleich ein wenig Maler sein zu können. Es war mir aber doch ein Opfer, und ich verfolgte später Carus' Schicksal, der das mir unmöglich Scheinende möglich gemacht haben sollte. Ich hatte, ehe ich ihn persönlich kennen lernte, seine Schriften gelesen, sie hatten mir nicht gefallen und waren später für mich nicht mehr vorhanden. Seine Denkwürdigkeiten waren mir erwünscht, um zu erfahren, wie es ihm schließlich ergangen. Bei diesen ist mir dann Folgendes eingefallen, was ich hier einschalte zum Frommen angehender Dilettanten und als Commentar zu Goethe's Worten (Eckermann, Gespräche, Vol. III. pag. 269): Suchen läßt sich der Ruhm nicht und alles Jagen darnach ist eitel. Man kann sich durch allerlei Mittel wohl eine Art von Namen machen, aber fehlt dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

Wer sich die Mühe geben will, Carus' Denkwürdigkeiten zu lesen, kann sich überzeugen, daß meine Kritik derselben nicht übertreibt.

Carus und Goethe, oder: Der neue Empedokles.

Die Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, welche Carus 1865 und 1866 veröffentlicht hat, waren größtentheils von 1846 bis 1856, zwischen seinem siebenundfunfzigsten und siebenundsechszigsten Lebensjahre, niedergeschrieben; bei seinem 1869 erfolgten Tode war er achtzig Jahre alt. Noch im Jahre 1868 wurde er von der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zum Präsidenten gewählt.

In der Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten macht der Autor Goethe dafür verantwortlich, daß er dieselben vor seinem Tode erscheinen lasse; der Hinblick auf Goethe's unübertroffenen Mittheilungen aus seinem Leben hat ihn endlich zu deren Herausgabe bestimmt.

Carus erscheint darin zunächst als ein guter Sohn, er liebt seine Mutter, ehrt seinen Vater und verpflegt Beide, als sie alt und arm geworden sind; deshalb geht es ihm wohl und er lebt lange auf Erden, möchte aber auch gern dafür gelobt sein.

Als Schüler und Freund zeigt er nur wenig Pietät und Treue, das kommt aber nur daher, weil er selbst so große Fortschritte macht.

Als Naturforscher giebt er sich selbst das Zeugniß, daß seine Arbeiten, seine Physiologie zum Beispiel unvergleichlich sind. Ueber die Vorurtheile anderer Naturforscher ist er erhaben; er heirathet seine leibliche Tante.

Er wird praktischer Arzt, obgleich er sich sehr vor ansteckenden Krankheiten fürchtet und lobt sich selbst für diese Hingebung. Seine tiefen physiologischen Kenntnisse führen ihn auf Heilmethoden, mit denen er wunderbare Erfolge erzielt; diese Kunst läßt sich aber nicht lehren, die Welt verdient es auch nicht.

Für die Geburtshülfe hat er eigentlich gar keine Neigung, er schämt sich derselben fast, treibt sie nur als Broterwerb und aus Pflichtgefühl; sie ist ihm, wie er sagt, ein Durchgangspunkt.

Für die Malerei ist er geboren, aber die Kunst steht ihm zu hoch, als daß er davon leben möchte. Dies war ein glücklicher Gedanke von ihm, denn die Trauben sind sauer! Da seine Bilder keine Käufer finden, so hätte er bei der Malerei noch ärmer werden können als sein Vater, der ein Färber war. Nichtsdestoweniger hält er sich darin für einen Teufelskerl, denn er erwartet von seinen Bildern dämonische Wirkungen. Das geht auch anderen Malern so, welche ihre nicht verkäuflichen Bilder dämonisch finden. Er malt unablässig, aber fünfzig Jahre alt, möchte er gern Dutzende seiner Bilder in Auction geben, weil Kisten und Wände seines Hauses damit überfüllt sind.

Ich selbst habe zwei Bilder von ihm gesehen, sie waren von gleicher, ziemlich bedeutender Größe, das eine stellte die Insel Ischia, das andere schwimmende Eisberge vor. Sie kamen mir vor, wie auf der Apotheke nach einem Recepte gemacht, ohne alles Naturstudium.

Mit der Bildhauerei hat sich Carus nicht selbst beschäftigt. Er gab aber vielen Bildhauern Gelegenheit, mit seiner Büste die schwere Aufgabe zu lösen, seinem Kopfe einen monumentalen Charakter zu verleihen. Rietschel, sein Schwiegersohn, hat es zweimal versucht, mit der ersten Büste schon gewann er die Hand der Tochter; er hätte vielleicht Hüon's Aufgabe vorgezogen, dem papa beau-père die hohlen Weisheitszähne auszuziehen! Auf philosophischem Wege kam Carus zu der Entdeckung, daß, wie die Musik für das Hörorgan, die Malerei für das Gesicht, so die Bildhauerkunst für das Tastorgan erfunden sei. Einem Geburtshelfer lag diese Idee allerdings nahe, da Lucina mit dem Auge in der Hand abgebildet wird.

Die Griechen waren anderer Ansicht, sie brachten ihre plastischen Werke oft sehr hoch an, aber die Elgin Marbles, welche oben am Tempel der Minerva gesessen hatten, waren so gütig, an Carus, wie er sagt, dicht heranzutreten. Er gab sich viele Mühe, eine berühmte, schöne Sängerin auch dem Tastorgan zugänglich zu machen, indem er es betrieb, daß ihre Statue in Marmor gearbeitet würde.

Auf empirischem Wege ist auch Detmold zu derselben Entdeckung gekommen und hat sie in seiner geistreichen Schrift, „eine schwierige Aufgabe", mitgetheilt. Es handelt sich dabei um die Restàuration eines Gypsabgusses der Venus von Medicis, welcher an seiner Kehrseite durch öftere Berührung schwarz geworden war. Durch die Anstrengungen eines Vereins von Kunst-Meyern wurde diese Aufgabe glücklich gelöst, Venus wurde erst abgekratzt und dann wieder übergepinselt.

Als Dichter tritt Carus auf den ersten Anblick sehr bescheiden auf. Er dichtet eigentlich nur mit dem Pinsel, seine Prosa würde gut zu nennen sein, wenn er nicht so viele philosophische Floskeln anbrächte. Sein Dichterberuf gründet sich auf den Spruch in Goethe's Faust:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst!

So ließ es sich denn Carus, wohl oder übel berathen, angelegen sein, der Welt verständlich zu machen, daß er Goethe begriffen habe, das konnte natürlich nur eine große Dichterseele!

Er schickt Goethe seine Schriften zu und dieser bedankt sich jedesmal, ehe er dieselben gelesen hat. Dies erinnert mich an einen Ausspruch des berühmten Dichters Rückert, meines Collegen in Erlangen: Wenn ich Wein geschenkt bekomme, so bedanke ich mich gleich, ehe ich denselben gekostet habe, denn wenn der Wein sauer ist, so wird mir nachdem der Dank auch sauer. — Mit jedem Briefe dieser Art, den er von Goethe erhält, fühlt sich Carus dem großen Dichter näher stehend.

Er spricht es aus in Schriften über Goethe und bringt es so weit, daß er „der Goethe von Dresden“ genannt wird. Er studirt besonders den Faust sehr eifrig und schreibt Commentare dazu. Manches scheint ihm jedoch dunkel geblieben zu sein, zum Beispiel, daß Mephisto in seinem Liede:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,

die großen Herren verspottet, wenn sie gegen die Kleinen zu viel Nachsicht haben. Bettina leuchtete dem Nachtfalter zum Zimmer heraus, den Goethe zappeln ließ. Er ließ auch Carus um sein Licht flattern, wie Bettina selber, das geistreiche Kind, über welche sich Carus so ungalant ausspricht. Wenn Carus wirklich, wie er oft zu verstehen giebt, der Einzige gewesen ist, der Goethe verstand, so ist es diesem so gegangen, wie Hegel, der nur einen Schüler zählte, der ihn verstanden hatte und der hatte ihn mißverstanden. Den Sinn des Goethe'schen Satzes:

Nur die Lumpe sind bescheiden,

hatte Carus auch offenbar nicht richtig aufgefaßt. Des unsterblichen Dichters Stolz bestand darin, daß er in seinen Werken das Vollkommene leisten wollte. Er feilte daran so lange wie möglich und schickte sie dann noch Freunden zur Kritik, an Herder zum Beispiel, auf den Carus nicht viel hält. Macht es Goethe nur nach, ihr Anderen, mit dieser Art von Unbescheidenheit, der wahren Bescheidenheit des Autors, seid ihr sicher, nicht zu den Lumpen gerechnet zu werden. Carus' Auffassung der Bescheidenheit war eine andere, er arbeitete rasch und liebte die Kritik nicht, daher mag es kommen, daß seine Schriften nicht so viel mehr gelesen werden, wie Goethe's Werke. Wer weiß, ob ich nicht sein letzter Leser gewesen bin? Es sollte mir leid thun um seine Denkwürdigkeiten, sie sind wirklich belehrend, man könnte ein Schulbuch daraus ziehen mit dem Motto:

Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, artet sie nicht in Blödigkeit aus!

Carus war nicht so blöde wie Waz, das vergnügte Schulmeisterlein, der, wie Jean Paul uns erzählt, sich nur vor seiner Frau selbst zu loben wagte.

Angehenden Selbstbiographen sind Carus' Denkwürdigkeiten sehr zu empfehlen, aber auch anderen, besonders denen vom Geschlecht der Strebelinger. Carus hatte Erfolg im Leben, er wurde wohlhabend, angesehen, man hielt ihn sogar für einen großen Mann, jedenfalls hielten ihn die Maler für einen großen Arzt und die Aerzte für einen großen Maler.

Seine Erfolge verdankte er, wie Numa Pompilius, der Nymphe Egeria, einzig und allein seiner unsichtbaren Gouvernante, Namens Psyche, gegen welche er voll von Aufmerksamkeiten ist. In müssigen Stunden trägt er sie auf den Händen, bewundert und streichelt sie. Psyche leidet oft an einem Schnupfen, dem sogenannten Weltschmerze, dann nimmt er sie in die Cur. Starke Mittel kann sie nicht vertragen, der Umgang mit ernsten, klugen Männern ist ihr lästig. Süßigkeiten liebt Psyche, sie wird danach wieder munter und Carus fühlt sich dem Weltgeiste näher. Dann leistet er das Unglaubliche! An der Hand Dante's steigt er zur Hölle nieder und componirt dort eins seiner dämonischen Bilder, mit Alexander von Humboldt schwingt er sich zum Aether empor und belehrt diesen Freund über die Spiralbewegung der Himmelskörper.

Er sammelt neue Kräfte im Umgange mit mäeutischen Damen aus der sokratischen Schule, welche der Gewohnheit treu bleiben, jedes neugeborene Kind schön und seinem Vater frappant ähnlich zu finden. Jeder Gedanke von Carus erscheint ihnen schön und seiner würdig!

Je mehr er Ursache hat, mit sich selbst zufrieden zu sein, desto schwerer wird es, vor seinen Augen Gnade zu finden. Ein Kunstwerk braucht nur vollendet zu sein, so hat er gleich große Bedenken dabei. Es geht ihm selbst mit den gelungen-

sten Werken Gottes so. Der edle Dichter Tieck kommt ihm bei der ersten Bekanntschaft so vor wie ein Jesuit, der große Maler Lessing wie ein Zimmermann, trotz seiner schönen, ritterlichen Gestalt; Wilhelm Kaulbach macht grobe Zeichnungsfehler. Carus findet eigentlich nur Geschmack an dem Werdenden, Nebelhaften, deshalb beschäftigt er sich am liebsten mit Dingen, die kein Mensch wissen kann, mit dem Wesen Gottes zum Beispiel. Er glaubt an keinen einigen Gott, auch nicht an Pantheismus, er ist aber so glücklich gewesen, einen Mittelweg zu finden, der vorläufig unaussprechlich ist, wie Professor P.'s Lehre von der Unsterblichkeit der Seele:

„Meine Herren, einige halten die Seele für unsterblich, andere nicht! Die Wahrheit wird hier wie gewöhnlich in der Mitte liegen!" —

Carus selbst glaubt nicht an Unsterblichkeit und hat deshalb hienieden keine Zeit zu verlieren, das Universalgenie seiner Psyche zur vollen Entwickelung zu bringen. Sie hat noch eine schwache Seite; in musikalischer Beziehung ist sie eigentlich von Gott verlassen. Mit fünfunddreißig Jahren findet Carus keinen Geschmack an Henriette Sontag, Fidelio gefällt ihm nicht, er muß sich von Carl Maria von Weber verweisen lassen, daß er, neben diesem auf dem Sopha sitzend, beständig den Tact trommelt, zu der schönen Musik, die man gerade aufführt. Diesen Ausputzer des unsterblichen Tondichters nimmt er sehr übel, aber zwei Jahre später schreibt er schon über den Geist der Musik und ist seitdem darin ein vollendeter Kunstkenner.

Psyche ist jetzt vollkommen, sie führt sich eine Zeit lang ganz anständig auf, Carus' zahlreiche Schriften erscheinen in mehrfachen Auflagen, die angesehensten Universitäten, Göttingen, Breslau, Berlin sogar zweimal, auf Alexander von Humboldt's Wunsch, bewerben sich um seinen Besitz.

Durch die vielen Huldigungen, die man ihr von allen

Seiten darbringt, wird Psyche übermüthig, Hochmuth kommt vor dem Falle: sie geht mit Carus durch! — — —

Im Jahre 1853 bricht in der ganzen Welt eine böse epidemische Krankheit aus, das Tischrücken genannt. Carus, seinem Instincte weniger getreu als Falstaff, setzt sich furchtlos der Ansteckung aus. Der große Naturforscher mischt sich unter die im Delirium befindlichen Patienten, wird von einem sich drehenden Tische erfaßt,

Halb zog es ihn,
Halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn!

Seitdem war er verschollen, bis das Jahr 1865 seine Denkwürdigkeiten auswarf, wie der Aetna die Pantoffeln des Philosophen Empedokles. Dieser war auch ein angesehener Arzt und Naturforscher (zu Agrigent in Sicilien, 460 vor Christus), der von demselben Satze betrogen,

Daß Gleiches nur vom Gleichen erkannt werde!

sich den Göttern verwandt glaubte. Er stürzte sich in den Aetna, um durch sein plötzliches Verschwinden den Glauben an seine göttliche Abkunft zu verbreiten, so wie Carus noch im Scheiden aus dieser Welt den Glauben an seine Geistesverwandtschaft mit Goethe.

Der Aetna wurde zum Verräther an Empedokles, die Welt lachte, ich fürchte, sie lacht auch über Carus. Das Beispiel des Empedokles schon hätte ihn belehren sollen, aber auch Goethe hatte ihn gewarnt, indem er einem erzürnten Genius die Worte in den Mund legte:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!

Ueber Prag und Regensburg nach Wien,
vom 31. Mai bis zum 22. Juni 1826.

Mein Reisejournal bemerkt, daß ich am 31. Mai in sehr heiterer Stimmung von Dresden abgereist sei. Der dreiwöchentliche Aufenthalt an diesem poetischen Orte war mir wohlthätig gewesen. Ich hatte von der Heilkunst einmal Urlaub genommen und mich im Gebiete der Kunst wieder aufgefrischt zu neuen Studien. Ich war in Dresden viel allein, konnte mich besinnen und Pläne für die Zukunft machen. Abends las ich oft in meinem englischen Shakespeare, vorzüglich die Stücke, welche ich von Tieck hatte vortragen hören. Ich gedachte dabei schon der Zeit, die ich in England zubringen wollte; wann dies stattfinden sollte, war noch zweifelhaft. Es hatte früher in meinem Plane gelegen, außer England und Frankreich auch Italien zu sehen, in diesem Falle hätte ich in Wien das Italienische treiben müssen, denn ohne die Sprache geläufig sprechen zu können, schien es mir unnütz, irgend ein fremdes Land zu besuchen, weil man dem geistigen Leben der Gegenwart zu fremd bleibt. Gerade in Dresden, wo die Meisterwerke der italienischen Malerei das Verlangen wecken mußten, mehr davon zu sehen, gab ich die italienische Reise auf. Ich fürchtete, daß sie zu mächtig auf mich wirken und mich meinem Hauptzwecke zu sehr entfremden würde, weil ich nicht darauf rechnete, daß sie mir in ärztlicher Beziehung große Ausbeute gewähren könne. Ich hatte in Berlin ein warnendes Beispiel vor Augen gehabt. Einer meiner jungen Freunde, welcher mitten in seinen klinischen Studien auf ein halbes Jahr nach Italien gegangen war, kehrte von daher mit entschiedenem Widerwillen gegen die praktische Heilkunst zurück. Er war klug, fein gebildet und liebenswürdig, besaß große manuelle Fertigkeit, hatte viel gelernt, er würde eine Zierde

des ärztlichen Standes geworden sein. Er hätte die ärztliche Praxis unter den günstigsten Verhältnissen ausüben können. Er hat es nie gethan! Es war für ihn kein Unglück, denn er war reich, aber die Welt verlor an ihm einen ausgezeichneten Heilkünstler. Außer diesem, im frischen Gedächtnisse stehenden Falle erinnerte ich mich einer schönen Stelle in Xenophon's Memorabilien, IV, 7, wo Sokrates einen jungen Freund warnt, sich nicht allzutief einzulassen mit Studien, die nicht zu dem unmittelbaren Lebensberufe gehören, weil das Leben selbst das zu bieten pflege, was man davon nöthig habe und weil man sich im Umgange mit kundigen Leuten aus anderen Fächern Vieles aneignen könne. Er macht bei dieser Gelegenheit die heute noch gewiß richtige Bemerkung, es sei schwer, einen Arzt zu finden, der das der Gesundheit Dienliche besser erkenne, als der, welcher auf sich Acht gebe. Der alte Blumenbach drückte denselben Gedanken in seiner originellen Weise so aus: Wenn mich die Leute fragen, ob sie dies oder jenes essen dürfen, so erwiedere ich ihnen: Schmeckt es Ihnen? Ja! Bekommt es Ihnen? Sehr gut! Na, denn essen sie es in Gottes Namen! Ich fürchtete mich vor dem poetischen Zauber Italiens, dem Keiner sich entziehen kann, der für etwas mehr Sinn hat, als für Wanzen und Flöhe, wie Nicolai. Was dem Arzte außer seiner Fachwissenschaft Noth thut, ist die glückliche Entwickelung seines Charakters, damit er Anderen in schwierigen Lebensverhältnissen Beistand leisten kann, nicht blos mit Recepten, sondern durch Rath und Beispiel. In Italien kann der Deutsche schwerlich Das erlangen, was ihm nöthig ist; eine leichtere Lebensauffassung findet der Norddeutsche bei seinen süddeutschen Brüdern; was ein edler Italiener an Vaterlandsliebe, an Charakterstärke besitzt, verbirgt er dem Deutschen, den er als seinen Unterdrücker haßt und oft seiner Unmäßigkeit wegen verachtet. Nur ein freies Volk kann bil-

dend auf Nachbarvölker wirken, von unterjochten Nationen nimmt der Sieger wohl die Untugenden, aber nur selten das Gute an! Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo Italien seine Ketten abschüttelt und seine hochbegabten Kinder wieder ein Culturvolk bilden, würdig ihrer großen Vorfahren, ihrer Dichter und unvergleichlichen Künstler! England allein erschien mir als das Asyl der Freiheit, des ächten Bürgersinnes, einer ernsten, würdigen Lebensauffassung; um davon Nutzen zu ziehen, durfte mein Aufenthalt in diesem Lande nicht zu kurz sein, es schien mir besser, Italien einmal in einer späteren Zeit zu besuchen, wenn auch nur für einige Monate, welche hinreichen würden, einen allgemeinen Eindruck zu bekommen und die klimatischen Curorte kennen zu lernen. Ich hoffte, dies würde noch möglich sein, selbst nach Beginn einer praktischen Laufbahn. Es hat sich aber nicht so gefügt, und über meine Grübeleien habe ich Italien nicht gesehen, wo ich, ohne allen Schaden für meine medicinischen Studien, sehr gut den Winter von 1826 bis 1827 hätte zubringen können, denn das zweite Semester in Berlin gab mir keinen erheblichen Zuwachs an medicinischer Weisheit. Was ich im Jahre 1826 für Selbstbeherrschung und Berufstreue hielt, war vielleicht eine Thorheit, die mir aber niemals Reue gebracht hat, weil ich überzeugt war, daß meine damaligen Entschlüsse die Zustimmung meines Vaters gefunden hätten, wenn er noch gelebt hätte.

Ich wäre von Dresden am liebsten direct nach Wien gegangen, ohne mich unterwegs aufzuhalten, meine Studien in der Kaiserstadt hätten dann um so länger gedauert, aber zwischen diesen beiden Städten lagen die böhmischen Bäder, deren Besuch mir um so mehr Nutzen versprach, weil er in die Saison fiel. Ein lebhaftes Interesse für die Badeörter habe ich schon in meinen Kinderjahren gefaßt, wo ich mit meinem Vater nach Limmer fuhr und dort die Curgäste

musterte. Dies geschah denn auch in den böhmischen Bädern, wo ich die Physiognomien der Gäste mit so gutem Erfolge studirte, daß mir oft noch nach Jahren, wenn ich über Brunnencuren zu Rathe gezogen wurde, einfiel: der wird in Carlsbad oder Marienbad sich ganz unter Seinesgleichen befinden! Die genauere Untersuchung des Falles bestätigte meistens das Urtheil nach dem ersten Eindrucke und den Nutzen der Krankenphysiognomik. Mein früherer College Baumgärtner in Freiburg hat es versucht, das Studium derselben durch einen Atlas möglich zu machen, welcher colorirt in einem größeren und in einem kleineren Formate erschienen ist, war aber nicht so glücklich, geschickte Künstler für dieses Werk zu gewinnen, und so hat er von ähnlichen Versuchen abgeschreckt durch den geringen Erfolg des seinigen. Daß dabei wohl etwas herauskommen kann, beweist das berühmte Blatt von Wilhelm von Kaulbach: „Aus dem Irrenhause". Dieses stellt die Hauptformen der Geisteskrankheiten in so ausdrucksvoller Weise dar, daß der Stich sich in den Händen vieler Aerzte befindet. Mit Beihülfe der Photographie ließe sich jetzt Vieles erreichen, was früher nur großen Künstlern möglich war. Ein Album aus Carlsbad und Marienbad, mit photographischen Portraits, vor und nach der Cur, würde vielleicht interessanter sein, als manche Brunnenschrift. Allerdings würde nicht jeder Curgast wünschen, auf diese Art bekannt zu werden, aber manchem wäre vielleicht damit gedient, nicht der Reclame wegen, sondern aus menschenfreundlichen Absichten, wie bei den Verehrern des Hoff'schen Malzextracts.

Pirna.

Dieser kleine Ort war damals interessant für Aerzte durch die Irrenanstalt auf dem Sonnenstein, einem früheren königlichen Schlosse, welches, auf einem Hügel an der Elbe liegend,

eine weite, schöne Aussicht bis nach Dresden hat. Die Zahl der dort verpflegten Irren betrug hundertunddreißig, welche theils der öffentlichen Anstalt, theils dem Privatinstitute des Directors Pienitz angehörten. Die Behandlung war sehr milde und einfach, sie bestand in Bädern, Douchen und Arbeiten in freier Luft; der Drehstuhl wurde noch benutzt. Diese Anstalt gab mir zuerst Interesse für die Psychiatrie, ich kannte bis dahin nur die hannoversche, welche in Celle mit dem Zuchthause vereinigt war, sie hatte mir Grauen eingeflößt. Jetzt ist es anders. Im Jahre 1866 besaß das Königreich Hannover drei glänzend ausgestattete Irrenanstalten, in Hildesheim, Osnabrück und Göttingen. Die letztere stand noch leer im Juni 1866 und würde zum Militairhospitale benutzt sein, wenn es bei Göttingen zum Kampfe gekommen wäre.

Außer der Irrenanstalt besuchte ich in Pirna den Dr. Schmalz, welcher als Augenarzt Ruf hatte. Er machte bei Staaren vorzugsweise den Hornhautstich, wie damals viele Norddeutsche, nach C. J. M. Langenbeck's Beispiele, dessen Operationen mir keine sonderliche Vorstellung von ihren Erfolgen gegeben hatten. Dr. Schmalz machte mich mit seiner Methode, die Thränenfistel zu behandeln, bekannt, sie bestand in dem täglichen Weiterziehen eines einfachen, durch einen Einschnitt des Thränensacks und den Nasencanal geführten seidenen Fadens, der auf einer kleinen Rolle unter dem Haar befestigt lag und neben dem Nasloche mit einem Klebpflaster befestigt war.

Kulm.

Wenn man bei Peterswalde die österreichische Grenze überschritten hat, übersieht man von der Nollendorfer Höhe das Schlachtfeld, wo am 30. August 1813 Vandamme mit 30,000 Franzosen durch die alliirten Preußen, Oesterreicher

und Russen besiegt und gefangen genommen wurde. Am 29. August hatte er vergeblich versucht, den heldenmüthigen Widerstand der nur 8000 Mann starken Russen zu brechen, ihre Bataillone standen wie Mauern, ihre Todten lagen noch in Reih und Glied. Am 30. wurde Vandamme's Schicksal dadurch entschieden, daß statt der von Dresden erwarteten französischen Hülfe Kleist mit den Preußen auf der Nollendorfer Höhe erschien. Diese Schlacht war das Vorspiel dessen, was am 18. October dem Kaiser Napoleon selbst widerfahren wäre, wenn die Alliirten es nicht vorgezogen hätten, seinen Rückzug aus Leipzig zu gestatten. Drei Monumente, ein preußisches, ein österreichisches und ein russisches, erinnern an die Schlacht von Kulm. Auf dem Schlachtfelde selbst errichtet, kommen sie der Geschichte zu Hülfe und sind nicht geeignet, feindselige Gesinnungen unter den Nationen zu verewigen. Sie können den Ehrgeiz nicht allzusehr anstacheln, wenn das Schlachtfeld, wie hier, im Herzen des Landes liegt und wenn die Eindringlinge nur mit fremder Hülfe vertrieben werden konnten. Etwas anders ist es mit den Siegesmonumenten der Residenzen, an welchen die Franzosen nach römischem Vorbilde viel Geschmack gezeigt haben. Sie sind oft nur die Schandsäulen einer Politik, welche die Siege nothwendig machte und kein sonderlicher Beweis einer hohen Cultur. Die Pariser Brücke Pont de Jena mußte umgetauft werden, weil Blücher sie sonst 1814 in die Luft gesprengt hätte. Meine eigenen Landsleute, die Hannoveraner, haben die Zeit der Befreiungskriege durch eins der schönsten Monumente, ihre Waterloosäule, zu verewigen gesucht. Die schlanke Säule hat ihnen wenig Segen gebracht; anstatt zu der geflügelten Victoria aufzublicken, hätten sie besser gethan, sich nach der ungeflügelten und anderen gekrönten Häuptern umzusehen. Das herrliche Monument wird hoffentlich viele Jahrhunderte überdauern und dereinst keine anderen

Gedanken mehr erwecken, als daß schon 1815 Hannoveraner und Preußen treu zu einander gestanden haben auf dem Schlachtfelde von Waterloo!

Teplitz.

Ein anmuthiger Badeort, wie in einem Garten liegend, mit heiteren Umgebungen, ebenso passend für Leute, die nicht viel gehen können, wie für andere, die weite Ausflüge machen. Dazu ist es nicht theuer dort zu leben. Die zahlreichen warmen Quellen sind ein wahres Glück für ein Land, welches so oft der Schauplatz blutiger Kämpfe war, wie Böhmen und seine Nachbarschaft. Teplitz steht in besonderm Rufe für Folgezustände schwerer Verletzungen. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., welcher jedes Jahr in Teplitz zu baden pflegte, hat dort eine Anstalt für Soldaten errichtet, wie sie für österreichische Krieger schon früher bestand. Außerdem wird Teplitz gebraucht für Hautübel, Nachkrankheiten von Gicht, Rheumatismus, Schlagflüssen und anderen Krankheiten des Nervensystems.

Da die Wasser von Teplitz nur wenige wirksame Substanzen enthalten, so ist damit nicht leicht Schaden zu stiften, außer durch zu hohe Temperaturen. Die Bäder haben vor gewöhnlichen Wasserbädern eins voraus, daß der liebe Gott die Feuerungskosten trägt. Wenn man einem Bauern sagt, er solle warme Bäder gebrauchen, so fragt er: Was soll ich hineinthun? Es wäre oft hinreichend, ihm zu antworten: Dich selbst! Aber damit ist er nicht zufrieden. Die gebildeten Leute glauben noch an den Brunnengeist, wie Goethe's Freund, der Großherzog Carl August, welcher, schon im Sterben, Alexander von Humboldt darüber ausfragte, ob das unterirdische Feuer denn nicht anders wirke, als ein gewöhnliches Küchenfeuer? Der wahre Brunnengeist ist der der Aerzte, welche die

Bäder dirigiren. Sie haben in Teplitz ihre Sache gut gemacht, die Anstalten sind vortrefflich, die Badecabinette groß und luftig, so daß der Kopf nicht heiß wird, wie in kleinen, dumpfigen Gemächern. Gebildete Leute, wenn sie baden sollen, fragen: Wie hoch muß die Temperatur des Bades sein? Man muß sich hüten, gar zu positiv darauf zu antworten. Die Behaglichkeit im Bade, welche nie fehlen darf, hängt oft von einem halben Grade mehr oder weniger ab. Das Verfahren der Aerzte in Teplitz schien 1826 milde und vorsichtig zu sein. Einer derselben theilte mir eine Erfindung mit, welche er für Verkrümmungen des Beines gemacht hatte, wobei der Patient nicht mit dem ganzen Fuße auftreten kann. Er legte ein Paquet Spielkarten in den Stiefel unter die Ferse, von denen täglich eine weggenommen wurde. So komisch dies auch erscheint, so hat es den Patienten doch gewiß Vergnügen gemacht, sie konnten die Fortschritte beim Gebrauch der Bäder beobachten und es kommt wenig darauf an, ob sie an den Brunnengeist oder an die Wirksamkeit der Karten glaubten. Man ist jetzt in vielen Bädern nicht mehr so geduldig, wie damals in Teplitz, man electrisirt, läßt Heilgymnastik treiben und bricht an den Gliedern herum; da war es doch besser, an den Brunnengeist zu glauben, als an diese Kobolde!

Außer anderen Umgebungen von Teplitz besuchte ich auch das Wallenstein'sche Schloß Dux, wo man ein Deckengemälde sieht, welches darstellt, wie ein Graf von Waldstein seine vierundzwanzig Söhne dem Kaiser vorstellt, alle beritten. Vierundzwanzig Söhne, welch ein Tumult muß im Waldstein'schen Hause gewesen sein! Wir waren unser nur vier Söhne und doch konnte unsere Mutter den Lärm oft nicht aushalten!

Prag.

Ich hielt mich nur drei Tage in dieser merkwürdigen Stadt auf, welche für Mediciner damals keine große Anziehungskraft besaß. Von den Professoren lernte ich den Therapeuten Krombholz und den Chirurgen Fritze kennen. Der erste gefiel mir, als ein ernster, sinniger Mann, der sich für pathologische Anatomie sehr interessirte: ich sah ihn eine Section machen, welche eine vorher erkannte Hydronephrose betraf.

Der Professor der Chirurgie, Fritze, mißfiel mir durchaus, man nannte ihn ein Original, er war aber mehr Carricatur, für ein Vorstadtstheater geeignet. Sein Witz war von der Art, welche einem Juden Schweinefleisch anbietet und eine prüde alte Jungfer nach der Zahl ihrer Kinder fragt. Als er nach beendigter Visite operiren wollte, vertauschte er im Operationssaale seine Nankinghosen mit anderen. Den Prager Studenten fiel dies gar nicht auf, sie wußten es längst, daß der Professor keine Unterbeinkleider trug. Was würden Langenbeck oder Gräfe dazu sagen, wenn man ihnen zumuthen wollte, auf ähnliche Art Toilette zu machen? Gegen seine Chirurgie hatte ich auch viel einzuwenden, sie würde mich bald aus Prag vertrieben haben, wenn ich die Absicht gehabt hätte, länger da zu bleiben.

Prag hatte anno 1409 über 20,000 Studenten, als diese mit einem Theile der Professoren Strike machten und auszogen, um die Universitäten in Rostock, Leipzig, Ingolstadt und Krakau zu gründen. Jetzt weisen nur die Universitäten in China solche Zahlen auf. Es werden in Canton allein mitunter 10,000 Studenten der Staatsprüfung unterworfen, welche nicht blos dort, sondern auch in anderen Städten des chinesischen Reichs stattfindet.

Carlsbad.

Man könnte ohne Uebertreibung sagen: Carlsbad ist der wichtigste Gesundbrunnen der Welt. Alle anderen lassen sich ersetzen, für gewisse Fälle ist Carlsbad unentbehrlich, wie dies von allen Aerzten anerkannt wird. Seit Jahrhunderten spenden die Quellen zahllosen Leidenden ihre Hülfe, die Heilkraft ihrer Wasser bleibt stets dieselbe, während die Systeme der Aerzte beständig wechseln. Sie werden dadurch gezwungen, den Ursachen ihrer Erfolge nachzuforschen und haben schon Vieles darin erreicht, das beweist die Wirksamkeit des künstlichen Carlsbader Wassers, welche gar nicht abzuleugnen ist. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der Patienten und die Krankheiten mehren sich, gegen welche in Carlsbad Hülfe gesucht wird.

Die Curgäste sind größtentheils Männer und gehören den wohlhabenden Ständen an, viele sind aus heißen Ländern und anderen fernen Gegenden herbeigekommen. Fast alle haben, ehe sie nach Carlsbad gingen, einen renommirten Arzt zu Rathe gezogen, es gilt für ein Wagstück, Carlsbad zu gebrauchen. Es ist auch jetzt noch so, aber die Heilkünstler haben Fortschritte gemacht, welche man der pathologischen Anatomie und der physikalischen Untersuchungsmethode zu danken hat. Man verwechselt nicht leicht mehr ein rechtseitiges pleuritisches Exsudat mit einem Lebertumor, man erkennt durch Percussion den vergrößerten Umfang der Leber, man hat in der chirurgischen Klinik Fluctuation zu fühlen gelernt und weiß, daß es Abscesse der Leber, aber auch Echinococcussäcke derselben giebt und daß beide nicht nach Carlsbad gehören. Die pathologische Anatomie hat die Häufigkeit der chronischen Magengeschwüre gelehrt, welche früher unter der großen Rubrik Magenkrampf durchschlüpften. Man weiß viele Magengeschwüre auch daheim zu heilen und schickt nur die Patienten nach Carlsbad, bei denen die Magengeschwüre von Stauungen im Pfortadersysteme ab-

hängen. Perforationen des Magens und davon abhängende plötzliche Todesfälle werden jetzt nicht mehr so leicht in Carlsbad vorkommen, denn die von Blutstasen abhängigen flachen Geschwüre perforiren nicht, wie die runden.

Man kennt jetzt Leberkrebse und Lebercirrhosen und weiß sie durch Gefühl und Percussion zu erkennen. Indem man es mehr und mehr gelernt hat, grobe Fehler zu vermeiden, ist man übrigens dreister geworden und läßt auf der einen Seite Leute mit einfacher catarrhalischer Gelbsucht zu Hause genesen, auf der andern schickt man Leute mit Lebertumoren nach Carlsbad, schon ehe das kranke Organ mit den Händen zu greifen ist. Das verlangen freilich noch manche Aerzte, die sich nicht auf die Percussion verlassen, weil sie entweder gar nicht oder nur mit den Fingern percutiren, nicht mit Hammer und Plessimeter, welche für die Untersuchung der Unterleibsorgane viel wichtiger sind, als für die Respirationsorgane. Man schickt zahlreiche Gichtkranke nach Carlsbad, anstatt wie sonst in die Schwefelbäder, oder in die indifferenten Thermen, weil man eingesehen hat, daß es besser sei, dort der Entstehung neuer Gichtanfälle entgegenzuwirken, als sich blos damit zu beschäftigen, die durch Gicht geschwächten Extremitäten durch warme Bäder zu stärken. Man läßt die an Gries und Nierensteinen Leidenden beträchtliche Quantitäten Carlsbader Wassers trinken und die Concremente gehen dabei ab, ohne sich an die Chemiker zu kehren, welche uns beweisen, daß die Steine sich nicht in dem Wasser auflösen. Es ist hinreichend, wenn sie ausgeschwemmt oder brüchig werden, durch Auflösung des ihre Schichten bindenden organischen Leims, wie man an den Steinen sieht, welche die Patienten zuweilen mit nach Hause bringen, die wie eine Zwiebel in Schaalen zerfallen. Auf ähnliche Art verhält es sich mit den Gallensteinen. Der Zuwachs, welchen Carlsbad an den Zuckerkranken gewonnen hat, ist vielleicht

weniger erwünscht und doch eine Wohlthat für Viele und ein Vortheil für die Wissenschaft. Man kann nicht erwarten, daß eine Krankheit, welche mit der Tuberculose verwandt ist, oft gründlich geheilt werde, in wissenschaftlicher Beziehung wird der Nutzen des Carlsbader Wassers in der Zuckerkrankheit dazu dienen, dieses räthselhafte Uebel aufzuhellen. Das kohlensaure Natron scheint der Bestandtheil zu sein, welcher vorzugsweise wirkt. In der That sind keine größere Dosen davon nöthig, als der Patient bekommt, wenn er acht Becher Sprudel trinkt, um unter günstigen Umständen den Zucker bis auf Spuren verschwinden zu machen. Massige Dosen sind nicht blos unnöthig, sondern schädlich, so gut wie exclusive Fleischkost. In einer Beziehung scheint man in neuester Zeit Rückschritte gemacht zu haben, die Diät ist nicht mehr so streng. Patienten und Doctoren finden sich Nachmittags bei einem Glase Bier; dies mag für Manchen keinen Schaden bringen, aber man schickt die Leute nicht nach Carlsbad, um Bier zu trinken oder bei ihren Aerzten lucullische Mahlzeiten einzunehmen, die den ganzen Curerfolg wieder vernichten. Nicht allzu dreist, meine Herren! Das Carlsbader Wasser ist ein Wundertrank, aber für Leute, welche Diät halten, nicht blos während der Cur, sondern noch lange nachher. Nach Mr. Shandy besteht das ganze Geheimniß der Gesundheit in dem richtigen Verhältnisse des radicalen Feuers und des radicalen Wassers. Bei den meisten Leuten, die nach Carlsbad kommen, ist das Feuer zu sehr geschürt worden durch tropische Hitze, durch Leidenschaften, durch feurigen Wein, durch heiße Gewürze. In Carlsbad soll das radicale Wasser wieder zur Geltung kommen. Bei manchen ist nur relativ zu stark eingeheizt worden, weil sie durch angeborene Disposition oder durch Aufenthalt in Malaria-Gegenden Schwellungen der Leber und Milz davongetragen hatten.

Marienbad.

Dieser Gesundbrunnen war 1826 schon sehr im Aufblühen. Man betrachtete ihn als eine Art von kaltem Carlsbad, ein Vergleich, der nicht ganz zutreffend ist. Für Marienbad passen die Zustände, welche mehr mit Fluxionen oder Congestionen einherschreiten und noch keine organischen Veränderungen erheblicher Art hervorgebracht haben. Man kann auch in Marienbad Lebertumoren verkleinern, sie müssen aber nicht veraltet und nicht sehr groß sein. Man sieht in Marienbad mehr blühende Gesichter, eine kräftigere Haltung, als in Carlsbad, wo die Gesichtsfarben vorherrschen, welche durch organische Veränderungen in den Abdominalorganen, Magengeschwüre, Leber- und Milztumoren hervorgebracht werden.

Carlsbad ist ein Weltbad, Marienbad ist die Heilquelle für das Stromgebiet der Elbe und Weser, in denen so vortrefflich gekocht wird, für die Staatshämorrhoidarii und das gelehrte Sitzfleisch von ganz Deutschland. Weder in Carlsbad noch in Marienbad sollten die Patienten gerade mit einem Magenkatarrh ankommen, es ist besser, diesen vorher zu beseitigen, mit dieser Vorsicht pflegen Curen in Marienbad selten zu mißlingen.

Die Gegenden von Carlsbad und Marienbad, welche nur fünf Meilen von einander entfernt sind, fand ich nicht so schön, wie die Brunnengäste, welche in dieser Beziehung genügsam werden. Man soll diese Stimmung benutzen, sie für die Folge zu erziehen, sie zu lehren, wie gefährlich das radicale Feuer wird, wenn man zu stark einheizt.

Eger.

In Eger sah ich das Zimmer, in welchem am 25. Februar 1634 Wallenstein durch die schnelle Execution seines

Postens enthoben wurde. Man kann kaum mehr sagen, daß er ermordet wurde, weil die genauesten geschichtlichen Nachforschungen in schwedischen Quellen seine Schuld von Neuem ergeben haben, nachdem es Förster schon gelungen zu sein schien, seine Unschuld in der Weise darzuthun, daß die Familie Waldstein die Restitution der eingezogenen Güter beanspruchte.

Wie wunderbar ist es doch, daß der große Dichter Schiller, der Liebling der deutschen Jugend, Wallenstein so richtig auffassen mußte, von dem er sagt:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

Die erste französische Revolution war geschehen, als Schiller den Wallenstein 1799 vollendete, eine neue Zeit schien anzubrechen. Dichter sind die Lehrer und Propheten ihres Volkes! Was sollte der Wallenstein dem deutschen Vaterlande prophezeien und was lehren? Was anderes als: hütet euch vor der Wiederkehr einer Zeit, wie die des dreißigjährigen Krieges, dessen Gemälde ich euch aufrolle, wo die Edlen zu Grunde gehen müssen, weil sie an ihrer Zeit verzweifeln, wo nichts mehr fest zu sein scheint, weil die Liebe zum Vaterlande verschwunden ist, wo die starken Männer, wie Wallenstein, untergehen in Selbstsucht. Es werden wieder schwere Jahre kommen, Kriege und Friedensschlüsse. Hütet euch vor einem zweiten theuren westphälischen Frieden, sagte schon 1788 der Prolog zu Wallenstein's Lager. Die Kriege kamen, man schlug sich nicht mehr des Glaubens wegen, aber die alte Uneinigkeit war wieder da, Deutsche kämpften gegen Deutsche, und den Beschluß machte der Wiener Congreß mit dem Bundestage, der für Deutschland eine kranke Pfortader wurde, die ergiebige Quelle einer schwarzen Galle, vena portae, porta malorum!

Carlsbad mit seinen politischen Doctoren von 1819 konnte

nicht helfen, ein anderes böhmisches Bad mußte versucht werden, das Blutbad von Königgrätz.

Es ist nicht Aufgabe der Dichter, Partei zu ergreifen bei den inneren Kämpfen ihres Volkes, sondern die Liebe zum Vaterlande zu wecken, welches sie selbst durch ihre Werke verherrlichen. Weder Schiller noch Goethe haben die Gegensätze verschärft, welche zwischen Nord und Süd obwalten. Schiller wurde vom österreichischen Kaiser in den Adelsstand erhoben, der König von Preußen wollte ihn kurz vor seinem Tode nach Berlin ziehen. Schiller zog es vor, in Weimar zu sterben, dem kleinen Weimar!

Franzensbad.

Die Bäder von Franzensbad liegen dicht bei Eger in einer flachen unschönen Gegend, die Gebäude und Bäder sind gut eingerichtet. Das an Kohlensäure reiche, nur wenig Eisen enthaltende, alcalisch-salinische Wasser steht in der Mitte zwischen den auflösenden und stärkenden Wassern. Es wird verordnet, wo stärkere Eisenwasser nicht vertragen werden und leichtere Infarcte im Pfortader- oder Uterin-Systeme zu lösen sind. Es ist daher vorzüglich ein Damenbad und verdankt seine größere Frequenz in neueren Zeiten der Geschicklichkeit seiner Aerzte in der Behandlung der Frauenkrankheiten. Stieglitz, welcher in der Verordnung von Mineralwassern großen Ruf hatte, empfahl es zur Nachcur von Carlsbad und Marienbad, wobei er den Eisengehalt der Quellen besonders hervorhob. Daß solche Nachcuren seinen Patienten gut bekommen sind, ist gar nicht zu bezweifeln. Es ist weit leichter, die immer erforderliche Nachcur von Carlsbad an einem Badeorte durchführen zu lassen; am gefährlichsten sind Vergnügungsreisen auf dem Heimwege von Carlsbad.

Regensburg.

Die Liebe der Deutschen zu ihren alten ehrwürdigen Städten und deren Denkmälern gehört mit zu ihren besten Eigenschaften. Sie werden dadurch immer daran erinnert, daß sie nicht von Affen abstammen, sondern daß ihre Vorfahren kluge, sinnige Leute gewesen sind, denen sie in vielen Dingen nachzustreben haben. Meine Erinnerungen vom Jahre 1826 in Regensburg haben sich verschmolzen mit denen eines zweiten Besuches auf einer zweiten Reise nach Wien im Jahre 1839. Der schöne Dom hatte durch König Ludwig von Bayern herrliche Glasgemälde erhalten und ist jetzt auch architektonisch vollendet, die Walhalla war äußerlich fertig, ein schöner stolzer Tempel deutschen Ruhmes. Ein Hannoveraner, Leopold von Klenze, hat den Plan dazu gemacht. Seit 1806, dem Jahre der Schlacht von Jena, hatte König Ludwig diesen Bau beschlossen, und am 18. October 1830 den Grundstein dazu gelegt. Auf einem Hügel des nördlichen Donauufers stehend, schaut die Walhalla nach Süden über ein weites fruchtbares Land. Ihre Giebelfelder tragen Erinnerungen an die Hermannsschlacht und an Deutschlands Befreiung vom französischen Joche. Zur Erinnerung an diese baute König Ludwig die Befreiungshalle bei Kellheim, da, wo der Ludwigscanal in die Donau fällt und diese mit dem Main verbindet. Hätte der Donau-Main-Canal seinen Zweck erfüllt, so würde Regensburg aufgeblüht sein und die Walhalla hätte an der großen Heerstraße der Völker gestanden, eine Erinnerung an die idealen Güter der Menschen beim Ringen nach den irdischen. Jetzt muß man diesen Tempel seiner selbst willen aufsuchen, oder in den Walhalla-Genossen König Ludwigs nachschlagen, um die Männer seiner Wahl kennen zu lernen.

Man hat es mit Unrecht getadelt, daß die Walhalla im

griechischen, nicht im gothischen Stile gebaut wurde. Gothische Dome gehören nicht auf die Spitze eines 250 Fuß hohen Hügels, sondern in die Ebene oder auf geringe Elevationen. Ihre aufstrebenden unruhigen Linien kämpfen vergebens mit denen des Terrains und der Wolken. Die einfachen geraden Linien des griechischen Tempels, welche die Linien der Landschaft schneiden, machen in der Höhe mehr Wirkung. Die Griechen wußten recht gut, warum sie ihre Tempel auf Hügel stellten, und eben so gut wußten die Baumeister der gothischen Dome, weshalb sie die Ebene vorzogen. Man denke sich nur das Freiburger Münster auf den Schloßberg gestellt, oder betrachte die vielen griechischen Tempel in den Straßen von London, um dies einzusehen. Außerdem passen Statuen und Büsten nicht in gothische Bauwerke. Sie erfordern, um zu wirken, in ihrer Umgebung die einfachen ruhigen Linien der griechischen Baukunst. In solchen Dingen kann man sich wohl auf den feinen Geschmack König Ludwigs verlassen. Er liebte nicht blos die Kunst, sondern auch die landschaftliche Schönheit und hatte durch Reisen und den Umgang mit den ersten Künstlern seiner Zeit Gelegenheit, sich auszubilden. Daß er als König von Bayern für Deutschland schwärmte, ist ihm nicht hoch genug anzurechnen. Er wußte die, anderen deutschen Stämmen mehr als den Bayern eigenen Talente für die Kunst zu einer ungeahnten Entwickelung zu bringen. München war unter ihm für die bildende Kunst, was Weimar unter seinem Großherzog Carl August für die deutsche Poesie war. Nicht im Herzen von Bayern, sondern im Herzen von Deutschland baute er seine Walhalla, mit dem einen Giebel nach Süden, mit dem andern nach Norden gerichtet, beide lehren die Freiheit von fremdem Joche als das höchste Gut schätzen. Am 10. August 1871 kamen der deutsche Kaiser Wilhelm und König Ludwig II. von Bayern in Regensburg zusammen. Im

Jahre 1839 konnte man in Regensburg schon sehen, wie die Veredlung der bildenden Kunst in das Leben eindrang. Der Fürst von Thurn und Taxis, welcher selbst sehr einfach wohnte, hatte für seine Ahnen eine schöne gothische Capelle, für seine Pferde die zierlichsten Ställe und eine Reitbahn erbaut, welche mit Marmor-Reliefs von Schwanthaler's Hand geschmückt war. Wie ganz anders steht es jetzt um die Baukunst in Deutschland als vor vierzig Jahren, welchen Einfluß haben die Kunstvereine gewonnen, und zeigt nicht jedes Schaufenster eines Kunsthändlers eine kleine Walhalla, die Lieblinge des deutschen Volkes darstellend?

Donaureise.

Im Jahre 1826 gab es auf der Donau noch keine Dampfschiffe, sie wurde deshalb von den Touristen nicht gesucht, denn die rohen Holzschiffe, auf denen man reisen konnte, hatten große Unbequemlichkeiten. Sie machten nur die Thalfahrt und wurden am Ende ihrer Reise, in Wien oder Pesth, zerschlagen. Das Schiff, dem ich mich anvertraute, war achtzig Fuß lang und funfzehn Fuß breit, in der Mitte lag die Bretterladung, an beiden Enden waren kleine Cajüten, die eine für den Capitain und ein paar Reisende aus den besseren Ständen, die andere für das Schiffsvolk und einige Handwerksburschen, welche, statt Fahrgeld zu bezahlen, beim Rudern halfen. Die ersten Tage ging es bei schönem Wetter ganz leidlich, wenn auch ohne allen Comfort. Bei einbrechender Nacht wurde gelandet, wo man sich gerade befand, bei irgend einem kleinen Dorfe, wo man mit dem schlechtesten Quartiere vorliebnehmen mußte. Am vierten Tage, wo wir noch zwanzig Wegstunden von Wien entfernt waren, brach ein furchtbares Ungewitter los, es regnete in Strömen, die Donau wuchs in einer Nacht so, daß die Reise nicht fortgesetzt werden konnte,

weil das Schiff die Brücken nicht hätte passiren können. Wir lagen in einem unbedeutenden kleinen Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe. Als mir der Capitain, der ein guter freundlicher Mann war, am dritten Tage erklärte, daß noch immer nicht an Weiterreise zu denken sei, miethete ich einen mit zwei Ruderern bemannten leichten Kahn, der mich, pfeilschnell mit dem Strome dahinschießend, in sechs Stunden nach Wien brachte, wo ich am 22. Juni Abends anlangte. Seit vier Tagen hatte die Sonne den dicken Wolkenschleier nicht durchbrechen können, erst als wir uns Wien näherten, klärte sich der Himmel auf, und ich freute mich schon von weitem des Anblicks der schönen Kaiserstadt. Die Donaureise war sehr unbefriedigend ausgefallen, unter den kleinen Misèren des Lebens machten die großartigen Naturschönheiten nur wenig Eindruck, und als ich dreizehn Jahre später auf einem schönen Dampfschiffe in der angenehmsten Gesellschaft dieselbe Reise wieder machte, war es, als hätte ich von Allem noch nichts gesehen.

Wien,

vom 22. Juni bis zum 1. September 1826.

Im Gasthause zum goldenen Lamm in der Leopoldsstadt, wo ich mein erstes Unterkommen fand, traf ich zwei junge Aerzte aus den Rheinlanden, mit denen ich in Berlin bekannt geworden war. Sie waren Tags zuvor auf dem Landwege nach Wien gekommen, und lachten mich aus, als sie erfuhren, wie übel mir die Donau mitgespielt hatte, das hätte ich ja aus der Kinderoper, dem Donauweibchen, wissen müssen, wie schelmisch die Nixen sind, ohnehin sei es gar nicht der Mühe werth, die Donau zu sehen, wenn man den Rhein kenne, was ich freilich nicht gelten lassen wollte.

Wir beschlossen, uns sogleich bei Professor Friedrich Jäger

einzuführen, unsere übrige Zeit aber zunächst den Sehenswürdigkeiten Wiens zu widmen, welche bedeutender sind, als die irgend einer anderen deutschen Stadt. Für einen mehrmonatlichen Aufenthalt ist es zweckmäßig, sich sogleich einen Ueberblick zu verschaffen, damit man nachher nicht in den eigentlichen Studien gestört wird und das Interessanteste öfter sehen kann, wenn die Zeit es erlaubt.

Die Stephanskirche freute mich am meisten, sie war das erste gothische Bauwerk, welches ich Monate lang immer wieder betrachten konnte. Wenn Schönheit und Größe so miteinander Hand in Hand gehen, dann ist der Eindruck unwiderstehlich und bleibend. Solche Bauwerke dienen der Vaterlandsliebe nicht minder, wie der Religion. Ihre Schönheit ist der Ausfluß poetischer Begabung, ihre den Jahrhunderten trotzende Festigkeit der Beweis hohen Verstandes, ihre Größe das Zeichen der Opferwilligkeit der Völker und Zeiten, die solche Werke schufen, deren Vollendung eine Generation der anderen, wie ein heiliges Vermächtniß hinterläßt. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, wußte recht gut, warum er das Marienburger Schloß des deutschen Ordens wieder herstellen mußte und den Kölner Dombau so eifrig betrieb; ohne solche Bauwerke konnte das nördliche Deutschland nie dem südlichen ebenbürtig gegenüber stehen. Staaten und Völker können untergehen, ihre edlen Bauwerke zu Ruinen zerfallen, aber wenn ein blühendes Volk die großen Monumente seiner Cultur vernachlässigt, giebt es sich selbst auf.

Die Kaiserburg in Wien, die Paläste der Magnaten, sind sehr wohl geeignet, ein poetisches Bild kaiserlicher Größe dem Gedächtnisse einzuprägen, sie sind aber keine vollendete Kunstwerke und deshalb geringere Repräsentanten der Cultur, als manche Schöpfungen von kleinerem Umfange. Schloß und Garten von Schönbrunn bilden ein wohldurchdachtes Ganze,

an welchem nichts Wesentliches geändert werden kann, ohne das Kunstwerk zu zerstören, welches seinen Zweck vollkommen erfüllt, einen imposanten Eindruck zu hinterlassen. Große historische Erinnerungen knüpfen sich lehrreich an das Schloß von Schönbrunn, hier residirte 1809 Napoleon I., hier faßte er den Plan, seine Dynastie zu gründen und zu befestigen, indem er 1810 dem niedergeworfenen Kaiserstaate die Erzherzogin Marie Luise entführte. Ihr Schicksal war weniger traurig wie das ihrer Vorgängerin Marie Antoinette; aber 1814 kam sie wieder nach Schönbrunn mit ihrem Sohne, dem ersehnten Erben eines Kaiserthrones, dem nichts beschieden war, als der leere Titel König von Rom und ein frühes sanftes Ende. Ein so weltkluger Mann, wie Napoleon, wußte gewiß, daß die Schicksale der Nationen nicht durch Heirathen ihrer Herrscherfamilien begründet werden, er glaubte wohl nicht an den Spruch: Tu felix Austria, nube, aber es war ihm recht, wenn andere daran glaubten und immer wieder glauben. Die Prinzessinnensteuer war eine sehr eindringliche Lehre, daß für die Völker kein Gewinn sei bei Hofmariagen. Schon in bürgerlichen Familien kommen die tugendhaften Gefühle oft sehr ins Gedränge, wenn es sich um Soll und Haben handelt. Je höher der Standpunkt, je größer die Zahl der Betheiligten, desto mehr kommen die ewigen Gesetze zur Geltung, welche in der zwieschlächtigen Natur des Menschen liegen, der irdische Antheil siegt, der Engel schweigt und trauert. Goethe klagt mehrfach gegen den Canzler von Müller, daß er in der Geschichte nichts als Unsinn finde, indem er übrigens den Geschichtsschreibern Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er, der sich so für vergleichende Anatomie interessirte und den Reineke Fuchs neu bearbeitete, hatte doch selbst auf comparative Geschichte hingewiesen. In ihrem irdischen Theile zeigt die Geschichte des Menschen gerade so viel Moral und Poesie, wie die Geschichte der Ratten, die

wohl auch einmal ihren Homer finden, wie Frösche und Mäuse. Von der ersten Einwanderung der Hausratten bis zu ihrem Untergange durch die Fortschritte der Wanderratten, von ihren Kämpfen mit reactionären Hunden und Katzen, von ihren Leiden unter den Fortschritten der Wissenschaft, welche das Rattengift erfand, von ihrem geheimnißvollen Verhältnisse zu dem großen Rattenfänger in Rom, welcher so unwiderstehlich auf gefühlvolle Rattenkinder wirkte, bis er selbst kindisch wurde, von ihrer Einbürgerung unter den Chinesen, welche die Ratten lieben, wie wir die Lerchen oder die Krammtsvögel, ließe sich mancher Gesang dichten. Man könnte das Epos ausstatten mit allen Phrasen der Religion, des Rittersinnes und der Vaterlandsliebe, und das mit der größten Dreistigkeit, denn kein Mensch würde auch nur eine Silbe davon glauben. Jeder kennt die Ratten und weiß, daß sie nichts vorstellen und üben wollen, als den Trieb der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung, der auch nur ein Sproß des ersten ist, denn die alte, blinde Ratte wird von den Jungen noch gefüttert. Daß auch der Mensch mit solchen Trieben ausgerüstet sei, welche in ihren Wirkungen das Fatum bilden, war eine unvermeidliche Nothwendigkeit, weil er den wilden Thieren die Erde abkämpfen sollte; aber daneben hat ihm der Himmel noch den Trieb verliehen, glücklich zu sein, und dazu gehört Tugend und Cultur, ohne die ein reines Glück unmöglich ist. Diese lehren ihn, die Leidenschaften zu bekämpfen, welche gefährlicher sind als wilde Thiere.

Nur in der Geschichte der menschlichen Cultur ist Sinn und Methode, die ewigen Wahrheiten, welche von großen Geistern entdeckt werden, leben und wirken fort in hellen Köpfen, eine Religion der Liebe in reinfühlenden Herzen. Man fängt an, dies einzusehen und schreibt nicht blos die Geschichte der Siege auf blutigen Schlachtfeldern, sondern auch die der siegreichen Fortschritte der Cultur; vielleicht kommt man auf diesem Wege

noch so weit, einzusehen, daß es besser sei, wenn die Nationen ihre Cultur gegen einander austauschen und nicht ihre Prinzessinnen.

Der Baustil in Wien zeigt wenig Charakter. Es handelt sich nur darum, die Menschen unter Dach und Fach zu bringen und um gute Capitalanlage. In der Altstadt giebt es Häuser sieben Stockwerke hoch, in den Vorstädten die Zinshäuser, welche, großen Casernen ähnlich, vielen Familien zugleich Unterkommen gewähren. Nur an den Landhäusern zeigt sich der Sinn für schöne Architektur und der später ganz zur Mode gewordene Renaissancestil, welcher den Baumeistern die beste Gelegenheit darbietet, ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen.

Die kaiserliche Gemäldegallerie im Belvedere, die fürstlich Liechtenstein'schen, Schwarzenberg'schen und Esterhazy'schen Sammlungen enthalten herrliche Kunstwerke aus einer früheren Zeit. Wien hatte 1826 keinen großen Künstler, einige schöne neuere Werke der Plastik rühren von Canova her. Lange Kriege hatten in Deutschland das Kunstleben unterbrochen, beim Donner der Kanonen fallen die Staffeleien um, die Kunst wird als Luxus angesehen und einstweilen über Bord geworfen. In dieser Beziehung zeigte der Norden größere Festigkeit, Berlin hatte seinen Schadow, seinen Rauch, seinen Wichmann. In der Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung wurde Berlin zur Musenstadt gemacht. Der Sinn für die bildende Kunst scheint in Wien nicht tief eingedrungen zu sein, selbst in den Häusern der reichen Leute sieht man keine Oelgemälde, nicht einmal feine Kupferstiche, wie im Norden. Die Musik hat mehr Eingang gefunden, wie dies zu erwarten ist an einem Orte, wo Haydn, Mozart und Beethoven lebten. Es wird fast überall musicirt, und an Talent fehlt es nicht. Die Theater sind selbst im Sommer sehr gefüllt, theilweise freilich

von den zahlreichen Fremden; Wien ist für die Deutschen, was Paris für die Franzosen, der siebente Himmel auf Erden. Das Burgtheater mit dem vollendeten Zusammenspiele der Künstler, unter denen sich keine so strahlende Größen wie in Berlin befinden, die Oper im Kärnthnerthortheater machen Wien alle Ehre. Die Vorstadts-Theater sind die Erholungsplätze für die großen Kinder, welche bei Lampenlicht gern noch einmal das tägliche Leben ansehen, oft verklärt im farbigen Schimmer des Zaubermärchens. Harmlose Anspielungen auf die Tagesneuigkeiten, die der Fremde selten versteht, machen die Vorstellungen zu einem Gegenstück der Klatschanstalten des Nordens, der Kaffee- und Thee-Gesellschaften. Man nennt das aber doch Nationaltheater, obgleich von den wichtigen Angelegenheiten der Nation nichts darin vorkommt. In dieser Beziehung fühlen die Engländer doch anders, sie sind nicht zufrieden, wenn in ihren Vorstadts-Theatern nicht John Bull selbst in floribus erscheint. Der Wiener begnügt sich mit seinem Staberl in floribus, der doch ein echter Philister ist.

Die Liebe für die schöne Natur ist ein hervorstechender Zug im Leben der Wiener. Wer im Sommer nicht auf seinem Landhause wohnen kann, sucht sich durch Excursionen in die schöne Umgegend zu entschädigen. Man begnügt sich auch nicht, wie in München, mit dumpfigen Bierstuben, man will im Garten sitzen oder in luftigen Hallen und dabei schöne Musik hören. Industrie und Handel scheinen zu floriren, sie waren zunächst erforderlich, um die Wunden zu heilen, welche die langen Kriege geschlagen hatten. Man wird an diese täglich erinnert, indem man den Unterschied zwischen Silber und Papier zu studiren hat, und ist anfangs erstaunt, daß so wenig Silber so vielen Schein hat. Wien war 1826 ein billiger Ort, halb so theuer als Berlin, jetzt ist es anders.

Das gräfliche Banquierhaus am Josephsplatze, an welches

ich meinen Creditbrief von Hannover erhalten hatte, stellte zu meinem Schrecken gerade seine Zahlungen ein, als ich davon Gebrauch machen wollte. Es fand sich indeß, daß jeder andere Banquier bereit war, mir dieselben Dienste zu leisten.

Durch meine Freunde in München und Berlin war ich besonders mit Empfehlungen an die haute finance versehen, deren großartige Gastfreundschaft ich in den Häusern Geymüller, Eskeles und Pereira genossen habe. Die Baronessen Eskeles und Pereira waren Schwestern des Stadtraths Mendelssohn in Berlin. Eine dritte verwittwete Schwester, Frau Levy aus Berlin, die ich dort öfter gesehen hatte, war diesen Sommer zum Besuch in Wien. Sie war eine feine musikliebende alte Dame, deren zarte Nerven aber nur die sanften Klänge eines Silbermann'schen Claviers vertragen konnten. Sie wollte mich gern für ihre Rückkehr als Reisearzt engagiren, ich sollte die Reiseroute selbst bestimmen. Ich konnte mich aber nicht entschließen, meiner Freiheit zu entsagen, ich wußte, daß ich zu höflich sein würde, um meine medicinischen Studien gehörig zu vertreten. Der Verkehr mit diesen reichen Leuten hatte außer ihrem Umgange und der Bekanntschaft mit ausgezeichneten Fremden noch den Vortheil, mich im Französischen zu üben, die Conversation wurde bei Tische meistens in französischer Sprache geführt, die Correspondenzen immer. Mit den jüngeren Leuten dieser Familien und deren Freunden machte ich öfter des Sonntags Fußwanderungen in der Umgegend, welche sehr früh Morgens begannen, wobei die liebenswürdige Art der Wiener Jugend stets hervortrat, deren Grundzüge eine harmlose Heiterkeit, ein stachelloser Witz, ein offenes Herz für alles Schöne bilden. In dieser Beziehung unterschieden sich die Wiener sehr vortheilhaft von den Berlinern, die selbst bei hohen Geistesgaben fast immer einen etwas ätzenden Beigeschmack verrathen.

Wenn einst die Glocke gegossen wird, welche die deutsche Einheit mit ihren Klängen einläuten soll, dann müßten auch die Wiener ihr Metall dazu liefern:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang!

Wiener medicinische Zustände von 1826.

Die hygienischen Verhältnisse Wiens ließen viel zu wünschen übrig. Große Temperaturschwankungen erzeugen eine Menge Katarrhe, Rheumatismen und acute Entzündungen. Die Wasserversorgung war mangelhaft, das Trinkwasser schlecht, das Latrinenwesen im Argen. In der Altstadt wurde die Ventilation beschränkt durch die hohen Festungswälle, welche, durch die neuere Kriegskunst überflüssig geworden, in Gedanken stehen geblieben sind in stolzer Erinnerung der Dienste, welche sie 1529 und 1683 gegen die Türken geleistet haben, sie sind erst 1857 gefallen. Die großen Zinshäuser können bei dem Mangel aller Ventilationsvorrichtungen und bei mangelhaften Latrinen nicht anders wirken, wie schlechte Casernen. Daher kommt zum Theil die instinctive Sehnsucht der Wiener nach ihren Landhäusern und nach ländlichen Excursionen, welche doch die Gefahren des nächtlichen Aufenthaltes in einer animalisirten Luft nicht aufheben. Der Typhus hört fast nie auf, Scropheln bei den Kindern und Lungenschwindsucht bei den Erwachsenen gehören zu den gewöhnlichsten Krankheiten. Da die Scropheln meistens mit Augenentzündungen auftreten, so leitet man diese und die Lungenschwindsucht von dem vielen Staube auf den Glacis und den Landstraßen her, gewiß mit Unrecht, wie Friedrich Jäger in Betreff der Augenentzündungen schon bemerkte. Auf die mangelhafte Ventilation überfüllter hoher Häuser hat man aber kaum in der neuesten Zeit hinreichend

Acht gehabt. Es wird schwer sein, bessere hygienische Verhältnisse herbeizuführen, aber man sollte da anfangen, wo man helfen kann bei der Wasserversorgung, bei den Latrinen, man sollte bei Neubauten auf Ventilation dringen, geschlossene Höfe und geschlossene Häuserviertel nicht dulden. Das wäre eine würdige Aufgabe der Baupolizei. Aber wie wird diese gehandhabt? Die Kostbarkeit des Baugrundes dient fast immer zur Entschuldigung, wenn der Luft überall der Zutritt von unten gesperrt wird. Man bildet sich ein, zur Erneuerung der Luft sei ja der Himmel offen. Aber so wenig wie das Wasser einer Pfütze nach oben abläuft, eben so wenig erneuert sich die animalisirte Luft von oben her, die reine Luft muß unten eindringen können. Wie viele Baumeister sollte es wohl geben, die das wissen oder dem Bauherrn gegenüber geltend machen? Ihr Bestreben ist meistens auf das Gegentheil gerichtet, sie wollen Zugluft abhalten, das ist freilich viel leichter, als für Ventilation sorgen ohne scharfe Luftströmungen.

Wiener Augenärzte von 1826.

Was mich nach Wien geführt hatte, war vorzüglich der Wunsch, dessen berühmte Augenärzte kennen zu lernen. Als ich in Berlin von Rust Abschied nahm und ihm sagte, ich wollte in Wien Augenheilkunde treiben, nahm er das übel und meinte, was ich in Wien lernte, könnte ich auch in Berlin finden. Gräfe war klüger und bescheidener, er kam selbst nach Wien, während ich dort war, um Jäger und Rosas operiren zu sehen. Ich hatte die Ehre, dort sein Cicerone zu sein und konnte mich im folgenden Winter überzeugen, daß er die Reise nicht ohne Nutzen gemacht hatte.

Es giebt in Wien zwei medicinische Facultäten, von denen die eine der Universität angehört, die andere, Josephs-Akademie

oder Josephinum genannt, für angehende Militairärzte bestimmt ist und mit der Universität keinen Zusammenhang hat.

Dr. Rosas, Professor der Augenheilkunde an der Universität, war ein feiner, liebenswürdiger Mann von stattlicher Figur und angenehmen Gesichtszügen, kaum vierzig Jahre alt. Er operirte sehr gut und gab sich mit seinen Schülern viele Mühe. Er hielt weniger lange Vorträge wie andere Professoren, sondern examinirte mehr über die objectiven Erscheinungen, wie es für den Unterricht in der Augenheilkunde allein richtig ist, wo fast Alles offen zu Tage liegt. Er hatte allem Anschein nach mit seinen Staaroperationen nicht minder gute Erfolge wie Friedrich Jäger. Wilhelm Horn, mein Opponent bei der Doctorpromotion (Reise durch Deutschland &c. Vol. I, p. 156), giebt in einer Tabelle vom Schuljahr 1826—1827 die Zahl der von 46 Kataraktösen Geheilten auf 36 an. Das giebt auf 100 Operirte 22 Procent Mißerfolge. Himly, der vorzüglich Nadeloperationen machte, hatte nur 14 Procent mißlungene Fälle. Seitdem Albrecht von Gräfe in unserer Zeit seine peripherische Linear-Extraction eingeführt hat, ist in seinen Händen und in denen anderer geschickter Operateure der Procentsatz mißlungener Fälle bis auf vier heruntergegangen und es werden viel mehr Staare als früher operirt. Von Jäger's Operationen liegen mir keine statistischen Nachweise vor, ich kann nur nach dem selbst Gesehenen schließen, daß im Großen die Resultate der beiden angesehensten Operateure dieselben waren, obgleich Rosas mit Vorliebe den Hornhautschnitt nach unten, Jäger den nach oben machte.

Rosas sah man nur in seiner Universitätsklinik, wo er die Aufgabe hatte, Anfänger zu unterrichten, er wurde deshalb von reisenden jungen Aerzten weniger gesucht, welche die Anfangsgründe hinter sich hatten.

Friedrich Jäger, Professor der Augenheilkunde am Jo-

sephinum, der Schwiegersohn des berühmten Wiener Oculisten Beer, war damals vierundvierzig Jahre alt, eine sehr freundliche Erscheinung durch seinen schönen schwarzen Lockenkopf und kluge, milde, dunkle Augen. Er hatte mehr die Haltung eines Weltmannes, wie der schlichte Rosas, dabei aber als geborener Würtemberger eine ganz schwäbische Gemüthlichkeit. Man sah ihn weniger in seiner Klinik im Josephinum, als bei seinen Hausordinationen, wo er durch kurze Explicationen die zahlreichen Krankheitsfälle den anwesenden fremden Aerzten hinreichend verständlich machte. Man konnte viel bei ihm sehen und wurde im raschen Erkennen des vorliegenden Falls geübt. Seine Therapie war sehr activ und nicht blos auf Localmittel eingeschränkt. Seine manuelle Geschicklichkeit trat bei jeder Gelegenheit hervor, sie stand aber bei ihm unter der Herrschaft eines wohl berechnenden Verstandes, einer menschenfreundlichen Gesinnung. Darin beruhte vorzüglich seine Anziehungskraft, er wünschte Anderen zu helfen und verstand es. In dieser Beziehung ist sein Einfluß auf zahlreiche Schüler gewiß sehr wohlthätig gewesen. Von seiner Geistesgegenwart und seinem festen Vertrauen auf seine sichere Hand erlebte ich ein heiteres Beispiel. Ein alter Jude, auf beiden Augen mit dem grauen Staare behaftet, benahm sich bei der Operation so ungebürdig, daß ein anderer Operateur ihn vermuthlich zu Hause geschickt hätte. Jäger gab ihm zuerst alle möglichen guten Worte, als dies aber gar nicht half, griff er mit beiden Händen in den langen Bart und schüttelte den einfältigen alten Kopf ein paar Mal heftig. Der Alte besann sich, hielt still und Jäger operirte mit der größten Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, so wie mit dem besten Erfolge. Der Eingriff in den Bart würde ihm übel ausgelegt sein, wenn er seiner Meisterschaft nicht sicher gewesen wäre. Jüngken wußte sich unter ähnlichen Umständen nicht zu helfen. Er war 1841 nach München gekommen, um

einen reichen Juden zu operiren, ich sollte ihm assistiren. Der Patient war aber nicht zum Stillhalten zu bewegen, nicht am ersten, nicht am zweiten Tage, nicht nach acht Tagen. Jüngken mußte unverrichteter Sache wieder abreisen und der Patient wurde erst 1849, nach Einführung des Chloroforms, von einem andern Operateur glücklich curirt. Was Gräfe 1826 besonders nach Wien führte, war der Ruf, welchen sich Friedrich Jäger durch seine Extractionen mit dem oberen Hornhautschnitte erworben hatte. Er machte ihn mit großer Geschicklichkeit, obgleich er sich dazu eines von ihm erfundenen Doppelmessers bediente, welches die Operation erschwerte. Gräfe, der von ihm den oberen Hornhautschnitt annahm, bediente sich dazu nur des einfachen Staarmessers. Man sieht den Splitter leichter im fremden Auge; Gräfe's eigene Erfindungen waren selten so einfach, um allgemeinen Eingang zu finden und doch war er einsichtig genug, die Nachtheile des Jäger'schen Doppelmessers sofort zu erkennen. Jäger's originellste Leistungen waren die Abtragung der Augenlidränder bei Entropium und die Einimpfung einer Blennorrhoe bei Pannus, welche erst kürzlich wieder von Warlomont empfohlen wurde. In letzter Beziehung bin ich Jäger nicht gefolgt, ich erlebte frühzeitig in meiner Praxis einen Fall, welcher bewies, daß Rust Recht habe, wenn er den Pannus von sympathischer Reizung aus dem Unterleibe herleitet und vorzüglich Carlsbader Wasser dagegen empfahl. Eine Frau, welche an öfteren Anfällen von Leberentzündung litt, bekam dann jedesmal Pannus des rechten Auges. Nach Ansetzen von Blutegeln in der Lebergegend verschwand mit der Leberentzündung auch der Pannus. In Jäger's Klinik des Josephinums sah ich bei Soldaten zuerst jene furchtbare Augenblennorrhoe, welche damals unter dem Namen ägyptische Augenentzündung der Schrecken aller europäischen Heere war, über welche Carl Ferdinand von Gräfe 1823

eine glänzende Monographie veröffentlicht hatte. In der damaligen Zeit begnügte man sich damit, den contagiösen Ursprung des Uebels voran zu stellen und bekümmerte sich nicht viel um die hygienischen Mängel, welche dabei eine so große Rolle spielen. Auch später scheint dies in Oesterreich kaum der Fall gewesen zu sein, denn als 1864 die österreichischen Truppen nach Schleswig-Holstein zogen, ließen sie überall große Depots von Trachomkranken zurück. Also nicht einmal in vierzig Jahren ist die Wahrheit zum Siege gelangt, ein trauriges Zeichen für die Intelligenz, mit der solche für das Heer und die Bevölkerung gleich wichtige Angelegenheiten gehandhabt werden. Friedrich Jäger freute sich damals sehr über die gelungenen Wachspräparate, welche zu hohen Preisen Dr. Hoffmayer von den excessiven trachomatösen Wucherungen zu machen verstand, die doch viel geringeres Interesse haben, als die kaum sichtbaren Anfänge des Trachoms, durch deren Bekämpfung auf hygienischem Wege alles weitere Unheil verhütet werden kann. Friedrich Jäger war nicht blos als Augenarzt gesucht, als Arzt des Fürsten Metternich war er bei der haute volée sehr beliebt und entging dadurch der Einseitigkeit, welche für die Specialisten so gefährlich ist, auch wenn sie in ihrer Specialität das Höchste erreicht zu haben scheinen. Friedrich Jäger ist 1871, neunundachtzig Jahre alt, gestorben.

Dr. Sichel, welcher später in Paris als Oculist eine große Rolle gespielt hat, gehörte 1826 zu Jäger's Assistenten. Wir hielten ihn für eine ehrliche Seele von großem Wissensdrang. Er zeichnete sich aber sonst nur aus durch manuelle Ungeschicklichkeit und wenig angenehme Manieren. Trotz dieser natürlichen Hindernisse ist es ihm durch Eifer und Fleiß gelungen, den Beifall der Pariser zu gewinnen, die Lehren der Wiener ophthalmologischen Schule in Frankreich bekannt zu machen und anderen Oculisten den Weg nach Paris zu bahnen. Im Jahre

1859 sah ich ihn bei dem ophthalmologischen Congresse in Brüssel wieder; er war noch der alte Sichel. In einer öffentlichen Sitzung erschien er allein mit allen seinen Orden geschmückt. Man lachte über ihn, und alle Augen wandten sich auf den unbesternten A. von Gräfe, der uns eben seine ersten Mittheilungen über die Glaucomoperation gemacht hatte.

Außer Fr. Jäger's Praxis bot auch die seines älteren Bruders, Carl Jäger, die Gelegenheit, Augenkranke und Operationen zu sehen, zu denen er die fremden Aerzte mit der größten Freundlichkeit einlud. Seine Therapie kam mit der seines Bruders überein, statt der rothen Präcipitalsalbe hatte er eine grüne, mit Spinatsaft gefärbte, über die er selbst zu scherzen pflegte.

Wiener Chirurgen von 1826.

Kern lebte nicht mehr und Zang war invalide. Kern's Nachfolger in der Universitätsklinik war Wattmann, Zang's Vertreter in der chirurgischen Klinik des Josephinums Hager. In geistiger Beziehung wogen sie beide ungefähr gleich schwer, beide nur auf den mechanischen Theil der Chirurgie erpicht, beide unfruchtbar und langweilig durch Mangel einer physiologischen Basis. In ihren Schriften spricht sich dies deutlich genug aus. Wattmann lehrte in einer Abhandlung über verkrüppelte Nasen, wie man diese durch eine Reihenfolge von orthopädischen Apparaten, seiner Erfindung, mit hochtönenden Namen wieder aufrichten könne, und Hager wollte in seinem Werke über Beinbrüche, Verrenkungen und Verkrümmungen rhachitische Beine mit Heftpflaster-Einwickelungen wieder gerade machen und gebrochene Glieder ohne Ausnahme auf die Folter einer permanenten Extension spannen. Hager strebte seinem gelehrten Vorgänger Zang nach, indem er die Früchte seiner Belesenheit in der Klinik anbrachte, Wattmann, dem es ganz

an natürlicher Beredsamkeit fehlte, sprach nicht viel und überließ es seinen Schülern, besonders den Zöglingen des Operationsinstitutes, die Klinik langweilig zu machen. Diese jungen Leute, welche, mit Stipendien von den einzelnen Provinzen ausgerüstet, in Wien zu Operateurs gebildet werden sollten, lasen über jeden zur Operation gelangenden Fall eine selbst verfaßte Abhandlung vor, welche größtentheils aus Zang's Operationslehre abgeschrieben war.

Wilhelm Horn (Reise, Vol. I, pag. 172), der an Dupuytren Vieles auszusetzen hat, fand an Hager Geschmack, der durch einen zweckmäßigen Kathederton für künftige Militairärzte wie geschaffen war. Die guten Wirkungen werden gleich nachher geschildert, die Schüler wußten nichts, wenn eine Querfrage kam, leierten aber ihre Referate über die Kranken mit vollkommener Virtuosität her. Horn, der Vater, hatte nicht einmal bei seinen theoretischen Vorträgen Kathederton, und sie machten großen Eindruck. Für Militairärzte soll er sogar in der Klinik passen.

Der Kathederton, cousin germain des in allen Ländern vorkommenden Kanzeltons, ist für die menschliche Stimme, was die Gravität ist für den übrigen Menschen, ein mysteriöses Benehmen des Körpers, um die Mängel der Seele zu verbergen. Die Stimme zieht sich wie in ein Schilderhaus zurück und tönt, mit Brettern umgeben, ganz wunderbar. Da fühlt sie sich sicher vor allen Anfechtungen eines natürlichen Gefühls und kann ungestört die Schlagwörter betonen, auf die doch Alles ankommt;

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Also in diesem Tone muß man am Krankenbette zu jungen Militairärzten sprechen! Sind das die Vorstellungen, welche sich 1831 ein Berliner Geheimrathssohn von den Militair-

ärzten machte? Es ist möglich, aber vielleicht kannte Wilhelm Horn sie nur aus Raupach's Schellen-Stücken, oder witzig und belesen, wie er ist, scherzte er vielleicht in Erinnerung an Tristram Shandy, der uns schildert, wie Corporal Trim das fünfte Gebot nicht wußte, aber alle zehn Gebote der Reihe nach hersagen konnte, so anstandslos, wie er dabei zugleich die Griffe am Gewehr machte. Der alte Shandy raisonnirt darüber: Das ist das thörichte Gerüste des Unterrichts ohne Gebäude dahinter, ein Spiegel für Pädagogen, Professoren, Hofmeister, Einpauker und Bärenführer, in welchem sie ihr eigenes Bild in seinen wahren Umrissen erblicken! Wissenschaften kann man auswendig lernen, aber nicht Weisheit!

Der alte Shandy erhitzte sich umsonst, Corporal Trim hatte in der Klinik des Lebens gelernt, was es heißt, seine Eltern ehren und ihnen, als sie alt wurden, einen Theil seiner Pension abgetreten. Der Kathederton, in welchem ihm die zehn Gebote beigebracht waren, hatte ihm nichts geschadet. — Aber Recht hatte der alte Shandy doch, Weisheit kann man sich nicht einpauken lassen, und Militairärzte sollten auch weise sein, nicht abgerichtet wie Papageien!

So ungefähr würde Wilhelm Horn mir eingeheizt haben bei der Promotion, wenn ich die Thesis aufgestellt hätte: der beste Ton für Militairärzte ist der Kathederton!

Es war auffallend, daß die beiden chirurgischen Kliniken der großen Kaiserstadt doch eigentlich arm an interessanten und operativen Fällen waren. Das scheint denn auch so geblieben zu sein, denn als Billroth 1867 als klinischer Universitäts-Professor der Chirurgie nach Wien kam, fand er es auch so. Es wird auch überall so sein, wo eine Klinik nicht selbstständig dasteht, sondern untergefuttert ist in einem großen Krankenhause.

Die fremden Aerzte besuchten meistens die chirurgische Abtheilung, welche unter Dr. Gaßner's Leitung stand. Dieser

war ein treuer Verehrer von Kern und folgte ganz dessen einfachen Grundsätzen.

Wiener Aerzte von 1826.

Der Unterricht in der innern Heilkunst war offenbar in besseren Händen, als die Chirurgie. Professor von Raimann von der Universität und Professor Bischoff vom Josephinum waren beide kluge, durchgebildete Leute von großer Erfahrung und voll Eifer für das Lehrfach.

Raimann war ungefähr funfzig Jahre alt, seine matten Augen bemerkte man kaum, weil man immer die rothe Nase ansehen mußte, welche in dem blassen Gesichte große Wirkung machte. Seine Züge waren so ausdruckslos, als ob der mimische Nerv an beiden Seiten gelähmt sei; er sprach wie aus einer Maske. Und doch interessirte ich mich für den Mann, seine klinischen Vorträge auf dem Katheder, in lateinischer Sprache, waren so durchdacht, so gründlich, so auf den vorliegenden Fall passend, daß man ihm stets mit Aufmerksamkeit folgte. Am Krankenbette hatte man nichts von ihm, weil die Klinik zu voll war. Ich glaube, es war mehr der Professor, der mich anzog, als der Arzt, aber auch seine mehr expectative Therapie war mir ganz sympathisch, ein Erbtheil meines Vaters, der auch in seinen Verordnungen sehr einfach war, eben so zurückhaltend mit Medicamenten, indem er den größten Nachdruck auf die Diät legte. Was mir an Raimann gefiel, mißfiel anderen jungen Aerzten, welche eine activere pharmaceutische Behandlung verlangten. Diese fanden mehr ihre Rechnung bei Dr. Schiffner, dessen Abtheilung von den fremden Aerzten viel besucht wurde. Die Wiener Kliniken waren für den elementaren Unterricht, und wenn man diesen hinter sich hat, sehnt man sich nach einem weiteren Felde der Beobachtung, als die beiden Säle, in denen jeder der beiden

Kliniker sein kleines Häuflein Kranker zeigte, darbieten konnten.

Schiffner hatte im allgemeinen Krankenhause acht Säle für innere Kranke, außerdem noch eine Abtheilung für Hautkranke und eine andere zum vorübergehenden Aufenthalte von Geisteskranken; es war also viel bei ihm zu sehen. W. Horn, der sich sehr für Schiffner interessirte, hat die meisten seiner Heilmethoden aufgezeichnet, sie können noch jetzt dazu dienen, älteren Aerzten zum Maßstabe ihrer Fortschritte zu dienen. Ich hatte durch Wedemeyer Manches schon besser gelernt, z. B. die Behandlung des Typhus ohne Reizmittel, und habe später noch Vieles abgestreift, wie den häufigen Gebrauch des Brechweinsteins, der drastischen Abführungsmittel und der Exutoria.

Die Universitätsklinik der Therapie von Wawruch, welche sich, wie die von Raimann, im allgemeinen Krankenhause befand, hatte nichts Anziehendes, ihr Aushängeschild war ein großer Glasschrank mit abgetriebenen Bandwürmern.

Der damals zweiundvierzigjährige Bischoff war ein schöner großer Mann mit viel natürlicher Lebhaftigkeit. Das dem Josephinum anliegende Militairhospital enthielt die Räume für seine Klinik, welche auch weibliche Kranke aufnahmen. Da es bei ihm nicht so voll war, wie bei Raimann, so konnte man ihn auch am Krankenbette sehen, wo er, den Umständen nach, Deutsch oder Lateinisch sprach und ohne Kathederton sehr instructive Vorträge hielt. Er übernahm 1837 statt seiner klinischen Professur die der Physiologie und versah zugleich die Stelle eines dirigirenden Oberst-Feldarztes, Präses der Militair-Medicinalbehörde und Vorstandes der Josephsakademie. Seine zahlreichen Schriften über innere Heilkunde wurden gut aufgenommen, weil sie, obgleich ohne große Originalität, doch verständig und objectiv abgefaßt waren.

Die genannten drei Aerzte, Raimann, Bischoff und Schiffner, waren es, als Erben der Weisheit und der symptomatischen Heilkunst eines van Swieten, Borsieri und Peter Frank, mit denen sich die einheimischen und fremden Fachgenossen am meisten beschäftigten.

Es befand sich aber unter den ordinirenden Aerzten des allgemeinen Krankenhauses ein alter Mann, Dr. Reusi, seit zweiundvierzig Jahren Primararzt, von seinen Kranken angebetet, wie W. Horn sagt, der es verstand, die Aderlässe zu entbehren. Die geräuschlose Thätigkeit dieses alten Italieners hat wohl ihre guten Folgen gehabt. Einem so kaltblütigen Beobachter wie Raimann war sie gewiß nicht entgangen. Er selbst ließ noch zur Ader, aber seine zum Exspectiren neigende Therapie bildete den Uebergang zu weiteren Schritten auf demselben Wege.

Im Jahre 1826 war die physikalische Untersuchungsmethode, die ich durch Wedemeyer und Spangenberg bereits kennen gelernt hatte, welche beide in Paris waren und Laennec's, 1819 erschienenes, unsterbliches Werk, Traité de l'auscultation mediate studirt hatten, in Wien noch fast unbekannt. Es war Skoda vorbehalten, dieselbe 1835 dort einzuführen. Der unzertrennliche Begleiter dieser Kunst, die pathologische Anatomie, fing 1826 bereits an, größere Aufmerksamkeit zu erregen. Anstatt des dem Trunke ergebenen Professors Biermayer machte Dr. Wagner die Sectionen im allgemeinen Krankenhause, denen die fremden Aerzte mit eben so vielem Eifer folgten, wie den Kliniken. Der hoffnungsvolle Mann ist früh gestorben, sein Nachfolger war Karl Rokitansky, ohne dessen Hülfe Skoda schwerlich das geworden wäre, was er ist, der Lehrer der physikalischen Diagnostik für ganz Deutschland. Diese Aufgabe erfüllte seine ganze Seele, sie genügte ihm, Laennec hatte sich ein höheres Ziel gesteckt, auch ohne Auscultation wäre er

ein großer Arzt gewesen. Skoda interessirte sich auch für die pathologische Anatomie nur so weit sie auf Auscultation Bezug hat, die Therapie verachtete er, weil er sie nicht kannte, oder nur in der Apotheke suchte. Schade für ihn! Er würde sich glücklicher gefühlt haben, wenn er seinen Beruf anders aufgefaßt hätte, die Auscultation ist nicht Selbstzweck. Schade für den Ruhm der deutschen Heilkunst! Skoda hätte uns die Beschämung ersparen können, von Joseph Dietl die Entbehrlichkeit der Aderlässe in der Lungenentzündung zu lernen. Noch nie hat ein wissenschaftlich so verwerfliches Opus so großen Eindruck gemacht, als Dietl's Schrift: Der Aderlaß in der Lungenentzündung. Sie predigt den größtmöglichen Mißbrauch der physikalischen Diagnostik, mit dem Grundsatze, an welchem Laennec ganz unschuldig ist: Kranke, welche die physikalischen Zeichen der Lungenentzündung darbieten, werden diesen Erscheinungen gemäß behandelt, andere kommen bei der Therapie nicht in Betracht! So werden nach diesem Principe Versuche angestellt: 1) mit der Aderlässe, 2) mit Brechweinstein und 3) mit Diät allein.

Es trifft sich dann, daß Pyämische und Marantische mit der Aderlässe behandelt werden und sterben, daß Typhuskranke, an Magengeschwüren Leidende, Marantische, an Säuferdyskrasie Leidende Brechweinstein bekommen und auch sterben. Aus diesen Versuchen, welche zwanzig Procent Todesfälle ergeben, wird der Schluß gezogen, daß Aderlässe und Brechweinstein nicht gut für die Pneumonie sind und daß die diätetische Behandlung besser sei, welche nur 7 1/2 Procent Todte zählt. Dietl nennt sich einen Schüler von Raimann, aber nur um dabei zu bemerken, daß dieser in der Lungenentzündung zu Ader gelassen habe. Der von Wilhelm Horn aufbewahrte Krankenrapport des allgemeinen Krankenhauses vom Jahre 1827 zeigt auf 533 Pneumonien 54 Todesfälle, also zehn Procent, nicht

zwanzig, wie bei Dietl unter Anwendung der Aderlässe. Es wurde zu Raimann's Zeiten ohne physikalische Diagnostik im Großen doch wohl besser diagnosticirt, als von Dietl mit seiner Diagnose, Pneumonie statt Typhus, Pyämie, Marasmus. Mit solchen Diagnosen wäre Dietl bei Raimann im klinischen Examen durchgefallen.

Raimann ließ schon viel weniger zur Ader als Wedemeyer, den ich einmal 120 Unzen entziehen sah. Warum folgte Raimann nicht dem alten Rensi? Ich vermuthe, weil er in seinen beiden klinischen Sälen nicht dieselben Erfolge erzielen konnte, wie Rensi in seiner Abtheilung. Wenn man für alle seine Kranken desselben Geschlechts nur einen einzigen Saal zur Verfügung hat, so hört alles Individualisiren in Hinsicht auf Temperatur des Krankenzimmers auf und dieses gerade leistet bei der Pneumonie die größten Dienste. Ich habe hier im Generalhospitale den Saal für frische Pneumoniker, in welchem die Patienten bis zum Aufhören des Fiebers blieben, im Winter nur bis auf zwölf Grad Reaumur heizen lassen und dabei in den ersten sechs Jahren von 242 Pneumonikern gar keinen Todesfall gehabt. In den folgenden Jahren stellten sich einige Todesfälle ein, so daß in der Tabelle von 1853 bis 1864, die ich dem Naturforschervereine zu Hannover von 1865 vorlegte, auf 558 Pneumonien fünf Todte kamen, welche alle demselben ostfriesischen Regimente angehörten und mit Leber- und Milzanschwellungen behaftet waren. Daraus ergiebt sich denn wohl, daß die einfache, nicht complicirte Pneumonie bei kühlem Verhalten, ohne Aderlässe, mit einer örtlichen Blutentziehung beim innerlichen Gebrauche der Phosphorsäure, keine sehr gefährliche Krankheit sei. Es ist möglich, daß man auch die örtliche Blutentziehung entbehren könnte, ich würde sie aber doch beibehalten, auch wenn man den Beweis der Entbehrlichkeit führte, weil sie die Leiden des Patienten so sehr lindert.

Man ist nicht blos Arzt, um das Leben zu retten. Daß eine nicht blos diätetische Curmethode in meinen Händen bessere Erfolge hatte, wie Dietl's 7 1/2 Procent Todesfälle bei Diät allein, darauf ist natürlich kein Werth zu legen, weil Dietl's Diagnosen gar kein Zutrauen verdienen und weil meine Patienten lauter junge Leute waren. Ich würde dieser, einer späteren Zeit angehörenden, Wahrnehmungen hier nicht gedenken, wenn sie nicht nothwendig wären, um die Wiener medicinischen Zustände von 1826 einer Kritik zu unterwerfen, welche noch heute paßt. In zwei Sälen, einen für männliche, den andern für weibliche Patienten, kann man junge Aerzte nicht in der Heilkunst unterrichten, man kann ihnen nicht zeigen, wie man individualisiren müsse. In allen fieberhaften Krankheiten ist die Hitze eines der wesentlichsten Symptome; kann man diese nicht mäßigen durch kühle Luft, so ist die ganze übrige Therapie keinen Schuß Pulver werth! Dazu kommt noch, daß in den zwei Krankenzimmern selbstverständlich alle ansteckenden und ekelhaften Kranken ausgeschlossen sein müssen. Daraus folgt, daß sich in zwei Sälen keine Klinik halten läßt, die einer großen Universität würdig wäre und der Professor selbst in Gefahr steht, irrige Ansichten über Therapie zu gewinnen, oder gleichgültig zu werden gegen bessere Einsichten, welche er unter günstigeren äußeren Verhältnissen sich zu eigen gemacht hatte.

Oesterreich hatte 1826 für seine deutschen Staaten nur die beiden großen Universitäten Prag und Wien, deren Kliniken den Elementar-Unterricht zu geben hatten und von Studirenden überfüllt waren, welche nur die wenigen in den klinischen Sälen befindlichen Kranken sahen und nichts von den vielen anderen in den Abtheilungen. Die Primärärzte liebten es gar nicht und viele von den jungen Leuten hatten auch nicht die Zeit dazu, weil sie sich durch Unterrichtgeben die Mittel

zum Studiren verschaffen mußten. Die großen Städte geben dazu hinreichende Gelegenheit, aber die Studien leiden darunter, die Studenten von Prag und Wien sind nicht die heiteren, lebensfrohen Jünglinge der norddeutschen Universitäten. Sie sehen gedrückt aus und werden von den Professoren nicht immer freundlich behandelt. In kleinen Universitätsstädten würde dies kaum möglich sein, die Studenten sind einander näher, sie verbrüdern sich mehr und schleifen sich unter einander ab. Ihr Corporationsgeist artet mitunter aus, hat aber seine großen Vortheile, er vertreibt die Sucht, sich abzuschließen, nur an sich selbst und seine kleine Zukunft zu denken und hegt den Sinn für das Allgemeine, für den Stamm, für die Nation und deren Hoffnungen. Von alledem ist in den großen Universitätsstädten nichts zu finden. Was davon existirt, rührt von den kleineren Universitäten her, sie sind die Pflanzschulen des Patriotismus für die gelehrten Stände; im Reiche, das heißt im außeröstterreichischen Deutschland, fängt man seine Studien auf einer kleinen Universität an und beendigt sie auf einer großen. Wie viel glücklicher ist in dieser Beziehung das Reich mit Oesterreich verglichen. Preußen hatte außer Berlin noch Breslau, Königsberg, Bonn, Halle und Greifswalde; Bayern hatte neben München noch Würzburg und Erlangen, dazu kamen noch Leipzig, Göttingen, Tübingen, Marburg, Gießen, Heidelberg, Freiburg, Jena, Rostock und Kiel, Pflanzschulen der Wissenschaft und der Vaterlandsliebe! Jedermann weiß dies, aber wie viele Narren giebt es nicht heutzutage im Reiche, die es nicht erwarten können, daß alle kleinen Universitäten vernichtet werden, um die großen desto mehr aufschwellen zu lassen, wo die Studenten aufhören Burschen zu sein und die Professoren so oft demoralisirt werden durch Eitelkeit, Habsucht oder durch Geschäfte, die ihrem eigentlichen Berufe fern liegen! Oesterreich hat Jahrhunderte lang das zweifel=

hafte Glück gehabt, nur große Universitäten zu besitzen und was sind die Folgen gewesen? Jetzt, wo man anfängt sich zu besinnen, will man, wie in Innsbruck, kleine Universitäten anlegen, aber zu spät! Man ließ Anno 1409 Studenten und Professoren von Prag fortziehen und im Reiche kleine Universitäten anlegen, damals wäre es Zeit gewesen, jetzt ist das Versäumte nicht mehr nachzuholen.

Man sagt den kleinen Universitäten nach, sie hätten zu wenig Material für statistische Nachweise, für Leichenöffnungen, aber es ist nicht das Material, welches entscheidet, sondern der Geist, welcher die Materie lebendig macht. Newton hatte an einem fallenden Apfel genug, um die Gravitationslehre der Himmelskörper zu entdecken, durch einen ganzen Himpten wäre er um nichts klüger geworden. Nicht blos die Himmelskörper, auch die Geister haben ihre ewigen Attractions-Gesetze! Wohin gravitirte der Reichsapfel, als er den Händen des letzten deutschen Kaisers entfallen war? Darüber berietheu sich die deutschen Professoren 1849 in Frankfurt. Sie suchten ihn in Berlin und konnten ihn nicht finden. Seit 1804 war er längst vermodert, aber aus einem seiner Kerne war ein kräftiger Baum emporgewachsen. Seine Früchte waren herbe, aber man wird ihn veredlen durch Propfreiser anderer, edler Stämme, sagten die deutschen Gelehrten und dann wird er auch süße Früchte tragen.

Das Josephinum.

Es ist ein stattliches, palastähnliches Gebäude, welches Kaiser Joseph für die angehenden Militairärzte gebaut hat. Jeder Fremde besucht es, um die kostbaren anatomischen Wachspräparate zu sehen, mit denen eine ganze Reihe von Sälen angefüllt ist. Ihr Nutzen für Aerzte ist nur gering anzuschlagen,

nur durch Selbstpräpariren kann man Anatomie erlernen. Trotz ihrer schönen Ausstattung mißfiel mir die ganze Anstalt. Ich brachte von Hannover schon die Ansicht mit, Militairärzte müßten Leute von allgemeiner Bildung sein, um eine des ärztlichen Standes würdige Rolle in der Armee zu spielen. Im Josephinum aber wurden zweierlei Heilkünstler ausgebildet, eine höhere Art, welche den Doctorgrad erwarb, und eine niedere, welche, ohne Schulbildung, nur bis zum Chirurgenthum sich aufschwang. Für den im Josephinum empfangenen unentgeltlichen Unterricht blieben die Doctoren fünfzehn Jahre, die Chirurgen zehn Jahre obligirt, das war der technische Ausdruck für so viel Jahre Zwangsarbeit. Eine solche Anstalt war zu Kaiser Josephs Zeiten wohl an ihrem Platze. In ganz Deutschland gab es neben den Universitäten noch die chirurgischen Schulen, das Studium der Heilkunst bedurfte noch der Aufmunterung durch Stipendien, welche der Armee zum Vortheil gereichen sollten. Man dachte sich den Unterschied zwischen Aerzten und Chirurgen ungefähr so, daß die letzteren, aus niederen Lebenskreisen entsprungen, geringere Ansprüche machen würden, übrigens aber der Humanität ähnliche Dienste leisten sollten wie die Aerzte, abgesehen vielleicht von neuen Entdeckungen, zu denen man ohne allgemeine Bildung nicht leicht gelangt. So lange das Officiercorps einer Armee in der Bildung so wenig vorgeschritten war, daß die deutsche Orthographie für überflüssig gehalten wurde, mochte es angehen, Chirurgen anzustellen. Mit fortschreitender Bildung der Officiere wurde der Chirurg dem Arzte ein Gefährte, der ihn vor sich selbst erniedrigte. Die Doctoren empörten sich gegen eine früher erträgliche Communio malorum, nicht bonorum, denn mit Ausnahme von Hannover, wo man 1813 die englischen Einrichtungen angenommen hatte, war das Loos der Militairärzte nicht beneidenswerth. Gerhard van Swieten, der unter Maria Theresia von 1745 bis 1772 das

medicinische Studienwesen ordnete, hatte wohl schon eine Ahnung davon, daß Medicin und Chirurgie demnächst mit einander verschmelzen würden, denn er vereinigte in Prag und Wien die Lehrmittel für Doctoren und für Chirurgen so, daß der Unterricht theilweise ein gemeinschaftlicher war. Diese Verschmelzung hat sich allmählich in Deutschland vollzogen, die chirurgischen Schulen gingen ein, im Staatsexamen gab man noch Licenzen für Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe einzeln, aber das hatte keine praktische Bedeutung mehr, weil die große Mehrzahl der jungen Aerzte es nothwendig fand, in allen drei Zweigen Licenz zu besitzen. Jetzt ist nur die Trennung des Physicats-Examens noch von Bedeutung und wird es bleiben, weil nur wenige Aerzte Physici werden können. Gegen diese Entwickelung der Heilwissenschaft bei steigender Cultur kann kein Staat mehr ankämpfen, er muß davon Vortheil zu ziehen suchen. Was halfen ihm die vielen Compagnie-Chirurgen der früheren Zeit? Ein einziger durchgebildeter Arzt unterrichtet jetzt kostenlos, wenn es darauf ankommt, die nöthige Anzahl von Sanitätssoldaten für eine ganze Brigade und leistet mit diesen bescheidenen Helfern mehr als früher mit Compagnie-Chirurgen, zu deren Ausbildung kostbare Staatsanstalten unterhalten werden mußten. Seit der Verschmelzung von Medicin und Chirurgie fingen die Aerzte an, die Nützlichkeit besonderer Bildungsanstalten für Militairärzte in Zweifel zu ziehen. Es giebt nur eine untheilbare Heilkunst, wozu also besondere Bildungsanstalten für Civil und Militair? Civil- und Militairärzte sollen auf derselben Basis allgemeiner und ärztlicher Bildung stehen; was der Civilarzt besonderes wissen muß, lernt er im Umgange mit Patienten aus allen Ständen, der Militairarzt im Verkehr mit Dienstpflichtigen und mit Soldaten. Im Kriege müssen ohnehin die Civilärzte aushelfen, dann sollen sie mit den Militairärzten Hand in Hand gehen. Besondere

Bildungsanstalten für Militairärzte nähren einen Kastengeist, der für gemeinschaftliche Aufgaben störend wirkt.

Solche Stimmen ließen sich überall vernehmen, in Preußen wie in Oesterreich. Die von den Wiener Studenten ausgehende Revolution von 1848 stürzte das Josephinum, es wurde 1849 aufgehoben. Die Reaction stellte es 1854 wieder her. Ich habe damals eine gedruckte Instruction für den Director der Anstalt, als Chef des Chirurgenthums, gelesen, welche mich in Erstaunen setzte. Die Physiologie bildete keinen Theil des Studienplans, Hager und Wattmann hatten ja auch nichts damit anzufangen gewußt. Der einzige physiologische Unterricht, welcher in Aussicht gestellt wurde, bestand darin, daß der Director dafür zu sorgen hatte, daß die angehenden Chirurgen sich nicht im Essen übernähmen. Später besann man sich eines Besseren, ein berühmter Physiolog, mein früherer Schüler Ludwig, wurde vocirt, hat es aber am Josephinum nicht lange ausgehalten. Pitha wurde berufen, der sich als Professor der Chirurgie in Prag einen ehrenvollen Namen erworben hatte, aber am Josephinum scheint sein Stern untergegangen zu sein, denn 1866 mußte Professor von Dumreicher von der Wiener Universität die Ehre der österreichischen Chirurgie in Böhmen vertreten. Das Josephinum ging seinem Untergange entgegen, es bedurfte keiner Revolution, dasselbe zum zweiten Male eingehen zu lassen, um es nie wieder zu errichten. Anstalten dieser Art haben sich überlebt. Die Engländer fanden sie nicht einmal passend für ihre geworbenen Truppen, sie passen noch viel weniger zur Ausbildung von Aerzten für ein deutsches Volksheer, in welchem die Prinzen so gut dienen, wie die Bauernsöhne, welches eine Bildungsschule für das ganze Volk darstellen soll, durch die Vermischung aller Stände, wobei jeder dem andern mittheilt, was er Gutes hat. Nur Aerzte, welche eine freie medicinische Bildung genossen haben, können in der Armee in

diesem Sinne wirken, auf die Officiere, mit denen sie im Verhältnisse von Kameraden stehen müssen, auf die Mannschaft, der sie durch das Institut der Sanitätssoldaten nahe treten. Die Erfahrung hat es längst gelehrt, daß jede freie Geistesentwickelung gestört wird durch das System der beständigen Ueberwachung, des Eintrichterns, wie es in militairärztlichen Schulen üblich ist. Es war durchaus verkehrt, wenn man darin gerade ihren Nutzen suchte, die jungen Gemüther schon für die Verhältnisse der Armee zu schulen, in welcher die strenge Befolgung erhaltener Befehle Jedem zur Pflicht gemacht werden muß, denn nur als ein williges Werkzeug in der Hand ihres Führers kann eine Armee von Nutzen sein. Aber was hat die wissenschaftliche Ausbildung zu schaffen mit der Ausführung der erhaltenen dienstlichen Befehle? Gar nichts! Der Soldat soll gehorchen, aber die Wissenschaft soll nicht Rechnung tragen! Beim Militair, sagte ein alter hannoverscher Artillerist, lernt man das Reden, aber auch das Maul halten! Sogar die englischen Militairärzte hatten das so gut begriffen, daß eine Commission englischer Generale 1858 Miß Nightingale darüber befragte, ob die geheimen Conduitenlisten nachtheilig wirkten auf den militairärztlichen Stand? Von den Militairärzten selbst erwarteten sie keine freie Meinungsäußerung. Bei den Engländern läßt sich der thatkräftige Sinn so leicht nicht unterdrücken, er kommt im Drange der Verhältnisse immer wieder zum Vorschein, wenn es gilt, ohne das Dienstreglement zu befragen, sich und Anderen zu helfen. Aber wehe den Verwundeten und Kranken im Kriege, wenn neben dem Dienstreglement nichts mehr Platz hat in der Seele des Militairarztes, weil jede freie Regung bedenklich erscheint. Gerade weil der Soldatenstand es mit sich bringt, bei jeder Gelegenheit rücksichtsvoll zu sein, im Bewußtsein der Verantwortlichkeit, sollte man dem Dienste in der Armee eine freie, geistige Entwickelung

vorhergehen lassen. Sie würde ihre Früchte tragen, die Wahrheit würde öfter zu Tage kommen, wenn auch nicht auf dem Exercierplatze oder auf der Parade! Je freier die geistige Entwickelung gewesen ist, desto mehr Hoffnung ist vorhanden, daß sie im ferneren Leben nicht ganz der Routine Platz mache, daß auch in wissenschaftlicher Beziehung ein Weiterstreben fortbestehe, welches zu größeren Leistungen befähigt und die Möglichkeit gewährt, aus der Zahl der Militairärzte die geeigneten Persönlichkeiten für die Besetzung höherer Stellen wählen zu können. Wir können nicht decentralisiren, sagte mir einmal ein berühmter Minister, es fehlt dazu an den geeigneten Personen, wir müssen Gott danken, wenn wir für die Centralstelle die rechten Männer finden. So geht es eben bei dem Abrichtungssysteme und dieses fehlerhafte Princip führt dann, wie immer, zu neuen Fehlern. Einem abgerichteten, obligirten Etat von Militairärzten kann man zum Chef geben, wen man will, er muß passen und wird nach oben vermuthlich eben so obligeant sein, wie seine Untergebenen obligirt. Im Frieden geht es so nothdürftig fort, wenn die Herren Militairärzte nicht indiskret sind und die ständische Opposition sich um andere Dinge mehr kümmert, als um die Gesundheit des Heeres. Im Kriege hapert es dann, man merkt es, daß alle Spontaneität fehlt, daß der Chef nicht mehr vorstellt wie der Stein, den Jupiter in den Sumpf warf, als die Frösche das Bedürfniß fühlten, einen Dirigenten zu haben. Solche Steine sind in Oesterreich öfter vom Himmel gefallen, seit 1849, wo Bischoff zurücktrat; man suchte dann nach anderen oder beruhigte sich wieder mit dem Gedanken, der nächste werde doch wohl kein Meteorstein werden!

Barmherzige Brüder und Schwestern.

Die beiden Hospitäler, von denen das eine den barmherzigen Brüdern gehörte, das andere den barmherzigen Schwestern vom Orden der Elisabethinerinnen, wurden 1826 nur als Wohlthätigkeitsanstalten betrachtet, ohne wissenschaftliche Anziehungskraft für fremde Aerzte. Man besuchte sie, um sie gesehen zu haben, und freute sich in beiden der großen Reinlichkeit, Ordnung und guten Pflege. Die Betten dieser Hospitäler wurden von reichen Leuten unter dem Einflusse ihrer Seelsorger gestiftet, man konnte die Macht der katholischen Kirche über die Gemüther darnach berechnen. Eine Vergleichung der barmherzigen Brüder mit den Schwestern fiel nicht zum Vortheil der ersteren aus. Es macht keinen sonderlichen Eindruck, wenn ein Mann in Ordenstracht Zähne auszieht oder Pillen dreht, seinen Hülfsleistungen am Krankenbette fehlt die Milde und Anmuth der Schwestern. Ein Mann am Krankenbette sollte wenigstens keinen Ornat tragen, der zu besonderen Ansprüchen berechtigt, man hat deshalb wohl gethan, den Sanitätssoldaten keine besondere Uniform zu geben. Mit den Frauen ist es etwas ganz anderes, sie wissen in jeder Tracht ihre natürliche Gewandtheit zu bewahren, während das männliche Ungeschick durch das Costüm hervorgehoben wird.

Man hat den Frauen nur eingeräumt, was ihnen zukommt, indem man sie später fast ausschließlich dazu gewählt hat, die christliche Nächstenliebe am Krankenbette zu vertreten. Sie waren allein dazu geeignet, dem Gedanken Eingang zu verschaffen, daß die uneigennützige Krankenpflege eine der edelsten Schöpfungen der christlichen Religion sei, nur Frauen konnten, einem Orden angehörend, Eingang in die Familien finden und in Krankenhäusern wirken, welche ohne Hülfe der Geistlichkeit gestiftet und unterhalten werden. Diese Aufgabe der neueren

Zeit wurde mit sehr verschiedenem Glücke versucht, auf der einen Seite mit völligem Gelingen, wie in München, auf der andern mit dem Gegentheil, wie gerade in Wien, mit katholischen und in Berlin mit protestantischen Schwestern. Das ist das Loos aller irdischen Bestrebungen, der Gedanke ist göttlichen Ursprungs, die Ausführung liegt in sterblichen Händen.

Eins hat man, glaube ich, jetzt begriffen, daß die Krankenpflege eine Kunst ist, welche mit Talent und Fleiß erlernt werden muß, daß diese Eigenschaften wichtiger sind, als sentimentale Schwärmerei, welche bald flügellahm zu werden pflegt, daß die Krankenpflege ihre Erbweisheit hat, welche auf langjährigen Erfahrungen beruht. Man darf deshalb nicht hoffen, mit Geld und gutem Willen das zu schaffen, was die christliche Religion in Jahrhunderten hervorgebracht hat. Man möchte jetzt die Geistlichkeit von der Theilnahme an dieser Frucht eines werkthätigen Christenthums ausschließen, um der Intoleranz Einzelner zu entgehen, nach meiner Meinung ohne Aussicht auf Erfolg. Das Institut der barmherzigen Schwestern katholischer und protestantischer Confession beruht auf einer vollständigen Kenntniß des menschlichen Herzens, dem die Religion um so mehr eine unentbehrliche Stütze ist, je mehr irdische Zwecke fern liegen. Das letztere aber ist es, was man verlangt, man will nicht ein Institut bezahlter Krankenpflegerinnen, sondern den reinen Ausdruck christlicher Nächstenliebe. Von wem soll diese gelehrt werden, von den Geistlichen oder von den Aerzten? Der männliche Beistand ist nicht zu entbehren. Nach meiner Ansicht von den Geistlichen, deren Beruf es ist. Wenn ein Pastor sich damit abgiebt, Kranke zu curiren, so halten wir Aerzte ihn vielleicht für einen hochmüthigen Narren, wenn ein Arzt aber seine kirchliche Richtung zur Schau trägt, so hält man ihn für einen Heuchler, und oft mit Recht, denn ein wahrer Arzt, der allen Confessionen dienen

soll, kann nicht mit Leidenschaft einer einzigen anhängen, keiner ecclesia militans angehören, wie man dies von dem Pastor verlangen kann, denn was man ist, soll man mit Eifer und Ueberzeugung sein. Es gehört der Einfluß, es gehören die Verbindungen der Geistlichen unter einander dazu, um das Institut der barmherzigen Schwestern stets mit neuen Kräften zu versehen; die geistlichen Herren brauchen nicht zu werben, nur aufzuklären. Wenn man von den Aerzten sagen kann: medicus medicum odit, sie können sich gegenseitig nicht ausstehen, so gilt nicht das Gleiche von den Geistlichen, sie sind bessere Amtsbrüder, als die Aerzte Collegen!

Die Protestanten klagen über die Proselytenmacherei der Katholiken, die Katholiken über den Hochmuth der Protestanten, beide nicht mit Unrecht. Wenn die katholische Kirche aber keine andere Proselytenmacherei triebe, als mit Hülfe der barmherzigen Schwestern, so kann man sich diese wohl gefallen lassen, leichter als den protestantischen Dünkel, der sich schon darin ausspricht, daß man einem Institute, welches die Protestanten den Katholiken entlehnt haben, nicht denselben Namen geben mochte. Anstatt barmherzige Schwestern sollen die Krankenpflegerinnen Diaconissen heißen. Dieser abgeschmackte Namen findet keinen Eingang, das Publikum unterscheidet nur zwischen katholischen und protestantischen barmherzigen Schwestern. An Orten, wo beide Jahre lang neben einander gewirkt haben, macht man keinen anderen Unterschied, man wendet sich dahin, wo man zuerst Hülfe finden kann, die Schwestern beider Confessionen stehen in gleichem Ansehen, wie ich dies zum Beispiel zu Mühlhausen im Elsaß gefunden habe. An anderen Orten findet die auf längeren Erfahrungen begründete größere Geschicklichkeit der katholischen Schwestern das verdiente Lob. Mir ist es im Verkehre mit katholischen Schwestern zu Statten gekommen, daß ich Protestant war, ich konnte mich ihnen

freundlich bezeigen, ohne in den Verdacht der religiösen Kriecherei zu kommen. Unter Protestanten hat es damit keine große Gefahr, ein protestantischer Arzt muß es in der Muckerei schon weit gebracht haben, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen sollte, die protestantischen Schwestern zu begünstigen.

In dem Hospitale der barmherzigen Brüder leitete ein Geistlicher die ärztliche Behandlung, in dem der Schwestern der fünfundsechszig Jahre alte Graf Carl Borromäus von Harrach, Onkel der Fürstin von Liegnitz, zweiten Gemahlin des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Graf Harrach hatte zuerst Jura studirt und war schon Regierungsrath in Prag, als er den Gedanken faßte, noch Medicin zu studiren. Er legte seine Stelle nieder, wurde Arzt und practisirte die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens unentgeltlich in Wien, wo er 1829 gestorben ist. Da er nicht blos ein vornehmer und reicher, sondern auch ein guter Mann war, so erregte seine Persönlichkeit großes Interesse. Es war oft von ihm die Rede unter den jungen Aerzten, sie beneideten ihn um das Glück, seine Kunst ganz unentgeltlich üben zu können, in Wien zu leben, ein Hospital zu dirigiren und dabei ein Graf zu sein. Ich fand das auch sehr ehrenvoll, aber nicht neidenswerth. Graf Harrach hatte als Jurist seinen Beruf verfehlt und wurde Arzt mit Hindernissen, die in seiner gesellschaftlichen Stellung lagen. Wer nur unentgeltlich practisirt, kann nie wissen, ob man ihn seiner Geschicklichkeit wegen sucht oder aus anderen Gründen. Feine gebildete Leute sieht er nicht als Arzt, es entgeht ihm Vieles, was den feinfühlenden Mann beglückt. Er lernt nur eine gewisse Classe von Menschen kennen, und auch diese nur unvollkommen. Er studirt im Hospitale wohl die Krankheiten, aber nicht die Menschen.

Reichthum ist dem Arzte entbehrlich, ein unbemittelter

Doctor, der von seiner Praxis leben muß, kann gegen arme Kranke eben so großmüthig sein, als ein reicher, er kann in seiner Art noch mehr leisten, als dieser, wenn er reichen, gutgesinnten Freunden hilft, ihre Wohlthaten passend zu verwenden. Wäre ich an Graf Harrach's Stelle gewesen, so würde ich Rang und Namen abgelegt haben, um zu versuchen, was ich ohne diese geleistet hätte; aber das konnte er nicht, er liebte sein Vaterland, wo man ihn überall gekannt hätte, und dann gab ihm sein Stand Gelegenheit, in den Unglücksjahren von 1805 und 1809 mehr zu leisten, als andere Aerzte.

Mit diesen und anderen Gründen suchte ich mir und Anderen zu beweisen, daß wir keine Ursache hätten, Graf Harrach zu beneiden. Aber es kam die Zeit, wo ich es doch that, als ich anfing zu practisiren, als die Leute kamen und fragten: Herr Doctor, was bin ich Ihnen schuldig? Die Gefühle, welche mir diese Fragen erregten, sind nicht ohne Einfluß auf meine Carriere gewesen.

Nachfolger hat Graf Harrach nicht gefunden. Es giebt viele seines Standes, die sich von der lebenswarmen Heilkunst angezogen fühlen, aber sie studiren nicht, wie er, Medicin und übernehmen nicht die Leitung einer öffentlichen Heilanstalt, deren Erfolge Jedermann erfährt, von der man nicht sagen kann, wie Dr. Faust: Und Niemand fragte, wer genas? wo man zeigen muß, daß man anderen Aerzten ebenbürtig sei. Sie curiren lieber im Stillen, vertheilen Pflaster für alle äußeren Schäden und Tropfen oder Pillen für alle inneren Krankheiten, und machen Propaganda für Homöopathie oder Hydriatik. In allen Gegenden Deutschlands, die ich bewohnt habe, gab es gräfliche oder freiherrliche Familienpflaster, man könnte jedes Jahrhundert einmal damit eine Pharmacopoea nobilis anfüllen. Es handelt sich dabei meistens, wie bei den Volksmitteln, um die weggeworfenen Kinderschuhe der Heilkunst

früherer Zeiten. Les extrêmes se touchent, in diesem Punkte ist der Bauer gerade so klug, wie der Edelmann.

Baden bei Wien.

Dieses warme Schwefelbad, welches nur zwei Meilen von Wien entfernt liegt, ist besonders interessant durch die daselbst üblichen Gesellschaftsbäder.

Ich hielt es für gut, dort ein paar Tage zuzubringen und selbst zu baden. Man sitzt in einem großen Bassin in Gesellschaft vieler Anderen, das Wasser hat beständigen Zufluß und Abfluß. Eine hohe Halle wölbt sich über dem Bassin, welches, von drei Seiten mit einer Balustrade umgeben, Jedem freien Zutritt gewährt, die vierte Seite ist geschlossen, von dieser gelangt man durch Thüren, welche sich theilweise unter Wasser befinden, aus den Aufkleidezimmern in das Bad. Die Badenden tragen große leinene Mäntel, deren unterer Theil mit Bändern an die Unterschenkel befestigt wird und wie ein Beinkleid anschließt. In diesen großen Gesellschaftsbädern bringt man oft drei bis vier und mehr Stunden zu. Rechnet man eine halbe Stunde auf ein gewöhnliches Einzelbad, so kann ein Curgast an einem Tage so lange im Wasser sein, wie sonst in einer Woche, er könnte seine Cur also in eben so viel Tagen abmachen, als sonst in Wochen, wenn es sich nur um die Länge der Zeit handelte, die einer im Wasser zubringt. Dies geschieht aber nicht, die Curen dauern in Baden ungefähr eben so lange, wie in anderen Schwefelbädern, wo man kürzere Einzelbäder nimmt. Der lebende menschliche Körper läßt sich nicht wie ein Stockfisch aufweichen, und nicht auslaugen, wie ein Stück Wäsche. Es gehören physiologische Reactionen dazu, um gichtische und rheumatische Anschwellungen zu zertheilen, Hautkrankheiten zur Heilung zu bringen und metallische Gifte zu eliminiren. Die Bäder geben nur den Anstoß dazu, diese

physiologischen Processe in Gang zu bringen. Wie viele Zeit gehört dazu? Bei Seebädern und anderen kalten Bädern oft weniger als eine Minute! Aber bei warmen? Die Erfahrung scheint sich nicht für vielstündige Bäder ausgesprochen zu haben, sondern für kürzere. Das lange Baden in Gesellschaftsbädern war überall zuerst üblich, wo heiße Quellen vorkommen, man ist allmählich davon abgekommen, ohne daß die Bäder an ihrem Rufe verloren hätten. Aber man kann sich darin geirrt haben, es giebt vermuthlich Zustände, in welchem das lange Baden nützlich ist, sonst würde dasselbe ganz abgeschafft sein, es erhält sich aber da, wo die Fülle warmen Wassers es leicht macht. Aeußere Uebel, bei denen man weniger auf physiologische Reaction, als auf einfache physikalische Wirkung rechnet, werden sich vorzüglich für das lange Baden eignen. Man kann aber nur wenige Patienten dieser Art nach Baden oder in ähnliche Anstalten schicken, man muß in den Krankenhäusern selbst Anstalt dazu treffen. Mit langen Einzelbädern ist nicht zu helfen, die Patienten würden darin einschlafen, die Unterhaltung der Temperatur des Bades würde Schwierigkeiten machen. Man muß also darauf denken, bei geeigneten chirurgischen Uebeln Localbäder anzuwenden, welche die Patienten Stunden lang, im Bette liegend, gebrauchen können. Dies wird nicht schwer halten.

Mit solchen Gedanken war ich innerlich beschäftigt, als ich mit mehr als zwanzig Personen in demselben Bassin saß, bei einer Unterhaltung über das schöne Wetter und bei beständigem Auftauchen von guten Freunden der Badenden, welche an der Balustrade erschienen und wieder verschwanden, denn das Bad lag an der Promenade und die dahin führende Thür war weit geöffnet. Im Jahre 1828, wo ich zu Leuk in der Schweiz ein ähnliches Bad nahm, konnte ich diese Reflexionen fortsetzen, aber erst nachdem ich Professor der Chirurgie ge-

worden war, fand ich Gelegenheit, meine Ideen praktisch anzuwenden. Sie führten zu Versuchen mit prolongirten warmen Bädern in kleinen Wannen, welche im Bette benutzt wurden, wo die Temperatur des Wassers sich leicht durch Zudecken der Wanne erhalten läßt. Diese prolongirten Localbäder wurden ein bis zwei Mal am Tage einige Stunden lang gebraucht und waren sehr nützlich, gar manche Amputation oder Resection wurde dadurch entbehrlich gemacht. Die allezeit geschäftige Uebertreibung machte daraus in den Händen Anderer die viel seltener passenden permanenten Bäder und wollte sie auch für Theile gebrauchen, welche dafür nicht passen und für welche, um sie local zu baden, Ansätze von Kautschuk nöthig waren, welche die Circulation stören und Schaden thun. Man ist jetzt wohl wieder davon zurückgekommen, aber diese Uebertreibung hat der Verbreitung der prolongirten Localbäder doch Abbruch gethan, man hat kaum gelernt, sie im Bette nehmen zu lassen und stellt den ersten besten Zuber auf den Fußboden, um kranke Füße zu baden, die dann natürlich rasch aufschwellen und aus den vorhandenen wunden Stellen zu bluten anfangen.

Reise durch Steyermark, das Salzkammergut und Salzburg nach München,

vom 1. September bis zum 1. October 1826.

Die Universität hatte Ferien gemacht, die Professoren gingen auf Reisen, ich mußte daran denken, Wien zu verlassen, wo es mir sehr gefallen hatte. Augenkranke und Augenoperationen hatte ich in Menge gesehen, für die exspectative Behandlung innerer Krankheiten eine Anregung gefunden, welche ich nie vergaß und in angenehmen geselligen Verhältnissen gelebt. Es kam mir aber doch so vor, als ob ich für eine große Stadt nicht recht geschaffen sei, deren unruhiges Treiben zu

wenig Zeit zum Besinnen läßt. In Berlin war es mir ebenso gegangen. Bei längerem Aufenthalte schwindet wohl dieser Eindruck, man lernt es sich zu isoliren und wird weniger abgespannt. Im Winter ist es, noch leidlich, an Sommertagen kommen dazu noch Staub und Hitze und Nachts die dicke Luft der großen Stadt. So begrüßt man schließlich den Tag der Abreise als einen der Erlösung. Ich erinnere mich noch bis auf den heutigen Tag meines Entzückens über die frische Luft, die noch grünen Wälder, die saftigen Wiesen von Steyermark, gegen welche die staubbedeckten Umgebungen Wiens so häßlich erschienen, daß man nie mehr dahin zurückkehren möchte.

Was sind doch alle Genüsse einer großen Stadt gegen den Anblick einer großen, schönen Natur. Wie viele Mühe und Kosten mußten die Städter anwenden, um sich dafür Ersatz zu schaffen! Baumeister, Bildhauer, Maler und Gärtner, Sänger und Schauspieler bemühen sich, die Seele zu befriedigen. Es gelingt ihnen für eine Zeit lang, dann kommt die Sehnsucht nach der Natur, man entflieht der Stadt, um nur allzubald in diesen Kerker zurückzukehren. Aber wohin gehen die deutschen Städter meistens? Dahin, wohin Andre gehen, wo sie die alten Gesichter, die alten Gespräche wieder finden, in die Bäder, in die renommirten oder die billigen Luftstationen, hier drängen sie sich zusammen, bis die billigen Orte theuer, die schönen überfüllt sind; dann werden andere gesucht. Die Engländer sind darin glücklicher, sie exportiren jährlich Tausende ihrer blasirten Landsleute, so gewinnen sie Platz im Binnenlande und an den schönen Küsten für genügsame Freunde der frischen Luft und einer anmuthigen Natur.

Meine Reisegefährten von Wien nach München waren zwei junge Aerzte, welche ich in Wien getroffen hatte, Dr. Jung aus Siegen, ein feiner, gebildeter Mann, dessen sinnige

Gesichtszüge ich noch in meinem Skizzenbuche aufbewahre, und Dr. Gustav Himly, der zweite Sohn des berühmten Göttinger Professors. Dr. Himly fühlte sich noch glücklicher als ich in der reinen Gebirgsluft, wo er sofort genas von den Folgen einer phlyktanösen Augenentzündung, welche ihm seinen dreimonatlichen Aufenthalt in Wien verleidet hatte; denn obgleich Friedrich Jäger ihn mit Aufmerksamkeit behandelte, kamen doch immer Rückfälle, welche dem Wiener Klima zuzuschreiben waren. Wir machten ihn zum unbeschränkten Gebieter einer Casse, welche durch gleichmäßige Beiträge immer wieder gefüllt wurde und unterwarfen uns ganz seinen Anordnungen hinsichtlich der Art zu reisen, zu Fuß, im Steyerwägele oder zu Wasser. Man ist noch einmal so vergnügt auf Reisen, wenn man gar nicht nöthig hat, Geld auszugeben. Schreibt der Cassirer seine Ausgaben täglich an, was der unsrige nicht thun sollte, so hat das allerdings den Vortheil, daß man am Ende der Reise nicht wie wir seine Nachtquartiere vergessen hat. Auf Vergnügungs- und Erholungsreisen ist es die größte Thorheit, ein Tagebuch zu führen, man muß den Abend dazu opfern, wo man entweder müde ist, oder bessere Gesellschaft finden kann, als seine eigene neben einem Tintenfasse. Mein einziges Journal war das Skizzenbuch, in welchem der Tourist sich geltend macht, der sich an Veduten wagt, welche in keinen Rahmen passen würden, aber auch malerische Motive vorkommen, kleine Wasserfälle, eine verfallene Hütte, eine Sennerin vor der Thür ihrer Sennhütte sitzend. In Gmunden muß es uns sehr gefallen haben, wir sind drei Tage dort geblieben. Mein Skizzenbuch enthält ein Panorama des Traunsees, von einem Ende der Stadt bis zum andern, auf zwei Blätter vertheilt, jeder Berggipfel ist darin scharf mit der Feder gezeichnet. Von den drei größeren Seen, welche wir besuchten, war der Traunsee der schönste, der Hallstädter See und der Königssee sind

rings von Felsen umschlossen, sie gestatten der Phantasie zu wenig Spielraum, weil sie keine Fernsicht darbieten und schließen viele Lichteffecte aus.

Gmunden war damals ein ruhiges Landstädtchen, jetzt ist es die Lieblingssommerfrische der Wiener, voll von palastähnlichen Hotels; Ischl war noch kaum bekannt, man hatte eben angefangen dort zu baden, einige Jahre später kam es in die Mode und wurde eines der besuchtesten Bäder, in denen man oft etwas ganz Anderes sucht als ein bischen Salzwasser, frische Luft, hohe Gönner, eine Frau, einen zweiten Ehemann und was dergleichen Lebensbedürfnisse mehr sind. Reichenhall war als Luftstation noch ganz unbekannt, Berchtesgaden schon mehr. Wie ganz anders ist dies jetzt! Wie besucht sind alle diese Plätze, wie viele andere giebt es!

Change of air, Luftwechsel war die Losung, welche von England herüberschallte. Sir James Clarke, der Verfasser eines Buches unter diesem Titel, ist 1870 gestorben, hochgeehrt als Leibarzt der Königin von England, er wurde bei seinen hygienischen Principien zweiundachtzig Jahre alt. Ein seefahrendes Volk wie die Briten mußte eher auf den Nutzen des Luftwechsels geleitet werden, als die Landratten. Ostindien war ihre Pflanzschule des Luftwechsels, dort lernten sie, das kostbare Leben der Ihrigen zu bewahren durch Gebirgsluft, wenn der Aufenthalt an den heißen Küsten Milz und Leber hatte anschwellen lassen.

Die Engländer begnügen sich mit dem Luftwechsel allein, die Deutschen müssen dabei etwas zu trinken haben. Sie sind sonst nicht gerade berühmt als Wassertrinker, sie fürchten sich vor der Brunnenkresse; aber im Brunnentrinken haben sie es allen anderen Nationen zuvorgethan und sind ihre Lehrmeister gewesen. Von den Schweizern lernten wir es, Molken zu kochen, die uns von den Mineralquellen unabhängig machten,

dann kam auch die deutsche Erfindung der künstlichen Mineralwässer, welche unsere Luftstationen mit medicinischem Getränk versehen, für gläubige Seelen, welche an der himmlischen Apotheke einer reinen Gebirgsluft nicht genug haben. Ein weiterer Fortschritt der neuesten Zeit liegt noch darin, daß die großen Brunnenkruken einschrumpfen bis auf Viertelsportionen, mit denen man Niemand mehr krank machen kann, der ohnehin Diät hält, nicht weil es gut ist, sondern weil er Brunnen trinkt.

Der September 1826 war ungewöhnlich heiter, unsere Reise wurde durch nichts gestört. Salzburg war der letzte berühmte Punkt, den wir besuchten. Ich würde mich dahin gesehnt haben, auch wenn es weniger schön gewesen wäre. In Salzburg wurde Mozart geboren (1756, gestorben in Wien 1791) der Liebling aller gefühlvollen Seelen, der grandioseste und anmuthigste aller Tondichter. Er ist groß wie die Natur, wenn die Sonne hoch über Seen und Bergen leuchtet, Beethoven (geboren in Bonn 1770, gestorben in Wien 1827) wie bei aufziehendem Gewitter, bei Donner und Blitz, bei prasselndem Regen, dann bei sinkender Sonne, welche den Wolkenschleier durchbricht, aber durch tiefere Farbentöne noch an den Sturm erinnert. Wie wenig kennen die Mozart, welche ihn nur den Sänger der Liebe nennen. Giebt es denn einen großen oder schönen Gedanken, den er musikalisch nicht ausgedrückt hätte? In Idomeneo, in der Zauberflöte, im Don Juan, in seinen Symphonien, im Requiem? Und was waren es für Leute, unter denen er lebte? Die Wiener fanden keinen Gefallen am Figaro, am Don Juan. Hätte Mozart für Männer geschrieben wie Shakespeare, er hätte wohl auch andere Stoffe gewählt. Sogar darben ließen ihn die Wiener, erst nachdem Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, ihn mit einem Gehalte von 3000 Thalern nach Berlin ziehen

wollte, konnte man ihm in Wien 800 Gulden geben, und er blieb, weil er Wien liebte.

Wenn es irgend eine Stadt giebt, welche dazu geeignet war, Mozart's Genius zu beflügeln, so war es Salzburg, umgeben von der schönsten Natur, mit historischen Erinnerungen ausgestattet, mit Kirchen und Palästen geschmückt, neben engen Straßen und kleinen bürgerlichen Häusern. Das ganze deutsche Leben spiegelte sich in diesem heitern Orte, dessen Bewohner durch die Anwesenheit des erzbischöflichen Hofes mehr Cultur und Liebe zur Musik besaßen, als die vieler größeren Städte. Man spricht wohl von dem demoralisirenden Einflusse kleiner Höfe; ja für diejenigen, welche sich gern demoralisiren lassen, aber zu diesen gehörte Mozart's Vater gar nicht. Wäre Felix Mendelssohn nicht in Hamburg geboren und in Berlin erzogen worden, sondern in Salzburg zu Mozart's Zeiten, er wäre wohl glücklicher und vielseitiger geworden. Anstatt bei Dr. Heyse zu schwitzen, hätte er sich mehr auf den Gassen umhergetrieben und wäre in den Bergen umhergestrichen; das Unkraut der gelehrten Bildung hätte die Blume Musik nicht so eingeengt.

Man darf Mozart nicht beneiden um das, was er in der Musik geleistet hat, das ist über allen Neid, über alle Nacheiferung erhaben, aber beneiden kann man ihn darum, daß er durch seine Kunst so glücklich wurde durch das, was er leistete, nicht durch das, was er dafür erntete an Ruhm und irdischen Gütern. In der hingebenden Liebe zu seiner Kunst kann man ihm nachstreben, das kann Jeder, der sein Fach liebt und Andere zu beglücken sucht durch das, was er mit Fleiß und Eifer treibt. Man kann Mozart beneiden um seinen frühen Tod! Wer hätte ihm das Leben noch bieten können, schöner als was er sich geschaffen? Ja noch eins! Er hätte Beethoven's Blüthezeit noch erleben sollen, er war nur vierzehn Jahre älter als

dieser. Sie würden zu einander gestanden haben wie Schiller und Goethe, keiner den andern beneidend, jeder den andern belebend, jeder groß in seiner Art, keiner größer!

Zu den Excursionen, welche jeder Fremde in Salzburg zu machen pflegt, gehörte auch für uns die nach Aigen, dem fürstlich Schwarzenberg'schen Park, welcher durch sinnige Benutzung des Terrains und der Umgebungen ausgezeichnet ist. In einer hochgelegenen Felsgrotte, aus der eine Quelle sprudelt, wurde uns ein Fremdenbuch vorgelegt, in welchem wir unsere Namen einzeichneten. Dabei wurde man aufmerksam gemacht auf einen hohen Vorgänger, den Kronprinzen Ludwig von Bayern, welchen die Schönheit des Ortes zu einer dichterischen Ergießung begeistert hatte. Ich erinnere mich noch heute des Anfangs derselben, welcher lautete:

Eigen ist es dein Aigen, o Schwarzenberg,
Bleib es dein eigen!

Ich weiß nicht, waren es die Verse oder die Schriftzüge eines Fürsten, für den ich mich sehr interessirte, was diesen bleibenden Eindruck auf mich gemacht hat. Im Jahre 1824 sah ich ihn als Kronprinzen in München, seitdem hatte er (13. October 1825) den Thron bestiegen, ich sollte ihn in vierzehn Tagen beim Octoberfeste in München wieder sehen. Soviel ist gewiß, daß ich an seiner Art zu dichten keinen Anstoß nahm. Später war es anders, als ich mehr von seinen Versen zu lesen bekam in den Arcaden zu München, unter den schönen Rottman'schen Fresken, aber ich dachte doch dabei: diesen Bildern können die Verse keinen Schaden thun; auch ihrem Dichter nicht, denn ihm haben wir die Entstehung der Bilder zu danken. Laßt nur immer solche Bilder malen, ihr Fürsten, ihr reichen Leute, und macht Verse dazu, wenn ihr es nicht lassen könnt, wir wollen sie schön finden, so gut es angeht! Wenn ein Fürst nur sonst

gut reiten kann, so daß sein Leben dabei nicht in Gefahr ist; wie er sich auf dem Pegasus ausnimmt, darauf kommt so viel nicht an, besonders in ruhigen Zeiten, wo man Alles, was er thut, zu bewundern pflegt.

Die Reise von Salzburg nach München, welche man jetzt mit der Eisenbahn in einem halben Tage macht, dauerte damals mit einem Hauderer fast drei Tage. Wir nahmen unser erstes Nachtquartier in Wasserburg, das zweite in einem großen schönen Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe, an welches sich aber eine patriotische Erinnerung knüpft. Im Jahre 1812 waren neun junge Männer aus diesem Orte mit der großen Armee nach Rußland gezogen, keiner war wieder zurückgekehrt. Zum Andenken hatte die Gemeinde ein einfaches Denkmal gesetzt, welches in seiner Inschrift nur dieses Ereigniß verkündete. Ich fand das schön und rührend, während mich der Obelisk in München, allen denen geweiht, welche auf ähnliche Art in Rußland zu Grunde gegangen waren, ganz kalt ließ. Das ist auch Anderen so gegangen, man schob es auf die, vielleicht nicht ganz glückliche Inschrift: Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung. Es liegt in etwas ganz Anderem! Die Phantasie erlahmt, wenn es sich um dreißig Tausende handelt; aber wer vermöchte nicht, sich die Trauer eines Dorfes auszumalen um neun wackere Söhne, die Gefühle der Eltern, welche zum Theil noch leben, bei der Trennung, die Sorge, das lange Harren, die Ungewißheit, die Ergebung? Die Phantasie fliegt von der schönen sonnigen Heimath zu den russischen Schneefeldern, zu dem traurigen Ende der Opfer eines ungezügelten Ehrgeizes, wie sie abgemattet, hungernd dahin sinken, um einen ewigen Schlaf zu finden und ein unbekanntes Grab! So etwas kann man sich nicht denken bei einem glatten Obelisken, der in einer großen Stadt steht. Es gehört Wahrheit dazu, um auf das Gefühl

zu wirken, die Kunst sollte sie bringen, aber das ist schwer. Wären unter dem Obelisken auch nur die Gebeine eines einzigen Opfers begraben, so hätte man darauf schreiben können: Surgat ex ossibus ultor, das würde gewirkt haben! Die Zeit der Rache war ja längst gekommen, man baute schon Siegesthore und Siegestempel, bei deren Anblick sich auch kein Herz erwärmte. Patriotische Denkmäler sollte man nur setzen, wo die Umgebungen mitsprechen.

München,
im October 1826.

Die Universität von Landshut war nach München verlegt worden, ich war seit meinem ersten Besuche zwei Jahre älter geworden und durfte meine Zeit nicht ganz wieder den Bildern widmen. Ich besuchte Aerzte und Professoren. Der alte Leibarzt von Hartz erinnerte mich in seiner Erscheinung und in seinem Wesen sehr an meinen Vater, das war auch meiner Tante so gegangen, welche ihn zu ihrem Hausarzte gemacht hatte. Dann sah ich den Leibchirurgus Winter, einen freundlichen alten Herrn, dessen ganzes Wesen mir großes Zutrauen einflößte. Dieser Besuch ist mir von nachhaltigem Nutzen gewesen, er veranlaßte mich, Winter's Schriften zu lesen und mir seine Einwickelungsmethode bei Verletzungen von Blutgefäßen zu eigen zu machen. Er hatte damit die Königin Caroline von Bayern glücklich geheilt, der bei einer Aderlässe die Armschlagader verletzt war. Ich habe gute Erfolge von Winter's Methode gehabt und dieselbe weiter empfohlen. Ich lernte Professor Grossi kennen, welcher die Klinik für innere Kranke leitete. Er erinnerte mich in seiner Erscheinung an Ernst Horn in Berlin, in seinen klinischen Vorträgen an Raimann. Seine Therapie war eine milde, vorsichtige, während übrigens in München noch viel zur Ader gelassen wurde. Der

Dr. Sangrado von München war Fuchs, den ich auch kennen lernte. Er war ein schwarzköpfiger, dunkeläugiger Enthusiast und starker Raisonneur, das Haupt der activen Therapeuten. Ich mochte ihn gar nicht leiden. Ruhe, Raison, die gehören für den Arzt, nicht Raisonniren; er soll nichts aus Leidenschaft thun, Alles nach reiflicher Ueberlegung. Dr. Fuchs erlangte auch auswärts eine nicht sehr schmeichelhafte Celebrität, dadurch, daß er einige Jahre später Grossi selbst zu behandeln hatte, welcher nach sieben Aderlässen an einer Rippenfellentzündung starb. Inanis! war sein letztes Wort. Sein Tod gab Dr. Simon in Hamburg die Veranlassung, ein Buch herauszugeben unter dem Titel: Der Vampyrismus des neunzehnten Jahrhunderts. Es war gut geschrieben und hat gewiß Eindruck gemacht, wenn auch nicht in der Weise wie Dietl's Werk: Der Aderlaß in der Lungenentzündung, welches sich auf statistische Daten stützt und es den Aerzten sehr bequem machte. Gar nichts verordnen, was kann es Leichteres geben?

Professor der Chirurgie war Dr. Koch, ein schon bejahrter Mann, der bald nachher Professor Wilhelm Platz machte. Koch hatte die Idee verfolgt, die Unterbindung der Blutgefäße entbehrlich zu machen durch permanente Compression der frischen Wunde mit der flachen Hand, sogar nach großen Amputationen. Daß dies ausführbar sei, ist nicht zu bezweifeln, aber daraus folgt nicht, daß es auch praktisch sei. Koch's Sohn, ein feiner liebenswürdiger junger Arzt, suchte seines Vaters Methode in Berlin einzuführen, Gräfe machte Versuche damit, welche nicht gut ausfielen und bald wieder aufgegeben wurden. Man sollte Koch aber nicht ganz vergessen, es giebt Fälle, in denen man nicht unterbinden kann und wo nur ein sanfter Druck mit der Hand das Leben zu retten vermag.

Was mich 1826 in München am meisten interessirte, war das allgemeine Krankenhaus, das erste bedeutende Werk dieser

Art, welches ich kennen lernte. Es füllte eine Lücke in meinem Kopfe, von der ich gar keine Ahnung gehabt hatte; die Kliniken und Krankenhäuser, welche ich bis dahin gesehen hatte, boten so wenig Besonderes dar, daß sie zum Nachdenken nicht anregen konnten. Die Charité in Berlin hätte eher ein Korn- oder Heu-Magazin sein können, als ein Hospital. Im Wiener allgemeinen Krankenhause fand ich von ärztlicher Weisheit nur eine Kundgebung, die ich für einen Fehler hielt: die hoch angebrachten Fenster, welche die Patienten vor Zugluft schützen sollten, aber begreiflicher Weise auch bewirkten, daß die Luft im Krankensaale bis auf sechs Fuß Höhe stagnirte wie ein Sumpf. Die kleineren klinischen Anstalten waren meistens in Häusern angelegt, welche früher zu anderen Zwecken gedient hatten. Das Münchener Hospital war ein nach den Intentionen eines sinnigen Arztes, Dr. von Häberl, vollendetes Kunstwerk, keineswegs ohne Fehler, aber reich an guten, zweckmäßigen Einrichtungen, einfach in seiner Anlage, so daß man das Ganze leicht verstehen und im Gedächtnisse behalten konnte. Seitdem ich dasselbe gesehen, diente es mir zu Vergleichung mit anderen, ich legte mir immer die Frage vor, war das in München besser oder schlechter? Es wirkte in der Erinnerung wie eine Theorie, ein System des Hospitalbaus, in welchem Nichts dem Zufall überlassen, sondern Alles durchdacht und vorgesorgt wurde. Da ich in diesem Hospitale später die chirurgische Klinik dirigirt habe, so könnte man vermuthen, daß diese Eindrücke mehr einer spätern Zeit angehörten, das war aber nicht so. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß der Baumeister des hannoverschen General-Militair-Hospitals, Ernst Ebeling, mein Freund war und 1834 für mich selbst ein Haus baute, daß ich dadurch Gelegenheit fand, mich 1833 und 1834, wo er den Plan für das Hospital ausarbeitete, oft mit ihm über diese Aufgabe zu unterhalten und ihm mit Rathschlägen

beizustehen, zu denen meine Reisen mir die Mittel boten. So ist es geschehen, daß ich Einfluß hatte auf die Einrichtungen eines Krankenhauses, welches ich zwanzig Jahre später selbst von 1854 bis 1866 dirigiren sollte. Es hat von dem Münchener Krankenhause dadurch manches Gute bekommen und die Fehler desselben vermieden. Diese bestehen vorzüglich darin, daß die Corridors an zwei ganz eingeschlossenen Höfen liegen, daß es an kleineren Zimmern zum Isoliren fehlt, daß die Ventilation nach einem, den Gesetzen der Physik widersprechenden Systeme eingerichtet war, die frische Luft sollte von oben eindringen und daß für Gärten nicht hinreichend gesorgt war. Trotzdem hat dieses Krankenhaus doch seinen großen Nutzen gehabt, weil Methode darin war.

Im Uebrigen verlebte ich in München wieder drei heitere Wochen in dem gastlichen Hause meiner Tante, die ich später nicht wieder sehen sollte. Durch die Anwesenheit ihrer Schwester, der guten Tante Dorette und der Braut meines verstorbenen Onkels, des Fräuleins Charlotte Trampler aus Lahr, war der häusliche Cirkel noch mehr belebt als im Jahre 1824 bei meinem ersten Besuche.

Meine Reisegefährten trennten sich von mir in München, Dr. Jung kehrte nach Siegen zurück und Dr. Himly ging nach Italien.

Würzburg,

im October 1826.

Ich verließ München am 18. October, um mich auf acht Tage nach Würzburg zu begeben, wo ich Professor Textor und Professor Schönlein kennen zu lernen wünschte. Schönlein war leider nicht anwesend, Textor sah ich täglich im Julius-hospitale und lernte ihn liebgewinnen. Was mir zunächst an ihm gefiel, war seine große Anspruchlosigkeit, er erfand weder

Operationsmethoden noch Instrumente, um sie mit seinem Namen zu schmücken, er entlehnte lieber von Anderen, um sich selbst nicht vorzudrängen. Es liegt in der Beschäftigung mit der Chirurgie die Gefahr, daß man leicht zu viel Werth auf Kleinigkeiten legt, die man selbst ersonnen zu haben glaubt, während sie längst vorhanden waren. Für den Patienten ist nichts eine Kleinigkeit, was zu seiner Heilung beiträgt, man darf am Krankenbette wohl sagen: Vive la bagatelle! aber in der Wissenschaft ist es etwas ganz Anderes. Man kann auf verschiedenen Wegen dasselbe erreichen, wenn man es gut macht. Die Aufgabe des Professors ist es freilich, dafür zu sorgen, daß seine Schüler wenigstens ein Verfahren gut erlernen. Es ist besser, darin pedantisch, als gleichgültig zu sein, aber eine wissenschaftliche Kleinigkeitskrämerei ist sehr widerwärtig, wenn der Egoismus dabei eine größere Rolle spielt, als die Sorge für den Kranken.

Textor hatte seine durchaus solide Richtung an den Tag gelegt durch eine deutsche Uebersetzung von Boyer's großer Chirurgie, deren erster Band 1818 erschien. Mein Vater hatte mir das Werk geschenkt und mich dadurch zugleich auf Textor aufmerksam gemacht. Wie Boyer selbst, war sein Uebersetzer ein Mann von hellem Verstande, er war einer der ersten deutschen Chirurgen, welcher es begriff, daß man Schädeleindrücke ohne Trepanation heilen könne, daß dagegen die Resection kranker Gelenke eine wichtige Rolle in der Chirurgie zu spielen habe. In dieser Beziehung hat er besonders anregend gewirkt. Er und sein Schüler, Professor Jäger in Erlangen, bildeten die fränkische Schule der Resection, welche ganz Deutschland mit den Vortheilen derselben bekannt machte. Professor Ried in Jena, ein Schüler von Jäger, ist der Geschichtsschreiber dieser für die deutsche Chirurgie ehrenvollen Epoche geworden. Textor verdanke ich den Anstoß dazu, die Gelenkresectionen in der

Kriegschirurgie zu versuchen. Ein Fall von Resection des Ellenbogengelenks bei einer frischen Verletzung mit vollkommener Wiederherstellung der Functionen des resecirten Gelenks, den ich 1839 bei ihm sah, lehrte mich, was sich Alles damit leisten läßt.

Textor war kein glänzender Operateur, weil er das schnelle Operiren für überflüssig und für nachtheilig hielt. Er war darin der vollkommene Gegensatz zu C. J. M. Langenbeck, obgleich auch dieser wie Textor aus der Würzburger Schule Caspar von Siebold's stammte, aber Langenbeck war feurig und ehrgeizig, Textor ruhig und bescheiden. Die Erfindung des Osteotoms von Bernhard Heine veranlaßte Textor später, in den Resectionen weiter zu gehen, als die ärztliche Klugheit gebietet, aber das waren doch nur geringe Fehler bei großen Vorzügen. Im Allgemeinen war er nicht operationssüchtig, sondern ein exspectativer Chirurg.

Ein günstiges Geschick hat ihm einen ruhigen Tod geschenkt in Würzburg, wo er so lange gewirkt hatte. Im Jahre 1833 war er, als Freund von Schönlein, politisch mißliebig und wurde damit gemaßregelt, daß König Ludwig ihn an die Chirurgenschule nach Landshut versetzte, Jäger kam an seine Stelle. Zwei Jahre später wurde dies rückgängig gemacht, Textor kehrte nach Würzburg, Jäger nach Erlangen zurück.

Textor war ein guter, ein würdiger Mann; Friede sei seiner Asche! Ich habe es mir stets zur Ehre angerechnet, daß er mir bis an sein Ende freundlich gesinnt blieb.

Das berühmte Juliushospital fand ich seinem Rufe und seinem Reichthum nicht ganz entsprechend, es hat aber keine eingeschlossenen Höfe, wie das Münchener Krankenhaus, und giebt selbst bei schweren Fällen gute Resultate, welche mehr der Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Dirigenten, als den

baulichen Einrichtungen zuzuschreiben sind. Das milde Klima erlaubt es, die Fenster viel zu öffnen und dadurch die größtentheils fehlenden Vorrichtungen für Ventilation zu ersetzen.

Ich sah in dieser Zeit auch die orthopädische Anstalt von Heine, der mir wenigstens sein Armamentarium orthopadicum zeigte, die Anstalt bestand in einem finstern, alten Klostergebäude und gefiel mir nicht sonderlich.

Es war die Zeit der Weinlese, das Wetter war herrlich, Würzburg gefiel mir sehr, es kam mir vor wie eine Stadt des warmen Südens, wenn die untergehende Sonne die zahlreichen Thürme und Kuppeln der Stadt beleuchtete und der friedlich dahinfließende Main zu einer Kahnfahrt einlud.

In den Kellern des prachtvollen Residenzschlosses sah ich zum ersten Male Wein keltern und versuchte den süßen Most, der mir aber gar nicht behagte, so herrlich er auch von Anderen gefunden wurde.

Ich lobe mir den alten, klaren Wein, nicht diese trübe, süße Brühe, welche in allen ihren Entwickelungsstadien von den Bewohnern der Weinländer mit Vorliebe getrunken wird. In der Wissenschaft ist es oft ebenso, man sucht den gährenden Most in den Journalen und verschmäht den alten Wein classischer Schriften.

Ueber Bamberg und Bayreuth nach Berlin.

In Bamberg, wohin ich mich von Würzburg aus begab, bestand damals noch eine chirurgische Schule, von deren Lehrern ich nur den älteren Pfeufer, einen feinen, stattlichen Mann, kennen lernte; der Sohn, welcher in München später Professor der medicinischen Klinik wurde und dort 1869 gestorben ist, studirte noch in Würzburg und hatte mich an seinen Vater empfohlen. Dieser zeigte mir das äußerst freundliche Hospital, welches nach den Ideen seines berühmten Vorgängers Marcus

erbaut war. Es hatte keine eingeschlossenen Höfe, aber eine Einrichtung, welche mir sehr bedenklich erschien, hinter jedem Bette befand sich ein Closet, ein Luxus, welcher die Luft nicht verbessern kann, aber doch bis auf die neueste Zeit in anderen Krankenhäusern Nachahmung gefunden hat. Bei dem Bau des Münchener Hospitals, welcher ein Vierteljahrhundert später stattfand, hatte man mit den eingeschlossenen Höfen einen Rückschritt gemacht, wie es mir schien. Dr. von Häberl verließ sich auf sein Ventilationssystem, mit welchem er frische Luft in alle heizbaren Räume bringen wollte. Da ein einziger großer Luftschornstein, sich von oben nach unten verzweigend, die Luft eindringen lassen sollte, so mußte das ganze Gebäude möglichst concentrirt gehalten werden, wodurch ohnehin der Dienst erleichtert wird. Da das ganze System unwirksam ist, so hat es wenig Nachahmung gefunden, und man verfolgt in neueren Zeiten ganz andere Principien, man sucht die einzelnen Krankensäle von einander zu entfernen und möglichst außer Verbindung zu setzen. Dadurch entstand das Pavillonsystem, welches für große Krankensäle passend ist, aber den Bau vertheuert, den Dienst und die Anlegung kleinerer Krankenzimmer erschwert. Die letzteren sind nicht zu entbehren, um einzelne Kranke ganz zu isoliren. Dies hat man selbst in den neuesten Zeiten noch nicht begriffen, man möchte noch immer ein Ventilationssystem erfinden, bei welchem in jedem großen Krankensaale jeder Kranke genesen könnte! Der eine soll aber kühl, der andere warm, der eine dunkel, der andere hell liegen, der eine ruhig und einsam, der andere in Gesellschaft!

Von meiner Weiterreise nach Berlin habe ich nur eines Nachtlagers in Bayreuth zu gedenken, wo ich mir noch bei Sternenlicht das Haus zeigen ließ, in welchem Jean Paul Richter gelebt hatte und 1825 am 14. November gestorben war.

Berlin,
vom 1. November 1826 bis zum 21. März 1827.

Mein Freund Eduard war schon vor mir in Berlin eingetroffen und hatte Zimmer für uns an der Friedrichsstraße, Ecke der Dorotheenstraße, gemiethet. Ich besuchte nun mit ihm wieder dieselben klinischen Anstalten, wie im vorhergehenden Winter. Der Eindruck, welchen sie auf ihn machten, gab diesen Studien freilich einen neuen Reiz, aber die medicinischen Kliniken wollten mir jetzt noch weniger gefallen.

Auch Rust's Klinik zog mich nicht mehr so an, sie erschien mir doch allzusehr arrangirt, um die Anfangsgründe der Chirurgie in klinischen Vorträgen vorzubringen. Da er mir sehr wohl wollte, so ließ er mich in seiner Klinik ganz wider Gewohnheit einige größere Operationen machen; in der Regel operirten außer ihm nur die zu ihrer weiteren Ausbildung in die Charité commandirten Stabsärzte. Es war keine angenehme Aufgabe, bei ihm zu operiren; er war selbst zu wenig Operateur, um Andere anzuleiten, es zu werden; die Messer waren stumpf und die Assistenz ungeschickt.

Gräfe's Klinik machte mehr den Eindruck einer interessanten chirurgischen Praxis, in welcher auch der Lehrer auf Alles gefaßt sein muß und seinen diagnostischen Scharfblick, so wie seine Geistesgegenwart zeigen kann. Gräfe fing bald an, das zu üben, was er in Wien mit mir zugleich kennen gelernt hatte. Nachdem ich früher nur Nadeloperationen bei Cataracten von ihm gesehen hatte, machte er schnell hintereinander sechs Extractionen mit dem oberen Hornhautschnitte, die erste am 19. November, dem Tage, wo ich meine erste Cataractoperation in seiner Klinik machte, eine Reclination mit glücklichem Erfolge. Gräfe's Extractionen waren das Vollkommenste, was ich in dieser Art gesehen habe. Er operirte mit schwebender

Hand, mit der linken so gut, wie mit der rechten, ohne den kleinen Finger aufzustützen. Alle sechs Fälle verliefen auf das günstigste mit geringer Reaction bei schneller Wundheilung und vollkommener Aufhellung der in Form und Function intact gebliebenen Pupille.

Seine siebente Operation betraf eine bedeutende Persönlichkeit, den Herzog Ernst von Cumberland, späteren König von Hannover. Der Herzog hatte früher den englischen Oculisten Alexander consultirt, welcher den Zustand nicht richtig erkannt hatte, weil die Cataract eine schwärzliche Färbung zeigte. Gräfe hatte besser diagnosticirt, seine Reise nach Wien galt wohl der bevorstehenden Operation, welche sehr glücklich ausfiel. Als Hannoveraner hielt ich es für meine Schuldigkeit, mich einige Tage nach der Operation über das Befinden des Herzogs zu erkundigen und meinen Namen in dem ausliegenden Buche einzuschreiben. Am folgenden Morgen ließ mich der Herzog zu sich rufen, ein Kammerdiener führte mich in das ganz verdunkelte Zimmer, ich mußte mich am Bette niederlassen und blieb eine halbe Stunde mit dem Herzog allein. Er kannte meinen Vater und von seinen Studien in Göttingen her meine dortigen Verwandten, von denen ich ihm, wie von meinen Studien und Reisen, erzählen mußte. Er besaß, wie alle Prinzen seines Hauses, ein ausgezeichnetes Gedächtniß für Personen und hatte keins der sieben Kinder des alten Hofraths Stromeyer vergessen. Kurz vor meiner Abreise von Berlin machte ich ihm einen Abschiedsbesuch, wobei ich Gelegenheit fand, mich selbst davon zu überzeugen, daß die Operation vollkommen gelungen sei. Ich mußte einige Depeschen für ihn nach Hannover mitnehmen. Gräfe hatte ihm von mir erzählt, dabei aber bemerkt, ich müßte eigentlich noch länger in Berlin bleiben. Ich sehnte mich längst nach England und bereute es fast, einen zweiten Winter für Berlin bestimmt zu

haben. Drei junge englische Aerzte, welche damals in Berlin studirten, mußten mir von London erzählen. Zwei derselben haben sich als Praktiker in London und als Schriftsteller einen Namen gemacht, Coulson als Chirurg, Dr. Rigby als Geburtshelfer. Der dritte, Mr. Willimott, obgleich der talentvollste und liebenswürdigste unter ihnen, hat es nicht so gut verstanden, sich elbow room zu verschaffen, das heißt, sich mit den Ellenbogen Platz zu machen. Der Umgang mit diesen aufgeweckten jungen Leuten steigerte mein Verlangen, an die Quelle ihrer tüchtigen Bildung, nach London zu gelangen.

Eduard hatte seine Zeit in Göttingen gut benutzt; unsere Unterhaltungen betrafen meistens unsere klinischen Wahrnehmungen, die reizende Hausmusik von Göttingen hörte in Berlin ganz auf, wir hatten nicht einmal ein Piano. Unser Umgang war fast ganz derselbe, Emil Götz, mein späterer College in Kiel, und Robert Reinick, der treffliche Dichter und Maler, zwei geborene Danziger, gehörten zu unserem engeren Freundeskreise. Eduard versuchte es, mich in einer neuen musikalischen Familie einheimisch zu machen, aber dies mißlang auf eine Art, die mir jetzt sehr komisch erscheint. Die Frau vom Hause war eine Jugendfreundin von Eduard, sie hatte nicht blos eine schöne Stimme, sondern auch einen hinreißenden Vortrag. Sie sang uns zuerst einige kleine Lieder, dann aber bei Eduards vortrefflicher Begleitung die große Arie aus dem Fidelio: „Abscheulicher, wo willst du hin, was hast du vor in deinem Grimme?" — Eduard und ich waren tief gerührt, wir kamen erst beim Thee recht wieder zur Besinnung. Ich brachte das Gespräch unglücklicher Weise auf die ähnliche Wirkung Beethoven'scher Musik und Shakespeare'scher Stücke. Der Hausherr, ein ziemlich häßlicher alter Officier, benutzte diese Gelegenheit, sich über Shakespeare lustig zu machen. Ich war empört darüber, daß die scheinbar so seelenvolle Sängerin diesen

Menschen habe heirathen können; ihr Vortrag könne, nach meiner Meinung, nicht vom Herzen kommen, müsse copirt sein. Ich wollte nicht wieder hingehen, und blieb dabei, obgleich Eduard mir begreiflich zu machen suchte, ein Arzt müsse sich sogar mit Leuten vertragen, die nicht an Gott glauben, und Shakespeare sei doch kein Gott. Ich sagte, mit solchen Leuten verträgt man sich, man geht aber nicht mit ihnen um! Wer in Shakespeare nicht Gottes Ebenbild erkennt, glaubt auch wohl nicht an Gott und an des Menschen höheren Beruf. Ich würde selbst Henriette Sonntag hassen, wenn sie diesen Mann geheirathet hätte. Das konnte sie glücklicher Weise nicht mehr; sie hätte es auch sonst wohl nicht gethan, denn sie schenkte ihre Hand einem schönen, liebenswürdigen italienischen Grafen, mit dem sie glücklich gewesen ist. Eduard lachte mich aus und ging allein in dies Haus, in welches er für einige Stunden etwas von der Poesie mitbrachte, die ich ungerechter Weise auch von dem Hausherrn verlangte. Man heirathet ja nicht, um über Shakespeare zu discutiren, sondern aus anderen Gründen, zum Beispiel, um einen Mann zu bekommen.

Staatsexamen in Hannover.

Als ich am 21. März von Berlin abreiste, war meine Seele schon so mit England beschäftigt, daß mir die Trennung nicht schwer wurde und ich kaum daran dachte, daß ich zunächst in Hannover das Staats- und Physikats-Examen bestehen müsse, um dann leichteren Herzens wieder auf Reisen zu gehen, ohne die Aufgabe, das noch länger im Kopfe zu behalten, was zu seiner Zeit anderen Dingen Platz machen sollte. Es war für mich gerade nicht erwünscht, daß bei diesen Prüfungen kein Chirurg von Fach und außer Heine keiner meiner früheren Lehrer betheiligt war. Aber die Seele der Examinations-Behörde war der Leibmedicus Stieglitz, dessen Schriften es bezeugten, daß er

kein Reactionär sei, sondern weiter strebe. Vor ihm fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem alten Leibmedicus Lodemann, dem dritten Examinator, den ich nicht leiden mochte, weil er ohne irgend productiv zu sein, immer in der Opposition war, übrigens ein braver Mann, aber unbequem durch seine Widerhaarigkeit. Ich wußte auch später nie ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen und wurde, als ich schon praktischer Arzt war, von ihm noch einmal ausgezankt, weil ich einen vortrefflichen Brief von Eduard aus Danzig in der Zeitung hatte abdrucken lassen, welcher vor einer activen antiphlogistischen Behandlung der Grippe warnte, die in Danzig vierzehn Tage früher grassirte als in Hannover. Dieser Warnung ungeachtet, welche im Allgemeinen sehr günstig wirkte, ließen sich doch manche Aerzte verleiten, die heftigen Brustschmerzen bei der Grippe mit Aderlässen zu behandeln, statt einen warmen Umschlag und Narcotica zu gebrauchen; zu diesen hatte auch Lodemann gehört.

Die mündlichen Prüfungen waren nicht schwierig, auf die schriftlichen Arbeiten wurde großer Werth gelegt. Stieglitz gab mir für meine Clausurarbeit im Staatsexamen ein Thema, welches mich Anfangs erschreckte: Was ist Entzündung, und wie behandelt man dieselbe? Ich wußte mir bald zu helfen, schrieb in ungefähr fünf Stunden zunächst ein Schema der ganzen Doctrin und fügte diesem zur Erläuterung die Schilderung der Lungenentzündung hinzu, deren Stadien und Erscheinungen ich mit denen der äußerlich wahrnehmbaren Entzündungsprocesse verglich. Ich hatte die Lungenentzündung als pars pro toto gewählt, weil mir die Krankheit und ihre pathologische Anatomie am besten bekannt war, und weil ich voraussetzen konnte, daß sich meine drei Examinatoren als praktische Aerzte dafür interessiren würden. Das Erscheinen der Sputa cocta hatte ich in Parallele mit der Eiterbildung gestellt, eine

Ansicht, welche später durch die mikroskopischen Untersuchungen von Henle und Julius Vogel ihre wissenschaftliche Bestätigung fand. Diese kleine improvisirte Arbeit ist mir von Nutzen gewesen, sie hatte Stieglitz gefallen, welcher nach zwei Jahren darauf zurückkam, als er mir den Antrag machte, Lehrer der Chirurgie an der chirurgischen Schule in Hannover zu werden.

Reise über Bonn nach England,
am 18. Mai 1827.

Ich trennte mich diesmal von meiner Familie mit der Aussicht, dieselbe übers Jahr in Paris wieder zu sehen; auch Eduard wollte dahin gehen, nachdem er sein Staatsexamen in Berlin überstanden. Trotz meiner Ungeduld, nach England zu gelangen, hatte ich doch den Entschluß nicht vergessen, Deutschland nicht zu verlassen, ohne Philipp von Walther kennen gelernt zu haben. Ich wählte den Weg nach Bonn über Göttingen und Frankfurt, um Freunde und Verwandte unterwegs besuchen zu können.

In Göttingen fand ich am 19. Mai meinen alten Pathen und Hausherrn, den Superintendenten Krause, an Marasmus leidend und fast sterbend.

In Cassel besuchte ich, außer dem Obermedicinalrath Cracus und Medicinalrath Waldmann, den Dr. Schier, einen hessischen Militairarzt, den ich als vierzigjährigen Senior der Praktikanten in der Gräfe'schen Klinik kennen gelernt hatte. Ich sah ihn später als churfürstlichen General-Stabsarzt wieder, eine Stellung, für welche die späten Studien ihm noch den Weg gebahnt hatten. Er war ein sehr guter und verständiger Mann. Ich hatte in Cassel wieder das Glück, den berühmten Wild als Othello zu sehen. Am 22. Mai, auf dem Wege nach Frankfurt traf ich mit Dr. Goldschmidt aus Oldenburg

zusammen, den ich von Göttingen kannte; er sprudelte wie gewöhnlich von witzigen Einfällen. Ich traf ihn 1849 als großherzoglich oldenburgischen Oberstabsarzt und Dirigenten des Militair-Medicinalwesens in Schleswig-Holstein wieder. In seiner Vaterstadt ist er ein sehr beliebter praktischer Arzt geworden. Goldschmidt ging von Frankfurt nach Würzburg, um Schönlein zu hören. Ich hatte in Frankfurt zwei Universitätsfreunde von Göttingen zu besuchen, Henry Küper aus London und Wilhelm Eisendecher aus Hannover. Küper machte am Bundestage seine ersten Studien in der Diplomatie; er gab mir Empfehlungen an seinen Vater in London, Eisendecher war zum Besuche bei einem Onkel. Sie waren beide sehr musikalisch. Küper war ein Schüler von Spohr auf der Geige, Eisendecher war Clavierspieler. Er hat später in Oldenburg als geheimer Cabinetsrath eine wichtige Rolle gespielt.

Am 24. Mai ging ich über Wiesbaden nach Elfeld, wo ich Adele Schopenhauer wieder sehen sollte. Sie war der Einladung einer Frankfurter Familie dahin gefolgt, um in dem schönen Rheingau Erholung zu suchen. Ihre Gesundheit hatte gelitten durch Gemüthsbewegungen; ihr Verlobter war ihr ungetreu geworden und hatte ein schönes junges Mädchen geringen Standes geheirathet. Wir machten mit ihren Freunden Ausflüge in der Umgegend, und ich hatte die Freude, sie heiterer zu verlassen, als ich sie gefunden. Es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe, sie blieb die treue Pflegerin ihrer Mutter, welche 1838 in Jena starb; Adele selbst ist 1849 in Bonn gestorben. Am 28. Mai hatte ich noch einmal den Rhein mit der Wasserdiligence von Bingen bis Coblenz zu befahren. Von dort machte ich am 29. Vormittags einen Besuch in Horchheim, dem schönen, dicht am Rhein gelegenen Gute von Joseph Mendelssohn, dessen Familie dort anwesend war. An diesem Tage sah ich das erste Dampfschiff, dessen

eleganter Bau, große Lenksamkeit und Schnelligkeit bei mir kein geringeres Staunen erregte, wie damals noch bei den Anwohnern des Rheins, welche das Schiff auf jeder Station mit Freudengeschrei und Händeklatschen empfingen. Es brachte mich Nachmittags 3 ½ Uhr nach Bonn, wo ich im Stern einkehrte. Ich ging sogleich zu Professor Nasse und Walther, um meine Empfehlungen abzugeben. Walther sah ich erst am anderen Morgen um sieben Uhr auf dem Katheder. Er war damals sechsundvierzig Jahre alt, eine edle Erscheinung, mit feinen Zügen, dunkeln geistvollen Augen, weichem lockigen Haarwuchs. Seine Haltung war nachlässig, aber nicht ohne Würde. Sein Vortrag befremdete Anfangs durch einen singenden Ton, den er nur auf den Katheder annahm, man gewöhnte sich aber bald daran und hörte dann den Ton nicht mehr. Er dictirte nicht, aber es wurde nachgeschrieben. Was er sagte gefiel mir sehr, er sprach von der Behandlung der Entzündung. Ich ging in dies Colleg auch an den übrigen Tagen, welche ich in Bonn zubrachte. Von zehn bis zwölf Uhr hielt er Klinik. Ich sah von ihm schon am ersten Tage eine Amputation des Oberschenkels mit dem zweizeitigen Cirkelschnitte, welche durch Ungeschicklichkeit des Assistenten keinen guten Eindruck machte. Das Tourniquet hatte nicht gut gewirkt, die Cruralis spritzte; Walther unterband sie, ehe er den Knochen absägte. Er zeigte dabei jedoch seine Geistesgegenwart. In klinischen Anstalten, wo der Assistent Jahre lang auf seinem Posten bleibt, kommt so etwas nicht vor, das wußten Chelius und C. J. M. Langenbeck recht gut, aber wenn der Professor der Chirurgie immer denselben Assistenten behält, so verzichtet er darauf, sich Nachfolger und — Concurrenten zu bilden. In München legte Walther 1837 die Direction der chirurgischen Klinik nieder, weil man ihm nicht gestatten wollte, sich einen bleibenden Assistenten auf eigene Kosten zu halten. Der richtige Mittelweg besteht

darin, mehrere Assistenten zu haben und den einen nicht eher zu entlassen, bis der andere sich hinreichend eingeübt hat.

Walther sprach in der Klinik nur wenig, stellte seine Diagnosen allein mit kurzen Worten; sein ganzes Bestreben ging dahin, den Studenten zu zeigen, wie sie es machen müßten, daß es gut sei. Er verrichtete jede, auch die kleinste Operation selbst und legte fast jeden Verband an. Ich sah täglich einige größere Operationen von ihm. Er hatte sehr zierliche Hände und operirte mit großer Delicatesse, besonders an den Augen, ich sah aber nur Nadeloperationen von ihm. Bei der Visite in den sehr reinlich gehaltenen Krankenzimmern herrschte das tiefste Schweigen bis auf die wenigen Worte, die Walther an die Kranken richtete oder an Fräulein Biörnsterna, die Oberwärterin, eine sehr sauer aussehende alte Jungfer, welche auch bei allen Operationen zugegen war. Ich hätte ihn manchmal gern gefragt: Warum dies? warum jenes? Es fiel mir zum Beispiel auf, daß Walther über ein in Eiterung befindliches, aber noch nicht aufgebrochenes Kniegelenk kalte Umschläge von Bleiwasser machen ließ. Nicht weit davon lag eine Patientin von fünfzig Jahren, bei welcher er einen großen kalten Absceß in der Nähe des Hüftgelenks geöffnet und hinterher Compression angewendet hatte. Es war Verjauchung eingetreten, die Frau sah schon ganz icterisch aus, der Tod war nicht mehr fern! Dergleichen hatte ich schon oft gesehen, in Göttingen, in Berlin, überall! Der eine öffnete etwas vorsichtiger als der andere, aber alle bahnten doch der Luft den Zutritt zu einer großen Eiterhöhle, welche oft mit einem kranken Gelenke oder Knochen in Verbindung stand. Hier sah ich nun kalte Umschläge machen über ein eiterndes Gelenk! In welcher Hoffnung? Vielleicht nur um den Aufbruch hinzuhalten bis zu der etwa schon beschlossenen Amputation? Walther sagte nichts darüber, vielleicht wußten seine Schüler, die es öfter gesehen hatten,

was es bedeute, ob es der Anfang einer expectativen Chirurgie sei, wie es eine expectative innere Heilkunst giebt? Schwerlich, sonst hätte er den großen kalten Absceß nicht geöffnet! Doch ist es möglich, denn man trennt sich nicht plötzlich von alten Gewohnheiten und macht erst vorsichtige Versuche in anderer Richtung.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! sagt das Sprichwort; aber auf dem Markte des Lebens ist das Silber doch besser zu gebrauchen als das Gold, dessen Cours so schwankend ist. Bei den aufgeweckten Rheinländern mag das Schweigen imponiren, aber bei denkfaulen Leuten hat es seine Gefahren. Denken soll der Arzt immer, und der Lehrer der Heilkunst soll die Gedanken seiner Schüler beflügeln. Die Schweigsamkeit war bei Walther Princip; davon überzeugte ich mich später, als ich in München sein College und in der Klinik sein Nachfolger geworden war. Er hatte viele natürliche Beredsamkeit, eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen, Humor und Witz standen ihm zu Gebote; aber für die Klinik machte er auch in München keinen Gebrauch davon. Man lobte mich deshalb, daß ich mittheilender sei, mich, der ich so schweigsam von Natur war und wenig Beredsamkeit besaß. Ich mußte sie mir zu erwerben suchen und that es, weil ich es für nöthig hielt. Rust's sokratisirende Lehrmethode in der Klinik war eigentlich für mehrere hundert Schüler nicht gut berechnet, es profitirten davon nur die wenigen Befragten; für eine kleinere Klinik hätte sie besser gepaßt. Für eine große Klinik sind klinische Vorträge vom Katheder nicht wohl zu entbehren, wie sie in Wien üblich waren; im Operationssaale, wo jeder sehen kann, was vorliegt, kann der Lehrer in Gegenwart des Kranken manche Vorträge halten und Praktikanten ausfragen. Lange Vorträge in einem von Studenten überfüllten Krankensaale sind in jeder Beziehung unpassend. Gräfe verstand es, die

Klinik im Operationssaale interessant zu machen, auch wenn nicht operirt wurde. Sein Institut hatte nur den großen Fehler, daß er seine Schüler nie in die Krankenzimmer führen konnte, weil diese viel zu klein dazu waren. Ich machte diese Visite meistens allein mit einem der beiden Assistenten. In dieser Beziehung war Walther's Klinik bei weitem besser, seine Schüler konnten jeden Kranken bis zur Entlassung beobachten. Krankheitsbilder aus eigener Anschauung sind jedenfalls besser als Krankheitsbilder in klinischen Vorträgen, welche sich in jedem Kopfe anders gestalten. Der klinische Lehrer soll durch seine Persönlichkeit wirken, der eine so, der andere so, aber mittheilend sollte jeder sein; der Trieb, sich auszusprechen, macht den Lehrer, er soll nur kein Schwätzer sein und kein Papagei, der immer dieselben Sätze wiederholt.

Ich sah unter vielen anderen Operationen bei Walther auch die einer Hydrocele durch Injection. Auf Befragen sagte er mir, daß er zweimal Gelegenheit gehabt habe, die vollständige Verwachsung der Scheidenhaut nach der Injection durch die Section zu bestätigen, ein Punkt, über den ich mich in meiner Dissertation zweifelhaft ausgesprochen hatte und weitere Auskunft wünschte.

Walther stand in Bonn als Mensch, als Arzt und Operateur im höchsten Ansehen. Was ihn bewogen hat, seine neidenswerthe Stellung dort aufzugeben und 1830 nach München zu gehen, ist mir nie recht klar geworden. Professor Wilhelm mußte ihm dort nolens volens Platz machen und wußte es schon nach sieben Jahren dahin zu bringen, daß Walther die Klinik aufgab.

Um 12 Uhr begann Nasse's Klinik, welche vielen Studenten besser gefiel als die von Walther. Nasse war ungefähr fünfzig Jahre alt, ein großer blonder Mann mit dünnem Haupthaar. Er war sehr rührig und gesprächig in der Klinik,

examinirte die Studenten viel und beschäftigte sie, besonders in der Poliklinik, ungefähr wie Krukenberg in Halle, nur in einem noch weitern Umkreise auf den umliegenden Dörfern. Dafür schwärmten seine Schüler vorzüglich. Es sind ja eigentlich die glücklichsten Zeiten, wenn man unter Verantwortlichkeit des Lehrers die ersten Recepte schreibt, und wenn die Kranken dabei wieder gesund werden, besonders durch heroische Mittel, Aderlässe, Brechweinstein, Opium, drastische Purgirmittel, wie Nasse sie liebte. Ich wurde dieser Klinik bald überdrüssig; der schweigsame Walther war mir doch interessanter, als der mittheilende Nasse. Aber ich sah in seiner Klinik ein Gesicht, welches ich als Portrait in Weimar schon kennen gelernt hatte. Ich irrte mich nicht, es war Robert Froriep, dem ich mich selbst vorstellte, der von diesem Augenblicke an alle meine Schritte in Bonn lenkte. Wir aßen nach der Klinik zusammen auf der Pechhütte, dann führte er mich nach Kessenich, einem reizenden Dorfe dicht bei Bonn, wo er mir in einem saubern, ruhigen, kleinen Wirthshause ein Unterkommen verschaffte, das mir sehr behagte, ganz von Bäumen umgeben, von denen Abends die zarten Glockentöne der singenden Laubfrösche so wunderbar erklangen und wo so guter Maitrank zu haben war. Ich habe nicht viele Recepte von meinen Reisen heimgebracht, aber das Recept zu diesem Infusum Asperulae odoratae, vinosum, frigide paratum habe ich doch aufgeschrieben.

Von den übrigen Professoren lernte ich Mayer, den Physiologen, Weber, den Anatomen, und Carl Gustav Bischoff, den Chemiker, kennen. Sie waren alle drei sehr gütig. Mayer und Weber zeigten mir ihre Sammlungen allmählich an verschiedenen Tagen sehr eingehend. Robert Froriep war im Walther'schen Hause sehr beliebt; ich war zweimal mit ihm zum Thee bei Walther's schöner, blonder Gattin, aber der Herr vom Hause erschien nicht. Er nahm überhaupt dem

Anschein nach gar keine Notiz von mir, und doch mußte er es wohl gethan haben, denn er war es, der mich zur Professur der Chirurgie in Erlangen empfahl. Eine unbewußte Sympathie hatte mich zu ihm geführt und wirkte auch auf meine ferneren Schicksale. Robert Froriep war mein Führer in der Umgegend von Bonn; die schöne Natur und die gemeinschaftlichen Erinnerungen an Weimar, die ich erst vor wenigen Tagen in Elfeld erneuert hatte, öffneten mir sein Herz. Ich habe ihn in gutem Andenken behalten und bin seinen Arbeiten stets gefolgt. Jede derselben hatte einen deutlich ausgesprochenen praktischen Zweck und war der Schule würdig, in welcher er aufgewachsen. Wer in Goethe's Nähe seine Jugend verlebt hat, versucht es wohl nicht, die Welt zu erobern, sondern freut sich, nach besten Kräften sein Scherflein darzubringen auch unter ungünstigen Verhältnissen. Es freut sich jetzt wohl noch mancher Arzt über Froriep's mit so feinem Geschmack und Verständniß vollendeten anatomischen Atlas, welcher zuerst 1850 und in zweiter Auflage 1852 wieder erschien. Robert Froriep folgte wohl nur den Strömungen der Zeit, als er sich der pathologischen Anatomie widmete, welche er von 1830 bis 1846 in Berlin vertrat. Sein poetischer Sinn, sein anspruchsloses Wesen waren für die dortigen Zustände nicht geeignet, welche derbere Naturen verlangten. Als Professor der Chirurgie an einer kleineren Universität wäre er besser an seinem Platze gewesen. Die verhängnißvolle Bertuch'sche Erbschaft, das Landes-Industrie-Comtoir, welche seinen Vater, Bertuch's Schwiegersohn, der academischen Laufbahn entführt hatte, brachte auch Robert nach Weimar zurück. Glücklich wird er überall gewesen sein, denn was dazu gehört, führte er stets mit sich, ein edles, anspruchsloses Herz.

Von Köln nach London,

am 11. Juni 1827.

Mit dem zwölftägigen Aufenthalte in Bonn waren meine deutschen Studien zu Ende, ein neues Land erwartete mich.

Am Sonnabend den 9. Juni Nachmittags verließ ich Bonn, um nach Köln zu gehen, welches ich binnen drei Stunden mit der Schnellpost erreichte; der Sonntag in Köln machte den Beschluß: Ich wohnte im Dom dem Hochamte bei und ging dann noch in die St. Peters- und Marien-Kirche; am Nachmittage erfreute ich mich des Anblickes der Stadt vom rechten Rheinufer aus und sah das Dampfschiff, welches mich am andern Tage 4 Uhr Morgens Deutschland entführen sollte.

Es war ein heiterer Abend, die Straßen, die öffentlichen Gärten waren mit fröhlichen, sonntäglich geschmückten Menschen angefüllt. Diese Eindrücke meines schönen Vaterlandes sollten durch nichts mehr abgeschwächt werden. Am folgenden Tage war es trübes Wetter; der böse Feind, welcher bei uns in jedem Frühling die Nachtigallen heiser macht, der dickste Moorrauch, den ich im Leben gesehen habe, hatte sich über Nacht eingefunden. Je weiter nördlich wir kamen, desto dichter wurde der Schleier, so undurchsichtig, daß man kaum die Ufer des Rheinstroms, von den anliegenden Städten nur die nächsten Häuser erkennen konnte. Es war, als sollte ich, wie die homerischen Helden, von Wolken aus einem Lande in das andere getragen werden. Um 11 Uhr Abends kamen wir nach Rotterdam, wo ich gleich auf das Dampfschiff The Attwood überging, mit dem ich am folgenden Morgen 10 Uhr nach London fahren sollte. Ich hatte Tags darauf noch Zeit, mich in den Straßen von Rotterdam ein wenig umzusehen. Es war leider Alles, was ich von Holland gesehen habe, dessen Bekanntschaft ich Zeiten vorbehielt, welche nie gekommen sind.

Als wir auf hoher See angelangt waren, konnte ich mich nach stundenlang des ungewohnten Schauspiels eines wogenden Meeres erfreuen, aber bald nach Mittag wurde meine Stimmung immer bedenklicher, wunderliche, ganz prosaische Gefühle stiegen in mir auf, ich mußte Neptun meinen Tribut bezahlen und flüchtete in die Cajüte, wo sich in horizontaler Lage der Sturm in meinem Innern beschwichtigte. Aber ich mußte die Augen geschlossen behalten und durfte keinen Finger rühren. Endlich schlief ich ein; als ich erwachte, fühlte ich, daß sich die Bewegung des Schiffes verändert habe, die Wellen gingen nicht mehr so hoch, wir waren der englischen Küste nahe. Es war 4 Uhr Morgens, als ich aufstand und wieder auf das Verdeck stieg, England lag vor mir!*)

Ankunft und Leben in London,

vom 13. Juni 1827 bis 1. April 1828.

Der 13. Juni 1827, wo ich den Boden von England zuerst betreten sollte, war ein schöner, heiterer Tag. Wir kamen gegen 1 Uhr in London an. Ich freute mich, das Schiff verlassen zu können, es erinnerte mich noch immer an die überstandene Seekrankheit.

Mit der erforderlichen Meldung auf dem Fremdenbureau und der Untersuchung des Gepäckes verging so viel Zeit, daß ich erst um 6 Uhr in die Stadt selbst gelangte und eine Stagecoach fand, die mich nach Deptford brachte, wo ich von einer befreundeten Familie erwartet wurde.

Friedrich Benecke, ein geborener Hannoveraner, war in zweiter Ehe mit einer Cousine meiner Mutter verheirathet, welche im Louis'schen Hause einen Theil ihrer schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Meine Mutter und Frau Wilhelmine

*) Hier wurde meine Arbeit am 19. Juli 1870 durch den ausbrechenden Krieg unterbrochen.

Benecke, geborene Funcke, aus Bückeburg, waren gleichgestimmte Seelen, deren Freundschaft nur der Tod getrennt hat. So fand ich in Deptford bei London eine sehr herzliche Aufnahme, nicht blos in den ersten Tagen, sondern während meines ganzen Aufenthaltes in England. Es war ein gutes Omen, daß ich mich, fast beim Eintritte in Fr. Benecke's Haus, dort nützlich machen konnte. Als es Zeit war, zu Bette zu gehen und die Wachslichter angezündet wurden, steckte eine alte Dame, welche die Kinder zu beaufsichtigen hatte, ihre Haube und ihr Haar in Brand. Ich drückte ihren Kopf in meine Arme und löschte das Feuer, ohne mich selbst zu verbrennen. Fr. Benecke war technischer Dirigent einer chemischen Fabrik, welche ihm und seinem jüngeren Bruder Wilhelm gehörte. Er war mit Leib und Seele Chemiker und Fabrikant, dabei ein vortrefflicher Vater und Gatte. Sein Minchen war aber auch eine Frau von seltenen Eigenschaften, klug, thätig und von unverwüstlicher Heiterkeit in allen Lagen des Lebens. Sie hatte selbst drei herrliche Söhne im Alter von sieben bis zwölf Jahren, welche unter der mütterlichen Erziehung zu wackeren Männern herangewachsen sind. Ebenso brav war eine Tochter erster Ehe, welche unvermählt gestorben ist. Fr. Benecke übernahm einige Jahre später eine Anstellung als hannoverscher Bergbeamter in Goslar und ist dort gestorben. Frau Wilhelmine lebte als Wittwe in Bückeburg, wo sie, von Jedermann geehrt, in vollem Besitze ihrer seltenen geistigen Regsamkeit 1872 gestorben ist.

Friedrich Benecke's jüngerer Bruder Wilhelm ist in weiteren Kreisen bekannt geworden, theils durch sein berühmtes Werk über Bodmerei und Seeassecuranz, in fünf Bänden, welches, fast in alle Sprachen übersetzt, noch bis auf den heutigen Tag benutzt und neu aufgelegt wird, theils durch spätere philosophisch-religiöse Schriften. Er ist 1837 in Heidelberg gestorben, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte. Die

theologische Facultät daselbst hatte ihm honoris causa den Doctortitel verliehen. Er war ein tiefdenkender, sehr interessanter Mann, dabei sehr musikalisch, er liebte Beethoven und Händel, einfache Lieder trug er mit einer schönen Baßstimme sehr ausdrucksvoll vor. Ich verehrte ihn sehr und hatte seine Zuneigung so weit gewonnen, daß er beschloß, mich in sein philosophisches System einzuweihen. Ich wurde von ihm zu diesem Zwecke besonders eingeladen, aber seine Frau, die davon gehört hatte, lud noch andere musikalische Freunde dazu. Sie hat es zu verantworten, wenn ich kein Philosoph geworden bin. Die kluge Frau hatte vermuthlich gemerkt, daß ich kein philosophischer Kopf sei. Frau Louise Benecke, eine Tochter des Geheimen Justizraths und Bürgermeisters Falcke in Hannover, Schwester des nachherigen Ministers, war auch eine weitläufige Verwandte meiner Mutter. Sie hatte keine eigenen Kinder. Ihr ältester Stiefsohn, Wilhelm Benecke jun., war bereits verheirathet mit Henriette Souchay aus Frankfurt. Dieses junge liebenswürdige Paar wohnte ganz nahe bei Deptford, in Loosom.

Diesen drei Familien waren meine Sonntage in London meistens gewidmet. Ich führte Carl Klingemann bei ihnen ein, der mittlerweile von Berlin nach London versetzt war. Durch Klingemann wurde Felix Mendelssohn mit Benecke's und den Frankfurter Familien bekannt, in denen er später seine Frau finden sollte.

In Deptford ließ ich mich zunächst etwas über London belehren und berieth mit meinen neuen Freunden die Frage, wo ich am zweckmäßigsten wohnen werde. Da die großen Hospitäler, von denen ich mehrere besuchen wollte, über ganz London zerstreut sind, so konnte ich nicht wohl in der Nähe eines einzigen wohnen, ohne den anderen und dem Westende fern zu sein, wo die Leute leben, mit denen man Umgang sucht. Es wurde mir deshalb ein mehr centraler Punkt empfohlen,

die Nähe von Temple Bar, dem alten Eingange zur City, welcher als letzter Rest von den Festungswerken übrig geblieben ist.

Deptford liegt zwischen London und Greenwich, es war von Fr. Benecke's Hause nicht weit in den Park, so wurde ich schon am 14. dahin geführt, um Greenwich-Hospital zu sehen. Es ist allerdings sehr geeignet, Fremden einen hohen Begriff von Englands Macht und Großmuth zu geben. In dem früher königlichen Schlosse wohnten die Invaliden der Marine, dieses Bollwerks des Insellandes, in hohen luftigen Räumen, sorgfältig verpflegt. Von der Terrasse vor dem Schlosse sahen sie dicht vor sich die Themse, mit Schiffen belebt, und gedachten dabei alter Zeiten. Auf einer Anhöhe hinter dem Schlosse liegt eine königliche Erziehungsanstalt für Waisenknaben der Marine, deren lustiges Treiben die Alten erheiterte. Auf dem höchsten Punkte des umgebenden Parks liegt die berühmte Sternwarte, wohl geeignet, an die Beziehungen zu erinnern, welche England mit der übrigen Welt verbinden.

Im Jahre 1827 war der Park von Greenwich noch anmuthig; als ich ihn siebenzehn Jahre später wieder sah, fand ich ihn so vertreten und vernachlässigt, daß ich ihn kaum wieder erkannte.

Am 15. Juni machte ich von Deptford meinen ersten Ausflug nach London und gelangte wie mit einem Sprunge mitten in die chirurgische Welt der Riesenstadt. Ich begab mich zu Henry Green, an den ich von Willimot empfohlen war. Er nahm mich gleich mit in seine Klinik im St. Thomas-Hospitale, wo ich ihn zwei Amputationen verrichten sah, außerdem die Entfernung einer in der Tibia eingekeilten Kugel. Er machte mich mit den anwesenden Wundärzten von Guy's und St. Thomas-Hospital bekannt und versprach mir Empfehlungen an Andere. Ich erhielt sie nach einigen Tagen, sie waren an Charles Bell, Brodie und Lawrence gerichtet. Mit diesen

Empfehlungen und anderen, welche sie mir verschafften, war ich in allen Hospitälern eingeführt und hatte durch einen einzigen Besuch das erreicht, was mein Vater vor fünfunddreißig Jahren mit Geld aufwiegen mußte. Ich hatte insofern noch größere Vortheile, weil ich bei Operationen meinen Platz in dem inneren Kreise des Amphitheaters fand, also gut sehen konnte, was geschah. Es erregte mitunter den Neid der Studenten, aber da ich schon geläufig englisch sprach, so machte ich mir diese bald zu Freunden. Ich konnte ihnen Manches erklären, was ihnen unverständlich geblieben war. Es ist nicht die Gewohnheit englischer Chirurgen, vor jeder Operation elementare Vorträge zu halten oder die Anamnese und Diagnose weitläufig zu erörtern, sie überlassen Vieles dem Eifer und dem Forschungstriebe der Studenten. Ich glaube, sie haben Recht, denn wer von Natur nicht wißbegierig ist, wird es nicht durch lange Vorträge am Krankenbette. Von Zeit zu Zeit werden vom Katheder klinische Vorträge gehalten, welche die wichtigen Fälle der letzten Zeit betreffen. Diese machen dann mehr Eindruck, als kurz vor einer Operation, auf welche Jeder gespannt ist.

Am Montag, den 18. Juni, verließ ich Deptford und bezog meine Wohnung, 16 Howardstreet, Ecke von Norfolkstreet, welche auf die Themse stößt, die ich aus meinen Fenstern sehen konnte. Das obere Ende von Norfolkstreet öffnet sich in den Strand, die Hauptpulsader des Londoner Geschäftslebens, wo ein Wagen dem andern folgt und sich zwei Reihen von Fuhrwerken aller Art beständig an einander vorbeischieben, so daß man es zunächst erlernen muß, von einer Seite der Straße zur andern zu kreuzen. Trotz dem unablässigen Menschenstrome, welcher sich auf den Trottoirs bewegt, hält es dort nicht schwer, weiter zu kommen, Jeder ist darauf eingelernt, dem Andern auszuweichen. Dicht neben diesem Menschengewühl und dem Lärm, welchen die Fuhrwerke veranlassen,

herrschte in Howardstreet eine vollkommene Stille, welche nur durch die London cries, die Stimmen der Verkäufer und Zuträger von Lebensmitteln, gelegentlich unterbrochen wurde. Ich bewohnte ein schönes Zimmer mit Alkoven im ersten Stock, für welches ich wöchentlich achtzehn Schillinge zu bezahlen hatte, ungefähr drei Mal so viel wie in Berlin. Dagegen kann man sich in London für weniger Geld besser ernähren, als in Berlin. So guter Rinderbraten oder Hammelbraten, wie man dort in jedem Speisehause findet, ist in Deutschland eine Seltenheit. Suppe gab es nicht, eine halbe Pinte Porter mußte ihre Stelle vertreten; sie schmeckte mir immer wie Medicin, ich trank sie nur aus Pflichtgefühl. Meine Ansprüche an leibliche Nahrung waren nicht groß, Morgens und Abends Thee und ein Mittagsessen um 3 oder 4 Uhr waren mir genügend. Schuhwerk ist in England theuer, man muß sich zu Hause damit versehen, dagegen ist es keine kostbare Politik, sich englische Kleider anzuschaffen, sie sind dauerhaft und nicht viel theurer, als bei uns. Es ist nicht angenehm, durch den Schnitt seines Rockes gleich als Fremder erkannt zu werden und Aufmerksamkeit zu erregen. Dies geschieht in England mehr, als bei uns, man kann seine englischen Röcke zu Hause dreist auftragen, Niemand bemerkt es. Anstößig sind bei uns nur die englischen Brocken, welche Mancher mit zu Hause bringt und zu verwerthen sucht. Selbst wenn man so geistreich ist, wie Fürst Pückler-Muskau in seinen Briefen eines Verstorbenen, und auch so gut Englisch versteht, wie er, hat es doch sehr viel Anstößiges, weil es das Nationalgefühl beleidigt.

Hospitäler und Aerzte in London.

Außer den Kirchspiels-Hospitälern für Arme, welche für den fremden Arzt kein großes Interesse bieten, besitzt London

eine stets wachsende Zahl von Hospitälern, welche, durch Stiftungen und freiwillige Beiträge unterhalten, einer medicinischen Facultät als klinische Lehranstalten dienen. Diese Facultäten haben freilich nicht das Recht, Diplome und Licenzen zu ertheilen, für den Unterricht in der praktischen Heilkunst besitzen sie jedoch alle erforderlichen Institute.

Im Jahre 1827 waren die durch Astley Cooper vereinigten Schulen von St. Thomas und Guy in der Borough, einer Vorstadt an der südlichen Seite der Themse, welche dicht neben einander liegen, und das Bartholomäus-Hospital in der City durch ihre Größe und den Ruf ihrer Lehrer die berühmtesten Anstalten. Wenn ich, wie es meine feste Absicht war, fortlaufende Beobachtungen machen wollte, so mußte ich dies regelmäßig entweder im Bartholomäus-Hospitale oder in den Hospitälern der Borough thun. Die übrigen Hospitäler, wie London-Hospital, St. Georges-Hospital, Middlesex-Hospital, Westminster-Hospital, boten weniger Ausbeute dar und wurden deshalb zweckmäßiger nur gelegentlich besucht, besonders wenn Operationen darin vorkamen.

In den ersten drei Monaten besuchte ich ganz regelmäßig das Bartholomäus-Hospital, im Spätherbst und Winter aber die Hospitäler in der Borough. Jedes Hospital hat seinen bestimmten Tag, an welchem die nicht dringenden Operationen vorgenommen werden, und man erfuhr durch das medicinische Wochenblatt „Die Lancette", wo etwas Besonderes zu erwarten war. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in London besuchte ich sehr regelmäßig die Augenklinik von Moorfields in der City, deren erster Arzt, Tyrrell, mir besonders gefiel. Die Augenklinik in Westminster, deren Aerzte Wardrop und Guthrie waren, sagte mir weniger zu. Die Mehrzahl der Patienten, welche man dort sah, kamen nur, um sich Höllensteinsalbe einstreichen zu lassen, man begegnete schon

auf der Straße einer Menge von Leuten, die sich die Augen zuhielten und nicht gut von der Stelle kommen konnten. Warum, dachte ich mir, giebt man ihnen nicht etwas zu Hause zu gebrauchen? Die Zahl der Ambulanten würde dann auf den dritten Theil zusammenschmelzen, aber das Imus ubi itur käme nicht zur Geltung.

Die Hospitäler von London zeigten damals nur wenige Spuren hygienischer Principien, weniger als in Deutschland. Sie bildeten ein Aggregat meistens größerer Räume, deren beste Eigenschaft es war, nicht an eingeschlossenen Höfen zu liegen, aber durch Kamine ventilirt zu werden. Fenster hatten sie nur an einer Seite, aber diese wurden fleißig geöffnet, größere Gärten fehlten bei allen. Mit Ausnahme von Guy's Hospital, vermißte man überall die kleineren Zimmer zur Isolirung einzelner Fälle. Am schlechtesten gesorgt war für die Syphilitischen, sie wurden in engen Mansardenzimmern untergebracht, für welche der Name foul wards (Schmutzkrankenzimmer) sehr passend erschien. Aber der Name wurde von der Krankheit entlehnt (foul disease für venerische Krankheit). Die Verpflegung war in allen Hospitälern gut und reichlich, sie wurde aber wenig überwacht, die Kranken konnten sich Alles zutragen, oder durch den Portier besorgen lassen.

Die Erfolge schienen mir damals mehr von der individuellen Geschicklichkeit des Wundarztes, als von der Lage und Bauart des Hospitals abzuhängen, nur St. Georges-Hospital war verrufen wegen Erysipelas. Es war im Innern sehr zugig, hatte sehr dünne Wände und übermäßig große Fenster.

Ein werthvoller Besitz fast jedes Hospitals war sein pathologisches Museum, besonders das von St. Thomas. Es erzählt in seinen Natur- und Wachs-Präperaten theilweise die chirurgische Geschichte der Anstalt. Ich habe diese Samm-

lungen und besonders auch das Hunter'sche Museum, welches dem Collegium der Wundärzte gehört, so fleißig als möglich benutzt. Bei dem Mangel an gedruckten Katalogen war dazu nicht wenig Geduld von nöthen, aber auch ohne Specialstudien zu machen prägt sich dem Gedächtnisse Manches ein, was gelegentlich wieder auftaucht.

Von den damaligen angesehenen Wundärzten nenne ich nur diejenigen, mit denen ich etwas genauer bekannt wurde:

Vom St. Bartholomäus-Hospitale: Abernethy, Lawrence, Earle und Vincent.

Vom St. Thomas-Hospitale: Astley Cooper, Travers, Green und Tyrrell.

Vom Guy's-Hospitale: Bransby Cooper, Key und Morgan.

Vom St. George's-Hospitale: Brodie und Rose.

Vom Middlesex-Hospitale: Charles Bell.

Vom Westminster-Hospitale: Guthrie.

Außerdem Wardrop, Sir James Macgregor, Dr. Arnott, Stafford und Amesbury.

Alle diese Männer stehen mir noch lebhaft vor Augen, ich könnte allenfalls ihr Portrait zeichnen; vielen von ihnen bewahre ich ein dankbares Andenken, sie haben mich durchs Leben begleitet und mir zum Vorbilde gedient. Ich verehrte sie nicht blos wegen ihrer ausgezeichneten Leistungen als Heilkünstler, sondern auch wegen ihrer edlen Denkungsweise, welche sie zu würdigen Repräsentanten ihres Standes machte.

William Lawrence war eine sehr stattliche Erscheinung von kräftiger Figur. Er hatte sehr schöne blaue Augen und helles Haar. Seine Stimme war sehr angenehm, Alles was er sagte, war wohl durchdacht, kurz und bündig und hatte oft einen Anflug von Humor, ohne alle Schärfe. Wenn die Umstände es gestatteten, war er stets geneigt, auf genauere Erörterungen einzugehen und zeigte dabei die umfassendsten Kennt-

nisse. Mit Henry Green war er einer von den wenigen, welche deutsch sprachen und die deutsche Literatur kannten. Ohne alle Ueberhebung zeigte seine ganze Haltung, daß er sich der hohen Stellung wohl bewußt war, welche er unter den Londoner Wundärzten einnahm, denn er war einer der gesuchtesten Praktiker. Am Krankenbette war er eben so genau in seinen Diagnosen, wie rasch entschlossen und entschieden im Handeln. Was mir an Lawrence besonders gefiel, war, daß man in seiner Nähe immer fühlte, wie glücklich ihn die Ausübung seines Berufes machte, das giebt auch dem Jüngeren Lust und Muth für die Zukunft. Seine Technik war elegant, ohne alle Ostentation. In seiner Jugend hatte er Blumenbach's Physiologie übersetzt und dabei durch einige unschuldige materialistische Aeußerungen so viel Anstoß gegeben, daß er die ganze Auflage zurücknahm. Es hatte ihm weiter keinen Schaden gebracht. Im Jahre 1827 war er noch unvermählt, aber äußerst gastfrei, man konnte sicher sein, bei ihm jeden ausgezeichneten Fremden des ärztlichen Standes anzutreffen. Im Jahre 1844 hatte ich die Freude, ihn wohlerhalten und als glücklichen Ehemann wieder zu finden. Er nahm mich mit auf seinen Landsitz, um mich mit Frau und Kindern bekannt zu machen.

Henry Earle, der Sohn des Erfinders der Hydrocele Injection Sir James Earle, war ein feiner liebenswürdiger Mann und aufmerksamer Wundarzt, aber ein mittelmäßiger Operateur. Er hat sich viel mit den Fracturen beschäftigt und ist als Erfinder eines sehr vollkommenen Bettes für Fracturen bekannt.

Mr. Vincent war der älteste unter den drei Chirurgen von St. Bartholomäus. Er war ein so ungeschickter Operateur, daß ich mich nicht mehr um ihn bekümmerte, nachdem ich ihn einmal hatte operiren sehen.

John Abernethy (geb. 1763, gest. 1831) hatte seine

Stellung am Bartholomäus-Hospitale längst niedergelegt, er kam aber noch von Zeit zu Zeit, ging durch die Säle, sah einzelne Kranke und zog beim Fortgehen eine Schaar von Studenten nach sich, die ihn bis auf den Hof begleiteten, wo er oft kleine Reden hielt, die mit einem Citat aus dem Shakespeare zu enden pflegten. Ich begriff es, was der alte Mann dabei im Sinne hatte. Shakespeare war ein großer Beobachter, dessen Lectüre für Aerzte sehr nützlich sein muß. Der Patriotismus läßt sich wohl nicht besser wecken, als durch öftere Erinnerung an den größten Genius, welchen England je hervorgebracht hat. Was Männer wie er geschaffen, wird allmählich zum allgemeinen Eigenthume des menschlichen Geistes, aber es fliegt nicht in der Luft umher, sondern muß von Geistesverwandten in immer weitere Kreise getragen werden. Dazu kommt noch, daß in England Jeder das Recht hat, geistreich oder witzig zu sein, ohne daß die Fledermäuse ihm in die Haare gerathen. Wer kann heutzutage sagen, ob Abernethy mehr oder weniger genützt habe durch seine Shakespeare-Citate, als durch fünf Gran blaue Pillen, Abends zu nehmen, oder durch Unterbindung der Iliaca externa?

Er war ein Mann von kleiner Statur, mit sehr feinen intelligenten Zügen, den das schneeweiße Haar sehr gut kleidete.

Astley Cooper (geb. 1768, gest. 1841) hatte sich kurz vor meiner Ankunft in London, des praktischen Lebens müde, auf das Land zurückgezogen. Er war mit neunundfunfzig Jahren immer noch ein schöner Mann, von stattlicher Figur und Haltung, mit gebietendem Ausdrucke seiner edlen Züge. Ich sah ihn nur einige Male im St. Thomas-Hospitale, bei gelegentlichen Besuchen in der Stadt. Sein Erscheinen war immer ein Festtag im Hospitale. Er wurde es, wie er sich ausdrückte, bald müde, nach den Lämmern zu sehen und lebte später abwechselnd in der Stadt seinen anatomisch-pathologischen

Studien, ohne durch eine große Praxis gestört zu werden. Seine äußere Erscheinung harmonirte vollkommen mit dem Eindruck, welchen seine schriftstellerischen Arbeiten machen. Männliche Offenheit, vollkommene Klarheit der Gedanken und bei allem Forschungstriebe doch feste Principien, das Alles sprach sich in dieser Heroengestalt aus.

Benjamin Travers war anscheinend älter als A. Cooper, nicht so groß und stattlich wie dieser, aber er hatte einen sehr intelligenten Kopf und sehr sanfte liebenswürdige Manieren. Er machte seine Visiten im Thomas-Hospitale regelmäßig und operirte auch noch, aber überließ doch schwierigere Operationen gern seinen Collegen Green und Tyrrell. Es war ein Vergnügen, Travers in Begleitung seines Sohnes zu sehen, eines Jünglings von seltener Schönheit, der sich unter des Vaters Leitung zu einem angesehenen Praktiker ausgebildet hat, aber jetzt auch nicht mehr lebt.

In ihren Surgical Essays haben Astley Cooper und Benjamin Travers ein unvergängliches Denkmal ihrer Freundschaft gestiftet, welches jetzt noch, nach mehr als einem halben Jahrhundert, als mustergültig bewundert wird und in der chirurgischen Literatur überall wenig seines Gleichen hat.

Henry Green war ein Neffe von Henry Cline, dem berühmten Vorgänger Astley Cooper's. Es waren noch ganz dieselben Räume im St. Thomas-Hospitale, in denen vor fünfunddreißig Jahren mein seliger Vater Cline folgte, wo ich 1827 den Neffen wirken sah. Er war ein Mann von hoher Figur aber von schlechter Haltung, seine übrigens regelmäßigen Züge machten, bei einem grauen Colorit, weniger Eindruck. Er hatte ein sehr sonores Organ und galt für einen großen Redner. Er war deshalb auch Demonstrator der Anatomie an der Akademie der schönen Künste, wo ich einen seiner brillanten Vorträge gehört habe, welche nicht blos Kenntniß

der Anatomie, sondern auch der Antike voraussetzen, um auf Künstler Eindruck zu machen. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, daß er sich zu sehr in die deutsche Philosophie vertieft und dadurch an Klarheit verloren habe. Ich war wohl gegen philosophische Anwandlungen besser abgehärtet und bemerkte es kaum. Ich fand Henry Green ebenso vernünftig wie seine Collegen, ja manchmal klüger, denn er hatte einen einschneidenden Verstand. Sein Humor blieb nicht immer in den rücksichtsvollen Schranken wie bei Lawrence, der seinen Widerspruch gegen die Ansichten Anderer stets in verbindliche Worte zu hüllen wußte. Green war als Diagnostiker eben so vorzüglich, wie als Operateur. Productiv war er nicht, wie man es von einem Manne seiner Fähigkeiten erwarten konnte; hätte er, wie seine berühmteren Zeitgenossen, den physiologischen statt den philosophischen Weg eingeschlagen, so würde er vermuthlich mehr geleistet haben.

John Tyrrell war ein Mann ganz nach meinem Herzen, einfach, bescheiden, klar, umsichtig und menschenfreundlich. An diagnostischer Sicherheit und operativer Geschicklichkeit stand er keinem seiner Zeitgenossen nach. Wenn man ihn näher kennen lernte, begriff man es, wie er zu der, in jeder Beziehung neidenswerthen Ehre gelangt sei, Astley Cooper's Nichte zu heirathen. Er hatte kluge Augen, aber sonst wenig ausdrucksvolle Züge. Durch die Herausgabe einzelner Arbeiten von A. Cooper und durch sein Werk über Augenheilkunde hat er sich ein bleibendes Andenken in der Literatur gegründet. Da ich ihn außer im St. Thomas-Hospitale auch in der Augenklinik sah, so bin ich mit ihm mehr in Berührung gekommen, als mit irgend einem Andern.

Bransby Cooper, der Neffe von Sir Astley, hatte den ärztlichen Stand offenbar nicht aus innerem Berufe gewählt. Ein unruhiges Wetterleuchten seiner Gesichtszüge, eine gewisse

Hastigkeit im Sprechen verriethen seine nervöse Constitution, die sich beim Operiren in sehr nachtheiliger Weise bemerklich machte. Seine Zeitgenossen nannten ihn a bungling operator, einen stümperhaften Operateur, leider nicht mit Unrecht. Man bedauerte immer, wenn man ihn operiren sah, daß er nicht für seinen Onkel nach den Lämmern sah. Ich war dabei zugegen, als er bei einem Erwachsenen den Seitensteinschnitt machte und den Stein nicht finden konnte. Er suchte mit der Zange immer gewaltsamer darnach und wurde immer röther im Gesichte. Endlich hielt er ein. „Laß mich zufühlen", sagte sein Schwager Aston Key, führte den Zeigefinger ein und rief sogleich: „Hier ist der Stein." Er lag dicht neben der Wunde, aber in einer Vertiefung hinter der Prostata. B. Cooper zog ihn dann mit Leichtigkeit aus, er hatte nur nöthig, die wieder eingeführte Zange umzuwenden. Wenn man unter A. Cooper's Leitung groß geworden, zwei Schwäger wie Tyrrell und Key zur Seite hat und doch kein guter Operateur wird, so muß es unübersteigliche Hindernisse geben, es überhaupt zu werden. Die Biographie seines Onkels Aston, welche Bransby Cooper herausgegeben hat, ist leider nicht sonderlich gerathen; obgleich der Gegenstand dankbar war und der Autor den besten Willen hatte.

Aston Key war ein ganz ebenbürtiger Schwager für Tyrrell, und ein weiterer Beweis, wie gut A. Cooper Talente zu würdigen gewußt hat, insofern man voraussetzen darf, daß er, selbst kinderlos, nicht ohne Einfluß auf die Verheirathung seiner beiden Nichten, der Schwestern B. Cooper's geblieben ist. Es giebt nur wenige Wundärzte unter denen, die ich kennen gelernt habe, welche ihm an Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit gleich kamen. Er hatte eine elegante Figur, feine aristokratische Gesichtszüge und Manieren. Er war in jeder Beziehung ein vollendeter Chirurg, der in Ausführung schwieriger Operationen

das Höchste zu leisten vermochte. Ich sah ihn mit gutem Erfolge bei Axillar aneurysma die Subclavia auf der ersten Rippe in vierzehn Minuten unterbinden. Es war einer der gesuchtesten Chirurgen in London. Als ich 1844 wieder dort war, freute ich mich, ihn wohlbehalten wieder zu sehen. Ich begleitete ihn auf seinen reizenden Landsitz, wo er vom Sonnabend bis zum Montag sich zu erholen pflegte und verlebte dort die angenehmsten Stunden im Kreise seiner liebenswürdigen Familie.

John Morgan gehörte wie Key zu der Classe der liebenswürdigen Collegen. Jung, heiter, von angenehmem Aeußern und von großer Geschicklichkeit gefiel er Jedermann. Er suchte die Langenbeck'schen Lappenschnitte in London einzuführen, welche er mit der größten Virtuosität zu machen verstand. Sie wurden bewundert, aber nicht nachgeahmt, der Cirkelschnitt behielt die Herrschaft. Man berief sich darauf, daß die Muskellappen doch für die Dauer nichts zur Polsterung des Knochenstumpfes beitragen.

Sir Benjamin Brodie (geb. 1783, gest. 1862) war ein Mann von kleiner Statur und wenig ausdrucksvollen Zügen, aber er imponirte durch sein feines Benehmen und durch so kluge Bemerkungen, wie man sie auf jeder Seite seiner Schriften findet. Sein Werk über Gelenkkrankheiten hatte ich schon gelesen, ehe ich nach Göttingen ging. Seine persönliche Bekanntschaft hat gewiß dazu beigetragen, mein Interesse für diesen Gegenstand für immer zu befestigen. Ich sah Brodie zuerst operiren am 26. Juli 1827. Er verbesserte einen übelgeformten Amputationsstumpf des Unterschenkels durch Resection der vorstehenden Knochen mit schließlich sehr gutem Erfolge. Ich wußte, daß diese Operationen nicht ohne Gefahr seien und fragte mich selbst, weshalb Brodie's Fall gut ging. Er hatte gewartet, bis die Wunde ganz abgeschwollen und die Heilung im

besten Gange war, so weit die vorstehenden Knochen es gestatteten. Es sind dann weder capilläre noch venöse Thromben mehr vorhanden und ein neuer Eingriff bringt keine Gefahr. Erst zweiundzwanzig Jahre später hatte ich im Felde die Gelegenheit, von diesen Erwägungen Nutzen zu ziehen und habe sie in meinen Maximen der Kriegsheilkunst II, edit pag. 296 zum Princip erhoben. Aber ein aus der Amputationswunde vorstehender Knochen ist für den Operateur ein ärgerlicher Anblick, den er gern beseitigen möchte; so macht er sich zu früh daran und der Patient wird pyämisch. In solchen Dingen kann der Chirurg zeigen, ob er eine physiologische Richtung hat oder nicht? Mit dem Mikroskope allein wird man kein Physiolog. Es ist bekannt, daß Brodie sich im Anfange seiner Laufbahn eifrig mit Experimental-Physiologie beschäftigt hat, aber die Beobachtung kranker Menschen war doch für ihn die beste Lehrerin einer Physiologie, ohne deren Hülfe er nie dahin gelangt sein würde, sein berühmtes Werk über Gelenkneurosen zu schreiben.*)

An demselben Tage machte Brodie noch eine Amputation des Oberschenkels und sein College Rose die des Unterschenkels. Alle diese Operationen wurden mit großer Sicherheit und Schnelligkeit ausgeführt. Ich war aber, wie mein Journal sagt, nicht zufrieden mit der leichten Art, in welcher die Amputations-

*) Ich halte das kleine Buch: Lectures, illustrative of certain local nervous affections, London 1837, für Brodie's vorzüglichste Leistung, aber die Ansichten sind verschieden. Professor Wernher in Gießen ist nach fünfunddreißig Jahren zu der Ansicht gelangt, daß Brodie sich damit an der leidenden Menschheit versündigt habe.

Wie glücklich muß sich Wernher fühlen, daß man ihm am Ende seiner Laufbahn keine ähnlichen Verbrechen zur Last legen kann. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, ist der, Brodie's Buch nicht gelesen zu haben. Er frägt mich, wer die an Mania operatoria activa leidenden Chirurgen wären, welche neuralgische Glieder wegschnitten, Brodie selbst hat sie genannt.

stümpfe verbunden wurden. Ich mußte erst durch eigene Erfahrungen dahin gelangen, einzusehen, daß es gut sei, so wenig Verbandstücke wie möglich anzuwenden und daß ein feuchter Lappen jedem andern Verbande vorzuziehen sei, weil jeder Druck und jede Zerrung der getrennten Theile deren Retraction und Reizbarkeit erhöht. Brodie und Rose gehörten Beide zu den beliebtesten Praktikern in aristokratischen Kreisen.

Sir Charles Bell (geb. 1778, gest. 1842) war der jüngste von drei ausgezeichneten Brüdern, deren ältester, Andreas, der berühmte Pädagog war, der zweite Bruder war John, der große Anatom und Chirurg. Charles Bell sah mit neunundvierzig Jahren noch sehr gut aus, er war von gedrungener Figur mit regelmäßigen Gesichtszügen und sehr durchdringenden Augen. Er machte den Eindruck der Festigkeit und des Scharfsinns. Er war gütig und freundlich, aber nicht sehr gesprächig. Ich sah ihn öfter am Krankenbette und hörte Vorträge von ihm, sah ihn aber zufällig nie operiren. Er galt für einen durchaus geschickten Operateur, was für einen solchen Denker freilich eine untergeordnete Eigenschaft war, für seine Carriere aber doch wichtig. Schon achtundfunfzig Jahre alt wurde er noch als Professor der chirurgischen Klinik nach Edinburg berufen, wo er sechs Jahre später starb. Er war als Praktiker nicht so gesucht, wie andere weniger bedeutende Männer, und klagt selbst darüber, daß seine wissenschaftliche Richtung ihm dem Publikum gegenüber Schaden thue. Nach jedem neuen Werke, sagt er, muß man sich, um Verzeihung dafür zu finden, doppelte Mühe mit der Praxis geben. Er war allerdings ein fleißiger Schriftsteller, und einige seiner Arbeiten scheinen keine praktische Zwecke zu verfolgen, wie das Buch über Anatomie und Physiologie des mimischen Ausdrucks in Verbindung mit den schönen Künsten. Doch kann man wohl behaupten, daß ihn gerade diese durch die schönen Künste ange-

regten Untersuchungen zu seiner großen Entdeckung über die verschiedenen Wurzeln der motorischen und sensitiven Nerven führten. Er erforschte den Ursprung des mimischen Gesichtsnerven und fand dabei die Function der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Es giebt kaum ein schlagenderes Beispiel von dem Einflusse der schönen Künste auf wissenschaftliche Untersuchungen. Der Sinn für Poesie und schöne Künste ist bei Aerzten ziemlich verbreitet, wo er ganz fehlt, zeigen die ärztlichen Leistungen oft beklagenswerthe Lücken.

Kein Physiolog hat seiner Zeit so viel zu arbeiten gegeben, wie Charles Bell, ich schätze mich besonders glücklich, ihn erlebt zu haben, er hat auch mir zu denken gegeben. Seit Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs sind bald drittehalb Jahrhunderte verflossen und doch ist diese Lehre, besonders in ihrer Anwendung auf die Pathologie, noch keineswegs erschöpft, wie Esmarch's blutlose Operationen eben gezeigt haben. Man darf sich also nicht wundern, wenn Bell's Entdeckung, ungeachtet der Arbeiten von Magendie, Johannes Müller, Purkinje, Marshall Hall, Claude Bernard, Longet, Ludwig, Dubois Reymond und Anderer über Nervenphysiologie, noch nicht ihre volle Entwickelung und Anwendung auf die Pathologie gefunden hat. Harvey's Lehre fand hinsichtlich der Pathologie ihren größten Bearbeiter in John Hunter. Für die Nervenphysiologie ist ein Mann wie er noch zu erwarten, und es ist zu bedauern, daß sich in Deutschland die Physiologen von der klinischen Beobachtung abgewendet haben. Harvey, Hunter und Bell waren Praktiker, welche am Krankenbette physiologische Beobachtungen zu machen wußten, die sie durch das Experiment zu bewahrheiten suchten. Jetzt hat man das Experiment vorangestellt. Als ich 1828 nach Hannover zurückkehrte, wußte man dort von C. Bell's Arbeiten noch wenig, ich mußte es gleich erleben, daß selbst Wedemeyer

eine peripherische Facialis-Lähmung für apoplektisch hielt und mit Aderlässen behandelte. Noch zehn Jahre später wurde ich in Erlangen mit meiner Diagnose in solchen Fällen ausgelacht. Jetzt weiß man das besser, aber die Bell'sche Lähmung ist so ziemlich das einzige, was man von der Anwendung seiner physiologischen Entdeckungen auf die Praxis kennt. Bell's letztes Werk, seine Institutionen der Chirurgie sind jetzt wohl nur wenigen deutschen Wundärzten bekannt. Sie passen auch nicht besonders zu der mechanischen Richtung, welche die Chirurgie bei uns einzuschlagen scheint, aber sind voll von Bemerkungen, die man anderswo vergebens sucht. Gräfe, der ihre deutsche Uebersetzung von Mörer mit einer Vorrede versah, klagt 1838 schon über die allzu gehäuften Producte der Buchdruckerkunst, in denen das zum hundertsten Male Gelesene unter einem unglücklich verschnittenen und noch unglücklicher wieder zusammengeflickten Gewande immer wieder zu lesen ist. Er stellt diesen Producten Bell's originellen Reichthum und seine Kürze gegenüber. Versucht es doch einmal, Ihr Epigonen, diese Grundlehren der Chirurgie wieder zu lesen und mit den Erzeugnissen der Presse seit vierunddreißig Jahren zu vergleichen. Es lohnt sich der Mühe. Ich habe Charles Bell eine meiner ersten schriftstellerischen Arbeiten (Ueber Paralyse der Inspirations-Muskeln, 1836) gewidmet und bewahre ein Dankschreiben von ihm als ein theures Angedenken.

Guthrie war ein Mann wie von Eisen, groß und stattlich, seine beredten Worte fielen wie Hammerschläge. Als Operateur schlug er eine famose Klinge. Ich hatte schon großen Respect vor ihm, als ich nach England kam, weil ich sein Werk über Schußwunden der Extremitäten in der vortrefflichen Uebersetzung von Spangenberg studirt hatte, auch sah ich im hannoverschen General-Militairhospitale den Mann, bei welchem Guthrie durch den Seitensteinschnitt eine Kugel aus der Blase

gezogen hatte. Derselbe war bei Waterloo 1815 verwundet worden. Guthrie spricht von ihm in seinen Commentaries, V. edit, pag. 579. Der Mann starb acht Jahre nach der Schlacht von Waterloo in Hannover an einer bösartigen Milzgeschwulst von ungeheurer Größe.

Ich kann nicht sagen, daß Guthrie's persönliche Bekanntschaft mich sehr angezogen habe. Der Miles gloriosus trat zu sehr bei ihm hervor, ungefähr wie bei C. J. M. Langenbeck. Ich vermißte bei ihm die Urbanität und Bescheidenheit der übrigen Wundärzte in London. Dies hat mich nicht abgehalten, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und seine großen Verdienste um die Kriegschirurgie anzuerkennen, wie meine eigenen Schriften beweisen. Als ich meine Maximen schrieb, glaubte ich, die Zeit der Discussion über die Vortheile der primären Operationen sei wohl vorüber, weil man mit Larrey's und Guthrie's Hülfe darüber im Reinen sei. Darin hatte ich mich getäuscht, es wäre vielleicht recht gut, wenn einmal wieder ein Guthrie käme, der die Schwätzer zu Paaren triebe.

James Wardrop, Vorsteher einer chirurgischen Privatklinik und Arzt an dem Augeninstitute von Westminster, war vielleicht der lebhafteste von allen damaligen Wundärzten in London. Er hatte immer eine Menge Eisen im Feuer und war sehr mittheilend. Da er sich sehr für pathologische Anatomie interessirte, so konnte man immer etwas von ihm lernen. Er hatte mich für jeden Sonntag zum Frühstück bei sich eingeladen und ging dann mit mir in sein Privatinstitut. Als Operateur stand er nicht hoch. Ein paar Steinschnitte, die ich an einem Tage von ihm sah, habe ich in meinem Journale als grauenvoll (shocking) bezeichnet. Lawrence assistirte ihm dabei, ich wunderte mich, daß er es that, da er wissen mußte, wie Wardrop operire. Es ist eine sehr unangenehme Aufgabe, einem ungeschickten Operateur bei einem Steinschnitte zu assistiren,

weil man ihm nicht viel helfen kann. Wardrop würde ein größerer Wundarzt gewesen sein, wenn er nicht operirt hätte. Ein kluger Mann, wie er, kann sich Manches ausdenken, was Andere mit Erfolg ausführen, aber er läßt es dabei bewenden, wenn er keine geschickten Hände hat. Im Jahre 1827 beschäftigte sich Wardrop eifrig mit der Methode von Brasd'or, Aneurysmen zu operiren, oder vielmehr mit dem, was er zu seiner eigenen Methode erhob, der Unterbindung eines der Hauptäste, welche peripherisch über einem aneurysmatischen Sacke abgehen. Ich sah in seiner Klinik die Frau Denmark, bei welcher er die Subclavia dextra unterbunden hatte, wegen Aneurysma der Anonyma. Die Pulsationen der Carotis hatten schon vorher spontan aufgehört. Die Operation hatte am 6. Juli stattgefunden, ich sah die Frau am 15. Es ging ihr damals leidlich, sie hat auch noch zweiundzwanzig Monate gelebt, aber unter großen Leiden durch Athembeschwerden, welche mit Aderläßen bekämpft wurden. Schon vor der Operation war ihr funfzig Mal zur Ader gelassen worden, jedes Mal zu einer Pinte, nachher in gleicher Weise fort. Ich habe aus diesem Falle, den Wardrop für einen Erfolg seiner Methode hielt, gelernt, daß man diesen theilweise innerhalb des Rumpfes liegenden Aneurysmen nicht mit Operationen beikommen kann, auch nicht mit Aderläßen. Mit Hülfe von permanenten kleinen Eisbeuteln habe ich jedenfalls bessere Erfolge erzielt, als Wardrop bei Mrs. Denmark.

Wardrop's persönliche Erscheinung hatte nichts Anziehendes, ich mochte ihn trotz seines schlechten Operirens doch gern leiden, theils weil er sehr freundlich gegen mich war, theils weil ich ihn für ein nützliches Element hielt, ungefähr wie den Hecht im Karpfenteich, welcher dazu dient, Stagnation zu verhindern, indem er den großen Karpfen Motion macht.

Ich besuchte auch den Chef des englischen Militair-Medi-

cinalwesens, Director general Sir James Macgregor, an welchen ich von einem früheren Arzte der englisch-deutschen Legion empfohlen war. Er stand in großem Ansehen und war ein Mann von sehr stattlichem Aussehen und feinen Manieren. Ich bot ihm meine Dienste an für den Fall, daß England einmal wieder der Hülfe deutscher Aerzte bedürfen sollte. Der Gedanke, zum Schlusse meiner Studien ein paar Feldzüge zu machen, beschäftigte mich ernsthaft in London. Als 1828 die russische Regierung fremde Aerzte suchte, ging ich zu dem russischen Gesandten, um mich nach den Bedingungen zu erkundigen; fremde Aerzte sollten mit Unterofficiersrang eintreten. Diese unverschämte Zumuthung war vielleicht ein Glück für mich, ich wäre sonst wohl bei Adrianopel begraben mit den 300 Aerzten, welche der Feldzug gegen die Türken von 1828 kostete. Im glücklichsten Falle hätte ich doch wohl nicht viel gelernt.

Von den Aerzten, welche nicht an Hospitälern angestellt waren, sah ich Dr. Arnott, den Erfinder des hydrostatischen Bettes, Mr. Stafford, den Erfinder des ersten brauchbaren Instruments zur inneren Durchschneidung von Harnröhrenstricturen, und Mr. Amesbury, dessen Specialität die schwierigen Fälle von Knochenbrüchen und die künstlichen Gelenke waren. Es machte mir große Freude, zu sehen, mit welcher Bescheidenheit sich selbst die angesehensten Hospitalärzte der Hülfe dieses Mannes in schwierigen Fällen bedienten. Er untersuchte die Kranken, machte genaue Messungen, ließ wohlgepolsterte Blechschienen machen, welche die ganze verletzte Extremität umfaßten. Diese wurden so fest angelegt, wie die Patienten es gut ertragen konnten, ohne Oedem und Schmerzen zu bekommen. Er war auf diesem Wege sehr glücklich und hatte viel zu thun, denn bei Matrosen, welche zur See ihre Glieder brechen, kommen künstliche Gelenke nicht selten vor.

In einem Falle, von denen, die ich sah, scheiterte seine Kunst, es war ein künstliches Gelenk am Oberschenkel, welches auch dem Seton und einer partiellen Resection widerstand, so daß der Mann schließlich amputirt wurde.

Unter den hoffnungsvollen jungen Aerzten, welche sich meiner in London annahmen, muß ich nennen: Coulson, welcher, aus Deutschland zurückgekehrt, sich eben in London niedergelassen hatte; Curling, den späteren trefflichen Chirurgen am London-Hospital und Verfasser von classischen Schriften über Tetanus und Hodenkrankheiten, endlich Macmurdo, der später Wundarzt am St. Thomas-Hospitale wurde. Besonders nützlich war mir ein junger Arzt, Mr. Jacob, ein Schüler von Lawrence, der, wie ich, in Howardstreet wohnte und von mir gern Deutsch lernen wollte. Er hatte sein Examen hinter sich und blieb nur noch in London, um, so wie ich, einen Ueberblick der dortigen Zustände zu gewinnen. Durch classische Bildung und gediegene ärztliche Kenntnisse war er mir ein sehr willkommener Gefährte und Führer in und um London.

Um die inneren Kliniken konnte ich mich leider nicht viel bekümmern. Dr. Elliotson vom St. Thomas-Hospitale war der einzige, dem ich zu folgen vermochte, als ich sein Hospital regelmäßig besuchte. Er war zu jener Zeit ein sehr anregender, vorurtheilsfreier Lehrer, sehr bewandert in der physikalischen Diagnostik und in der pathologischen Anatomie. Ich lernte durch ihn zuerst die Bright'sche Krankheit kennen, von der ich in Deutschland noch nichts gehört hatte. Sein lebhafter Geist, seine elegante äußere Erscheinung machten ihn ganz geeignet für die große vornehme Praxis, welche er damals besaß. Was mir an ihm nicht gefiel, war seine zu große Vorliebe für Wortspiele (Puns). Bei uns gilt diese Art von Witz für eine geringe Sorte, da sich aber auch Shakespeare darin gefällt, so muß man annehmen, daß sie den Engländern weniger miß-

fällt. Dr. Elliotson verscherzte in späteren Jahren seine ganze glänzende Stellung, indem er sich dem animalischen Magnetismus ergab. Ich bedauerte ihn sehr, und dachte mir dabei, daß ein habitueller Punster vermuthlich schon auf schlimmen Wegen wandle. Zur Zeit, als ich ihn kannte, war er ein sehr heller Kopf, wie dies auch die Aufsätze beweisen, welche in den Medico-chirurgical Transactions von ihm erschienen sind.

Von den berühmten Naturforschern, die ich kennen lernte, sind mir John Herschel und Michael Farraday unvergeßlich geblieben. Dem erstern machte ich einen Besuch in Slough bei Windsor, empfohlen von seiner Tante, welche nach dem Tode ihres großen Bruders, Sir William Herschel, in ihre Vaterstadt Hannover zurückgekehrt war. Das unscheinbare Landhaus, in welchem Vater und Sohn so lange für die Unsterblichkeit gearbeitet haben, lag an einem sehr reizlosen Platze, zu welchem das weithin sichtbare Riesenteleskop des Vaters als Wegweiser dienen konnte, für seinen ursprünglichen Zweck wurde es nicht mehr benutzt.

Von Farraday hörte ich in der Royal-Institution einen wunderschönen Vortrag über die Schwingungen gespannter Saiten. Ich wurde ihm nachher vorgestellt und mußte ihm von meinem Vetter, dem berühmten Chemiker, erzählen.

Diese beiden großen Männer hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit einander durch ihr mildes freundliches und heiteres Wesen, auch an Statur und Alter standen sie sich ziemlich gleich. Ich habe sie Beide durch ihr ferneres Leben verfolgt und oft dabei gedacht: wie beglückend ist doch die Naturforschung, wenn sie nicht nöthig hat, gleich in das praktische Leben herabzusteigen, wie die des Arztes, und doch ihres endlichen großen Erfolges sicher ist, wie bei Herschel und Farraday.

Nicht beneidenswerth erschien mir die Celebrität, deren

sich damals in weiten Kreisen der Herausgeber des Wochenblattes „Die Lancette“, Mr. Wakley, Coroner (Gerichtsarzt) von Middlesex, erfreute. Ich hatte gar kein Verlangen, ihn persönlich kennen zu lernen und habe ihn nie gesehen, obgleich er allgegenwärtig zu sein schien. Er spukte, wie ein unsichtbarer Kobold, in allen Hospitälern. Seine Devise war: Licht zu machen in allen Löchern und Winkeln (holes and corners), um die Fledermäuse (bats) daraus zu vertreiben. In Deutschland würde er sich vermuthlich die Aufgabe gestellt haben, die Perrücken auszuklopfen. Er verfolgte sein Ziel in schonungsloser Weise, offenbar mit Hülfe von vielen ihm ergebenen Zuträgern. Da er keiner der ärztlichen Schulen von London angehörte, so fühlte er sich durch collegiale Rücksichten nicht gebunden. Mir waren seine Ausfälle zu grob und seine Schlachtopfer nicht selten viel zu unbedeutend für so großes Geschrei. Das mühsam errungene Ansehen des Standes schien mir darunter zu leiden. Dies ist für die Dauer nicht geschehen, und die „Lancette“ mag wohl auch ihr Gutes gehabt haben. Astley Cooper hatte ihren Herausgeber verklagt, weil er seine Vorlesungen hatte abdrucken lassen, ohne ihn zu fragen. Das Urtheil des Gerichts war, daß man auf gesprochene Worte kein Eigenthumsrecht geltend machen könne. Ich fand diese, nach den englischen Gesetzen allein mögliche Entscheidung sehr ungerecht und meinte später: der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, habe auch in diesem Falle sein gewöhnliches Schicksal gehabt. Daß man A. Cooper seine Vorlesungen stahl, war gewiß nichts Gutes, aber es hatte den Erfolg, daß später die Docenten ihre Vorlesungen selbst drucken ließen, wobei die Wissenschaft gewann. Es trat gerade 1827 in sofern eine Reaction gegen die „Lancette“ ein, daß die angesehensten Aerzte in London zusammentraten, um ein neues medicinisches Wochenblatt zu begründen. Es erschien unter

dem Namen „Medical-Gazette“ und trat in durchaus würdiger Haltung auf.

Benjamin Travers, der sich sehr dafür interessirte, erzeigte mir die Ehre, mich aufzufordern, die chirurgischen Berichte vom St. Thomas- und Guy's Hospital zu übernehmen. Es sind auch einige Artikel von mir in der „Gazette“ erschienen, ich gab diese Arbeiten aber bald auf, weil meine angeborene Freimüthigkeit ins Gedränge kam mit den Ansprüchen der Gastfreundschaft. Ich fand auch, daß mein Aufenthalt in London von zu kurzer Dauer sein werde, um die Rolle des Vermittlers zwischen deutschen und englischen Ansichten durchführen zu können.

Hastings.

In den ersten drei Monaten ging es mir gut in London, dann fingen meine Kräfte an nachzulassen, ich litt viel an Zahnschmerzen, Lumbago und Dyspepsie. Meine ärztlichen Freunde riethen mir, an die Seeküste zu gehen. Hastings wurde mir besonders empfohlen, welches man mit der Stagecoach in acht Stunden erreichte. Ich fand es dort sehr schön, den Strand zum Baden vortrefflich, die kleine Stadt am Meeresufer sehr anmuthig. Oestlich von der Stadt treten die hohen Kreidefelsen bis dicht an das Meer, dessen Grund hier ein mit Muscheln bewachsener, felsiger Boden ist. Westlich von der Stadt liegt in großer Ausdehnung der sandige Badestrand. Hinter der Stadt weichen die schönen waldbekränzten Hügel zurück und bilden die Abdachung, auf welcher sich das Schlachtfeld befand, wo am 14. October 1066 Wilhelm der Eroberer den König Harald schlug.

Es vergingen kaum drei Tage, und ich war in Hastings geheilt. Da ich früher nie in der See gebadet hatte, so folgte ich dem Rathe, erst lauwarm zu baden, aber das bekam mir

schlecht; nach dem ersten Seebade fühlte ich mich wie neugeboren. Von diesem Augenblicke an faßte ich ein Interesse für Seebäder, welches mich nicht wieder verlassen hat, und möchte jedem jungen Arzte rathen, ehe er sich im Binnenlande niederläßt, selbst in der See zu baden. Dasselbe gilt von russischen und römischen Bädern, von denen man sich auch keine richtige Vorstellung macht, wenn man sie nicht selbst versucht.

Ich hatte mich in Hastings sehr glücklich eingerichtet, nicht in der Stadt selbst, sondern unter den Fischerhäusern westlich davon. Bei der Fluth reichten die Wellen bis an die Hausthür, aus meinem Bette schon konnte ich das Meer sehen. Die freundliche Fischerfrau kochte für mich, und so konnte ich ganz idyllisch leben. Ich ging freilich viel allein am Strande und auf den Hügeln spazieren, entzog mich aber nicht ganz der Badegesellschaft, obgleich mich ihr Treiben und ihre Eleganz nicht sehr anzog. Ich verkehrte meistens mit der Familie Willimott, welche auf mehrere Monate nach Hastings gezogen war. Wir blieben auch nachher sehr gute Freunde.

Die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Badegesellschaft war eine junge geistreiche Dame von glänzender Schönheit, welche den Gebrauch ihrer unteren Extremitäten verloren hatte und sich überall mit einem Rollstuhle umherfahren ließ. Sie war die Braut eines angesehenen Arztes in London, welchen ich später persönlich kennen lernte. Nachdem sie erfahren hatte, daß ich ein deutscher Arzt sei, machte sie mir die Proposition, sie zu magnetisiren. Es mißfiel mir, daß sie mich consultirte, ohne ihren Bräutigam vorher gefragt zu haben; ich rieth ihr deshalb, doch lieber ruhig bei dem vorgeschriebenen Curplane zu bleiben. Sie wurde bald nachher geheilt und konnte im nächsten Winter heirathen.

Welchen Eindruck würde es wohl auf mich gemacht haben, wenn ich mich auf eine magnetische Cur eingelassen und mir

dann eingebildet hätte, dieses wundervolle Geschöpf geheilt zu haben! Welches Aufsehen würde diese Cur gemacht haben? Ich war einer großen Gefahr glücklich entgangen. Ein einziger scheinbarer Erfolg dieser Art hätte mich vielleicht auf immer der mühsamen Laufbahn entführt, die ich jetzt hinter mir habe. Fünf Jahre später war ich noch einmal in ähnlicher Gefahr. Bei einer schönen jungen Dame hörten die heftigsten Krämpfe sogleich auf, als ich meine Hand auf ihre Herzgrube legte. Ich stutzte, war aber mißtrauisch und kam nach einigen Tagen dahinter, daß die schlaue Kokette mich hatte täuschen wollen. Dr. Elliotson's Schicksal ist ein warnendes Beispiel, wie man sich auch in vorgerückten Jahren noch verblenden lassen kann.

Nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte in Hastings kehrte ich am 15. September neugestärkt nach London zurück und blieb dort auch später ganz gesund, obgleich ich größere Anstrengungen machen mußte, wie vorher. Die Hospitäler von St. Thomas und Guy, welche ich nun besuchte, lagen weit entfernt, und ich mußte viel in Gesellschaft gehen, wobei man doch viel weniger Erholung findet, als bei Excursionen in der schönen Jahreszeit.

Eindrücke der englischen Heilkunst und ihrer Vertreter.

Es bedarf keines langen Aufenthalts in England, um sich zu überzeugen, daß die Heilkunst dort in hohem Ansehen stehe, dem Erbe einer ruhmvollen Vergangenheit, dem Lohne fortgesetzter Bemühungen im Sinne großer Vorgänger. Vor Allem gefiel mir das schöne, collegiale Verhältniß der Aerzte unter einander, welches über Neid und Mißgunst völlig erhaben zu sein schien. Die großen Wundärzte consultirten sich gegenseitig, nicht blos in Fällen, wo es sich um Leben und Sterben handelte, sondern auch, wo rein wissenschaftliche Fragen in Betracht

kamen. Ich sah einmal sämmtliche Wundärzte von St. Thomas- und Guy's-Hospital zur Consultation vereinigt, um die Frage zu entscheiden, ob ein Tumor der Brustdrüse Fluctuation zeige oder nicht? Die Stimmen waren getheilt, aber die Mehrzahl fühlte Fluctuation; ein Einstich entleerte Eiter aus einer sehr gespannten Kyste. Ich zweifelte nicht daran, daß die ganze Consultation nur deshalb veranlaßt worden sei, um den Studenten beizubringen, wie wichtig es sei, Fluctuation sicher zu erkennen. Ich habe später in meiner Klinik ähnliche Consultationen unter den Studenten veranlaßt.

Es imponirte mir in London die große Uebereinstimmung der Ansichten in den wichtigsten Fragen der Praxis, wodurch die englische Chirurgie einen entschieden nationalen Ausdruck erhält. Kleinere Differenzen, auf welche man in anderen Ländern oft so großen Werth legt, finden in England gar keine Beachtung.

Dann gefiel mir die Selbstlosigkeit, mit welcher ein jeder sein Scherflein zu dem allgemeinen Schatze beizutragen suchte. Man interessirte sich lebhaft für die Fortschritte der Chirurgie, hatte aber gar keinen Sinn für Prioritätsstreitigkeiten.

Die Operationen gingen mit der größten Ruhe und Regelmäßigkeit von Statten, Alles war gehörig vorbereitet, die Instrumente nicht blos, sondern auch das Gemüth des Kranken, welcher im Vertrauen auf die bewährte Geschicklichkeit des Operateurs seinem Schicksale ruhig entgegensah. Amputirt wurde fast nur mit dem zweizeitigen Cirkelschnitte, der zu brillanten Operationen keine Gelegenheit giebt. Es wurde mit großer Sorgfalt unterbunden, meistens mit Hülfe von Pincetten, nur wo diese nicht ausreichten, mit dem Tenakel. Es wurde darauf hingewiesen, daß Lappenschnitte nicht immer zu entbehren seien, daß dieselben jedoch auf die bessere Form des Stumpfes keinen Einfluß haben, weil die zu Lappen verwendeten Muskeln mit

der Zeit atrophisch werden. Ich fand dies im Greenwich-Hospitale bestätigt, wo ich die Gelegenheit benutzte, ältere mit dem Lappenschnitte gebildete Amputationsstümpfe zu untersuchen.

Der oberste Grundsatz aller damaligen Chirurgen war, daß für die Heilung von Wunden, Geschwüren und von vielen anderen chirurgischen Zuständen eine den Umständen angemessene Antiphlogose das wichtigste sei. Uebertriebene Blutentziehungen kamen dabei nicht vor. Anstatt der bei uns üblichen kalten Umschläge wurden alkoholhaltige angewendet, welche ungefähr eben so wirken, da sie durch rasche Verdunstung Kälte erzeugen. Auf die constitutionellen Verhältnisse wurde gebührende Rücksicht genommen, Abführmittel, Mercur, Antimon, Eisen, China, bittere Extracte, Sarsaparilla, waren die beliebtesten Mittel; Jodpräparate waren noch wenig bekannt, Leberthran gar nicht. Neben einer örtlich antiphlogistischen Behandlung wurden sehr oft innerliche Tonica gebraucht, namentlich China. Diese in der englischen Chirurgie schon sehr lange übliche Anwendung der China, habe ich lebenslänglich beibehalten. Ein Infusodecoct von China und Rhabarber in kleinen Dosen ist oft meine einzige Verordnung bei chronischen äußeren Uebeln.

Bei zufälligen Wunden und nach Operationen wurde immer die Heilung durch erste Intention angestrebt, es wurde damals aber noch weniger genäht, als in Deutschland und viel weniger, als ich später für nöthig fand, nachdem ich dem Heftpflaster den Krieg erklärt hatte.

Bei Geschwüren wurden nicht blos Salben gebraucht, sondern auch feuchte Applicationen, mit genauer Auswahl für jeden Fall. Luxationen wurden nach Astley Cooper's Methoden wieder eingerichtet, das heißt in schwierigen Fällen mit dem Flaschenzuge. Die leichteren Fälle bekam man nicht zu sehen,

sie wurden von den Hausärzten besorgt und wieder fortgeschickt. So habe ich in London nie eine Schulterluxation mit der Ferse wieder einrichten sehen, obgleich dies allgemein üblich war. Man schreibt diese Methode gewöhnlich Astley Cooper zu, sie ist aber viel älter, Charles White kannte sie schon. In seinen Cases of Surgery, London 1770, pag. 95, spricht er davon, sie hatte ihn öfter im Stiche gelassen, er kam dann auf die verticale Extensions-Methode, welche Rust bei uns als das Verfahren von Mothe eingeführt hat. Er hat dadurch den Impuls gegeben, auch bei anderen Luxationen Aehnliches zu versuchen; in Deutschland sind deshalb die Flaschenzüge eher beseitigt worden als in England, wo White's kurze Bemerkungen keinen Eindruck gemacht hatten. So geht manches Samenkorn verloren, wenn es nicht auf fruchtbaren Boden fällt.

Fracturen wurden ohne permanente Extension mit Contentivverbänden behandelt; man gab sich aber viele Mühe in der passenden Wahl der, meistens modellirten, Schienen, so wie in deren Anlegung. Bei Erneuerung des Verbandes wurde die Stellung der Fragmente allmählich verbessert, wenn sie zur Verschiebung geneigt waren.

Diese Methode geht von dem physiologisch richtigen Principe aus, daß die Anfangs sehr gereizten Muskeln allmählich erschlaffen und sich alsdann der Coaptation nicht mehr widersetzen. Die Methode der permanenten Extension, möge sie durch Gypsverbände oder auf andere Art erzielt sein, will den Muskelwiderstand sofort überwältigen. Seit Jahrhunderten bekämpfen sich beide Methoden, seit Einführung des Gypsverbandes scheint die Extensions-Methode den Sieg errungen zu haben, aber man wird vermuthlich bald dahinter kommen, daß in schwierigen Fällen, namentlich bei complicirten Fracturen, der Gypsverband nicht extendiren dürfe, sondern blos zur La-

gerung dienen müsse. Man wird sich dann die Frage vorlegen, ob diese Lagerung wohl die bequemste sei? Bei Anlegung des Gypsverbandes hofft der Arzt, aller weiteren Correcturen in der Stellung der Fragmente überhoben zu sein, der Gyps soll die in der Chloroformnarcose erreichte Extension unterhalten; da er dies sehr oft nicht darf oder kann, so wird gar manches Glied nach einem einfachen Knochenbruche schief geheilt, aus dem Verbande geschält und die Geschichte schweigt darüber.

Ueber die bei der Anwendung des Gypsverbandes zu befolgenden Principien hat man sich jetzt (1872) kaum ausgesprochen und doch tappte man damit 1864 und 1866 schon unter die Schlußfracturen; es war wie eine Invasion des Maurerhandwerks in die Chirurgie. Man hatte sich 1866 die Hörner etwas abgelaufen und fängt es jetzt etwas vorsichtiger an, ein großer Ruhm für die deutsche Chirurgie war es nicht, die Engländer werden uns nicht darum beneidet haben.

Gelenkentzündungen wurden ganz anders behandelt wie in Deutschland. Das Glüheisen wurde gar nicht gebraucht, Fontanellen nur von geringem Umfange angelegt, hatten keine Aehnlichkeit mit den deutschen Erbsenfeldern. Brodie hatte gefunden, daß die von Zeit zu Zeit wiederholte Aetzung einer kleinen Fontanelle mit Aetzkali besser wirke, als viele Erbsen in einer großen Fontanelle, daß dieselbe für längere Zeit den Knieschmerz der Coxalgischen zum Schweigen bringe. Aehnlich wirkten die kleinen Fontanellen beim Pott'schen Uebel, welche die Reflexerscheinungen in den unteren Theilen beseitigen, auch wenn sie der Caries nicht immer Einhalt gebieten. Schröpfköpfe, Blutegel und Mercur waren die Hauptmittel in der activen Periode. Man kannte bereits den Nutzen der Immobilisirung, verstand aber nicht, dieselbe so vollständig zu machen, wie später mit Kleister- und Gypsverbänden. In der chronischen

Periode wurden immobilisirende Pflaster-Verbände nach Scoll in Brompton viel gebraucht, Brodie legte Schienen von Leder an, welche naß aufgelegt, nach dem Trocknen gepolstert wurden. Sie sind für Reconvalescenten von großem Nutzen, ich wende sie noch fortwährend an. Seebäder wurden oft zur Nachkur benutzt, sie bringen die noch vorhandenen Exsudate zur Resorbtion und beleben die geschwächten Muskeln wieder. Während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Kiel habe ich dies viel gesehen und im Binnenlande, durch kalte Uebergießungen, im Sommer oft unter der Pumpe, Aehnliches bewirkt, wie durch die salzige Meeresfluth.

Es war damals eine Zeit, wo phlegmonöse Entzündungen häufig vorkamen und antiphlogistische Einschnitte mit großer Kühnheit angewendet wurden. Lawrence ging darin am weitesten, die anderen waren vorsichtiger, aber keiner wartete wie Rust so lange damit, daß bereits Eiterung stattfand. In dieser Weise haben dieselben das Bürgerrecht in der Chirurgie erworben und werden selbst in unserer Zeit nicht vernachlässigt, wo man gegen Blutentziehungen einen fast hysterischen Widerwillen hat.

Von Aneurysmen sah ich weniger als ich erwartet hatte, es waren meistens Popliteal-Aneurysmen, bei denen Hunter's Methode gut zu gelingen pflegte. Man operirte darnach auch in den Provinzen und machte schon nicht mehr viel Aufhebens davon.

Am 2. Juli 1827 sah ich bei Tyrrell einen Fall, der mir zuerst die Augen öffnete über die Gefahr der Thrombose größerer Venen und wie dadurch Blutungen entstehen können. Ein Schuhmacher war von seiner Frau mit einem Pfriemen in den Oberarm gestochen worden. Der Arm schwoll nach einigen Tagen sehr an, der Vorderarm wurde brandig. Tyrrell amputirte dicht unter der Schulter. In dem abgenommenen Arme fand sich eine große Bluthöhle, die Brachialvene war

angestochen und oberhalb des Stiches thrombosirt. Der Brand erstreckte sich nur auf Haut und Bindegewebe. Der Mann starb zwei Tage nach der Operation. In den ersten zwei Tagen nach seiner Verwundung hatte er von derselben gar keine Notiz genommen, dann war der Oberarm plötzlich so rasch aufgeschwollen, daß er sich im Hospitale aufnehmen ließ. Offenbar hatte die Vene erst dann subcutan geblutet, nachdem ihr, über der verletzten Stelle liegender Theil sich durch einen Thrombus verschlossen hatte.

Krebsoperationen kamen ziemlich häufig vor, man beschränkte sie aber auf Fälle, wo man in anscheinend gesunden Theilen operiren konnte und schloß die rasch verlaufenden Markschwämme aus, weil bei diesen die Operationen unnütz sind und nur die Chirurgie compromittiren. Ich erinnere mich einer interessanten Consultation im St. Thomas-Hospitale, über einen sehr rasch entstandenen Markschwamm der Brustdrüse, unter sechs Chirurgen von Guy's und St. Thomas-Hospitale. Kein einziger war für Operation. Nach vierzehn Tagen schon war die junge Frau eine Leiche. Wie oft habe ich später ganz entgegengesetzte, thörichte Ansichten zu bekämpfen gehabt beim Zusammentreffen mit Aerzten, welche wähnten, daß man mit Krebsoperationen um so rascher bei der Hand sein müsse, je schneller die Geschwülste sich gebildet hätten. Einer derselben war Professor der Medicin und die Patientin war seine Frau, welche binnen drei Monaten einem Markschwamme erlag, der in der Brustdrüse anfing.

In der Behandlung der Harnröhrenstricturen folgte man den von Brodie ausgesprochenen Principien der allmählichen Dilatation. Die innere Durchschneidung der Strictur hatte noch wenig Fortschritte gemacht, noch weniger die äußere. Als ich 1844 wieder in London war, fand ich in allen Hospitälern Fälle, in denen man die äußere Urethrotomie gemacht hatte,

oder in meiner Gegenwart machte. Syme's Beispiel in Edinburg hatte dabei vorzüglich eingewirkt. Von ihm haben auch die Deutschen diese Operation gelernt und Krimer in Aachen fast gar nicht beachtet, der schon 1828 über viele gelungene Fälle berichtet hatte.

Der Steinschnitt wurde allgemein nach den vor hundert Jahren von Cheselden aufgestellten Principien ausgeführt. Es ist noch jetzt (1872) so und wird vermuthlich noch einige hundert Jahre so bleiben. Man machte den Seitensteinschnitt mit einem einfachen Skalpell. Henry Green war der einzige, welcher sich zum Einschneiden der Prostata, des schneidenden Gorgerets bediente. Er hatte sehr glückliche Resultate, aber das Operiren mit dem Gorgeret mißfiel mir doch, weil es in weniger geschickten Händen sehr gefährlich ist, da es rasch, sicher und mit Kraft eingestoßen werden muß, fast wie ein Dolch.

Aston Key bediente sich einer gerinnten Steinsonde, deren kurzer Schnabel fast rechtwinkelig gekrümmt ist. Diesen Winkel kann man im Perinäo sehr deutlich durchfühlen und sich damit den Einschnitt in die pars membranacea erleichtern. Ich nahm sie mit aus England, habe aber keinen Gebrauch davon gemacht.

Die Steinzertrümmerung hatte damals noch keinen Eingang in London gefunden, die englischen Chirurgen übereilen sich nicht mit der Annahme neuer Erfindungen, besonders wenn sie sich in so embryonalem Zustande befinden, wie die Lithotripsie in Civiale's Händen. Erst Heurteloup's persönliches Erscheinen in London brachte darin eine Aenderung hervor. Im Jahre 1842 konnte Brodie (Lectures on the diseases of the urinary organs, III. edit. pag. 379) die Steinzertrümmerung schon eine der am wenigsten anzufechtenden großen chirurgischen Operationen nennen, welche in den geeigneten Fällen bessere Erfolge darbiete, als der Steinschnitt.

Gelenkresectionen wurden noch nicht gemacht, mit Ausnahme der Fälle, in denen Astley Cooper sie empfohlen hatte, wo bei Luxationsfracturen am Fußgelenke die Tibia hervorgetreten ist. Syme hatte schon viel resecirt, sein Werk über Gelenkresectionen erschien 1831, wurde aber von der Londoner Presse nicht gut aufgenommen. Man berechnete, daß er in der gleichen Zeit in Edinburg mehr Ellenbogengelenke resecirt, als man in London Oberarme amputirt habe, die Resection müsse also öfter unnöthig gewesen sein. Es dauerte dann noch mehr als zwanzig Jahre, bis es Fergusson gelang, der Resection Eingang zu verschaffen. Im Jahre 1842 sprach er sich noch sehr zurückhaltend über Gelenkresectionen aus (siehe dessen Practical Surgery 1 edit.); daß die Erfindung der Anästhesie dazu gehörte, um den Resectionen eine weite Verbreitung zu sichern, wird vermuthlich jeder gern gestehen. Aston Key gab mir 1844 eine Erklärung darüber, warum diese in ihrem Ursprunge englische Operation in London so spät Eingang finde. Es hatte sich ergeben, daß die von Astley Cooper eingeführte Resection der unteren Gelenkfläche der Tibia bei Luxationsfracturen in den Hospitälern von London nicht so gute Resultate gegeben habe, wie Astley Cooper und seine auf dem Lande wohnenden Freunde sie gehabt hätten, daß man oft zur Amputation habe zurückkehren müssen. Man hatte also nicht gehörig erwogen, welch ein großer Unterschied zwischen chronischen Gelenkleiden und frischen traumatischen Luxationen hinsichtlich der Prognose für operative Eingriffe besteht. Jetzt hat die englische Chirurgie in den Gelenkresectionen so ziemlich die aller anderen Länder überflügelt. Es ist offenbar besser, sich mit der Annahme von Neuerungen nicht zu überstürzen, sondern den rechten Augenblick abzuwarten, man hat dann nicht nöthig, Rückschritte zu machen und die Fortschritte sind um so bedeutender. Manche Erfindung kommt

dadurch in Mißcredit, daß man dafür Reclame macht, ehe dieselbe einen hinreichenden Grad von Vollendung erreicht hat. Sie kommt dann auf längere Zeit in Vergessenheit, bis sie, von Neuem entdeckt, in die rechten Hände gelangt. Dies kommt in der Geschichte der Chirurgie nicht selten vor, Mancher stöbert darin nur, um den Beweis zu führen, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Man nannte solche Leute in England Resurrection men (Auferstehungsleute) und verglich sie so mit denen, welche die Leichen von den Kirchhöfen stahlen, um sie an die anatomischen Theater zu verkaufen. Aber die Literatur ist kein Kirchhof, sondern ein Spiegel vergangener Zeiten, ein Schatzkästlein ewiger Gedanken. Wer etwas Neues vorzubringen hofft, thut wohl hineinzusehen, ob er nicht auch sein Kleinod darin erblicken kann. Thut er das nicht, dann kommen die Auferstehungsleute und zeigen ihm grinsend einen Todtenschädel.

Ich war erstaunt, die Augenheilkunde in London auf einer Höhe zu finden, von der man in Deutschland nichts erfahren hatte, sonst wäre Gräfe im Jahre 1826 gewiß lieber nach London gegangen, anstatt nach Wien, um den oberen Hornhautschnitt kennen zu lernen. Die beiden Augenkliniken von Moorfields und Westminster hatten so großen Zulauf, daß man dort an einem Tage mehr Augenkranke sehen konnte, als an einer kleinen deutschen Universität im ganzen Jahre, die seltensten Fälle sah man in größerer Anzahl, z. B. durchsichtige Hornhautstaphylome, anfangende Markschwämme des Auges und scrophulöse Ablagerungen in der Tiefe, welche jenen sehr ähnlich sehen, aber nicht aufbrechen, sondern mit Atrophie des Auges endigen. Die Zahl der Patienten war zu groß, als daß der Lehrer sie alle besprechen konnte. In Moorfields hatte ich, wenn nicht gerade operirt wurde, immer einen kleinen Kreis von Studenten um mich, denen ich interessante Fälle erklären mußte. Ein Amphitheater war in Moorfields nicht

vorhanden, was den eigentlichen Unterricht, wenigstens für Anfänger sehr erschwerte. In schlimmen Fällen von Augenentzündung war die Antiphlogose sehr activ, es wurden selbst Aderlässen gemacht und die Blutegel nicht gespart, außerdem war Mercur das Hauptmittel. Ich lernte dort in hartnäckigen Fällen von Iritis den inneren Gebrauch des Terpentinöls (zu ein bis zwei Drachmen in Emulsion für den Tag), habe nachher auch in meiner eigenen Praxis große Erfolge davon gesehen und bedauere, daß dieses Mittel ganz in Vergessenheit gerathen ist. Man scheute sich damals, Mydriatica direct auf entzündete Augen zu bringen, es wurde ein Halbkreis von Belladonna-Extract um das Auge gezogen. Das Einstreichen von verdünnter Opiumtinctur in das Auge, welches in Deutschland, namentlich bei Fr. Jäger in Wien, eine so große Rolle spielte, war in London ganz unbekannt. Die Höllensteinsalbe wurde dafür in analogen Fällen gebraucht. Es hing dies vermuthlich damit zusammen, daß granulöse Bindehautkrankheiten dort sehr häufig waren, bei denen das Einstreichen von Opium eher schadet als nützt.

Die Zahl der Operationen war in Moorfields sehr bedeutend, Tyrrell war ein großer Operateur, dessen vollendete Hornhautschnitte ich nur mit denen des älteren Gräfe und mit denen von Friedrich Esmarch vergleichen kann. Er machte Nadeloperationen nur bei angewachsenen Staaren, sonst den oberen Hornhautschnitt. Bei Operation des rechten Auges lag der Patient auf einem Ruhebette, der Operateur saß hinter dessen Haupte. Seine Erfolge waren äußerst glücklich. Sein College Scott, der Sohn des Wundarztes von Brompton, war ein Anfänger, dessen Operationen dazu dienten, Tyrrell's Geschicklichkeit um so mehr hervortreten zu lassen. Ich bezweifle, daß er Tyrrell je erreicht habe, obgleich Carl Jäger in Wien mir sagte, man müsse erst einen ganzen Hutkopf voll menschlicher Augen ruiniren,

ehe man ein guter Staaroperateur werden könne. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Im Mai 1867 sah ich in Berlin von Gräfe dem Sohne eine Menge Staare operiren, lauter nicht complicirte Fälle. In allen wurde ein großes Stück der Iris ausgeschnitten. Ich erinnerte mich dabei der Operationen seines Vaters, bei denen der obere Hornhautschnitt ohne Verletzung der Iris so schöne Resultate lieferte und bedauerte das summarische Verfahren, welches keine Rücksicht darauf nimmt, daß nach den älteren Erfahrungen so viele Katarakten ohne Iridektomie geheilt werden können. Warum scheidet man diese nicht aus? Weil die Statistik dafür spricht! Weil das Ausscheiden schwer ist! Die Statistik soll nicht für uns denken und beobachten, sie soll nur von unserm Thun und Treiben Rechenschaft geben. Die Resultate werden um nichts schlechter ausfallen, bei etwas feinerer Unterscheidung. Qui bene distinguit, bene medebitur. Die von mir erwartete Reaction ist jetzt eingetreten. Gräfe's talentvollster Schüler Liebreich extrahirt wieder ohne Irisverletzung. Wenn es ihm gelingt, seiner Methode Eingang zu verschaffen, so kann er einen Regenbogen in sein Wappen aufnehmen als Iris-Retter.

In der Behandlung der Syphilis herrschte damals in London der Mercur ganz unumschränkt. Dies machte auf mich einen um so größeren Eindruck, weil die Zeit noch so nahe lag, in welcher britische Militairärzte die sogenannte einfache Behandlung aus den Kriegen in Spanien und Portugal mitgebracht hatten. In Edinburg hatte dies länger nachgewirkt, mein Freund Dr. Ferdinand Becker, welcher dort studirt hatte, suchte in Berlin für die einfache Behandlung Propaganda zu machen. In London fand ich keine Spur mehr davon.

Mein seliger Vater klagte über den Schlendrian, welchen er bei der Behandlung der Syphilitischen in London beobachtet

hatte; der Patient mußte so lange einreiben, bis er täglich eine gewisse Quantität Speichel von sich gab. Dies hatte ganz aufgehört und einer mehr physiologischen Richtung Platz gemacht. Man wußte, daß der Mercur nicht gut vertragen werde, bei Anämie, bei hoher Entzündung und bei phagadänischen Geschwüren mit hochgesteigerter Reizbarkeit. Man beseitigte diese Zustände, ehe man zum Mercur griff, die Anämie durch Eisen, China und gute Nahrung, die Entzündung durch Aderlässe, die gesteigerte Sensibilität durch Opium. Dabei wurden die örtlichen Mittel den Umständen gemäß gewählt, dies hatte man der sogenannten einfachen Behandlung abgelernt, deren Wirkung, außer einer strengen Diät, besonders auf einem öfteren Wechsel der Verbandmittel beruhte. Dies habe ich mir in London gut eingeprägt und später in der Klinik stets darüber discutirt, welches Verbandmittel für den Augenblick das zweckmäßigste sein möchte. Uebermäßige Salivation wurde nicht erstrebt, aber eine gelinde Mundaffection für erwünscht gehalten. Die schlechte Beschaffenheit der meisten foul wards (syphilitischen Abtheilungen) brachte bei mir die Reaction hervor, daß ich die Syphilitischen eben so gut unterzubringen suchte, wie alle anderen Kranken. Es war nicht die Schuld der Aerzte, daß die Zimmer für Syphilitische so schlecht waren; die frommen Stifter und Beschützer der Hospitäler hatten mit den sündhaften Syphilitischen nicht so viel Mitleid, als mit anderen Kranken, eine Anschauung, welche ein ordentlicher Arzt nie aufkommen lassen wird. Die üble Einwirkung enger, schlecht ventilirter Räume machte sich in London vorzüglich fühlbar bei der großen Zahl der schlimmsten primären Formen. Diese kommen besonders bei den wilden Matrosen vor, welche nach langen Seereisen die ersten Wochen am Lande oft in ganz bestialischer Weise verjubeln und ihre Lebensweise noch fortsetzen, wenn sie bereits angesteckt sind. Auf diese Art kommen die hoch ent-

zündeten, erysipelatösen, zum Brande und zur Phagadäna geneigten Geschwüre zu Stande. Die Behandlung griff dabei oft mit großem Erfolge ein, nicht selten aber waren die Zerstörungen von bedeutendem Umfange, ein Theil der Eichel ging durch Verschwärung oder ein Theil des Penis durch Brand verloren, meistens durch unvorsichtigen Quecksilbergebrauch bei hochgradiger oder erysipelatöser Entzündung. Zinnoberräucherungen spielten damals, besonders bei Halsgeschwüren, noch eine gewisse Rolle. Ich fand mich nicht veranlaßt, sie nachzunahmen, der Gebrauch des Jodkaliums bei Halsgeschwüren scheint sie jetzt fast ganz verdrängt zu haben. Seine Anwendung in der Syphilis war damals in London noch unbekannt, doch sah ich dieses Mittel bei chronisch-rheumatischer Periostitis innerlich anwenden.

Es würde mich glücklich gemacht haben, wenn ich neben der Chirurgie und Augenheilkunde auch der Behandlung der inneren Krankheiten Zeit und Fleiß hätte widmen können, aber dies war nicht durchzuführen. Ich hatte nur die Wahl, entweder den Chirurgen oder den Aerzten zu folgen. Die inneren Kliniken waren dabei sehr unvollkommen organisirt, die Visiten waren nicht täglich, sondern dreimal wöchentlich, die Patienten lagen nicht in einer bestimmten Station, sondern zerstreut, der Namen des behandelnden Arztes war am Brette angeheftet, ansteckende Kranke waren ausgeschlossen, die chronischen Fälle waren überwiegend. Die innere Klinik repräsentirte nicht, wie in Deutschland, die herrschenden Krankheiten, sondern eher die speciellen Interessen des Arztes für gewisse Krankheitsformen. Die großen ambulatorischen Kliniken der Hospitäler gaben die Gelegenheit, gewisse Patienten zur Aufnahme vorzuschlagen. Conglomerate schwer oder gar nicht heilbarer innerer Kranken sind interessanter für den Lehrer, welcher sich mit wichtigen Problemen beschäftigt, als für den Schüler. Es gilt von Kliniken, was Laennec von Büchern sagt: man soll das

Publikum nicht zum Vertrauten seiner Studien machen, sondern erst damit hervortreten, wenn sie vollendet sind. Innere Kliniken, die sich aus großen Krankenhäusern rekrutiren, sind deshalb denen vorzuziehen, in welchen mehr Specialstudien betrieben werden, wobei die herrschenden Krankheiten nicht die Hauptrolle spielen. Man unterscheidet wohl zwischen elementaren Kliniken und höheren Fortbildungsanstalten, aber es giebt kaum einen klinischen Lehrer, der sich blos für den elementaren Unterricht geeignet hielte. Es ist gut, wenn die Einrichtung der Klinik es schon mit sich bringt, daß der Lehrer seine Meisterschaft auch in den gewöhnlichsten Krankheiten zeigen muß. In England haben weder die Militairhospitäler, noch die unseren städtischen Hospitälern entsprechenden Kirchspiel-Krankenhäuser einen erheblichen Einfluß auf die ärztliche Praxis im Großen, weil die talentvollsten Aerzte von den öffentlichen Krankenhäusern absorbirt werden, welche mehr für Specialstudien als für die herrschenden Krankheiten bestimmt sind, von denen viele ganz ausgeschlossen werden.

Diese Verhältnisse haben auf die englische Praxis bei inneren Krankheiten offenbar großen Einfluß gehabt. Kein Land hat eine so reiche Literatur an Monographien über schwere innere Krankheiten, wie England. Darin zeigen sich die Aerzte ihrer großen Vorgänger, eines Harvey, Sydenham oder Jenner würdig. Aber man suche einmal nach einer Monographie über Typhus oder Lungenentzündung, man wird keine finden. Das ist bei uns besser. Nur aus der Behandlung der herrschenden Krankheiten kann die innere Heilkunst die Grundsätze entnehmen, welche ihr eine weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Anerkennung sichern. Mein alter Freund Dr. Little schildert in einer Rede vom 2. October 1871 (Introductory address at the opening of the medical session of the London Hospital Medical College) über die innere Heilkunst im

London-Hospital vor vierzig Jahren ungefähr so, wie ich es 1827—28 in Allen fand. Während in der Chirurgie die imposanteste Uebereinstimmung der Ansichten herrschte, fand bei inneren Krankheiten das Gegentheil statt. Der Brownianismus spukte noch in vielen Köpfen, im Großen war das antiphlogistische Regime vorherrschend. Ich hörte in der Medico-chirurgical Society einmal einen Vortrag von Lawrence über die Kunst, den Typhus durch Venaesection zu coupiren, welcher mit Beifall aufgenommen wurde. Von den inneren Klinikern des London-Hospitals sagt Dr. Little (l. c. p. 32): der eine purgirte alle seine Kranken Wochen lang mit Calomel und Jalappe, der andere ließ alle schweren Kranken saliviren, der dritte heilte sie durch passende Diät und suchte nur ihre Schmerzen durch Opium zu lindern. Dr. Little hofft, daß die Beobachtung so verschiedener Heilmethoden den Schülern für ihr späteres Leben nützlich gewesen sei. Ich bezweifle dies ein wenig; der Schüler soll zunächst lernen, und ist noch nicht befähigt, Kritik zu üben; es ist deshalb ein Glück, zuerst in eine gute Schule zu kommen, nicht in die Schule der Widersprüche.

Die Folge hat dies bewiesen. Die Rede von Lawrence über die Abortivbehandlung des Typhus durch Aderlässe war vielleicht die Acme der antiphlogistischen Heilkunst. Sie ist seitdem immer mehr gesunken; Syme sagte vor einigen Jahren triumphirend: in Großbritannien und Irland giebt es keine Aderlaßlancetten mehr; der typhuskranke Erbe der Krone wurde mit Reizmitteln behandelt, und als diese nicht fruchteten, sollte die Transfusion vorgenommen werden: Wäre sie gemacht worden und der Prinz von Wales doch genesen, welch ein Unglück wäre das für die armen Typhuskranken geworden.

Im Jahre 1827/28 kamen in London die Erregungs-Theoretiker und die Antiphlogistiker darin überein, daß sie fast bei jedem Falle eingreifende Mittel verordneten; von exspectativer

Heilkunst war keine Spur vorhanden. Es ist begreiflich, daß mir dies nicht gefiel. Ich hatte schon von meinem Vater gelernt, daß man die meisten acuten Krankheiten mit Hafergrütze behandeln und heilen könne; fast überall trieb die deutsche Heilkunst dem exspectativen Verfahren entgegen, welches lehrt, die diätetischen Verordnungen in erste Linie zu stellen und Medicamente nur zu geben, wenn sie indicirt sind. Erst wenn man gelernt hat, was sich durch hygienisch-diätetische Mittel erreichen läßt, hört die Heilkunst auf, sich in Extremen zu bewegen, und man wendet die eigentlichen Arzneimittel erst mit Vertrauen und mit Nachdruck an, wenn man weiß, wo sie unentbehrlich sind.

Jetzt (1872) ist in England gegen den Mißbrauch von Reizmitteln eine Reaction eingetreten. Eine große Anzahl angesehener Aerzte warnt die Collegen vor übermäßiger Verordnung von alkoholhaltigen Getränken, um nicht eine Nation von Trinkern zu erziehen. Dies wird nicht ohne Erfolg bleiben, aber es wird die innere Heilkunst nicht in die ruhige Bahn der exspectativen Heilmethode lenken. Dazu gehören anders eingerichtete medicinische Kliniken, militairische Generalhospitäler und städtische Krankenhäuser mit einsichtsvollen Dirigenten, deren Erfolge der ganzen Nation zur Einsicht vorliegen.

Die verschiedenen Classen licenzirter Heilkünstler in England.

Während man in Deutschland in den letzten dreißig Jahren durch Aufhebung der chirurgischen Schulen die Chirurgen auf den Aussterbeetat gesetzt hat, bestehen in England noch dieselben Classenunterschiede der Aerzte, wie ich sie 1827 antraf. Es regt sich auch kein dringendes Verlangen, sie zu beseitigen. Das Collegium der Aerzte licenzirt die inneren Aerzte (Physicians), das Collegium der Wundärzte die Chirurgen (Surgeons), das Collegium der Apotheker die sogenannten

Apotheker (Apothecaries, General Practioners), welche Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe treiben und die Arzneien für die von ihnen behandelten Kranken in ihrem Hause bereiten lassen.

Die Aerzte (Medici puri, wie sie früher bei uns hießen) studiren, wenn sie können, in Oxford oder Cambridge, und erwerben dort den Doctortitel. Ihre Licenz erhalten sie erst durch das College of Physicians. Bei dem ungenügenden Zustande der medicinischen Facultäten von Oxford oder Cambridge müssen sie ihre ärztliche Bildung anderswo vervollkommnen; dies geschah 1827/28 vorzüglich in Paris. Viele von ihnen machen ausgedehnte Reisen, um die Bäder auf dem Continente und klimatische Curorte kennen zu lernen. Sie lassen sich meistens in großen Städten nieder, wo sie oft Gelegenheit finden, an einer ärztlichen Schule als Lehrer mitzuwirken, und dadurch ihre oft sehr mühsame und kostbare Carriere zu erleichtern. Mit Chirurgie beschäftigen sie sich gar nicht, dies würde ein Opprobrium sein, wenn sie nicht durch ein Examen vor dem College of Surgeons auch Mitglieder desselben geworden sind. Als Dr. Little 1835 die Tenotomie in London einführte, entschuldigte er sich dem Publikum gegenüber deshalb, weil er als Physician es wage, eine chirurgische Operation zu machen, diese sei jedoch fast den inneren Mitteln beizurechnen, weil sie subcutan gemacht werde.

Chirurgen und Apotheker halten so ziemlich denselben Bildungsgang ein, in sofern sie meistens damit anfangen, Eleven bei Praktikern ihres Gleichen zu sein, also ungefähr wie im Kaufmannsstande. Nachdem sie als Pupils mehrere Jahre verlebt haben, fangen sie erst an, regelmäßige theoretische und praktische Studien in den mit Facultäten versehenen Hospitälern zu machen, und zwar beide in denselben Anstalten. Ihre Lebenswege scheiden sich erst mit dem Entschlusse, die Licenz vom Collegium der Wundärzte oder von dem der Apo-

theker nachzusuchen. Es ist auch kein Hinderniß, sie von beiden zu erwerben. Durch ihre Licenz werden sie Mitglieder des betreffenden Collegiums, wie die Aerzte dadurch zu Mitgliedern des Collegiums der Aerzte werden. Der Apotheker verzichtet auf die höhere Lebensstellung des Chirurgen, weil er einen Laden hält und Pillen dreht; er wird nicht so gut bezahlt, wie dieser. Die angesehenen Chirurgen werden eben so honorirt, wie die angesehensten Aerzte, auch ohne Rücksicht auf Operationen. Der Apotheker kommt aber leichter fort, als der Wundarzt; aus seinem Stande rekrutiren sich die Familienärzte, in seinen Händen befindet sich vorzüglich die Geburtshülfe. Der Wundarzt muß in großen Städten oft lange auf einträgliche Praxis warten, und bringt es meistens nur dann zu hohem Ansehen, wenn er an einem Hospitale als klinischer Lehrer fungirt. Uebrigens scheut sich kein Chirurg, auch innere Kranke zu behandeln.*)

Leute, welche bei uns Apotheker heißen, nennt man in England Chemiker (Chemists), welche man nur in größeren Städten antrifft. Sie machen die Recepte der Aerzte und Wundärzte und treiben dabei einen ausgedehnten Handel mit Pillen, Pulvern und Tincturen aller Art, deren Composition theils bekannt, theils unbekannt ist.

Es ist begreiflich, daß man in England die Apotheker beibehielt, während man bei uns nivellirte. Sie entsprechen offenbar den Bedürfnissen des Mutterlandes und der Colonien, und haben bessere Gelegenheit, sich auszubilden, als unsere früheren Chirurgen in den chirurgischen Lehranstalten. Ein englischer Apotheker kann sich von den ersten Männern seiner Zeit unterrichten lassen, und wenn die Umstände es ihm gestatten, so kann er vom Stande des Apothekers leicht zu dem eines Wundarztes übergehen, ohne neue Studien zu machen.

---

*) Lawrence pflegte zu sagen: If a man comes to me without a fee, I take it to be a medical case.

Welche Quälerei war das bei uns, wenn ein Chirurg noch nachträglich Doctor werden wollte.

Ein anderer Vorzug der englischen Einrichtungen gegen die deutschen zur Zeit der Chirurgenschulen war, daß es in England keine beschränkte Licenzen gab. Diese vorzüglich sind es gewesen, welche das Chirurgenthum bei uns in Mißcredit gebracht haben.

Die englischen Apotheker haben vor den früheren deutschen Chirurgen auch voraus, daß sie die Pharmacie ausüben dürfen auf Grund ihrer Licenz. Dadurch sind sie naturwüchsiger, namentlich auf dem Lande. Ihre Arzneien sind vermuthlich besser, als die in unseren kleinen Filialapotheken, denn sie beziehen ihre wichtigsten Mittel aus Apothecary's Hall, der großen Centralapotheke, welche unter der Leitung des Collegiums der Apotheker steht. Es war interessant, darin die große Mühle zu sehen, welche die blauen Pillen für die ganze Welt fabricirt.

Man sagte früher, England sei das Paradies der Quacksalber; man wird es jetzt kaum noch behaupten, seitdem auf dem Continente etwas mehr Preßfreiheit und etwas weniger Bevormundung zu finden ist. Dieselben Kundgebungen, welche früher glauben machten, die Engländer fänden mehr Geschmack an Quacksalbern, als wir, kann man auch bei uns antreffen, während sich in England der ärztliche Stand viel mehr gegen die Quacksalber abschließt, als bei uns. Wer nicht in dem „Medical Directory" als licenzirter Arzt aufgeführt wird, ist ein Quacksalber; wer seinen Namen allzuoft in den politischen Zeitungen erscheinen läßt, um seine Wohnung oder ein populäres Buch anzuzeigen, ist ein advertising quack. Fremde Aerzte, welche in England practisiren wollen, müssen, um respectabel zu sein, eine Licenz erwerben. Homöopathen werden zu den Quacksalbern gerechnet. Vor einigen Jahren wurde der be-

rühmte Fergusson zu einem auswärtigen Kranken geholt, der an Harnverhaltung litt, und kam, während er ihm half, mit dem homöopathischen Hausarzte zusammen. Er wurde darüber öffentlich angegriffen, vertheidigte sich vergebens mit der Dringlichkeit des Falles, und sah sich schließlich genöthigt, zu erklären, er wolle es nicht wieder thun. Von diesem Geiste des Widerstandes gegen Quacksalber wäre unseren Landsleuten wohl etwas mehr zu wünschen, aber sie bilden keine geschlossene Phalanx und lassen sich immer gegenseitig im Stiche, wenn es darauf ankommt, die Standesinteressen zu vertreten. Die Wächter dieser Interessen sind in England die Collegien der Aerzte, Wundärzte und Apotheker, deren Präsidenten und Räthe von den Mitgliedern gewählt werden. Der Staat bekümmert sich fast gar nicht darum, aber die medicinische Presse hört nie auf, alles das zu besprechen, was dem ärztlichen Stande Nachtheil bringt und der Verbesserung fähig ist. Zu Präsidenten und Räthen der drei verschiedenen Collegien werden nur Männer von der ersten praktischen und wissenschaftlichen Capacität gewählt, ohne Rücksicht auf Politik. Bei einer so geübten Selbstregierung (Selfgovernment) bilden sich Bande des Vertrauens, wie sie in bureaukratisch regierten Ländern nicht bestehen. Man wird sich vermuthlich noch lange hüten, daran zu rütteln und durch Verschmelzungsversuche einen neuen Mechanismus einzuführen, der vom theoretischen Standpunkte allerdings sehr leicht zu finden wäre, der sich praktisch aber nicht wohl handhaben ließe, ohne auf einen großen Theil der Selbstregierung zu verzichten. Man wird die Experimente lieber anderen Staaten überlassen, welche dieses Selfgovernment erst zu erringen haben und vorläufig gar nicht wissen, wie sie es anzufangen hätten. Doch ist man gegenwärtig (1874) damit beschäftigt, ein Staatsexamen einzuführen, wie dies auf dem Continente besteht.

Die medicinisch-chirurgische Gesellschaft.

(Medico-chirurgical Society.)

Während meines Aufenthaltes in London war Benjamin Travers Präsident dieser berühmten Gesellschaft, welche seit ihrer Gründung im Jahre 1805 so viel für die Erhaltung eines guten Tones unter den englischen Aerzten und zur Belebung ihres wissenschaftlichen Eifers gethan hat. Sie vertrat ihnen die Stelle einer Akademie der Medicin und Chirurgie und leistete mit geringen Mitteln und mit der größten Anspruchlosigkeit mehr, als manche reich ausgestattete Staatsanstalt ähnlicher Art. Unter den patriotisch gesinnten, human denkenden Engländern bedurfte es nicht der ausgesetzten Preise, um die besten Kräfte anzuspornen. Die Vorträge in den Sitzungen waren sehr interessant, die darauf folgenden Discussionen lebendig und maßvoll, die gedruckten Verhandlungen (Medico-chirurgical Transactions) blieben eine lange Reihe von Jahren eine reiche Fundgrube für die Mitwelt und ehrenvolle Monumente für eine spätere Zeit, um die man England wohl beneiden kann. Das Zusammenleben vieler ausgezeichneter, ganz unabhängiger Männer an demselben Orte macht in London Verhältnisse möglich, die man bei uns vergebens anstreben würde. Die in Deutschland erfundenen Naturforscher-Versammlungen, in denen die Aerzte stets die hervorragende Rolle spielten, haben nichts Aehnliches zu bewirken vermocht, es herrschte kein fester Zusammenhang zwischen den Verhandlungen der einzelnen Jahre, und die gedruckten Protocolle erregten durchaus kein tieferes Interesse. Das Gedeihen der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft beruhte vorzüglich auf dem imponirenden Ansehen ihrer frei gewählten Vorstände, ihrer Präsidenten, ihrer Räthe und der von beiden eingesetzten Commission zur Beurtheilung der eingereichten Arbeiten. In der medicinisch-

chirurgischen Gesellschaft hat das Selfgovernment Erfolge erzielt, wie sie nur in London möglich waren und auch jetzt nirgends anders, weder in Paris, noch in Berlin und Wien, möglich sind. Man sollte dies ganz einfach anerkennen und im allgemeinen europäischen, man kann wohl sagen, auch im außereuropäischen Interesse beherzigen, daß London nicht blos für den Handel, sondern auch für die Chirurgie eine Weltstadt ist. Es sollte mir leid thun, wenn die medico-chirurgical Society, dieses Bollwerk eines guten Tones und des gemessenen Fortschritts, jemals aufhörte, ihren hohen Rang unter den gelehrten Gesellschaften zu behaupten.

Bei der großen Ausdehnung, welche die einzelnen Fächer der medicinischen Wissenschaft gewonnen haben, konnte es nicht fehlen, daß sich neben der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft andere in London gebildet haben, wie die für Epidemien, für pathologische Anatomie, für Geburtshülfe, für Klinik. Nach dem Vorgange der berühmten Guy's Hospital-Rapporte publiciren jetzt auch andere Hospitäler, wie St. Thomas-, St. Bartholomäus-, St. George-, London-Hospital, ihre Berichte, in denen der gute Geist noch weht, den wir aus den Medico-chirurgical Transactions gewohnt sind. Die letzteren haben aber dadurch sehr an Interesse verloren, indem sich die Kräfte zu sehr zersplitterten. Die Rapporte der einzelnen Hospitäler absorbiren das Material, welches früher den Medico-chirurgical Transactions zu Gute kam. Der Ausfall, den diese dadurch erleiden, ließe sich vielleicht dadurch decken, daß dieselben Autoren, welche in den Hospital-Rapporten ausgezeichnete Arbeiten gegeben haben, nach einigen Jahren dieselben Gegenstände wieder für die Transactions bearbeiteten. Dies würde sich mit geringen Kosten bewerkstelligen lassen; wichtige Originalarbeiten würden dadurch eine allgemeine Verbreitung finden, und man könnte damit der Verblendung entgegenarbeiten, womit man

heutzutage eigentlich Alles schon für veraltet hält, was eben gedruckt ist. In den praktischen Fächern besonders giebt es Fortschritte, aber auch Rückschritte, oft mit langer Nachwirkung. Bei einem rastlosen Streben nach Neuem kommt die Kritik mitunter abhanden. Die Transactions könnten dem abhelfen, indem sie nur das aufnähmen, was bleibenden Werth zu haben verspricht.

In Betreff des ferneren Schicksals der Medico-chirurgical Transactions hege ich natürlich kaum die Hoffnung, gehört zu werden, da ich jedoch seit 1856 zu den auswärtigen Ehrenmitgliedern der Gesellschaft gehöre, so stand es mir wohl an, derselben die hohe Achtung zu bezeugen, welche mir ihre Arbeiten eingeflößt haben.

Häusliches und geselliges Leben in London.

Da ich mit der Absicht eines längeren Aufenthaltes nach England kam, so nahm ich anfangs einen gewaltigen Anlauf, dort alles Mögliche zu lernen. Ich wollte nicht blos Medicin und Chirurgie treiben, sondern auch die Geschichte, Politik und Literatur des Landes kennen lernen. Ich kaufte mir zunächst De Lolme's Buch über die englische Constitution, und nachdem ich dieses von einem Schweizer geschriebene berühmte Werk mit großem Interesse gelesen hatte, machte ich mich auf den Rath meiner Freunde an Blackstone's Commentaries, in denen ich sehr bald stecken blieb. Der frühe Morgen fand mich hinter einer großen Zeitung, The Morning Herald, aus der ich die Tagesgeschichte und Politik kennen zu lernen hoffte. Ich gab mir alle Mühe damit, aber es fruchtete wenig, auch dann, als ich einige Male im Parlamente gewesen war und die Helden des Tages, die Minister und die großen Redner, gesehen und gehört hatte. Während der Lecture meiner Zeitung dachte ich an die Fälle, welche ich gestern gesehen

hatte oder heute sehen sollte, für die Politik konnte ich mich nicht erwärmen. Bei aller Liebe für mein Vaterland fehlt mir der politische Kopf. Für einen Arzt ist das wohl kein Unglück. Die Politik ist meistens die Negation dessen, was man an dem Arzte schätzen muß, der Selbstlosigkeit. Die Politik repräsentirt den Trieb der Selbsterhaltung eines Volkes; der Arzt widmet sich der Erhaltung Anderer. Ein Staatsmann darf die Interessen fremder Völker nicht voranstellen; für den Arzt sind die Collegen die auswärtigen Mächte, er darf kein Politiker sein, sonst ist er sicherlich ein schlechter College. Er strebt dann, seinen Zeitgenossen zu schaden, ihre Verdienste todt zu schweigen oder zu verkleinern. Zu dem Zwecke sucht er sich der Presse zu bemächtigen, Cameraden zu werben und Verschwörungen anzuzetteln. Er citirt sich fortwährend selbst, um seine Verdienste in frischem Andenken zu erhalten, Andere werden nur erwähnt, um sie herabzusetzen. Bei solchen Bemühungen geht dann ein Theil des besseren Selbst zu Grunde, und betritt ein solcher Charakter die politische Laufbahn, so zeigt es sich doch bald, daß er selten weiß, was die Glocke geschlagen hat. In England verirrt sich ein Arzt nur selten in die politische Arena, und ist dann für sein Fach verloren. Die Aerzte klagen darüber, daß sie im Parlamente nicht gehörig vertreten sind, aber sie können nichts dagegen thun. In ihren eigenen Reihen finden sie keine Parlamentscandidaten.

In keinem Lande macht man weniger Hehl aus dem eigennützigen Charakter der Politik, wie in England. Im bürgerlichen Leben ist der Engländer ehrlich und großmüthig, in der Politik rücksichtslos und engherzig. Die beliebtesten Zeitungen sind solche, die wie die Times völlig charakterlos, nur den Interessen des Augenblicks dienen, die beliebtesten Staatsmänner nicht Leute von Geist und Herz wie Canning, sondern

Männer wie Palmerston, die ganz ohne Principien sich durchzuschlagen wissen.

Shakespeare läßt in Heinrich VIII. den eben gestürzten Cardinal Wolsey eine schöne Rede an seinen vertrauten Diener Cromwell halten, worin er ihn ermahnt, auch seinen Feinden Gutes zu thun. Der gelehrte Commentator Warburton verbesserte den Text dadurch, daß er aus Feinden Freunde machte. Er sagt dabei, wer Feinden Gutes erweise, könne wohl ein guter Christ, würde aber ein sehr ungerechter Staatsmann sein. Spätere Commentatoren haben den alten Sinn aufrecht erhalten und betonen, daß Wolsey als Christ und nicht als Staatsmann spreche. Das sind also ganz heterogene Qualitäten. Soll der Arzt darunter wählen, so wäre es schlimm für die Kranken und für die Collegen, wenn er sich für den politischen Standpunkt erklärte. Für ihn selbst pflegt es auch kein Glück zu sein, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht und Lügen haben kurze Beine. Soviel zur Entschuldigung, daß ich in England selbst kein ordentlicher Zeitungsleser geworden bin und mich deshalb auch nie in Deutschland auf den Standpunkt eines politischen Orakels erhoben habe, gleich so vielen Bekannten, die kaum so lange in England waren wie ich. Ich behielt meine große Zeitung bei, hörte aber auf sie zu lesen und kaufte mir meistens ein Sonntagsblatt, um das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Es giebt einen reizenden Kupferstich nach Landseer, einen Affen darstellend, der eine große englische Zeitung hält und eifrig zu lesen scheint; er erinnerte mich lebhaft an meinen Morning Herald. Seitdem mich dieser abgeworfen, war die Politik für mich ein überwundener Standpunkt. Ich kam mit den Engländern sehr gut fort, indem ich meine gänzliche Unwissenheit darin bekannte. Auch meine Landsleute haben mir dies nicht sehr übel genommen, ich konnte ihnen ja doch nützlich sein. Für mich

selbst hätte ich vielleicht etwas besser gesorgt, wenn ich ein besserer Zeitungsleser geworden wäre.

Mehr Freude und Belehrung fand ich in historischer Lectüre. Ich kaufte mir Hume's und Smollet's History of England, deren funfzehn Bände ich eifrig durchstudirte, um mir einen Ueberblick der englischen Geschichte zu verschaffen, Gibbon's History of the decline and fall of the roman empire, Robertson's History of the reign of the emperor Charles V. und dessen History of America. Ich wollte wissen, wie diese großen Historiker die Welt angesehen hatten und lernte wenigstens so viel dabei, daß es gründlicher historischer Studien bedarf, um sich in dem Labyrinthe der Tagespolitik zurecht zu finden. Als in einer viel späteren Zeit Macaulay's Geschichte von England und Buckle's Geschichte der Civilisation in England erschienen und alle Welt entzückten, konnte ich es begreifen, wie solche Männer in England aufwuchsen. Sie fallen nicht aus den Wolken, sondern haben ihre Vorgänger, nicht blos auf ihrem speciellen Gebiete, sondern überhaupt im Gebiete der Literatur. Macaulay kannte seinen Shakespeare so gut wie Buckle.

Auf dem Gebiete der schönen Literatur suchte ich mich zu orientiren durch Johnson's Lifes of the poets (Dichterleben). Dieses Buch ist mir von großem Nutzen gewesen, es prägte mir für immer die Lehre ein, daß man sich sehr viel Mühe geben müsse, um gut zu schreiben und daß gute Schriftsteller dies wirklich gethan haben. Er belegt diesen Satz durch eingehende Kritik berühmter Verse, z. B. einiger Epitaphien von Pope, an denen schließlich nicht viel Gutes übrig bleibt. Johnson brachte mir Geschmack bei an dieser Art von Kritik, welche sich auf einen möglichst vollkommenen Ausdruck des Gedankens bezieht. Wenn man bei gehöriger Kenntniß seiner Muttersprache es unmöglich findet, einen besseren Ausdruck an die

Stelle des gebrauchten zu setzen, so flößt dies vor dem Schriftsteller schon großen Respect ein; man sieht, er hat sich Mühe gegeben.

Ich versuchte mein Heil mit Dryden, Milton, Pope und Ossian, konnte ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen, Pope selbst dann nicht, nachdem ich gelesen hatte, wie Byron für ihn schwärmt, der wahre Dichter für den Verse machenden Denker. Sie waren in einer Beziehung in gleicher Lage, Pope war durch Pott'sches Uebel eingeschrumpft und Byron hatte einen Klumpfuß, der ihn sehr unglücklich machte, während Walter Scott, der an demselben Uebel litt, sich wenig daraus machte. Für Scott'sche Romane hatte ich in London keine Zeit, die älteren Novellisten Smollet, Fielding und Sterne kannte ich bereits, dagegen machte ich auf Johnson's Veranlassung die Bekanntschaft der Schriften von Addison, dessen Spectator noch jetzt zu meinen Lieblingsbüchern gehört. Die edelste Denkungsart, die reinste Menschenliebe sind bei ihm ausgedrückt in einer Sprache, die, geschmückt, aber nicht überladen, mit den Blumen der altclassischen Literatur an Feinheit, Würde und Anmuth kaum ihres Gleichen hat. Es giebt jetzt wohl nur Wenige, selbst in England, die den Spectator lesen, er hat auch wohl seinen Zweck erfüllt, er hat die Engländer schreiben gelehrt und die Literatur gesäubert von den Schlacken der edlen Metalle, welche dieselbe für die weibliche Welt zu einer verbotenen Frucht machten. Nicht jedes junge Mädchen hat einen Bruder, dem sie den Tom Jones, die Sentimental Journey oder Tristram Shandy wegstibitzen kann, sie bekommt kaum ihren Family-Shakespeare zu lesen. Für die englische Damenwelt wirkten solche Männer wie Walter Scott und Dickens gewiß äußerst wohlthätig durch sittlich reine Schriften von hoher poetischer Bedeutung, welchen keine Familie ihr Haus verschließt. Es ist immer zu beklagen, wenn die Damenwelt von dem Genusse

der schönen Literatur ausgeschlossen bleibt, sie dringt dann nicht so in das gesellige Leben ein. Es fiel mir 1827/28 in London auf, wie gering die Rolle war, die sie darin spielte, viel geringer als die der Musik, für welche die Engländer weniger Begabung zeigen, als für die schöne Literatur.

Ich hatte mir schließlich in London eine kleine Bibliothek zusammengekauft, verschenkte aber die meisten Bücher vor meiner Abreise und nahm nur meinen alten Shakespeare und eine schöne Gesammtausgabe der Werke von Lord Byron mit nach Paris. Ich mochte nie gern Bücher leihen, selbst nicht aus öffentlichen Bibliotheken; was ich las, wollte ich auch besitzen, gab es aber gern wieder weg, wenn ich damit fertig war.

Der Umgang mit meinen Freunden und Verwandten in Deptford war für mich hinreichend, deutsche Gefühle zu unterhalten. Schon der Sprache wegen wollte ich in der Stadt nicht mit Deutschen verkehren. Der Hofprediger Dr. Küper, dessen Söhne mit mir in Göttingen studirten, war der Einzige, den ich in seiner Familie sah. Er führte mich auch zu dem königlichen Herzog von Sussex, zu meinem späteren Souverain, dem Herzog von Clarence, und begleitete mich zu dem Grafen Münster in Putney. Mein Vater hatte diesen berühmten Staatsmann in Hannover an einem Unterschenkelbruche behandelt und stand in Putney noch in gutem Andenken. Der Graf lud mich bald darauf zum Mittagsessen ein und ich verlebte im Kreise seiner Familie einen angenehmen Nachmittag.

Mein Umgang mit Engländern bewegte sich, außer der Familie Willimot, fast nur in ärztlichen Kreisen, deren Gastfreundlichkeit ich nicht genug rühmen kann. Es kam mir dabei zu Statten, daß deutsche Aerzte sich nicht oft in London sehen ließen oder längere Zeit verweilten. Ein junger Doctor, der mit mir auf demselben Schiffe herüberkam, mußte schon nach wenigen Tagen wieder abreisen, weil er sich seine ganze

Baarschaft hatte stehlen lassen. Später kamen der preußische Stabsarzt Branco und Dr. Wollring aus Hannover, welche einige Wochen blieben. Die kleinen Dinner-parties bei meinen ärztlichen Freunden und Gönnern gehören zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Sie gewährten ein durchaus rationelles Vergnügen, weil man in der Wahl der Gäste noch sorgfältiger war, als in der Wahl der Speisen und Getränke. Auf große Gastereien war es nicht abgesehen, die Zahl der Gänge war fast überall dieselbe, ganz unabhängig von dem Reichthum des Hausherrn. Keiner suchte darin den Andern zu überbieten, eine Kleinstädterei, die man jetzt noch auf dem Continente in den größten Städten finden kann. Andersen hat sie auf reizende Art verspottet in dem Märchen von dem wundervollen Topfe, mit dessen Hülfe die Prinzessin riechen kann, was in jedem Hause gekocht wird. Das Einzige, was mir nicht gefiel, war, daß Suppe und Fisch zugleich aufgetragen wurden und daß man gefragt wurde, ob man von der einen oder von dem andern verlange. Ein Deutscher ist es gewohnt, seine Mahlzeit mit Suppe anzufangen und läßt den Steinbutt mit Austernsauce auch nicht gern vorbeigehen. Die Zeit des vielen Poculirens nach dem Essen, wenn die Damen sich zurückgezogen haben, war längst vorüber, die Annehmlichkeit des After-dinners bestanden in der etwas freieren Conversation, welche sich der Politik oder der Fachwissenschaft zuwendete. Bei diesen kleinen Diners wurden keine Toaste ausgebracht, die Sitte, daß zwei Gäste, die einander näher oder ferner sitzen, durch telegraphische Zeichen oder durch den Diener ein Glas Wein miteinander zu trinken verabreden, schien mir nicht ohne Nutzen. Man entdeckte dabei Sympathien, auf die man nicht gerechnet hatte. Das ganze Diner hatte gewöhnlich den Erfolg, daß die Gäste sich als gute Freunde oder Bekannte von einander trennten. Bei unseren, meistens größeren Diners

ist dies weniger der Fall. Man hat sich miteinander gelangweilt, oder den Magen verdorben und liebt sich deshalb um kein Härchen mehr als früher. Wenn die Gesellschaft zum Kaffee oder Thee sich wieder bei den Damen versammelte, wurde oft musicirt, auf einem schönen Broadwood'schen Flügel Beethoven'sche Sonaten oder Duo's gespielt, oft etwas gesungen und auch ich mußte meine kleinen deutschen Lieder zum Besten geben. Der musikalische Schluß trug auch dazu bei, einen angenehmeren Eindruck zu hinterlassen, als wie wenn Jeder davon rennt, wenn er sich eben nach der letzten Schüssel den Mund gewischt hat.

In London bewohnt jede Familie ihr eigenes Haus von mäßigem Umfange; wenn dasselbe drei Fenster in der Façade hat, so gehört es schon zu den größeren. Vernünftige Leute geben deshalb keine großen Gesellschaften, nur die Aspiranten der Fancy (Modeleute) geben Routs, große Abendgesellschaften, zu denen viel mehr Personen geladen werden, als Platz haben. Man kommt und geht nach kurzem Aufenthalte wieder fort, um am gleichen Abend noch andere Routs zu besuchen. Ich fühlte mich sehr ungemüthlich darin, weil ich keine Zeit fand aufzuthauen, wie bei den kleinen Mittagsgesellschaften. Eben so wenig Geschmack fand ich an Quadrille-parties, kleinen Familienbällen, in denen man des beschränkten Raumes wegen nur Quadrillen tanzt, in der Regel mit derselben Tänzerin den ganzen Abend. Für die jungen Damen war Deutschland nur ein Gegenstand der Sehnsucht, um dort einmal ordentlich walzen zu können, ein Vergnügen, welches der lahme Byron ihnen gern verleidet hätte.

Ich kann es nicht leugnen, daß mir die Damen in London eben so gut gefielen wie die Männer. Die Mütter waren gute Hausfrauen, deren Wirthschaft nicht in ihren Angeln knarrte, die Töchter heitere, aufgeweckte Mädchen, ohne alle

falsche Sentimentalität, die bei ihrer im Ganzen sehr einfachen Lebensweise nicht blasirt sind, wie etwa die jungen Berlinerinnen, sie fühlen sich auch gar nicht verpflichtet, geistreich zu sein, so ist es denn leichter mit ihnen zu plaudern. Für die schöne Natur haben sie großes Interesse, welches durch Reisen oder einen längeren Aufenthalt an der Seeküste genährt wird. Die Damen sind es, welche auf dem Lande dafür sorgen, daß schöne alte Bäume von der Axt verschont werden und daß ein häßliches Gemäuer sich mit Epheu oder wildem Wein überzieht. Die meisten haben das Zeichnen gelernt und machen hübsche Bleistiftskizzen nach der Natur, die sie wohl in Sepia oder schwarzer Tusche ausführen. Andere beschäftigen sich mit Blumenmalerei in Wasserfarben. Es fehlte damals in England ganz an großen Landschaftsmalern, dagegen sah ich auf Ausstellungen äußerst reizende Blumenstücke in Gouache, wie ich sie auch später nicht in Deutschland gesehen habe.

Die Mutter besorgt in London ihren Haushalt allein und überläßt es den erwachsenen Töchtern, welche dort viel größere Freiheit genießen als bei uns, ganz nach ihrem Gefallen zu leben. Man geht dabei von dem Grundsatze aus, daß eine Tugend, welche gehütet werden muß, der Schildwache nicht werth sei und daß ein inniges Familienleben den besten Schutz gewähre. In dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern macht sich die größere Selbstständigkeit der letzteren, im Vergleich mit Deutschland, sehr fühlbar, ohne daß der schuldige Respect dadurch verletzt würde. Nach den glänzenden Proben weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, welche ich schon in früher Jugend, an englischen Damen in Hannover kennen gelernt hatte, war ich um meine Freiheit etwas besorgt, als ich nach London ging. Aber das waren seltene Phänomene gewesen und die Gefahr dort war nicht so groß. Die junge Dame, welche ich am liebsten leiden mochte, hatte nur ein

wunderschönes, dunkelblaues, seelenvolles Auge. Das andere atrophische war mit einem schwarzen Bande verhüllt. Wenn das eine Auge mich fesselte, so gab mir das andere die Freiheit wieder.

Für das Theater hatte ich in London ungefähr eben so wenig Zeit und Sinn, wie meine dortigen Bekannten. Ich begnügte mich damit, die besten Bühnen und die größten Künstler einige Male zu sehen und fühlte kein weiteres Verlangen, die wirklichen Menschen interessirten mich mehr als die nachgemachten. Es war auch wohl keine glänzende Zeit für das englische Theater, welches meinem Vater so schöne Erinnerungen hinterlassen hatte. Das deutsche Theater schien mir viel höher zu stehen. Fürst Pückler-Muskau, in seinen Briefen eines Verstorbenen, sagt ungefähr das Entgegengesetzte aus derselben Zeit, aber er war offenbar sehr blasirt und Deutschland müde; ich hatte noch die frischen Erinnerungen der schönen Abende, welche ich den Berliner und Wiener Bühnen verdankte, wo ich mit aller Andacht eines jugendlichen Herzens zugehört hatte. Der größte tragische Schauspieler war Edmund Kean, er ist mir als Macbeth und Richard III. unvergeßlich geblieben, obgleich ich ihn weniger frei von Manier fand als Ludwig Devrient. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß er mit seinen keineswegs bedeutenden Mitteln sehr haushälterisch umging und nur einzelne Stellen glänzend hervortreten ließ, in welchen die Leidenschaft mit dämonischer Gewalt durchbrach. Die größte Schauspielerin im sentimentalen Fache war Miß Ellen Tree, die mit Marie Seebach viele Aehnlichkeit hatte, aber weniger gut aussah, auch nicht das Talent für das Lustspiel besaß wie diese. Sie ist später die Gattin von Charles Kean geworden, des bekannten Sohnes von Edmund. Der größte Komiker war Liston, der in seiner Art unübertrefflich, doch den deutschen Komiker Wurm nicht

übertraf. Die größte Sängerin, welche ich in London hörte, war Madame Pasta in der Semiramis. Sie war in jeder Beziehung eine glänzende Erscheinung, aber ihre Stimme war schon etwas verschleiert, wie dies Felix Mendelssohn ein Jahr später auch gefunden hat. Sehr anziehend war Miß Paton, welche an Anmuth der Erscheinung, an Lieblichkeit des Gesanges und ächt dramatischer Begabung eine Rivalin von Henriette Sontag genannt werden konnte. Ich habe sie beide als Rosine im Barbier von Sevilla gesehen, der Unterschied zwischen ihnen bestand nur darin, daß die eine brünett und die andere blond war. Miß Paton heirathete bald nachher den Lord William Lennox, der sie der Bühne für immer entführte. Der größte englische Tenorist der damaligen Zeit war Mr. Braham, der eigentlich Abraham hieß und ein angehender Patriarch von sechzig Jahren war. Ich hörte ihn in einem jener grauenhaften Theater=Concerte, worin binnen fünf Stunden ungefähr zwanzig Nummern vorgetragen wurden. Vortrefflich arrangirt waren die philharmonischen Concerte, von denen ich aber nur ein einziges besuchte; ich fand es denen, welche ich so viele Jahre in Hannover gehört hatte, so ähnlich, daß ich es für Verschwendung hielt, öfter hinzugehen.

Sehr viel Vergnügen machte mir Astley's Circus durch die schönen Pferde und durch Reiterkünste, wie man sie auf dem Continente erst später sehen konnte. Zum Schlusse wurde eine Pantomime, die Schlacht von Waterloo, aufgeführt, in welcher ein kleiner Mann, der dem großen Napoleon ähnlich sah, die Hauptrolle auf einem Schimmel spielte. John Bull konnte sich nicht satt daran sehen, das Stück spielte fortwährend, so lange ich in London war.

In dem berühmten Vauxhall war ich an einem Abende, wo 30,000 Lampen mehr als gewöhnlich brannten. Es waren doch noch viele dunkle Ecken vorhanden, deren Geheimniß ich

nicht zu erforschen suchte. Der Hocuspocus von Concert, Schauspiel, Pantomime, Seiltänzerei und Feuerwerk, den man dort trieb, ist jetzt auch auf dem Continente hinreichend bekannt, er scheint in den Fortschritten der Cultur zu liegen, welche mitunter kleine Rückschritte in der Richtung der Affenzeit macht.

Ich war im Vauxhall mit meinen deutschen Freunden aus Deptford, also in sehr vernünftiger Gesellschaft und wir fanden das Ganze ziemlich unvernünftig.

Excursionen in und um London.

Zu den größten Annehmlichkeiten von London in der damaligen Zeit gehörte für mich die Leichtigkeit, mit welcher man in den vortrefflichen Stage-coaches (Stationskutschen) Ausflüge machen konnte. In der Stadt mußte man sich der schwerfälligen, langsamen Hackney-coaches (Miethskutschen) oder der flinkeren Cabs (Cabriolets) bedienen. Es gab weder Land- noch Wasser-Omnibus, welche es jetzt möglich machen, mit geringen Kosten weite Strecken auf der Themse oder in den Straßen zurückzulegen.

Der Reiz der Stage-coaches bestand in ihren Außenplätzen, deren beste sich neben dem Kutscher und vorn auf dem Dache der Kutsche befanden. Man thronte dort ungefähr neun Fuß hoch über dem Trottoir, hatte eine ganz unbeschränkte Aussicht und konnte die schönen Pferde beobachten, welche damals fast alle von London ausgehenden und dahin zurückkehrenden Stage-coaches besaßen. Die Pferde hatten nur kleine Stationen zu laufen und brauchten deshalb nicht sehr geschont zu werden. Von den vier Pferden gallopirten gewöhnlich zwei, nur in den belebtesten Straßen wurde Schritt gefahren. Mitunter gerieth man in eine neue Opposition-coach, die einer älteren den Rang abzulaufen suchte und mit dieser

um die Wette fuhr. Das war dann nicht gerade sehr angenehm, weil der geringste Zusammenstoß große Unfälle nach sich gezogen hätte. Bei der großen Geschicklichkeit der Wagenlenker gewöhnte man sich bald daran und amüsirte sich noch dabei. Das Klima von England begünstigt das Vergnügen, sich der freien Luft auf dem Dache einer Kutsche zu erfreuen. Es ist nicht so kalt wie bei uns, gegen Regen schützt man sich durch einen wasserdichten Mantel und kann auf diese Art selbst weite Reisen machen, ohne sich draußen zu erkälten. Die Innenplätze der Kutsche wurden meistens nur von Damen und kränklichen Leuten benutzt.

Ich weiß mich keiner größeren Pein zu erinnern, als der, die ich in deutschen Postkutschen ausgestanden habe zu sechs Personen, von denen fünf die geringste Zugluft verabscheuen, aber den Taback lieben und allerlei Eßwaaren bei sich führen, welche auch dazu dienen, die Luft zu verpesten. Die Gefühle, welche mir die dicke Luft und die dadurch bedingte mangelhafte Decarbonisation des Blutes in Kopf und Brust, wie in den immer unruhiger werdenden Beinen erregten, waren schauderhaft. Man kam dabei auf den Gedanken, daß man irgend ein großes Verbrechen begangen habe und solle durch allerlei Martern zum Bekenntnisse gezwungen werden. Nur zwischen Berlin und Magdeburg hatte damals der Oberpostmeister von Nagler schon bequeme Schnellposten eingeführt, im ganzen übrigen Deutschland waren die Personenposten wahre Marterkammern. Man mußte sie kennen gelernt haben, um die Outside (Außenseite) einer Stage-coach gehörig zu genießen.

Als ich 1844 wieder in London war, hatten die Eisenbahnen den Stage-coaches ein Ende gemacht und ich vermißte sie schmerzlich.

Ich richtete meine Ausflüge in der Woche so ein, daß ich vorher in die Hospitäler gehen konnte und suchte mir dann

mein Mittagsessen auf dem Lande, welches auch im Winter nicht allen Reiz einbüßt. Die Wiesen werden nicht so grau wie bei uns, in der Nähe der Landhäuser sind Nadelgehölze und andere immergrüne Gewächse angepflanzt, manche kleine Kirche, manches Haus ist ganz von Epheu umrankt. Davon könnte der Ausdruck merry England, das lustige England, herrühren, den man seinen ernsten Bewohnern gegenüber nicht so leicht begreift, wenn man noch nicht weiß, daß die englische Lustigkeit mehr Humor ist, der wie das Feuer unter der Asche glimmt und nur eines rascheren Luftzuges bedarf, um wieder aufzuflammen.

Von meinen Ausflügen haben die nach Richmond, Windsor, Sevenoaks, Dulwich, Woodstock, Hamptoncourt und nach Oxford einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Sevenoaks, Dulwich, Woodstock und Hamptoncourt waren für mich anziehend wegen ihrer Kunstschätze. Die Cartons von Raphael in Hamptoncourt stehen mir noch deutlich vor Augen. Von den übrigen Bildern, die ich in und um London gesehen, habe ich nur dunkle Erinnerungen, obgleich ich die schönsten in meinem Journale notirt habe. Die große Kunstausstellung, welche ich in London erlebte, machte mir einen ganz ungünstigen Eindruck, schlechte Portraits waren durchaus vorherrschend. Richmond und Windsor gefielen mir außerordentlich, so daß ich mehrere Male dort war. Nach Oxford begleitete mich mein Freund Mr. Jacob, dessen jüngerer Bruder dort Theologie studirte. Die beiden Brüder führten mich überall umher und ich verlebte dort den Tag eines englischen Studenten, ging mit in die Capelle und aß mit den Schülern von Worcester-College in ihrem großen Refectorium zu Mittag. Oxford selbst gefiel mir sehr, es ist eine äußerst anmuthige, reinliche Stadt mit freundlichen Umgebungen. Es giebt kaum irgendwo eine schönere Straße als Highstreet. Sie besitzt vor vielen anderen den

Vorzug, keine gerade Linie zu bilden, sondern eine sanfte Curve; dadurch treten die schönen, in alterthümlichem Stile gebauten Colleges sehr malerisch hervor. Es sind deren vierundzwanzig vorhanden, in welchen die jungen Leute unter einer ganz klösterlichen Zucht mit Studien beschäftigt sind, ungefähr wie man sie bei uns in Prima betreibt, die eigentlichen Fachwissenschaften kommen wenig in Betracht. Es kam mir so vor, als wolle man in Oxford die jungen Briten erst zähmen, wie die wilden Falken. Man läßt sie noch im Dunkeln über das praktische Leben und setzt ihnen eine Kappe auf, unter welcher der Kopf reif wird. Oxford und Cambridge sind die Universitäten für die Aristokratie der Geburt und des Reichthums, weniger bemittelte Leute schicken ihre Söhne nur hin, weil sie dort Verbindungen knüpfen, welche im spätern Leben nützlich sind. Uebelwollende sagen, diese Universitäten beständen nur deshalb fort, weil es dort theuer ist, ungefähr wie die gepuderten Perrücken der Bedienten in vornehmen Häusern durch die Pudersteuer. Ich halte diese Ansicht für verkehrt, der Erfolg hat gezeigt, daß die classischen Studien auf den englischen Universitäten gut gewirkt haben und daß die Fachwissenschaften nicht dabei zu kurz gekommen sind, denen man bei uns so eifrig nachrennt, ohne darin größere Erfolge zu erzielen. Die Engländer sind kluge Leute, sie wissen, was sie thun und hängen noch immer an ihren alten Landesuniversitäten, trotz den pseudo-katholischen Tendenzen (Puseyismus), die darin spuken.

Zu den Eigenthümlichkeiten von Oxford und Cambridge gehört das alljährliche Wettrudern der Studenten beider auf der Themse. Es gefällt mir besser, als die damit vergleichbaren Paukereien delegirter Kämpfhähne auf deutschen Universitäten. Vor unseren Terzen und Quarten fürchten sich die Franzosen schwerlich, die Ruderkünste der englischen Studenten haben doch

mehr Beziehung auf die nationale Stärke des Inselreiches. Als ich Professor in Kiel war, wunderte ich mich, daß die dortigen Studenten gar keinen Sinn für das Rudern hatten. Wir lassen uns lieber von Anderen rudern, sagten sie. Vielleicht wird es jetzt anders und die Ostsee wird einmal der Tummelplatz für deutsche Studenten, die ein Boot zu führen gelernt haben.

Die Merkwürdigkeiten von London sah ich allmählich in aller Gemüthlichkeit. Ich werde es nicht versuchen, sie zu beschreiben, weder das britische Museum, welches die wissenschaftlichen Schätze aus der ganzen Welt zusammenträgt, noch die großen Bierfässer in Barklay's Brauerei, gegen welche das berühmte Heidelberger Faß ein Kind ist, weder die große St. Paulskirche, noch die schöne Westminster-Abtei mit ihren Denkmälern großer Männer. Diese beiden größten Tempel der Hauptstadt sind zugleich ihre Walhalla, und sprechen dadurch die Lehre aus, daß man Gott dient, wenn man sich um sein Vaterland verdient macht als Held, Gelehrter oder Dichter. In den vielen kleineren Kirchen gefiel es mir, daß Winters darin offene Caminfeuer brannten; es ist schwer, andächtig zu sein, wenn man friert. Die kleine deutsche Hofcapelle, in welcher ich Dr. Küper einige Male predigen hörte, heimelte mich an, weil sich darin ein großes Bild von Ramberg in Hannover befand, Christus am Oelberge darstellend, von welchem mein Vater den Kupferstich in seinem Zimmer hängen ließ. Die griechische Architektur der kleineren Kirchen mißfiel mir. Sie bestätigten mir die Ansicht, daß ein griechischer Tempel nicht für die Ebene paßt, am wenigsten für enge und volkreiche Straßen. Noch weniger aber gefielen mir die von Herrn Nash erbauten Kirchen mit den Kirchthürmen wie Nadelspitzen. Man nannte das damals nashional taste (Nashional-Geschmack), und bildete den Baumeister ab, wie er

auf einer seiner Thurmspitzen sitzt und deren Bauart zu bereuen scheint.

Eine der Hauptmerkwürdigkeiten Londons in früheren Zeiten habe ich nicht gesehen, die Menagerie im Tower, deren Löwen sprichwörtlich geworden sind, mit Anwendung auf hervortretende Persönlichkeiten. Dagegen sah ich das Arsenal im Tower, zu welchem mir der Herzog von Sussex Zutritt verschafft hatte, und erinnere mich, daß in einem Saale 100,000 Gewehre aufgestapelt lagen, welche in den Kriegen gegen den ersten Napoleon gedient hatten und zu ferneren Diensten bereit waren.

London in der Vogelperspective.

Wie in andern großen Städten, suchte ich mich gleich anfangs in London zu orientiren durch Besteigen der Kuppel der Paulskirche und des sogenannten Monuments. Man verirrt sich nicht leicht, die Hauptverkehrsadern laufen parallel mit der Themse und werden von den übrigen Straßen im rechten Winkel durchschnitten; außerdem hilft man sich durch Brücken, öffentliche Gebäude und Monumente. Die letzteren leisten in dieser Beziehung dasselbe, wenn sie sehr schön oder sehr häßlich sind, wie es in London vorkommt, nur die mittelmäßigen vergißt man leicht, bei Concursen sollte man darauf Rücksicht nehmen und den zweiten Preis für das häßlichste Modell aussetzen.

Gegen Ende meines Aufenthaltes in London bestieg ich noch einmal das Monument, die 200 Fuß hohe Säule, welche in der Nähe der London-Brücke am linken Themse-Ufer auf einem ganz kleinen Platze, von Häusern dicht umgeben, steht. Sie wurde zum Andenken an das große Feuer errichtet, welches London 1666 vernichtete. Es war ein schöner sonniger Märztag; ich hoffte, ein heiteres Bild von London mitnehmen zu können, aber es war wie das erste Mal, ein dichter Schleier

von Rauch verhüllte die Aussicht. Nur ganz früh Morgens, ehe die Feuer wieder angemacht sind oder nach plötzlichen Regengüssen schwindet die Rauchatmosphäre auf kurze Zeit und man sieht Alles in scharfen Umrissen. Trotz dem Nebelschleier ist die Aussicht vom Monumente doch großartig; man hat den Lauf der Themse und ihre imposanten Brücken vor sich. Am weitesten stromabwärts liegt die alte London-Brücke. Ihre Brüstungen sind so hoch, daß man von der Brücke das Wasser nicht sehen kann, aber man ist gegen den Wind geschützt und fällt nicht in Versuchung, ins Wasser zu springen. Dann kommt Southwarkbridge, ein kühner Eisenbau mit weiter Spannung, aber unschön und unbequem durch ihre Höhe. Dann folgte Blackfriarsbridge, die ich jeden Morgen passirte, um in die Hospitäler der Borough zu gelangen, während ich über London-Brücke zurückkehrte. Dann kam die außerordentlich schöne Waterloo-Brücke, die schönste, welche ich in meinem Leben gesehen habe. Ein Franzose, Namens Dupin, hat sie erbaut; sie liegt ganz horizontal, ohne Steigung, und besteht aus neun Bogen. Man muß dort ein Brückengeld zahlen, deshalb wird sie weniger gesucht, als andere; man kann sie benutzen, um darauf spazieren zu gehen. In der damaligen Zeit war sie oft das Ziel der Lebensmüden, welche im Wasser ihren Tod suchten, weil sie dort in ihrem Vorhaben nicht so leicht gestört wurden, wie auf anderen lebhafteren Brücken. Zu allen Zeiten gab es der Lebensmüden viele in London. England mag ein lustiges Land sein, aber London ist keine lustige Stadt. Man geht nicht dahin der guten Luft willen oder wegen schöner Aussichten. Vom Monumente selbst sieht man nur graue Häusermassen, zwischen denen man die grünen Squares (Plätze) und die Parks kaum erkennt. Macht und Reichthum sind die Magnete, welche das Lebensschiff unwiderstehlich an sich ziehen.

London ist aus zwei Städten zusammengewachsen, aus der City, wo der Handel thront, und aus Westminster, wo die Regierung ihren Sitz hat, wo das Parlamentshaus sich jetzt in den Fluthen der Themse spiegelt. Man sieht jetzt keine Grenze mehr zwischen beiden Städten. Unterhalb der London-Brücke fängt der Hafen an. Die großen Ostindienfahrer, welche dort vor meinen Augen liegen, sind so reich beladen, daß ein einziges Schiff dem Staate 100,000 Pfund Sterling Steuer bezahlt; die in den Docks lagernden Vorräthe sind Milliarden werth. In der Nähe solcher Schätze tritt die tiefste Armuth nirgends so zu Tage, wie in London; man kann sie nicht unverhüllter sehen, als in St. Giles, wo die armen Irländer wohnen. Die Rauchatmosphäre Londons erinnert fortwährend an die vielen getäuschten Hoffnungen, welche auch in besseren Quartieren auf den Gemüthern lasten mögen wie Rauch und Nebel. Nur ein rüstiger Schwimmer darf es wagen, sich in den Strudel des Londoner Lebens zu stürzen, wenn er sich eine Stellung erringen will. An einem solchen Orte lebt man nicht, um zu leben, sondern nur um einen Platz zu erringen und um ihn zu behaupten.

In dieser größten aller Städte, wo es mir doch so gut gefallen hatte, wo ich so Vieles lernte und so freundlich aufgenommen wurde, kam ich vollends zu der Einsicht, daß ich zum Kleinstädter geboren sei. Nosce te ipsum, der Mensch soll wissen, wozu er zu gebrauchen sei. Man kann sich in der Welt nützlich machen, ohne ganz auf seine persönlichen Neigungen zu verzichten. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Man soll seiner Natur keinen Zwang anlegen, es hilft nichts und schadet immer. Der wohlthätigste Arzt, welcher je gelebt hat, Jenner, wohnte in einem kleinen Orte, Berkeley in Glostershire, und wie viele deutsche Professoren glänzten an kleinen Universitäten, welche in einem Park von London sehr

bequem Platz fänden, wo man binnen acht Tagen jede Straße kennt und binnen acht Monaten fast jedes Gesicht? Wie schön ist es, so zu wohnen, daß man der ungekünstelten Natur nahe bleibt, da „wo die letzten Häuser stehen, sich die Nachbarn freundlich grüßen, Mädchen aus den Fenstern sehen, ihre Blumen zu begießen.“ In London sieht Niemand aus dem Fenster, nur die Katzen sonnen sich dort wohl, und von 10,000 Menschen, denen man Tags über begegnet, kennt man keinen einzigen. Zur Zeit Heinrich's IV. war London klein, im Vergleiche zu dem, was es jetzt ist; die City und Westminster lagen noch weit auseinander, Prinz Heinrich wußte da unten in Eastcheap, was sein dicker Cumpan Falstaff in der Tasche hatte und wie viele Hemden, wieviele paar Strümpfe, Poins besaß, aber wie wenig kannte er die anderen, nicht einmal den Lord-Oberrichter, der ihn beistecken ließ. Sein eigener Vater kannte ihn nicht und hielt ihn für einen unverbesserlichen Windbeutel. Und doch war er, als Heinrich V. ein großer König und Held, der bei Agincourt das verkommene Frankreich zertrat wie eine Raupe.

Lebe wohl, du große Stadt, ich werde dir ewig dankbar sein, aber ich möchte nicht in dir leben. Hoffentlich ist unsere Trennung nicht für immer, darum lebe wohl auf Wiedersehen!

Abreise von London, Aufenthalt in Paris,
vom 3. April bis zum 4. Juli 1828.

Am 1. April verließ ich London schon sehr früh Morgens, ich wollte unterwegs nach Dover, die schöne Cathedrale von Canterbury und die Docks von Chatham sehen. Zu den letzteren hatte mir der Herzog von Clarence eigenhändig die Eintrittskarte geschrieben. Die Cathedrale gefiel mir sehr, von den Docks habe ich nichts behalten, ich erinnere mich nur, daß man mir im Medway, welcher sich bei Chatham in die Themse ergießt, die Stelle zeigte, wo das große Kriegsschiff Royal-George

untergegangen war. Es hatte bei dem schönsten Wetter vor Anker gelegen, man war damit beschäftigt, es zu reinigen, alle Luken waren offen. Ein kleiner Windstoß brachte die Oberfläche des Wassers in leichte Bewegung, es drang in die Luken, das Schiff sank, um sich nicht wieder zu erheben.

Es war Nacht, als ich in Dover ankam. Am andern Morgen bestieg ich die Dover-Klippen, 500 Fuß hohe Kreidefelsen, im Rücken der dicht am Meere liegenden Stadt. Ein altes Schloß aus den Römerzeiten und neuere Befestigungen liegen auf den Felsen. Ich ließ mich auf die Klippe führen, welche Shakespeare's Fuß betreten haben mag, weil er sie in König Lear erscheinen läßt. Edgar führt seinen blinden Vater Gloster dahin, der sich durch einen Sprung in die Tiefe tödten will; der Sohn verhindert es. Es war ein selten schöner Tag, das Meer erglänzte im Sonnenschein, die flache Küste von Frankreich lag deutlich vor mir.

Um 12 Uhr ging das Dampfschiff ab, welches mich nach Calais hinübertrug. Der sonst so unruhige Canal war glatt wie ein Landsee. Ich konnte mich ohne Anwandlungen von Seekrankheit des Anblickes der englischen Küste erfreuen, doch nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth, weil der schöne Aufenthalt in England nun zu Ende war.

Um 2 Uhr kamen wir in Calais an, wo ich an einer großen, unruhigen Wirthstafel zunächst die Bekanntschaft der französischen Küche machte. Ich hatte hinterher noch Zeit genug, mir Calais und dessen nächste Umgebungen anzusehen, eine Mühe, die man sich füglich ersparen kann. Um 10 Uhr Abends ging die Diligence nach Paris. Ich nahm mir in Erinnerung an die englischen Stagecoaches meinen Platz auf dem Imperial, dem Dache der Kutsche, deren Plätze in Frankreich ihr zum Zurückschlagen eingerichtetes Verdeck haben. Es war mir aber nicht beschieden, auf dieser Reise nach Paris etwas von dem

schönen Frankreich zu sehen, denn es regnete den ganzen folgenden Tag. Am 3. April, Abends gegen 10 Uhr, kamen wir in Paris an, ziemlich zerschlagen von dem unbequemen Fuhrwerk und den gepflasterten Chausseen. Ich hatte mir durch einen Freund Quartier bestellt, er empfing mich auf der Post und führte mich in die für mich bestimmte Wohnung, ein Hôtel garni am Quai St.-Michel, sehr nahe bei Notre-Dame und dem Hôtel Dieu. Das Haus wurde vorzüglich von jungen deutschen Aerzten aufgesucht, es war nett und anständig, mein Zimmer im zweiten Stock nach vorn heraus kostete nur 30 Francs monatlich, ungefähr so viel wie in Berlin, ein Drittheil von dem, was ich in London bezahlte. Der Inhaber des Hotels, Monsieur Petit, war ein sehr vielseitiger Mann und ganz ohne Vorurtheile, er verschmähte es nicht, Stiefel zu putzen und Kleider zu reinigen, ohne seiner Würde dadurch etwas zu vergeben, seine Frau kochte einen guten Kaffee, die beiden glücklicherweise sehr häßlichen Töchter servirten ihn. Die übrige leibliche Nahrung suchte man sich außer dem Hause. Sie war um nichts billiger als in London, und nicht so gut; pain à discretion vermag den guten Braten nicht zu ersetzen. Für einen Gelehrten erscheint es mir besser, wenn er die Sorge anderen Geschöpfen überläßt, aus Cerealien Fleisch zu bilden. Die geräuschvollen Pariser Restaurationen gefielen mir nicht so gut wie die ungeselligen, aber stillen englischen Speisehäuser, wo jeder seinen Sperrsitz hat. Es freute mich nur, daß ich nicht mehr nöthig hatte, Porter zu trinken, sondern Suppe essen und ohne Verschwendung Wein trinken konnte. Reines Wasser zu trinken ist in Paris gefährlich, weil es abführt. Könnte man den Parisern ein gutes Trinkwasser verschaffen, so würde dies vortheilhaft auf den Nationalcharakter wirken, der sich vorzüglich in Paris ausbildet. Ein von Natur so aufgeregtes Volk wie die Franzosen sollte Wasser trinken und nicht immer Wein und Kaffee.

Mein liebenswürdiger kleiner Freund Dr. Samson aus Altona, der mir die Wohnung besorgt hatte, führte mich in das Pariser Leben ein. Mit der ihm eigenen Rührigkeit war er binnen vier Wochen schon überall gewesen und wußte für Alles Rath. Man verschafft sich zunächst, unter Vorzeigung seines Doctordiploms, eine Eintrittskarte, welche den Zugang zu allen medicinischen Anstalten gestattet. Besuche bei Professoren werden nicht gemacht, sie sind diesen lästig und ganz unnütz, denn die Herren haben keine Zeit, sich um die vielen Fremden zu bekümmern, welche Jahr aus Jahr ein nach Paris kommen. Man wird deshalb auch nicht persönlich mit ihnen bekannt, wenn es nicht durch Zufall geschieht. Man bildet nur einen Theil ihres Dunstkreises in Hörsälen und Hospitälern, andere sieht man in den Sitzungen der Akademien der Wissenschaften und der Medicin.

Es war 1828 eine schöne Zeit für die Pariser Gelehrtenwelt. Mit der Schlacht von Waterloo war der blutrothe Nimbus des Kaiserthums erloschen, aber im Gebiete der Wissenschaften stand Frankreich höher als je und erregte den Neid und die Nacheiferung anderer Völker. Man ging nach Paris nicht blos um sich zu amüsiren, sondern um die ernsthaftesten Studien zu machen, und fand dort Männer, welche an Fleiß den besten deutschen Gelehrten nichts nachgaben. Ich hatte nicht nöthig, ihre Namen erst in Paris zu erfragen, ich kannte sie schon in Deutschland, als große Chemiker Thenard, Gay-Lussac und Dumas, Arago, den Physiker, Cuvier, den großen Zoologen, und seinen Gegner Geoffroy St. Hilaire, die Physiologen Flourens und Magendie. Laennec war eben gestorben, aber Louis, Andral und viele Andere schritten auf dem Wege fort, welcher zu einer gänzlichen Umgestaltung der inneren Heilkunst führen mußte. Craveilhier, der pathologische Anatom, stand auf der Höhe seines Ruhmes, ohne Nebenbuhler;

Dupuytren galt für den ersten Chirurgen der Welt, seitdem Astley Cooper sich zurückgezogen hatte. Der vortreffliche Boyer lebte noch, seine Schule wurde fortgesetzt von Roux, seinem Schwiegersohne; Lisfranc's Operationen hatte ich schon seit Jahren einüben müssen; Larrey, welcher den ersten Napoleon auf allen seinen Feldzügen begleitet hatte, war noch in Wirksamkeit. Es gab viel für mich zu sehen und zu hören in Paris, und meine Zeit war beschränkt. Ich fühlte, daß die Stunde bald für mich schlagen müsse, selbst Kranke zu behandeln; man beobachtet nur dann mit hinreichender Genauigkeit, wenn man sich verpflichtet fühlt, alle seine Geisteskräfte aufzubieten, um sich nützlich zu machen. Mit dieser Denkungsart kommt man durch drei oder vier Beobachtungen weiter, als durch eben so viele Hunderte von Kranken, die man nur als wissenschaftliches Material ansieht, ohne in der Lage zu sein, an Verhältnissen zu rütteln, denen sie theilweise erliegen.

Dupuytren.

Er war der erste den ich in Paris kennen lernte und wird der letzte sein, den ich je vergesse. Ich hatte schon viel von ihm gehört, aber er zog mich doch noch mehr an als ich erwartete. Genie, Ausdauer, Beredsamkeit und operative Gewandtheit, das waren die Eigenschaften mit denen er seine Zeitgenossen gewann und der Nachwelt ein leuchtendes Beispiel bleiben wird, denn manche seiner Erfindungen werden nicht untergehen und man wird sich fragen, wie er dazu gelangt sei?

Im Jahre 1828 war er 51 Jahre alt, sah aber noch sehr stattlich aus. Man sieht ihn gewöhnlich abgebildet mit einem breiten Ordensbande auf der Brust, für gewöhnlich ging er sehr einfach gekleidet, im Hospitale trug er eine weiße Schürze, nach der Klinik sah man ihn davon gehen mit einem

Brote unter dem Arme, welches zu seinen Deputaten am Hôtel Dieu gehörte. Auch mit diesen Attributen sah er wie ein vornehmer Mann, aber keineswegs hochmüthig aus. Er hatte einige Aehnlichkeit mit Philipp von Walther, doch war der Totaleindruck ein Anderer, weil Dupuytren's Haltung besser war. An Größe und anfangender Corpulenz waren sie ziemlich gleich. Dupuytren's ernster Gesichtsausdruck charakterisirte meistens den klugen, ruhigen Beobachter. Er konnte aber auch heftig werden, wenn die Dummheit ihn allzusehr reizte, sein Zorn ergoß sich dann in einem Strome, der Alles vor sich nieder warf. Nur gegen die barmherzigen Schwestern zeigte er die größte Langmuth und strafte sie nur dadurch, daß er selbst das that, was ihnen obgelegen hätte, z. B. ein Glied selbst säuberte, welches von Schmutz starrte. Walther hielt nur theoretische Katheder-Vorträge außerhalb der Klinik, denn dort war er stumm, Dupuytren knüpfte seine Vorträge immer an die Fälle, welche man unmittelbar vorher gesehen hatte.

Man ging mit ihm zuerst durch die Krankensäle und suchte einen Platz zu erhaschen neben einem von den Betten, wo er sich vermuthlich aufhalten würde, dann wieder an einem anderen. Dies war ein Lotteriespiel, bei welchem es viele Nieten gab, denn die Zahl der Schüler war übermäßig groß. Nach der Visite versammelte man sich in dem großen Amphitheater, wo jeder sitzen, hören und sehen konnte was vorging. Es wurden zuerst Operationen gemacht, oder eine Elite von ambulatorischen Kranken abgefertigt. Dann folgte der klinische Vortrag, welcher immer in gleicher Weise anhob. Er nannte den Saal und die Nummer, wo der Patient lag, schilderte dessen Zustand mit Hinweisung auf das so eben beobachtete, leitete daraus die Diagnose ab, erklärte das Wesen des Uebels vom anatomisch-physiologischen Standpunkte und wußte das-

selbe mit solcher Geschicklichkeit auszumalen, daß sich die Therapie daraus von selbst ergab. Der Reiz des Vortrages bestand darin, daß er nicht nach der Chablone die Anamnese, den status praesens, die Diagnose, die Prognose und Therapie ableierte, sondern dasjenige hervortreten ließ, was den besonderen Fall interessant und wichtig machte. Dies ist die einzige Art, die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Beobachtungsgabe zu schärfen. In der Klinik soll man nie von allgemeinen Ideen auf den besonderen Fall übergehen, sondern umgekehrt zeigen, wie die neueste Beobachtung sich zu den Regeln der Kunst verhält. Ein guter klinischer Vortrag soll nichts anderes sein, als die in einfachen Worten gegebene Schilderung dessen, was in der Seele eines klugen, menschenfreundlichen Arztes vorgeht, wenn er einen wichtigen Fall zu beurtheilen hat. Es ist oft ein Monolog, welcher an den von Hamlet erinnert: Sein oder nicht sein, das ist die Frage! Es wird darin auch wohl erwogen, was der Patient denkt von jenem unbekannten Lande, aus dem noch kein Wanderer wiederkehrte. Dupuytren's letzter klinischer Vortrag 1835 betraf seine eigene hoffnungslose Lage. Man wollte ihm ein pleuritisches Exsudat ablassen, während er vom Schlagflusse gelähmt darnieder lag. Ich will lieber von Gottes Hand sterben, als von Menschen Hand, sagte er fast wie Hamlet, als der Gedanke in ihm auftauchte, seinen Leiden ein Ende zu machen durch ein blankes Eisen. Die anatomisch-physiologische Darstellung einer Krankheit oder Verletzung ist wie ein Schachbrett in kritischen Momenten. Der kluge Spieler weiß sogleich, welche Züge noch gemacht werden können, um zu siegen oder um matt zu werden. Das Mechanische dabei ist gleichgültig, man kann die linke Hand gebrauchen oder die rechte, es kommt Alles darauf an, in welcher Richtung man vorgeht. Wie mancher klinische Lehrer der Chirurgie vertieft sich in die wundervollen Fortschritte der

Mechanik und vergißt dabei, daß menschliche Gliedmaßen nicht von Holz sind. Die Physiologie kann die Mechanik zu Hülfe rufen, aber der Mechaniker soll sich nie einbilden, physiologische Gesetze ignoriren zu dürfen. In mechanischer Hinsicht habe ich Manches anders gemacht als Dupuytren, aber seinen physiologischen Entwickelungen konnte ich fast immer folgen, wie bei den Fracturen des unteren Endes der Radius und der Fibula, für die ich einen andern, aber auf denselben Principien beruhenden Verband gebrauche. Dupuytren's Organ war biegsam und sonor, man verlor kein Wort von dem, was er sagte. Philipp von Walther's Vortrag war ein eintöniger Gesang, bei Dupuytren wurde man an die römischen Redner erinnert, welche einen Flötenbläser neben sich hatten, der sie an das poco piu und poco meno erinnerte. Dupuytren sprach in der Klinik nie mit seinen Schülern, Rust liebte die sokratischen Dialoge mit Praktikanten, welche zu antworten verstanden, Berends zog nicht selten einen jungen Böotier in Mitleidenschaft, der die Rolle eines Clown in der klinischen Komödie übernehmen mußte. Die von Dupuytren's Schülern herausgegebenen Leçons orales geben keine richtige Vorstellung von seiner Klinik, sie sind zusammengestoppelt, seine Vorträge waren improvisirt. Leider hatte der große Mann keine Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten, aber wer möchte ihn darum schelten. Es ist kein neidenswerthes Metier über Chirurgie zu schreiben. Ein großer Dichter zu sein, der die Bildung eines ganzen Volkes in sich trägt und so schön ausdrückt, daß man nach Jahrtausenden noch seinen Worten lauscht, das ist noch der Mühe werth! Dupuytren mochte denken, wenn die Könige bauen, dann haben die Kärrner zu schaffen. Sie ließen es nicht daran fehlen. Dupuytren's Lehren wurden mit Beifall aufgenommen, von Anderen weiter verbreitet und noch lange nach seinem Tode mit Achtung behandelt. Sogar der kleine

kritische Schulmeister Malgaigne faßt ihn zuweilen mit etwas spitzeren Fingern an. Er liebt Dupuytren's Bilateral-Steinschnitt nicht und giebt seine Gründe dafür in angemessenen Worten. Von dem großen Scarpa, welcher die Prostata für sehr ausdehnbar hält und kleinere Einschnitte befürwortet, sagt Malgaigne: Tout cela est faux et misérable. Dupuytren's Einheilung eines geknöpften Röhrchens in die Ranula findet Malgaigne aber auch miserabel! Sie ist doch nicht sehr verschieden von den kleinen Setons, mit denen ich die gewöhnliche Ranula immer geheilt habe. Ich hatte mir Dupuytren's Lithotome double von Paris mitgenommen, habe es aber nie gebraucht, weil ich fand daß Scarpa Recht hatte. Dupuytren hatte deshalb aber nicht Unrecht, er suchte das Gebiet der Perinäal-Steinschnitte zu erweitern und hat es auf sinnreiche Weise gethan. Erst nachdem die äußersten Grenzen dieses Gebiets erreicht waren, konnte man die Frage erörtern, wo der Schnitt durch die Bauchdecken unvermeidlich sei. Der wichtigste Einwand, den man gegen Dupuytren's Bilateralschnitt machen kann, ist der, daß die Patienten nach der Heilung nicht immer ihr Wasser gut halten können. Ich hatte in Deutschland und England viele große Steine mit dem einfachen Seitensteinschnitte ausziehen sehen und schwärmte deshalb nicht für Dupuytren's Bilateralschnitt. Weit mehr interessirte mich seine Heilungsweise des künstlichen Afters, die auch mir gute Erfolge gegeben hat. Malgaigne, den die Großmannssucht beständig stachelt, bemäkelt diese geniale Erfindung auf eine Art, die ihn selbst kennzeichnet. Er legt ihr einen Todesfall zur Last, den Velpeau erlebte, welcher schon am zehnten Tage die Darmscheere angelegt hatte. So treibt man keine nützliche Statistik. Sogar Lisfranc ist in dieser Beziehung gerechter gegen Dupuytren als Malgaigne. Keine Operation sah man häufiger bei Dupuytren als die partielle Excision des einge-

wachsenen Nagels, sie ist eine seiner nützlichsten Erfindungen. Er wurde nicht müde sie selbst zu verrichten, weil er es verstand, die damals schmerzhafte Operation in einigen Secunden zu machen. Trotz seinem Beispiele ist der Nutzen des Verfahrens doch nicht allgemein anerkannt und Tausende sind halblahm aus so geringfügiger Ursache. Dupuytren's Geschicklichkeit im Operiren ist weltbekannt, sie imponirte mir aber weniger, weil ich ähnliches auch anderswo gesehen hatte. Seine Operationen ließen in der Art der Ausführung nichts zu wünschen übrig, weil er der operativen Eitelkeit gar kein Opfer brachte. Er amputirte deshalb auch noch mit dem Cirkelschnitte, aber seine Erfolge bei großen Amputationen waren nicht besser, als die seiner übrigen Pariser Collegen. Dupuytren seufzte manchmal tief bei seinen Oberschenkelamputationen und sagte kaum hörbar für Andere zu seinem Assistenten: Diesmal habe ich den Knochen doch tief genug eingebettet. Es konnte mir schon 1828 nicht entgehen, daß die Erfolge der Steinschnitte und Amputationen in London besser waren als in Paris, aber es war doch Malgaigne vorbehalten, darüber genauere Angaben zu machen aus den Jahren von 1836—1842 und auf die Ursachen hinzuweisen. Leider verstand er es nur zu tadeln, aber nicht es besser zu machen. Die von ihm zunächst angeregten Versuche, die Hospital-Hygiene zu verbessern, haben nur wenig Erfolg gehabt. Man beharrte bei dem System der großen Säle, die sich in dem Pariser Klima nicht gut ventiliren lassen, und dachte fast gar nicht an Isolirung. So ist denn die Mortalität nach großen Operationen nicht um vieles besser geworden. Malgaigne's Enthüllungen über die Pariser Mortalität nach großen Operationen kamen der französischen Provinzial-Chirurgie zu Statten, welche unter dem Drucke der Pariser Celebritäten schmachtete. Sie hatte weniger berühmte Namen, aber bessere Erfolge aufzuweisen.

Lisfranc.

Der damals viel genannte Chirurg der Pitié war ein großer, breitschultriger Mann, mit wenig einnehmenden Gesichtszügen und einem kreischenden Organe, welches er in hohem Grade mißbrauchte. An operativer Geschicklichkeit stand er Dupuytren nicht nach, seine bekannten Operationsmethoden waren meistens darauf berechnet, die größte Gewandtheit in das hellste Licht zu stellen. Er war es, der den Gebrauch der Secundenuhr am Operationstische einführte und ein Geschlecht von Tachytomisten zu erziehen suchte, welche auch nach Erfindung des Chloroforms nicht auszusterben scheinen, deren Eitelkeit aber so oft dem Patienten zum großen Nachteil, oder zum Verderben gereicht. Schnelligkeit im Operiren ist gut, so lange dabei gut operirt wird, aber sie darf nicht das Hauptprincip bei Erfindung einer Operation bilden, die glückliche Heilung allein soll dabei maßgebend sein.

Lisfranc's Name wird in der Operativchirurgie vermuthlich fortleben, durch die nach ihm benannte Exarticulatio tarsometatarsea, aber selbst diese seine berühmteste Operation war nicht so ersonnen, daß die Heilung gut von Statten gehen konnte. Seine Aufmerksamkeit war zu sehr auf das Mechanische der Chirurgie beschränkt, obgleich er in seinen Schriften, die Nothwendigkeit ärztlicher Kenntnisse stets betont. Für alle großen Operationen wollte er gewisse mathematische Regeln festsetzen und die Angriffspunkte durch Linien und Winkel bestimmen. Wären diese Regeln richtig gewesen, so hätte die ganze Welt nach Lisfranc operiren müssen. Aber sie sind es nicht. Man suche doch einmal die Lage des Mundes oder des Afters durch mathematische Linien und Winkel zu bestimmen, man wird es unmöglich finden, was dem Löffel und der Klystirspritze leicht gelingt. Von verdeckt liegenden Punkten, Gelenken

oder Gefäßen gilt doch dasselbe; die Proportionslehre paßt für das Ideal, nicht für das Individuum. Wollte der Portraitmaler sich nach der Proportionslehre richten, so würde er nie ein ähnliches Portrait zu Stande bringen; dies gelingt nur durch Beachtung der vom Ideal abweichenden Formen. So hat man sich denn nicht sehr lange mit Lisfranc's Linien beschäftigt, aber sie waren einmal der Schrecken der Candidaten in der Staatsprüfung. Wenn Dupuytren es verstand, durch seine klinischen Vorträge die fremden Aerzte anzuziehen, so konnte man von Lisfranc das Gegentheil sagen. Seine Reden in der Klinik hatten 1828 immer nur eine Pointe, welche gegen Dupuytren gerichtet war. Er nannte ihn le barbare de la Seine, widersprach allem was Dupuytren lehrte und stützte sich dabei auf on dit's, auf Zuträgereien. C'est déroger à la noblesse, würde Lafleur, Sterne's französischer Bedienter gesagt haben. Im Jahre 1828 hatte Lisfranc wohl schon die Hoffnung aufgegeben, der Noblesse beigezählt zu werden, sonst würde er die den Franzosen eigene Politesse nicht verläugnet haben. Paris zählte damals drei Barone der Chirurgie, Boyer, Larrey und Dupuytren. Es läßt sich Vieles gegen Standeserhöhungen einwenden, solchen Leuten, wie diesen drei, thun sie wohl keinen Schaden; Jedermann setzt voraus, daß sie nicht darnach gestrebt haben, sondern sich geduldig fügten, wenn das Staatsoberhaupt dasselbe zu thun versuchte, was der liebe Gott schon vor ihm gethan, die Leute adeln, durch das Genie, welches er ihnen in die Wiege legte. Verderblich ist nur der Neid, den es erweckt. Lisfranc wäre ein besserer Chirurg geworden, wenn er weniger neidisch gewesen wäre. Sollte man es für möglich halten, daß ein so geschickter Operateur, wie er, gegen frühe Bruchschnitte declamiren konnte, weil Boyer sie empfahl? Nach Dupuytren's Tode zog er gegen diesen in seinen Schriften höflichere Saiten auf und

wählte sich andere Schlachtopfer. Vidal sagte von ihm, man brauche nur zu sterben, um Lisfranc zu gefallen.

Ich wurde der Klinik von Lisfranc bald überdrüssig, und so ging es den meisten deutschen Aerzten. Ich meine, daß er den Ton unter den Pariser Chirurgen eine Zeit lang verdorben hat. Malgaigne's Schriften geben davon Zeugniß. Dieser war im Grunde genommen eben so neidisch und eben so impertinent wie Lisfranc, aber viel gefährlicher, weil er so viel besser schrieb. Malgaigne vertuschte und verfälschte die Geschichte der Chirurgie, um das procédé de l'auteur, das heißt, sich selbst zu beräuchern. Bei mir ruft dergleichen immer das Gegentheil hervor. Gräfe curirte mich von allen Anwandlungen, Instrumente zu erfinden, Malgaigne davon, Operationen zu ersinnen. Wenn ich Hypochonder bin, so suche ich mir einen Kameraden, der es in noch höherem Grade ist und werde dann bald wieder vergnügt.

Boyer und Roux.

Der einundsiebzigjährige Boyer zeigte sich noch zuweilen in der Charité, wie Abernethy im Bartholomäus-Hospitale. Er war ein kleiner, sehr dicker Mann mit einem breiten Gesichte und etwas trüben Augen. Er schien nicht mehr gut zu Fuße zu sein, aber sein Geist war noch hell, wie die ihm entfallenden Bemerkungen zeigten, die für seinen Schwiegersohn Roux nicht immer schmeichelhaft waren. Die Chirurgen hatten damals die Manie, die Auscultation für chirurgische Zwecke zu mißbrauchen. Lisfranc wollte die Crepitation gebrochener Knochen damit erkennen, Roux die Fluctuation in der Bauchhöhle. Er legte einen Teller auf den Ascites-Bauch, lehnte sein Ohr dagegen und trommelte zugleich auf einer andern Stelle. Mon ami, quelle bêtise faites-vous là? sagte Boyer, der darüber zukam. Roux gab ihm gewiß öfter Anlaß zur

Unzufriedenheit, denn der Schwiegersohn nahm es mit den Indicationen nicht sehr genau, wenn eine große Operation in Frage stand. Ich sah Roux einen Oberschenkel amputiren, wo schon über dem Poupart'schen Bande Markschwämme zu fühlen waren, also ganz gegen Boyer's Principien. Roux war vorzugsweise Operateur, Boyer ein Chirurg in weit höherem Sinne. Boyer's äußere Erscheinung erinnerte an die behagliche Breite, mit welcher sein Werk über Chirurgie in elf Bänden angelegt ist. Es war das erste französische Buch über Chirurgie, welches in meine Hände kam. Die Uebersetzung von Textor erschien allmählich, von 1818 bis 1827, man hatte also Zeit, sich hindurch zu arbeiten. Ich habe dieses Werk immer sehr hoch geschätzt, es vertritt viele praktische Grundsätze, welche sich noch jetzt bewährt zeigen und enthält in jedem Capitel die wichtigsten Nachrichten zur Geschichte der Chirurgie. Boyer läßt die verdienten Männer einer früheren Zeit gehörig zu Worte kommen und fertigt sie nicht dutzendweise mit Citaten ab, welche oft kaum einen Funken von Wahrheit mehr enthalten. Ich glaube, daß die Art, wie Richter und Boyer ihre Chirurgie schrieben, zugleich die beste Methode enthält, die Geschichte der Chirurgie zu lehren. Man muß die Leute selber reden lassen und sie nicht mit einer Phrase abfertigen, oder gar ihre Ideen entstellt wiedergeben, wie dies jetzt so häufig geschieht. Ich habe von Boyer ohne Zweifel mehr angenommen, als mir selbst deutlich bewußt ist. Für zwei Dinge bin ich ihm besonders dankbar. Aus seinem Buche lernte ich den Seitensteinschnitt machen, wie er mir die besten Resultate gegeben hat. Seine Methode, die krampfhafte Afterfissur zu heilen, bestärkte mich in der Ansicht von der antispasmodischen Wirkung der Myotomie und gab mir die Hoffnung, daß die Tenotomie der Augenmuskeln dem Schielen abhelfen werde. Boyer starb 1833, zwei Jahre vor Dupuytren, sechsundsiebzig

Jahre alt. Dupuytren wurde nur achtundfunfzig Jahre alt. Boyer lebte also achtzehn Jahre länger. Es scheint nicht gerade lebensgefährlich zu sein, elf Bände über Chirurgie zu schreiben, die Praxis ist wohl anstrengender als das Schriftstellern. Hätte Dupuytren sich damit abgegeben, so würde es ihn vielleicht ein paar Millionen gekostet haben, die er weniger verdient hätte, er würde aber vielleicht länger gelebt haben.

Boyer's Schwiegersohn Roux war ein kräftiger, äußerst determinirter Mann, dessen Gesichtsausdruck durch ein leichtes Schielen beeinträchtigt wurde. Seine operative Geschicklichkeit war sehr bedeutend. Er machte vortreffliche Hornhautschnitte, mit der linken Hand so gut wie mit der rechten. Er besaß auch das Talent, gute Operationsmethoden zu ersinnen, ohne ihn würde die von Gräfe erfundene, aber verkünstelte Staphyloraphie nie in die Praxis eingedrungen sein. Auch die Gelenkresectionen haben ihm Vieles zu danken, er ging darin Hand in Hand mit dem Uebersetzer seines Schwiegervaters. Die Freundschaft mit Textor führte Roux öfter zu den deutschen Naturforschervereinen, es wird ihn mancher deutsche Arzt gesehen und gehört haben, aber gewiß wenige haben ihn verstanden. Er sprach mit einer solchen Rapidität, daß es äußerst schwer war, ihm zu folgen. Von seinen klinischen Vorträgen war deshalb auch wenig die Rede, man ging in die Charité, um Roux operiren zu sehen.

Larrey.

Napoleon I. wußte sich die Gefährten seines Ruhmes, der den Völkern so theuer zu stehen kam, gut zu wählen, große Generäle, Staatsmänner und Gelehrte, er wollte selbst Goethe nach Paris ziehen. Es ist kaum einer unter ihnen, dessen Charakterbild der Nachwelt so rein erschiene, als das von Larrey. In den schlimmen Tagen auf St. Helena, wo

Napoleon sein wechselvolles Leben an sich vorüberziehen ließ, verweilt sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf Larrey. Er nennt ihn den tugendhaftesten Mann, den er gekannt habe, dem die Welt nie das vergelten könne, was er ihr geleistet habe. Sie hat ihm ein ehrenvolles Andenken gewidmet und wird es hoffentlich thun bis zu einer Zeit, wo man aufhören wird, Kriege zu führen. So lange dies geschieht, wird man Larrey's Rath nöthig haben. Eine Kriegserfahrung, wie die seinige, ist unerhört in der übrigen Geschichte und wird es hoffentlich bleiben. Kein Arzt wird wieder Gelegenheit haben, vierundzwanzig Feldzüge mitzumachen, nur wenige werden sich finden, die, wie Larrey, ihre Erlebnisse wissenschaftlich zu verwerthen wissen, in Schriften und klinischen Vorträgen, die er selbst in Feindesland nicht aufgab. Er ließ die Erfahrung auf sich wirken und hielt mit großer Energie an den Grundsätzen fest, welche sie ihn gelehrt hatte. Die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters machte es ihm unmöglich, auf Neuerungen zu sinnen, welche keinen andern Zweck haben, als von sich reden zu machen. Die von ihm ersonnenen Operationstypen sind so einfach und zweckmäßig, daß man nie ganz aufhören wird, sich ihrer zu bedienen. Er war vor allen Dingen ein Vorkämpfer der Rechte Aller, welche durch Krieg und Schlachtfeld an den Rand des Grabes gebracht werden. Er wollte auch diejenigen retten, bei denen dies nur durch große Operationen möglich ist, denn er wußte recht gut, daß wenn es gelingt, auch für die anderen um so besser gesorgt wird. Die Zahl der am Leben bleibenden Oberschenkel-Amputirten ist der Höhenmesser der Humanität in der Kriegschirurgie. Man mache sich doch keine Illusionen darüber, diesen Maßstab je verläugnen zu können. Es giebt jetzt Leute, die sich und andern gern einreden möchten, die Todesfälle nach Oberschenkel-Amputationen erfolgten nach ewigen Naturgesetzen, gegen die

der Mensch nichts ausrichten könne. Dummheit und Trägheit sind keine Naturgesetze, sie werden es auch dann nicht, wenn sie an einflußreicher Stelle vertreten sind. Man braucht nur, wie Larrey, die Verwundeten schon auf dem Schlachtfelde aufzusuchen und in den ersten Stunden nach der Verletzung zu operiren, dann kommen die Gesetze zur Geltung, bei denen das Leben fortbesteht. Dieser Lehrsatz, früh zu amputiren, war die große Errungenschaft von vierundzwanzig Feldzügen; ihm zu Ehren schuf Larrey seine Ambulanzen, ein Geschwader leichter Fahrzeuge, welche die eben Gefallenen vom Schlachtfelde holten. Zu Larrey's Zeiten hatten es die Heerführer begriffen, daß nicht die Lust am Schneiden die Aerzte antrieb, ihr eigenes Leben auf den Schlachtfeldern daran zu setzen, um die großen Operationen schnell auszuführen, obgleich sie damit nur Invalide zu erhalten vermögen. Sobald man den Grundsatz der primären Operationen aufgiebt, hat man der Militairchirurgie die Spitze abgebrochen. Wenn diese die am schwersten Verletzten, aber Heilbaren aufopfert, wird ihre Humanität fraglich; von Aerzten wenigstens sollte dies nie geschehen.

Im Jahre 1828 war der sechszigjährige Larrey schon eine Ruine, aber eine unzerstörbare, wie der Obelisk von Luxor, den man wieder aufrichtet, wenn auch der Sand der Wüste Tausende von Jahren darüber hingelagert war. Er ist der Vertreter eines ewigen Gedankens. Ich konnte den ehrwürdigen Mann nie ohne Gemüthsbewegung sehen und ging oft nach dem Val de Grace, wo er noch Klinik hielt.

Er war von kleiner, gedrungener Statur, mit ernsten, aber milden, dunkeln Augen unter einer mächtigen Stirn. Sein Colorit trug die Spuren der atmosphärischen Einflüsse, denen er sein Haupt unter den verschiedensten Himmelsgegenden preisgegeben hatte. Es wurde malerisch gehoben durch das lange schwarze Haar, welches über seinen Nacken fiel.

Große Operationen habe ich nicht mehr von ihm gesehen, was er am Krankenbette that, war einfach und zweckmäßig. Ich sah ihn eigenhändig seinen inamoviblen Verband bei einer Fractur des Unterschenkels anlegen. Er bestand aus zahlreichen Scultet'schen Streifen, welche durch eine Mischung von Eiweiß und Kampherspiritus klebend gemacht wurden. Keiner der damaligen Pariser Chirurgen machte davon Gebrauch, aber er gab doch den Anstoß zu den Schaalenverbänden, welche jetzt in der Chirurgie eine so große Rolle spielen. Seine klinischen Vorträge hielt er am Krankenbette selbst; sie waren nicht frei von seniler Redseligkeit. Die Stelle, wo er schon damals in der Klinik sterblich erschien, war seine zu große Vorliebe für die Moxen, deren er sich bediente, wie man jetzt etwa die Jodtinctur gebraucht, und nicht in kleiner Zahl, plusieurs séries de moxas chinois. Als Arzt am Hôtel des Invalides quälte er die alten Soldaten mit seinen Moxen; man wußte ihn 1836 mit guter Manier von dieser Stelle zu entfernen. Er starb 1842 in Lyon, auf der Rückreise von einer nach Algerien unternommenen Inspectionsreise. Nach Napoleons Falle hatten ihn Ludwig XVIII., Carl X. und Louis Philipp dem Dienste zu erhalten gesucht. Es wäre besser für Larrey gewesen, wenn sie ihn in Frieden hätten ziehen lassen. In dieser Hinsicht ist Larrey's Beispiel tröstlich für Diejenigen, welche durch die Gewalt der Umstände aus ihrer Carriere gerissen werden, ehe sie durch Altersschwäche ihren Zeitgenossen beschwerlich werden. Larrey's Biographie ist in Frankreich zu einem Volksbuche geworden. Sein würdiger Sohn hat dafür gesorgt, daß der Name Larrey auch jetzt noch in der französischen Armee hoch geehrt wird. Es hat mich beglückt, daß dieser Sohn es war, der mich der Pariser Akademie der Medicin zum Mitgliede vorschlug, und zwar auf eine Art, die mich noch mehr freute, als die Wahl der Akademie. Im

Winter 1851/52 war Esmarch in Paris und hatte Gelegenheit, die Opfer des Staatsstreichs vom 2. December zu sehen. Er schrieb mir damals, daß der jüngere Larrey der einzige Pariser Chirurg sei, welcher die Schußwunden nach unseren Begriffen gut behandle. Ich fand dies sehr erklärlich, wir hatten alle drei an derselben Quelle geschöpft, in den Lehren des Vaters. Seit 1852 stand ich mit Hippolyte Larrey in Correspondenz. Er ließ sich meine 1855 erschienenen Maximen der Kriegsheilkunst zum Privatgebrauche ins Französische übersetzen und schickte mir das sehr gelungene Manuscript zur Revision.

Ich habe den jüngeren Larrey leider nie gesehen. Am 2. März 1871 war dazu Aussicht vorhanden, aber ein Cordon an der Rue de Rivoli und am Quai d'Orsay von nicht sehr freundlichen Gesichtern vereitelte die verabredete Zusammenkunft. Um die Gefühle der großen Nation zu schonen, hatten die siegreichen Deutschen ihre Visiten in Paris nicht über den Eintrachtsplatz ausgedehnt. An den Barrieren, welche den von Rothhosen besetzten Cordon bezeichneten, glotzten sich Deutsche und Franzosen gegenseitig an, und zwar so in der Nähe, daß ihre Nasenspitzen sich fast berührten. Sie sprachen kein Wort mit einander, hätten sich auch wohl nicht verstanden, und jede Nation behielt die unaussprechlichen Sottisen für sich, welche in ihren Blicken zu lesen waren. Ich stand dann an der Balustrade des Quai und sah die Seine aufwärts bis zur Notre-Dame-Kirche, die Gegend, wo ich 1828 gewohnt, die Brücken, welche ich damals so oft überschritten hatte. Im Jahre 1828 sah der Eintrachtsplatz noch sehr wüst aus; nicht minder auch 1833, wo Salvandy ihn beschrieb (Paris, ou le livre des cent et un, vol. VI) und seine schreckliche Geschichte den Franzosen ins Gedächtniß zurückrief. Dort fiel 1793 das Haupt König Ludwigs XVI., und die edelsten Männer und

Frauen Frankreichs theilten sein Schicksal. Der Platz hieß früher Place Louis XV., von einer Reiterstatue dieses Königs; zu Salvandy's Zeit war der Name Place de la Concorde schon in der Luft, aber er verwirft ihn, als eine Verhöhnung seiner Geschichte. Jetzt ist er reich geschmückt durch den Obelisken von Luxor und Monumente, welche die ersten Städte Frankreichs bedeuten und die Vergangenheit verhüllen sollen!

Als ich 1871 von der Place de la Concorde nach Versailles zurückfuhr, begegnete mir der Kronprinz des deutschen Reiches, Friedrich Wilhelm, in einem offenen zweispännigen Wagen, mit einem einzigen Begleiter, im Bois de Boulogne. Ich war in Frankreich seinen Fahnen gefolgt und sah ihn hier zum letzten Male auf französischem Boden. Er grüßte mich freundlich und sah sehr heiter aus. Seine Augen leuchteten wie die Frühlingssonne, welche die noch unbelaubten Bäume beschien; sie werden ihrer sympathischen Wärme nicht lange widerstehen und sich von neuem schmücken. Für mich war es wohl das letzte Mal gewesen, daß ich Paris betreten hatte in der Absicht, Hippolyte Larrey zu besuchen. Der jugendlich kräftige Kronprinz wird die Zeit erleben, wo Franzosen und Deutsche in Paris nicht mehr durch Barrieren getrennt sind, auch nicht durch die geheimen des Hasses und der Rachsucht, wo Frankreich es Deutschland danken wird, daß dieses, durch die unwiderstehliche Kraft der Einigkeit, den Napoleoniden ein schmähliches Ende bereitet hat. Wie Liebig es so schön gesagt hat, die Wissenschaft muß die ersten Anknüpfungspunkte darbieten. Sie ist unparteiisch und lehrt die Völker, daß sie auf einander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen müssen; daß die Provinzen, welche sie gemeinschaftlich im Gebiete der Kunst und Wissenschaft erringen, mehr werth sind, als Städte und Länder, welche ein dämonischer Eroberer den Nachbarn entrissen hat. Elsaß und Lothringen mußten wieder verloren

gehen, das waren Errungenschaften, auf welche Frankreich nicht Ursache hatte, stolz zu sein. Ihr Verlust war ein beständiger Stachel für Deutschland, sich zu einigen, um die Kraft zu gewinnen, sie zurückzunehmen. Ich träumte schon davon, als ich 1824 zum ersten Male das Straßburger Münster sah, und mein Traum ist in Erfüllung gegangen. Ich habe der deutschen Einigkeit Opfer bringen müssen, aber ich beklage sie nicht, und könnte höchstens bedauern, daß sie nicht größer waren.

Blandin.

Da ich lange nicht an der Leiche operirt hatte, so nahm ich in Paris einen Operationscurs bei Blandin, welcher damals zu diesem Zwecke in der Mode war. Ich kann nicht sagen, daß er mir gefiel, er war von einer Trockenheit, welche bei Franzosen ungewöhnlich ist. Die Methoden, welche er zeigte, waren meistens die von Lisfranc, welche ich nicht liebte und fast gar nicht angewendet habe. Ich sah Blandin immer mit einem gewissen Mitleid an. Seine Magerkeit und Blässe, seine glanzlosen Augen erzählten von Anstrengungen, denen er eigentlich nicht gewachsen war. Er ist nicht alt geworden, aber hat sich, ohne großes Talent, doch einen succès d'estime errungen. Sein Werk, Traité d'anatomie topographique, hat öftere Auflagen erlebt; es gefiel mir auch besser, als das ähnliche Buch seines geistreicheren Collegen Malgaigne, Traité d'anatomie chirurgicale, welches viel zu weitläufig und anspruchsvoll auftritt.

In der Lehre von den Schußwunden wird Blandin's Namen fortleben, weil er 1830 zuerst den Irrthum aufklärte, als sei die Ausgangsöffnung immer größer, als die Eingangsöffnung.

Civiale und Heurteloup.

Ich hatte das Glück, beide Männer kennen zu lernen und operiren zu sehen, und verdanke ihren Demonstrationen mehr als Allem, was ich später über Steinzertrümmerung gelesen habe. Civiale operirte noch mit seinem geraden, dreiarmigen Instrumente, Heurteloup aber schon mit dem von ihm erfundenen Percuteur, welcher allein im Stande war, die Operation populär zu machen. Civiale, damals sechsunddreißig Jahre alt, war ein Mann von mittlerer Größe, mit einem äußerst pfiffigen Gesichte. Er sah mehr wie ein Industrieller, als wie ein großer Arzt aus. Heurteloup, fast in demselben Alter, ein geborener Baron, war ein großer schöner Mann mit ganz aristokratischen Manieren. Ich war öfter allein bei ihm und kann nicht genug die Güte rühmen, mit welcher er sich bemühte, mich mit seinen Erfindungen bekannt zu machen. Er zeigte mir auch damals schon ein von ihm erfundenes Percussions-Gewehr, welches theilweise dazu gedient hat, ihn der ärztlichen Carriere abwendig zu machen. Ich bedauerte dies im Interesse der Chirurgie, für die er durch seinen Percuteur die entschiedenste Begabung gezeigt hatte.

Biett und Alibert.

Außer Dupuytren's Klinik war mir keine so nützlich, als die von Biett im Hospital St. Louis; es giebt wohl keine chronische Hautkrankheit, welche ich dort nicht während meines kurzen Pariser Aufenthaltes gesehen hätte. Biett verstand es, jedesmal eine Reihe von interessanten Fällen vorzuführen, und erläuterte dieselben durch sehr anziehende Vorträge. Ich sah bei ihm den von Froriep in seinen chirurgischen Kupfertafeln abgebildeten seltenen Fall von Leontiasis, der Elephantiasis des Gesichts. Biett's Lehren wurden bald nachher durch das

Werk von Cazenave und Schedel über Hautkrankheiten in weiten Kreisen, namentlich auch in Deutschland, bekannt.

Alibert, der ältere, sehr bekannte Dermatopatholog, hielt keine Klinik mehr. Ich lernte ihn zufällig in einer Gesellschaft kennen, und fand ihn ganz so eitel aussehend, wie seine Schriften es erwarten ließen. Er sah mit einer schwarzen Perrücke, aber einem ganz verwitterten Gesichte aus wie ein sehr verbrauchter Schauspieler, ganz das Gegentheil des soliden Biett. Alibert erzählte mir, daß er seine Klinik im Hospital St. Louis nach Art der griechischen Philosophen unter den Bäumen vor dem Hospitale gehalten habe. Das klang recht luftig, mag aber doch wohl nicht sehr zweckmäßig gewesen sein, weil die Aufmerksamkeit dabei zu leicht abgelenkt wurde. Jeder Regentropfen, die leichtfertigen Sperlinge konnten sie jeden Augenblick stören. Zu Ehren seiner persönlichen Bekanntschaft kaufte ich mir seine, damals in zweiter Auflage erschienene Physiologie des passions, eine Psychologie für das Boudoir in zwei dicken Bänden.

Broussais.

In demselben Hospitale wie Larrey, dem Val de Grace, lehrte auch Broussais als Kliniker für die inneren Krankheiten. Man nannte ihn den Schöpfer der physiologischen Schule, oder passender des Broussais'schen Systems, denn mit der Physiologie hatte seine Heilkunst nicht viel zu schaffen, höchstens mit der Physiologie des passions, Cap. IV: von der Eitelkeit. Broussais war der Erfinder einer Darmscheere, mit deren Hülfe man den ganzen Darmtractus leicht aufschlitzen kann, so daß die Darmschleimhaut zu Tage liegt. Mit Hülfe dieser Scheere fand er, daß fast in allen fieberhaften Krankheiten Veränderungen der Darmschleimhaut auftreten, welche er für entzündliche hielt. Da diese Erkrankung der Darm=

schleimhaut im Abdominaltyphus eine große Rolle spielt, so nahm er an, daß dies auch in andern Krankheiten der Fall sei. Er sah deshalb überall Gastroenteritis und hielt Blutegel auf den Bauch gesetzt für ein Universalmittel. Ein mäßiger Gebrauch derselben an dieser Stelle würde keinen Anstoß gegeben haben, aber da er die von ihm für entzündlich gehaltenen Krankheiten coupiren wollte, so trieb er einen entsetzlichen Mißbrauch mit Blutegeln, funfzig, hundert, hundertundfunfzig waren bei ihm nichts Ungewöhnliches. Er sagte vom Typhus: es steht nicht im Buche des Schicksals geschrieben, daß diese Krankheit sieben, vierzehn, einundzwanzig Tage dauern soll, wir können sie coupiren! Sein Vampyrismus hatte natürlich keine guten Folgen, obgleich seine Patienten, die Soldaten der Garde, meistens kräftige Leute waren. Um seine Mortalitätsstatistik günstiger erscheinen zu lassen, nahm er es mit der Diagnose Typhus nicht sehr genau. Dies ist ungefähr was die Franzosen corriger la fortune nennen, ein nicht sehr ehrenvolles Metier! Cruveilhier beklagte sich schon vor vierzig Jahren über diesen Mißbrauch der Statistik, welchen die Broussais'sche Schule trieb. Die ganze Statistik wurde ihm dadurch verdächtig (vid. Cruveilhier, Anatomie pathologique. Livraison VII) aber sehr mit Unrecht, man kann in Zahlen lügen, aber auch ohne Zahlen; man that es damals und thut es jetzt, wenn man den Typhus coupiren will, z. B. durch Wärmeentziehung. Im Jahre 1828 war Broussais' Ansehen schon sehr im Sinken, nicht blos Cruveilhier, auch Andral bekämpfte ihn, obgleich er ihn noch einen großen Arzt nennt. Der deutsche Uebersetzer von Andral's pathologischer Anatomie, mein Freund und Opponent Dr. Ferdinand Becker, führte gegen Broussais an, daß der ansteckende Typhus in Schottland meistens ganz ohne Darmaffection verlaufe, diese könne also nicht Ursache des typhösen Fiebers sein, Aehnliches erfuhr

man später aus Irland. Professor Louis bewies durch genau geführte Krankengeschichten, daß die Dauer des Typhus nicht wesentlich durch die Behandlung beeinflußt wird. Einheimische und fremde Aerzte spotteten und lachten über Broussais' Extravaganzen. Ich konnte nicht dabei lachen. Es war mir betrübt, daß in einer Stadt mit so vielen geschickteren Aerzten ein Broussais die königliche Garde deciminiren dürfe und daß man auch durch Unsinn berühmt werden könne. Ich dachte nicht daran, daß es einen Ruhm giebt, der Andern verderblich wird und einen besseren, der Andern Nutzen schafft, daß selbst der Unsinn imponirt wenn Methode darin ist. La méthode, sagt Alibert (Physiologie des passions, vol. I. pag. VIII) est le rameau d'or qui nous conduit dans les profondeurs incommensurables de la pensée, on peut la comparer à ces talismans, que les poëtes donnent aux héros, pour les retirer des embarras les plus périlleux.

Broussais ließ seine Gastroenteritis durch die ganze Krankheitslehre tanzen, wie der alte Shandy seinen weißen Bären, der ihm unter Anwendung von Hülfszeitwörtern die Nordwestpassage in die intellectuelle Welt zeigen sollte. An prächtigen Ausdrücken fehlte es ihm eben so wenig wie Alibert.

Laennec liebte den pomphaften Stil nicht, er schrieb die Vorrede zu seinem unsterblichen Werke in lateinischer Sprache, um seine Zeitgenossen nicht zu kränken, durch Weglassung der obligaten Trompetenstöße (Flourish, wie es in englischen Theaterstücken heißt, wenn ein König oder Held erscheint).

Man hat Broussais welcher 1838 im Alter von sechsundsechszig Jahren gestorben ist, 1841 im Hofe des Val de Grace eine Statue errichtet, hoffentlich ist sie ähnlich und stellt den Ideologen so dar, wie ich ihn 1828 gekannt habe; mit dem stolzen Nacken, der umwölkten Stirne, der eigensinnigen krummen Nase, den tiefliegenden Augen, mit dem ewig offenen

Munde der von Weisheit überströmte. Jetzt, wo man nicht mehr für Broussais schwärmt, wird man ermessen können, ob sein Bild dem berechtigten Stolze eines großen Mannes ähnlich sieht, oder einem eitlen Thoren? La vanité, sagt Alibert, est l'orgueil des faibles. Il est peu d'âmes, faites pour s'élever jusqu'à l'orgueil, presque toutes croupissent dans la vanité.

Broussais' Statue gegenüber steht in demselben Hofe auch Larrey's Bild.

Chomel, Recamier und Louis.

Von den Kliniken für innere Heilkunst besuchte ich am häufigsten die von Chomel in der Charité, außerdem die von Recamier im Hotel Dieu und von Louis in der Pitié. Sie machten alle drei auf mich einen günstigen Eindruck, durch genaue Diagnosen, eine milde Therapie und sorgfältige Leichenöffnungen. Recamier war unter ihnen wohl der geistreichste, Louis der genaueste Beobachter und Chomel der am meisten methodische Professor. Bei Recamier sah ich den ersten Fall von Echinococcus-Sack der Leber, und er selbst lehrte mich, das eigenthümliche dem Lederknarren ähnliche Geräusch desselben hervorzubringen. Seine Zeitgenossen nannten Recamier's Diagnosen dieses Zustandes das Mirakel der Diagnostik. Für den, welcher sich geübt hat, Fluctuation zu fühlen und die verschiedenen Reibungsgeräusche kennt, liegt in diesen Diagnosen nichts Wunderbares mehr. Recamier lehrte die Echinococcus-Säcke der Leber zu zerstören, durch wiederholtes Auflegen von Aetzkali, bis Adhärenz eingetreten ist und der Sack sich geöffnet hat, eine Methode, welche noch jetzt nicht verlassen ist.

Gall.

Der berühmte deutsche Phrenologe hatte schon seit zwanzig Jahren größtentheils in Paris gelebt, wo er in gutem Ansehen stand. Er war schon siebzig Jahre alt und ist im August 1828 in Paris gestorben. Zur Zeit meines Besuches sah er noch sehr wohl aus und war sehr gesprächig. Seine großen blauen Augen sahen mir vollkommen ehrlich aus. Da ich durch einen Franzosen bei ihm eingeführt war, so wurde französisch gesprochen, und ich hatte Gelegenheit das schwäbische Französisch in der größten Vollkommenheit zu hören. Zwanzig Jahre lang hatte Gall den Verlockungen der Pariser Aussprache zu widerstehen vermocht. Ich sagte ihm, er möge sich doch auch einmal in England umsehen, wo es viele Kahlköpfe gebe und die Perrücken nur im Dienste getragen würden. Gall's persönliche Bekanntschaft veranlaßte mich später, den Versuch zu machen seine Phrenologie zu studiren, ich blieb aber bald darin stecken. Ich begnügte mich mit einiger Routine in der Physionomik und habe es oft zu meinem Schaden versäumt, darauf zu achten, was die Leute hinter den Ohren haben.

Koreff.

Von Berlin aus war ich an diesen deutschen Arzt empfohlen, welcher 1828 noch in gutem Ansehen stand. Er hatte bald nach den Befreiungskriegen in Berlin eine Rolle unter dem Fürsten Hardenberg gespielt, war dort unmöglich geworden und lebte als Pensionär in einer Art von ehrenvollen Verbannung in Paris. Er war ein in der haute volée sehr gesuchter Arzt und Gesellschafter. Ich begriff es nicht recht, wie dieser mir sehr unsympathische Mann, mit den ordinairen Gesichtszügen, der Pariser feinen Welt gefallen konnte. Er hat sich lange genug gehalten, schließlich aber doch

traurig geendet. Er hatte sich dem animalischen Magnetismus ergeben und behandelte als Magnetiseur die Tochter des Herzogs von Hamilton. Der Herzog hatte ihn vermuthlich durchschaut und behandelte ihn mit großer Kälte. Koreff hörte, daß die herzogliche Familie abreisen wolle und kam auf den Gedanken, dies zu verhindern durch eine gerichtliche Klage, welche für ihn und Dr. Wolowski ein Honorar von 400,000 Franken beanspruchte. Es kam dabei zum Vorschein, daß der Herzog 40,000 Franken bei seinem Banquier für die beiden Aerzte hinterlegt hatte und das Gericht erklärte diese Summe für vollkommen genügend. Seit dieser Geschichte war dem Publikum gegenüber seine Rolle ausgespielt. Da er seine preußische Pension verloren hatte, brachte ihn die Revolution von 1848 an den Bettelstab. Selbst nach seinem 1851 im achtundsechzigsten Lebensjahre erfolgten Tode hörte das Schicksal nicht auf, ihn zu verfolgen, denn 1871 noch wurde Ludmilla Assing seine Biographin. Sie hält ihn für einen der größten Aerzte seiner Zeit und theilt Briefe von ihm an Varnhagen mit, von denen der einzige verständig und eindringlich geschriebene, vom 11. September 1848, Varnhagen beschwört, ihm seine Pension wieder zu verschaffen.

Sein Schicksal möge Anderen zur Warnung dienen!

Familienleben in Paris,

vom 11. Mai bis zum 4. Juli 1828.

Meine Mutter hatte sich längst mit der Idee beschäftigt, ihren Töchtern die Welt zu zeigen, sobald dieselben herangewachsen sein würden. Dies war jetzt eingetreten, meine älteste Schwester war ein Jahr älter als ich, die zweite siebzehn, die dritte sechzehn Jahre alt. Eine kleine Erbschaft der Mutter, über welche sie frei disponiren konnte, bot die Mittel. So wurde die Reise nach Paris beschlossen, als ich dort mit meinem

Freunde Eduard weilte. Die Hannoveraner konnten diese Reise gar nicht begreifen und beruhigten sich nur mit dem Gerüchte, meine Mutter wollte bei Carl X. die verlorenen Güter ihrer Vorfahren reclamiren. Mein ältester Bruder August, der eben in Göttingen seine chemischen Studien beendigt hatte, wünschte sich anzuschließen und begleitete die Damen. Sie verließen Hannover am 20. April und kamen, über Frankfurt, Köln, mit einem Abstecher nach Rotterdam, wo eine sehr befreundete Familie zu besuchen war, über Brüssel am 11. Mai in Paris an.

Ich hatte für die vier Damen und mich eine hübsche Wohnung gefunden, Nr. 55 Quai des Augustins, au premier, am linken Seineufer, dem Pont-neuf gegenüber. Mein Bruder bezog mein früheres Quartier, Quai St. Michel, wo auch Eduard und Dr. Samson wohnten. Die centrale, freundliche Lage unserer Wohnung am Pont-neuf trug viel dazu bei, unser gemeinschaftliches Leben zu verschönern. Einige seit langer Zeit in Paris ansässige Deutsche waren uns behülflich, durch gute Quellenangaben ohne große Kosten von unserm Aufenhalte Nutzen zu ziehen. Meine Mutter engagirte eine liebenswürdige junge Französin, welche den Vormittag mit meinen Schwestern französische Studien trieb, während wir Herren in den Hospitälern beschäftigt waren. Da sie mit uns zu Mittag speiste, so war auch dann die Conversation nur französisch. In der Regel aßen wir zu Hause, nur ausnahmsweise in einem Restaurant. In der Woche wurden die Merkwürdigkeiten von Paris aufgesucht, an Sonntagen größere Excursionen gemacht. Wir waren einmal in Versailles, wo am 18. Mai zum ersten Male im Jahre die Wasser sprangen, zweimal in Montmorency, dann in St. Cloud, in Malmaison, Marly und St. Germain, in Sceaux, in St. Denis und Enghien. Eine Sonntags-Excursion am 9. Juni fiel aus, weil wir die Frohnleichnamsprocession sehen mußten, an welcher

auch die königliche Familie theilnahm. Wir hatten es sehr bequem, da unseren Fenstern gegenüber ein Altar am Pont-neuf errichtet war, der die Procession zum Stehen brachte. Vor diesem Altare machten die zahlreichen Chorknaben förmlich militairische Evolutionen, die von einer Klapper geleitet wurden, welche sich in Gestalt eines Buches in den Händen eines Priesters befand. Nach diesen Vorbereitungen, welche die kirchliche Disciplin anschaulich machten, schwieg die Klapper und wir sahen den König, die Herzoginnen von Angoulême und von Berry ihre kurze Andacht vor dem improvisirten Altare verrichten. Der einundsiebzigjährige Carl X. sah von weitem noch am besten aus, seine Erscheinung erinnerte allerdings an die Giraffe, mit welcher die malitiösen Pariser ihn in Verbindung gebracht hatten. Bei seiner Ankunft auf französischem Boden hatte er 1814 zu den sich herandrängenden Freunden gesagt: Que voulez Vous, il n'y a qu'un Français de plus! Als später die erste Giraffe nach Paris kam und großen Zulauf hatte, legte man dieser dieselben Worte bei, mit der kleinen Variation: Il n'y a qu'une bête de plus! Die verwittwete Herzogin von Berry, die Mutter Heinrich V., machte, ohne Grazie und Würde, einen widerwärtigen Eindruck. Wir waren alle der Ansicht, daß die Geistlichkeit Unrecht habe, diese Familie im Triumphe durch die Straßen von Paris zu führen und dabei Gott zum Zeugen anzurufen. Welch ein Unglück für Frankreich, ja für ganz Europa war es, daß ein so unfähiger König den Thron besteigen mußte! Bei solchen traurigen, aber unvermeidlichen Ereignissen giebt es nur ein bewährtes Mittel, das Volk muß selbst so tüchtig sein, daß es die schlimmen Zeiten überdauert und durch patriotische Wahlen für seine Bedürfnisse sorgt. Zu einer guten Verfassung gehört auch ein gutes Volk. So liegt denn in der Schule, im Familienleben der Kern für die Wohlfahrt des Ganzen. Nicht

der elementare Unterricht entscheidet, sondern der höhere, den wir den großen Dichtern, Künstlern und Gelehrten verdanken. Hätten die Franzosen solche Dichter wie Goethe und Schiller, solche Philosophen wie Kant gehabt, so würden sie jetzt nicht so unglücklich sein. Sie denken mit den Gedanken eines Voltaire oder Rousseau, von denen der eine die Pucelle, der andere seine Confessions schrieb. Im Jahre 1793 tödteten sie ihren guten König Ludwig XVI., trugen unter dem ersten Napoleon ihre räuberischen Waffen in aller Herren Länder, im Jahre 1830 vertrieben sie den unfähigen Carl X., im Jahre 1848 den wohlgesinnten und wohlbefähigten Ludwig Philipp. Im Jahre 1870 drängten sie den zweiten Napoleon zu einem Kriege, welcher ihr Vaterland verwüstete und ihrem Herrscher den Thron kostete. Es lebe und blühe der deutsche Idealismus, er schützte Deutschland vor allen den Greueln, welche Frankreich erleben mußte. Die Arbeiten unserer Dichter, unserer Musiker und bildenden Künstler haben uns die olympische Ruhe eingeflößt, welche nöthig war, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo der schlafende Kaiser Friedrich Barbarossa wiederaufwachen sollte.

In einer Stadt wie Paris, welche durch ihre Lage und monumentalen Gebäude so viele malerische Ansichten darbietet, ergiebt es sich von selbst, daß man gern die erhabenen Punkte aufsucht. Wir haben viel darin geleistet und theilweise mehrmals den Thurm von Notre-Dame, die Kuppel von St. Genevieve, die jetzt zerstörte Vendome-Säule, die Sternwarte, den Montmartre, den Kirchhof Pere la Chaise, Mont Calvaire bestiegen, um die Aussicht an schönen Sommerabenden zu genießen.

Die Gallerie des Louvre war unsere größte Freude, aus den neueren Bildern im Luxembourg machten wir uns nicht viel, noch weniger aus denen des Herzogs von Orleans im Palais-Royal. Ich würde der letzteren kaum erwähnen, wenn sie nicht bewiesen, daß Louis Philipp kein Kunstkenner war.

Dadurch erklärt es sich, daß sein patriotischer Gedanke, in Versailles ein National-Museum à toutes les gloires de la France zu errichten, so übel ausfiel und nur geeignet erscheint, den Nationalfehlern Nahrung zu geben, der Sucht zu glänzen und Eroberungen zu machen. Wenn die bildenden Künste veredelnd auf ein Volk wirken sollen, so müssen sie um ihrer selbst willen gepflegt werden und nur der Schönheit, nicht der Eitelkeit dienen. Dies spricht sich mit überraschender Deutlichkeit aus in den Bildern des berühmten Seemalers Gudin, die ich im Winter 1870/71 so oft in dem Versailler Schlosse sah. Er sollte die Großthaten der französischen Marine verherrlichen, die er in seinen Compositionen ganz en bagatelle behandelt, einzig und allein darauf bedacht, schöne Bilder zu liefern, die das Seeleben anziehend machen konnten. Wie großen Eindruck ein wirklich schönes Bild hervorzubringen im Stande ist, wissen auch die Franzosen. Ich erfuhr 1871 durch Zufall, daß sich in einem stets verschlossen gehaltenen Saale des Versailler Schlosses ein Bild von Horace Vernet befinde. Es stellte Louis Philipp mit seinen fünf Söhnen alle zu Pferde dar und war von imposanter Schönheit. Ich machte die Bemerkung, daß wenn dieses Bild jetzt wieder öffentlich gezeigt würde, das Schicksal Frankreichs davon abhängen könne. Man sagte mir von deutscher Seite, wir haben keinen Grund, den Orleans Gefälligkeiten zu erweisen. Ohne Zweifel ist auch jetzt das Bild gut versteckt, wie zur Zeit Louis Napoleons.

Im Jahre 1828 war das Innere des Versailler Schlosses eine trostlose Einöde, ohne Möbeln und fast ohne Bilder, der Park war vernachlässigt und schien mir 1870 viel grüner und anmuthiger, obgleich ich ihn erst im October sah.

Ich führte meine Schwestern nicht blos in Gallerien und Theater, sondern ließ sie auch die ernsthafteren Institute sehen, wie das Hotel des Invalides, die Blindenanstalt, das Taub-

stummeninstitut, das Findelhaus, die Gobelinsfabrik, die Porzellanfabrik von Sevres, den botanischen Garten mit seiner Menagerie. Nützliche und wohlthätige Anstalten tragen mehr dazu bei, das Andenken an eine große Stadt zu befestigen, als die Vergnügungen, welche mit weniger stabilen Eindrücken verbunden sind. In einem Theater gehören schon Künstler des ersten Ranges dazu, um einen bleibenden Eindruck zu machen, alles Andere verwischt sich. Damals stand im Schauspiel die funfzigjährige Mars allein als große Künstlerin. Wir sahen sie zweimal im Théâtre français, zuerst in Mariage d'argent und Valerie, dann in Mariage de Figaro. Viel amüsanter fanden wir das Théâtre de Madame, aber die schönsten Erinnerungen hinterließ uns die italienische Oper, wo wir die Malibran hörten, deren sublimste Rolle damals die Desdemona in Rossini's Othello war.

An Abenden, wo wir nicht anderweitig beschäftigt waren, blieb der Garten der Tuilerien eine nie versiegende Quelle der Unterhaltung durch die Schönheit des Orts und die stets wechselnde Gallerie einheimischer und fremder Gesichter. Von dort aus begleiteten uns oft jüngere deutsche Freunde zu Hause, um bei der Mama den Thee zu nehmen. Wir hatten ein Piano gemiethet und versetzten uns in Gedanken oft nach Deutschland, wenn Eduard uns Compositionen von Beethoven oder Weber spielte. Robert von Froriep gehörte öfter zu unseren Gefährten, auch bei größeren Excursionen. Dr. Samson wurde den Damen bald unentbehrlich, er war das treibende Element in unserm Kreise. Er wußte immer, was wir noch sehen mußten, oder zum zweiten Male sehen sollten. Meine Schwestern hatten ihm viel zu danken.

Die Zeit ging uns sehr schnell dahin. Meine Mutter hatte zwei Monate für Paris bestimmt, und diese waren hinreichend, ein unvergeßliches Bild zu hinterlassen.

Ich fühlte, wie schon in früheren Jahren um dieselbe Jahreszeit, das Bedürfniß, mich durch Ruhe und frische Luft etwas zu erholen. Meine Mutter war geneigt, mir nach Havre zu folgen, wenn ich es dort anmuthig genug fände. Ich reiste am 4. Juli von Paris nach Havre und konnte dort den Damen nicht rathen, mir zu folgen. So entschlossen sie sich, auf der Stelle in die Schweiz voraufzureisen und uns Herren am Genfer See in Vevey zu erwarten. Sie verließen Paris am 8. Juli und kamen über Dijon am 12. Juli in Vevey an. Diese rasche Abreise von Paris ohne männliche Begleitung war einer von den genialen Coups, deren meine Mutter zuweilen fähig war. Die Damen fanden es doch nicht angenehm, allein für sich sorgen zu müssen, und ich bedauerte es sehr, daß mir nicht Zeit gegönnt war, meinen Aufenthalt in Havre abzubrechen, um sie nach der Schweiz zu begleiten. Ich mußte das fait accompli gut heißen, besonders da meine Mutter die gute Absicht gehabt hatte, mich in meiner Badecur nicht zu stören. Sie war aber doch nur von kurzer Dauer.

Schweizerreise,
von Paris nach Hannover.

Als ich nach einem vierzehntägigen Aufenthalte an der Seeküste nach Paris zurückkehrte, fand ich die Luft dort so drückend, daß ich mich nicht entschließen konnte zu warten, bis mein Bruder und Eduard bereit waren, mir in die Schweiz zu folgen. So reiste ich schon am folgenden Tage ab. Ich hatte immer den Wunsch gehegt, daß eine Schweizerreise meine Wanderjahre beschließen, daß ich mit ihren erhabenen Eindrücken in das praktische Leben treten möge. So sollte es denn geschehen und hatte auch die gute Folge, daß die Erinnerungen dieser Reise mir sehr treu geblieben sind, obgleich es mir nicht beschieden war, sie wieder aufzufrischen. Ich lasse hier meine

Reiseroute folgen, welche, aus gemeinschaftlichen Berathungen entstanden, nicht übel ausgefallen zu sein scheint, da sie, mit Ausnahme von Bern, zu den interessantesten Punkten führte:

am 20. Juli von Paris nach Lyon,
„ 21. „ in Lyon,
„ 22. „ von Lyon nach Genf,
„ 23. „ in Genf,
„ 24. „ von Genf nach Vevey,
vom 24. Juli bis zum 19. August in Clarens bei Vevey,
am 19. August nach Lausanne,
„ 20. „ von Lausanne nach Genf,
„ 21. „ von Genf nach dem Chamonnythal,
„ 22. „ im Chamonnythal,
„ 23. „ von dort nach Martigny,
„ 24. „ von Martigny nach Sieders,
„ 25. „ von Sieders nach Bad Leuk,
„ 26. „ von Leuk nach Frutigen,
„ 27. „ von Frutigen nach Interlaken,
„ 28. „ in Interlaken,
„ 29. „ in Interlaken,
„ 30. „ von Interlaken nach Grindelwald,
„ 31. „ von Grindelwald nach Meyringen,
„ 1. September in Meyringen,
„ 2. „ in Meyringen,
„ 3. „ von Meyringen nach Luzern,
„ 4. „ von Luzern nach Küßnacht und Weggis,
„ 5. „ von Weggis nach Brunnen,
„ 6. „ von Brunnen auf den Rigi,
„ 7. „ vom Rigi über Weggis nach Altorf,
„ 8. „ von Altorf nach Andermatt,
„ 9. „ von Andermatt nach Bellinzona,
„ 10. „ von Bellinzona nach Isola bella,

am 11. September von Isola bella nach Magadino,
„ 12. „ von Magadino nach Hinterrhein,
„ 13. „ von Hinterrhein nach Chur,
„ 14. „ von Chur nach Pfäffers,
„ 15. „ von Pfäffers nach Ragaz,
„ 16. „ von Ragaz nach Zürich,
„ 17. „ in Zürich,
„ 18. „ von Zürich nach Schaffhausen,
„ 19. „ von Schaffhausen nach Freiburg im Breisgau,
„ 20. „ von Freiburg nach Lahr,
„ 8. October Ankunft in Hannover.

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, macht für den, welcher eben von Paris kommt, nicht den vortheilhaftesten Eindruck, man vermißt die monumentalen Gebäude, welche jeder Stadt ihren Reiz verleihen müssen. Ich hielt mich dort nur auf, um das große Krankenhaus, Hôtel Dieu, zu sehen, dessen Bauart darauf berechnet ist, den katholischen Cultus der Heilkunst dienstbar zu machen. Neben der in der Mitte befindlichen Kirche liegen in mehreren Stockwerken riesige Säle, welche durch Fenster mit dem Innern der Kirche in Verbindung stehen, so daß die darin liegenden Kranken von den Düften des Weihrauchs umspielt werden. Man ist jetzt wohl darüber einig, daß reine Luft für Kranke besser sei, als Weihrauch, aber diese Bauart eines Hospitals ist noch immer das Ideal frommer Seelen, und ich kenne sogar ein protestantisches Krankenhaus, in welchem der Arzt gezwungen wurde, seine Stelle aufzugeben, weil er sich dem Durchbruche des Christenthums durch die ruhigen Wände der Krankensäle widersetzte. Säle von hundert Betten, wie das Hôtel Dieu sie besaß, sind eine sehr ungemüthliche Einrichtung, weniger berechnet für Menschen, als für Engel, welche gar keine Bedürfnisse haben, weder das der Er-

nährung, noch das der Ausleerung. Die ewige Unruhe, welche darin herrscht, hat einen zweiten Fehler im Gefolge, die Betten müssen Vorhänge haben, damit der Kranke sich nothdürftig isoliren kann. Vorhänge sammeln aber Staub und stören die Lufterneuerung.

Am besten gefiel mir in dem grauen Lyon der reichliche Wasserzufluß. Rhone und Saone, die mit raschem Strome die Stadt durchziehen, vereinigen sich unterhalb derselben. Ihre vielen Brücken könnten sehr malerisch wirken, aber eine Fabrikstadt hat andere Aufgaben als die, Prospecte zu schaffen.

Auf dem Wege von Lyon nach Genf sah ich zum ersten Male die Alpen, von der Morgensonne prachtvoll beleuchtet. Ich hatte meinen Platz wieder auf dem Imperial der Diligence, welcher mir dort gute Dienste leistete.

Das kleine Genf gefiel mir besser, als das große Lyon. Ich besuchte dort den Dr. Mounoir, dessen Arbeiten über künstliche Pupillenbildung und die serösen Kysten des Halses mir bekannt waren. Er nahm mich sehr freundlich auf, ich hatte eine lange Unterredung mit ihm in einem reizenden Gartensalon, welcher die Aussicht auf den Genfer See besaß. Seine Bekanntschaft ist mir von bleibendem Nutzen gewesen. Er war einer der ersten, welche sich mit der therapeutischen Wirkung des Jodes beschäftigte und flößte mir ein Interesse dafür ein, welches bis auf den heutigen Tag nicht erkaltet ist, dem ich viele glückliche Curen verdanke. Ich zog es vor, die Reise nach Vevey nicht auf dem Dampfschiffe zu machen, weil ich bemerkt hatte, daß der sich stets gleich bleibende Vordergrund der Schönheit einer Landschaft nicht so förderlich ist, wie der stets wechselnde im Wagen oder zu Fuße. Ich sah Ferney, wo Voltaire die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens zubrachte und sich tröstete über den schlechten Erfolg seiner Berliner Expedition, auf welcher er den Versuch machte, mit Friedrich dem

Großen Kirschen zu essen. Die Luft war gewiß besser in Ferney. Er erwies dort dem lieben Gott die Ehre, eine Kirche zu bauen mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire. Wenn die großen Geister so eitel sind, was soll man von den kleinen sagen, die sie am Gängelbande führen. Voltaire galt für den klügsten Mann seiner Zeit, für den personificirten gesunden Menschenverstand. Ich hatte seit meiner Kindheit Interesse für ihn, weil mein Vater in seinem Zimmer einen schönen Kupferstich hängen hatte, die Familie Calas im Gefängnisse darstellend. Voltaire's schönste That im Leben war die Vertheidigung dieser unglücklichen Verfolgten. Ich habe doch nicht viel von ihm gelesen und mich damit getröstet, daß unsere Väter es gethan. Ich hatte mich auf der Schule durch die Histoire de Charles XII. und die Henrade arbeiten müssen. Solchen Autoren geht man erst etwas aus dem Wege. Später erfuhr ich, daß Voltaire auch amüsantere Bücher geschrieben habe, den Candide und die Pucelle, die ich sehr schmutzig fand. Dann versuchte ich es noch mit seiner Zaire, die mir als Verehrer des Shakespeare natürlich nicht gefiel. So war ich mit ihm fertig und hatte von seiner die Welt bewegenden Ideen nichts erfahren. Als ich das Schwabenalter hinter mir hatte und noch immer keinen Ueberfluß an Klugheit bei mir bemerkte, dachte ich, Voltaire könne mir vielleicht helfen. Ich wollte mir seine Werke anschaffen, bekam aber einen Schrecken, als ich erfuhr, daß sie in zweiundsiebzig dicken Bänden beständen.

Nicht weit von Ferney liegt Coppet, wo Necker und seine berühmte Tochter, Frau von Staël-Holstein, wohnten und begraben sind. Von den Schriften dieser Frau habe ich nur angenehme Erinnerungen, ihre Corinne hatte mir sehr gefallen und aus ihrem Werke über Deutschland hatte ich eigentlich erst erfahren, welche vortreffliche Leute wir sind. Die Deutschen selbst haben untereinander so viel gegen sich einzuwenden, daß man

an ihrer Vortrefflichkeit immer wieder zweifelhaft wird und geneigt ist, sie für neidisch und unverträglich zu halten, wie sie schon zu Tacitus Zeiten waren. Aber sie werden sich schon bessern, wenn das Leben Deutschlands wie ein majestätischer Strom durch die Geschichte zieht, auf den jeder Deutsche mit Stolz blickt.

Es war ein trüber Tag; der Montblanc hatte sich ganz verhüllt. Erst als ich nach Vevey kam, hatte es sich aufgehellt; von dem großen, am Wasser gelegenen Marktplatze der Stadt hatte ich einen herrlichen Blick in die Schönheit der Gegend, welche Jean Jacques Rousseau in seiner „Nouvelle Heloise“ verherrlicht hat. Für Naturschönheit hatte dieser berühmte Mann offenbar einen feinen Sinn. In den Umgebungen von Paris hatte es uns nirgends so gut gefallen, als in Montmorency, wo er gelebt und zahlreiche Erinnerungen hinterlassen hat. Diese hatten mich dazu verleitet, in Paris seine „Confessions“ zu lesen; sie verleideten mir den ganzen Rousseau. Man soll freilich nicht den Schriftsteller mit dem Menschen im gewöhnlichen Leben verwechseln. Am Schreibtische blühen die Blumen seines unsterblichen Geistes; im Alltagsleben ist er oft schwach, wie andere, minder begabte Sterbliche. Aber es hat Alles seine Grenze! Die „Confessions“ brachten mir eine Art von Seekrankheit hervor, der, wie Byron sehr schön in seinem „Don Juan“ geschildert hat, auch die feurigste Zuneigung weichen muß. Ich bin Thomas Moore sehr dankbar dafür, daß er Lord Byron's Memoiren gesäubert hat, ehe er sie herausgab. Er ist dafür gescholten worden, aber den Verehrern des großen Dichters hat er gewiß einen wesentlichen Dienst geleistet. Ein von Rousseau's Hand beschriebenes Notenblatt in Montmorency gab mir die Idee, ich würde mich vielleicht mit ihm aussöhnen, wenn ich seine Compositionen kennen lernte, aber ich fand nie die Gelegenheit dazu.

In Vevey hatte ich mich zu erkundigen, wo ich die Meinigen finden könne. Es lebte dort ein alter Freund meines Onkels, George Louis, aus der Zeit, wo er in Lausanne seine kaufmännischen Studien machte. Mit Hülfe der Familie Courlet hatte meine Mutter bald eine reizende ländliche Wohnung dicht über Clarens gefunden, eine halbe Stunde von Vevey entfernt. Madame Courlet, eine Cousine meiner Mutter, ließ sogleich ihren Esel satteln, um mich auf den rechten Weg zu bringen. Sie kehrte wieder um, als das Landhaus vor uns lag. Die Sonne war eben im Sinken, als ich die Mutter und die Schwestern wiedersah, wie die Seligen wandelnd unter den hohen Nußbäumen, welche das Landhaus umgaben. Es lag westlich vom Château de Chatelard, etwas tiefer als dieses, aber nur wenige hundert Schritte davon entfernt. Ueber das am Seeufer liegende Dorf Clarens hinweg sah man den Spiegel des Genfer Sees in weiter Ausbreitung, aber entfernt genug, um davon nicht geblendet zu werden.

Viele Fremde, selbst diejenigen, welche ihrer Gesundheit wegen reisen, suchen zu sehr die unmittelbare Nähe des Wassers, welche außer ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Augen größeren Temperatur- und Luftschwankungen unterworfen ist. Ich war ganz gerührt von der Schönheit des Ortes, und hatte das Gefühl, als ob dort auch die leisesten Wünsche meines Herzens befriedigt wären. Lord Byron nennt den Anblick dieses Theiles des Genfer Sees: beautiful as a dream, schön wie ein Traum. Wie ganz anders müssen Dichter träumen, als unser eines! Ich habe nie so schöne Träume gehabt und sie auch bei Anderen nicht vorausgesetzt. Ich schickte später manchen Schwachen oder Kranken nach Montreux oder Veytaux, welche in etwas mehr geschützter Lage dicht bei Clarens liegen. Ich habe immer Dank dafür geerntet, von keinem mehr als von einem theuren Anverwandten, dem ich

gerathen hatte, die wenigen ihm noch vergönnten Monate dort zu verleben. Meine Mutter und die Schwestern freuten sich, als ich mich in Clarens gleich dahin aussprach, daß wir von dort nicht allzubald aufbrechen dürften, da wir in der ganzen Schweiz vielleicht keinen so gesunden und anmuthigen Ort wieder treffen würden. Ich fand die Mutter sehr zu ihrem Vortheil verändert; die Ruhe und die gute Luft am Genfer See waren ihr besser bekommen, als der Pariser Aufenthalt.

Mein Bruder und Eduard kamen schon am 29. Juli; für uns Herren war Quartier in einer benachbarten Villa gefunden, unser gemeinschaftlicher Salon war ein großer Ausbau ohne Seitenwände im ersten Stock des Landhauses, in welchem die Damen wohnten. Zwei große Nußbäume, welche ihn beschatteten, ließen die Aussicht nach dem See offen. Mit Hülfe der im Hause befindlichen Dienstboten hatte meine Mutter ihre eigene Menage eingerichtet und bewirthete uns auf das beste. Unser Leben war so idyllisch wie möglich. Die junge Welt badete Morgens im See, dessen hohes Ufer eine Anzahl ganz geschützter Badeplätze von der größten Anmuth darbot. Auch für mich, der ich wirkliche Seebäder kannte, hatten die Bäder im Genfer See vielen Reiz. Die Klarheit des Wassers ist so groß, daß man bis zur Tiefe von mehr als dreißig Fuß jeden Stein und jede Pflanze erkennt. Die Farbe des Wassers ist bezaubernd. Meine zweite Schwester Caroline sagte davon: man hat hier zwei Himmel vor sich, von denen der untere schöner ist, als der obere. Das Ultramarin des Mittelländischen Meeres soll noch schöner sein, aber für mich giebt es kein schöneres Wasser, als das des Genfer Sees. In Genf selbst wurde ich gar nicht müde, die himmelblauen Wellen der Rhone anzustaunen, da, wo sie aus dem See hervorströmt und einen Theil der Stadt durchfließt.

Die nächsten Umgebungen von Clarens sind so anziehend, daß man sich gar nicht versucht fühlt, weite Ausflüge zu machen, und mehr aus Pflichtgefühl dazu schreitet, oder um seine Kräfte zu üben. Wir gingen öfter zu Fuß über Montreux nach Chillon und kehrten von dort im Boote zurück. Das malerische alte Schloß liegt nahe am Ufer auf einem den See nur wenig überragenden Felsen, zu dem eine Brücke führt. Man sieht dort den kellerartigen Kerker, in welchem Lord Byron's „Gefangener von Chillon" sechs Jahre seines Lebens zubrachte. Man zeigt dort den Pfeiler, an welchem Bonnivard, Prior von St. Victor in Genf, seines Glaubens wegen angekettet war, und die von seinen Schritten ausgetretenen Steinplatten, so weit seine Kette reichte. Byron's Gedicht verdankt seine von Allen gefühlte Wirkung der Wahrheit seiner psychologischen Schilderung des Einflusses einer langen Gefangenschaft auf das Gemüth, dessen Wellen sich allmählich beruhigen. Es lebt sich so in die engen Verhältnisse ein, daß die große Welt ihm bei wiedererlangter Freiheit lästig wird.

Ich hatte Gelegenheit, etwas der Art zu erleben, als ich Professor in München war. Ein Mann, der viele Jahre wegen politischer Umtriebe im Gefängnisse zugebracht hatte, wurde eines unheilbaren Uebels wegen in meine Klinik geschickt; er litt an Markschwamm im Unterleibe. Bei der freundlichsten Pflege, die er von allen Seiten fand, konnte er es doch nicht im Krankenhause aushalten; ich mußte ihn in sein Gefängniß zurückschicken, wo er zu sterben wünschte.

Unser bedeutendster Ausflug war der auf den Dent de Jaman, einen Berg, der, fast so hoch wie der Rigi, nicht blos den Genfer, sondern auch den Neuenburger See überschaut, und ziemlich schwer zu besteigen ist. Wir hatten dabei Gelegenheit, die Gefahren einer Schweizerreise kennen zu lernen. Unser Führer geleitete uns, um den Rückweg abzukürzen, über

eine so steil abfallende Matte, daß die Damen, obgleich sie mit guten Gebirgsstiefeln versehen waren, allein nicht im Stande waren, dieselbe zu überschreiten. Wir Männer mußten sie einzeln hinüberleiten und jeden Fußtritt einstampfen. Die ganze Breite der Matte war nur einige hundert Fuß, wir brachten aber anderthalb Stunden damit zu, die drei Damen hinüber zu führen. An Umkehren war nicht zu denken, die Sonne war schon untergegangen, und es war Nacht, als wir heimkamen. Mir war eigentlich nicht sonderlich bei der Geschichte zu Muthe, da sie aber gut ablief, so diente sie dazu, die Entschlossenheit meiner Schwestern zu erhöhen. Sie waren stolz darauf, keine Aengstlichkeit gezeigt zu haben.

Wir fühlten uns Alle so glücklich in unserm ländlichen Paradiese, daß wir uns nur schwer zur Trennung entschließen konnten, aber die Zeit drängte, wir hatten noch viel zu sehen. Es war wohl Alles sehr schön, was wir noch sahen, aber Heimweh hatten wir nur nach unserm Landhause bei Clarens. Es war später Keinem von uns vergönnt, den Genfer See fröhlich wiederzusehen. Meine jüngste Schwester Marie reiste 1870 mitten durch das Kriegsgetümmel nach Genf, um ihre vom Typhus befallene einzige Tochter zu pflegen. Sie kam aber gerade zu ihrer Beerdigung, und ist 1873 aus Kummer darüber gestorben.

Der 20. August wurde zur Abreise bestimmt; ich ging einen Tag früher, weil ich mich in Lausanne aufzuhalten wünschte, und besuchte dort den trefflichen Chirurgen Herrn Mayor, der sich durch Einführung der Zinnkatheter und einer einfachen Verbandart mit dem dreieckigen Tuche einen bleibenden Platz in der Chirurgie errungen hat. Ich fand großes Behagen an dem kräftigen Manne mit den klaren, dunkeln Augen. Ich folgte seiner Visite im Hospitale; es erschien mir als ein Muster von Reinlichkeit und guter Einrichtung der Krankenzimmer, deren

jedes nur wenige Betten enthielt. Auch die sanfte Art, wie er mit kranken Theilen umging, war ganz nach meinem Geschmacke. In späterer Zeit haben mir seine schriftstellerischen Leistungen weniger gefallen. Er buhlte um den Beifall der Pariser und verirrte sich von den Wegen der Vorsicht, welche des Chirurgen höchste Zierde ist. Man muß dem Ruhme nicht nachjagen, sondern warten, bis er von selbst kommt oder gar nicht!

Als ich am 20. August von Lausanne nach Genf fuhr, zeigte sich der Montblanc in seiner ganzen Schönheit. Sein Anblick verscheuchte die sentimentalen Gefühle, mit denen ich von Clarens Abschied genommen hatte, und erweckte das Verlangen, mit dem alten Riesen etwas nähere Bekanntschaft zu machen, zu sehen, wie er in den Haushalt der Natur eingreift, indem er die Wolken um sich versammelt, die ihm den Schnee zuführen, der, in seinen Felsenrinnen herabgleitend, die Gletscher bildet, deren abschmelzendes Wasser die durstige Erde tränkt.

Ich kam rechtzeitig nach Genf, um die Meinigen bei ihrer Ankunft mit dem Dampfschiffe zu erwarten. Die Stadt fesselte uns nicht lange; wir fuhren schon am nächsten Tage nach Chamouny, in das Thal der fünf Gletscher, dem kein anderes gleich kommt durch Großartigkeit der Umgebungen.

Am 22. waren wir Herren schon früh Morgens auf den Füßen, um dem Glacier des Bossons mit seinem Wasserfalle einen Besuch zu machen. Gegen Mittag brachen wir mit den Damen auf, um den Mont Anvert zu besteigen, der den mächtigsten Gletscher, das Mer de glace. und einen Theil des schönen Thales übersehen läßt, dessen breite Wiesenmatten den strengen Ernst der umgebenden Berge mildern. Wir kletterten auf dem Gletschereise umher, wo fast jeder Schritt durch dessen tiefe Spalten gefährlich ist. Hier muß Jeder für sich selbst sorgen, Keiner kann dem Andern helfen, wenn er ausgleitet,

aber meine Schwestern ließen sich doch nicht abhalten, uns zu folgen. Der Führer machte uns aufmerksam auf die tiefen Spuren, welche das herabgleitende Eis binnen Jahrtausenden an den Felsen hinterlassen hat, und erzählte uns, wie weit in jedem Jahre der Gletscher von oben nach unten fortschreite, was er nach den auf dem Eise liegenden Felsstücken berechnete. Dies waren schon die ersten naiven Anfänge der Untersuchungen, welche zehn Jahre später Agassiz mit so großem Erfolge aufnahm und zur Aufklärung der Geologie benutzte.

Wenn man von Genf in das Chamouny-Thal gehen will, braucht man sich nicht lange zu besinnen, es giebt nur einen, sehr bequemen Weg, aber es kostet einiges Kopfzerbrechen, wenn man auf einem anderen wieder heraus will. Es giebt dazu zwei Wege, einen so unbequem, wie den anderen. Ueber die Schönheit der Aussichten, welche sie versprechen, aber selten gewähren, sind die Ansichten getheilt. Wir entschieden uns dahin, nicht über Tête noire, sondern über Col de Balme zu gehen, weil dieser die herrlichste Ansicht des Montblanc gewährt. Wir brachen am 23. August bei dem schönsten Wetter auf, aber ehe wir die Höhe des Col de Balme erreichten, wurden wir von einem dicken Nebel eingehüllt und es fiel Schnee, als wir oben das elende Wirthshaus betraten. Es gab uns Schutz gegen das Unwetter, aber dafür mußten wir uns räuchern lassen; man hatte eingeheizt, aber die Kamine wollten durchaus nicht ziehen. Wir warteten Stunden lang in diesem ungemüthlichen Hause auf besseres Wetter, aber es kam nicht, und wir mußten durch Nebel und Regen nach Martigny aufbrechen. Meine Mutter fühlte sich bei den schlüpferig gewordenen Wegen zu unsicher auf ihrem Maulthiere, und zog es vor, den größten Theil des Weges zu Fuß zu machen, an der einen Seite gestützt auf den Arm des Führers, an der andern auf den meinigen. Kalt und durch-

näßt kamen wir erst bei Nacht in Martigny an. Die ganze Tour war verfehlt und mit großen Unbequemlichkeiten verbunden gewesen, sie wirkte aber doch nicht niederschlagend; meine Mutter, welche für ihre Jahre Außerordentliches geleistet hatte, fühlte sich dadurch gehoben und war am andern Morgen wohl und munter. Im Wirthshause auf dem Col de Balme fanden wir einen jungen Franzosen, Namens Lemaire aus Paris, den wir schon in Chamouny gesehen hatten. Er schloß sich uns an, und zeigte sich liebenswürdig und hülfreich im Mißgeschick. Er hatte kürzlich als Jurist seine Examina gemacht, und wollte sich auf einer Schweizerreise davon erholen. Er konnte sich nicht von mir trennen und blieb mein Gefährte bis zum Ende dieser Reise. Ich habe später nichts wieder von ihm erfahren, aber sein Andenken gut bewahrt. Sein Bild lebte wieder in mir auf durch die Lectüre des allerliebsten Buches „Nouvelles genevoises“ von Töpfer. Es schildert eine ähnliche mißlungene Tour über Tête noire, wie die unsrige über Col de Balme. Unser junger Freund könnte dieses Buch geschrieben haben, sein Wesen und seine Art, sich auszudrücken, waren ganz die des liebenswürdigen Genfers. Da er nur französisch sprach, so gab er uns Allen die erwünschte Gelegenheit, unsere französischen Sprachübungen fortzusetzen.

Am 24. Morgens besuchten wir den herrlichen Wasserfall, Pissevache genannt, den schönsten in der Schweiz. Goethe hat ihn 1779 bewundert; wir thaten es ein halbes Jahrhundert später, unsere Urenkel werden dasselbe thun, wenn die Industrie nicht mittlerweile eine Mühle daraus macht. Sie dringt jetzt in alle Thäler, um Wasserkraft zu suchen, und verunstaltet dann die Landschaft durch ihre Fabrikgebäude. Wir trennten uns hier auf einige Tage von unseren Damen, welche durch das Rhonethal noch einmal nach Vevey fuhren, um von dort auf bequemen Wegen Interlaken zu erreichen, wo wir wieder

zusammentreffen wollten. Wir vier Männer gingen das Rhonethal aufwärts und übernachteten in Sieders, um am andern Morgen früh über die Gemmi nach Bad Leuk zu gehen. Die Gemmistraße ist merkwürdig genug durch die Art, wie dieselbe in eine fast verticale Felswand im Zickzack eingehauen ist; wir fanden die Aussicht aber nicht sehr belohnend, die Rhone, ehe sie sich im Genfer See abgeklärt hat, ist ein trübes, ungezogenes Wasser, welches seine Ufer nicht respectirt und durch Ueberschwemmungen die Wiesenmatten des Thales verdirbt. Auf dem steilen Felsenpfade der Gemmi traf ich mit einem funfzigjährigen englischen Geologen zusammen, welcher außer einem schweren Ranzen auf dem Rücken in der Hand einen Käfig mit einem Canarienvogel trug. Ich dachte mir, das ist eine wohlfeile, aber sehr unbequeme Art, den Sonderling zu spielen. Da kam es zum Vorschein, daß der Vogel ein Vermächtniß seiner vor Kurzem gestorbenen Frau sei, die ihm kein anderes lebendes Andenken hinterlassen hatte. Wir waren nicht sehr müde, als wir in Bad Leuk ankamen, denn Nachmittags bestiegen wir noch die nach Albinen zu führenden Leitern, eine Art Attrape, denn es lohnt sich nicht der Mühe, wie so Manches, was man thut, weil Andere es gethan haben.

Die zahlreichen warmen und heißen Quellen von Leuk gehören, wie die von Pfäffers, zu der Classe der indifferenten Thermen, deren Wirkung Hufeland dem Brunnengeiste zuschrieb, die Neueren einfach ihren physikalischen Einflüssen. Wir brachten am andern Morgen einige Stunden in einem Gesellschaftsbade zu, wo es uns ganz gut gefiel, obgleich die Einrichtungen sehr primitiver Art waren. In diesen Bädern sucht man den Menschen allmählich zu einem Amphibium zu machen; er muß zuletzt acht Stunden im Wasser sitzen, fünf Stunden Vormittags, drei Nachmittags.

Der Weg nach Frutigen, wo wir Abends anlangten, führt

an dem Daubensee vorüber, der durch seine trostlose Lage, in einer kahlen Felsenhöhe, wohl geeignet ist, zum Schauplatz grausiger Thaten zu dienen. Zacharias Werner läßt seinen 24. Februar dort spielen und ertränkt seinen Helden schließlich im Daubensee. Frutigen mit seinen schönen Wiesenmatten macht den wohlthuendsten Eindruck, nachdem man sich vorher lange zwischen öden Felsen umhergetrieben hat. Felsen sind sehr schön, es müssen ihrer nur nicht zu viele sein, in der Natur wie im Bilde. Ich ließ mir in Frutigen die Schweizer Milchwirthschaft erklären, deren Seele die Reinlichkeit ist, durch frische Luft und frisches Wasser.

Am 27. August gelangten wir auf einem reizenden Wege, welcher schließlich den Anblick des Thuner Sees gewährt, bei guter Zeit nach Interlaken. Nächst dem Genfer See ist dort einer der herrlichsten Lichtpunkte der Schweiz, wohin man sich wendet, sieht man nur das Schönste. Der Ort liegt in einem Walde von Nußbäumen, zwischen zwei Seen, dem Brienzer und dem Thuner See, welche durch die Aar mit einander verbunden sind. Südlich von Interlaken öffnet das Lauterbrunner Thal die Aussicht auf die Jungfrau, deren hehre Gestalt der ganzen sonst so lieblichen Gegend den Eindruck hoher Würde verleiht. Man wird nicht müde, sich nach ihr umzusehen und erwartet mit Ungeduld ihr Erröthen beim Sonnenuntergang. Während der Brienzer See von Bergen eingeschlossen ist, öffnet sich westlich vom Thuner See die Landschaft frei und weit, so daß das Farbenspiel der untergehenden Sonne zur Geltung kommt.

Am 28. August empfingen wir die Damen, welche über den Thuner See im Boote herankamen. Sie hatten bei schönem Wetter eine angenehme Reise gehabt und unterwegs von Vevey zuerst in Chateau d'Oex und zuletzt in Spiez am Thuner See übernachtet. Sie waren gleich zu weiteren

Ausflügen bereit, so daß wir Nachmittags über den Brienzer See schifften, um den schönen Wasserfall Gießbach zu sehen. Damals wurde man von jungen Schweizermädchen dahin gerudert, deren einfache Lieder gut zu der umgebenden Natur paßten. Wir machten am Gießbache die Bekanntschaft eines dicken alten Herrn, der sich aus Liebe zu einem Schweizermädchen an diesem idyllischen Orte niedergelassen hatte. Er war das ächte Bild eines als Schäfer verkleideten Philisters. Wir bedauerten ihn mehr, als daß wir ihn beneideten, er schien uns seinen Beruf verfehlt zu haben, der geehrte Stammgast eines Bierhauses zu sein und saß nun an einem Wasserfalle mit seiner sehr unbefriedigt aussehenden Schönen, die wohl glücklicher war, als sie noch das Ruder führte. Am 29. August machten wir eine sehr gelungene Excursion in das Lauterbrunner Thal bis zum Schmadribach und sahen, mit Einschluß des berühmten Staubbaches, nicht weniger als sieben Wasserfälle in diesem Thale von lauter Brunnen. Der 30. August war einer der schönsten Tage unserer Schweizerreise, wir bestiegen die Wengern-Alp, von deren Höhe man die Jungfrau in ihrer ganzen Größe frei vor sich liegen sieht. Es war herrliches Wetter, kein Lüftchen regte sich, wir sahen zahlreiche Lawinen von der Jungfrau niederfallen, welche, flüchtigen Wasserfällen ähnlich, plötzlich entstehen und mit Donnergeräusch wieder verschwinden. Wir waren so früh von Interlaken aufgebrochen, daß wir uns Stunden lang des herrlichen Anblicks von der Wengern-Alp erfreuen konnten und doch noch am hellen Tage nach Grindelwald kamen und dem kleinen Gletscher einen Besuch machen konnten. Am folgenden Tage sahen wir auf dem Wege nach der großen Scheideck den zweiten großen Grindelwald-Gletscher, welcher weit in die schönen Wiesenmatten vordringt und dem Mer de glace nicht viel an Größe nachgiebt, doch ist der Eindruck der Gletscher im

Chamouny=Thale großartiger, durch die bedeutenderen Umgebungen. Der Weg über die große Scheideck nach Meyringen führt in der Nähe dieses Ortes vorüber an dem reizenden Rosenlaui=Gletscher, der, nur von mäßiger Größe, sich dadurch auszeichnet, daß man in die Grotte eindringen kann, welche sich durch das abschmelzende Eis bildet. Sie macht durch ihr blaues Licht einen zauberischen Effect und erinnert an die Grotte der Venus im Hörselberge. Es ist etwas kalt darin, so daß man sich, wie der ganz abgekühlte Ritter Tannhäuser bald zurückzieht. Vor dieser Grotte, dicht neben dem Eise, blühen die schönsten Alpenrosen. Meyringen ist durch seine nächsten Umgebungen ein Lieblingsaufenthalt der Maler, welche Naturstudien machen, wir sahen davon nur die hübschen Reichenbachfälle. Es war unsere Absicht, von dort über die Grimsel den Rhonegletscher zu besuchen, mußten diesen Plan aber des schlechten Wetters wegen aufgeben. Nachdem wir zwei volle Tage vergebens auf einen heiteren Himmel gewartet hatten, zogen wir es vor, am 3. September zunächst über den Brünig nach Luzern zu gehen, um dort den günstigen Zeitpunkt zur Besteigung des Rigi abzuwarten. Nach Uebersteigung des Brünigpasses kommt man an dem kleinen Lungernsee vorüber, der deshalb meinem Gedächtnisse nicht entschwunden ist, weil derselbe 1836 um hundertundzwanzig Fuß tiefer verlegt wurde, indem man ihn theilweise abließ und so fünfhundert Morgen Landes kulturfähig machte. Damals versiegten in seiner Nähe alle Brunnen und die Häuser sanken ein, durch die radicale Aenderung im Stande des Grundwassers. Wir schifften über den freundlichen Sarnersee und gingen dann von Stanzstadt wieder zu Wasser auf dem Vierwaldstädtersee nach Luzern.

Am 4. September Morgens sahen wir uns diese Stadt an, die man leicht vergessen würde, wenn die Kunst ihr nicht einen unvergänglichen Schmuck verliehen hätte. Ganz nahe

der Stadt, auf dem Wege nach Zürich, ist nach einem Modelle von Thorwaldsen ein colossaler Löwe in eine hohe, perpendiculäre Felswand eingehauen. Von einem Speere durchbohrt, liegt er sterbend da, mit der Tatze noch die bourbonischen Lilien beschützend. Dieses Denkmal wurde 1820 den bei der Vertheidigung des Louvre am 10. August 1792 in Paris Gefallenen der Schweizer Garden errichtet; man kann nichts Ergreifenderes sehen, als dieses einfache Kunstwerk ohne menschliche Staffage und ist fast geneigt zu glauben, das Thier sei besser geeignet, monumentale Gedanken zu versinnlichen als die menschliche Figur. Jedes Thier drückt einen gewissen Charakter aus; um den Menschen zu charakterisiren, ist schon hohe Kunst erforderlich. Die Alten wußten sehr gut, wie malerisch Thiere wirken und ließen sie in ihren Kunstwerken und Festzügen reichlich erscheinen. In modernen Aufzügen vermißt man sie oft und seufzt über die nicht endenwollenden Menschenhaufen mit Cylindern oder Pickelhauben. Die Malerei kann jedes Geschöpf benutzen, für die Plastik sind nur wenige Thiere edel genug gebaut. Sie hat sich derselben oft mit Glück bedient, des Pferdes am häufigsten. Hätte ich einen großen Kriegshelden darzustellen, so würde ich ihm einen Löwen zum Gefährten geben, der den Muth des Heeres andeutet, welchem er seine Siege verdankt. Es war am 4. September kein Wetter, den Rigi zu besteigen, wir mußten laviren und machten Nachmittags eine Excursion nach Küßnacht, sahen einen Theil des Zuger Sees, Geßler's Schloß und die hohle Gasse, wo Tell den Landvogt erschoß. Der durch eine Capelle bezeichnete Platz sah damals ganz offen und heiter aus, kein Maler würde ihn gewählt haben, die Scene dahin zu verlegen und Tell würde es schwer gefunden haben, sich dort verborgen zu halten. Wir kehrten nicht nach Luzern zurück, sondern übernachteten in Weggis, wo wir am 5. September beim Erwachen auch keinen

heiteren Himmel vorfanden. Die Häupter der Berge waren verhüllt und es regnete von Zeit zu Zeit. Wir ließen uns dadurch nicht abhalten, den Vierwaldstädter See zu befahren, hatten aber nicht den vollen Eindruck seiner Schönheit. Wir ruderten nach dem Rütli, einer Wiese auf einem in den See vorspringenden Felsen, wo sich am 8. November 1307 dreiunddreißig Männer aus den Urcantonen versammelten, um den Bund zu beschwören, der sie vom österreichischen Joche befreien sollte. Dann fuhren wir hinüber zur Tellsplatte, wo der vom Landvogte Geßler im Boote gefangen fortgeführte Tell sich durch einen kühnen Sprung befreite.

Wir nahmen unser Nachtquartier in Brunnen mit der Hoffnung, am andern Morgen von dort den Rigi besteigen zu können. Sie wurde glücklicher Weise nicht getäuscht, der 6. September war ein glorreicher Tag, wie er wenigen Besteigern des Rigi beschieden ist. Wir zogen durch das freundliche Schwyz, schifften über den Lowerzer See, kamen vorüber an der steinigen Wüste, welche am 2. September 1806 der Einsturz des Roßberges aus dem blühenden Dorfe Goldau gemacht hat und erreichten Rigikulm frühzeitig genug, um die unvergleichliche Aussicht noch lange zu genießen und das Hochgebirge beim Sonnenuntergange erglühen zu sehen. Am andern Morgen fanden die Damen es sehr ungemüthlich, daß die Sonne so früh aufging, sie hätten dieselbe gern einige Stunden später bestellt. Aber wer lange schlafen will, der muß es anderswo thun, dort ist es unvermeidlich, den Sonnenaufgang mit anzusehen. Auf Rigikulm war es vollkommen klar, wir sahen die schöne, aber sehr flüchtige Wirkung der ersten Sonnenstrahlen auf die schneebedeckten Alpen, unter uns war die Gegend in Nebelwolken gehüllt. Beim Hinabsteigen nach Weggis mußten wir die Wolkenschicht durchwandern und freuten uns, als der Spiegel des Vierwaldstädter Sees endlich klar vor uns lag.

Zu Weggis schifften wir uns ein, um über Fluelen nach Altorf zu gelangen. Dort zeigte man uns den durch einen Brunnen bezeichneten Ort, wo Tell's Knabe stand, als der Vater ihm den Apfel vom Kopfe schoß.

So hatten wir bis auf Bürglen, wo die Stelle, auf der Tell's Haus stand, durch eine Capelle bezeichnet ist, welche die Damen später besuchten, alle die Plätze gesehen, welche Schiller in seinem Wilhelm Tell verherrlicht hat. Für poetisch gestimmte Gemüther sind dies Heiligthümer, bei denen es auf volle historische Wahrheit gar nicht ankommt. Wir lieben den Tell, wie ihn uns Schiller gegeben hat, nicht den historischen Tell. Es kann uns gleichgültig sein, ob die Historiker Tell's Thaten zur Sage stempeln wollen, jede Geschichte fängt mit der Sage an, sie ist zu unserer Zeit so mächtig als vor tausend Jahren. Ohne innere Wahrheit giebt es nichts wahrhaft Schönes, wie Schiller's Wilhelm Tell. Wir haben Ursache, dem großen Dichter dafür dankbar zu sein, er führte uns der Einigkeit und der Freiheit entgegen, es wäre schlimm, wenn wir es je vergessen sollten; auch in der Schweiz sollten wir uns seiner erinnern, dazu dienen die Wallfahrtsorte des Tell-Cultus. Es hat mich immer verdrossen, daß auch in Deutschland der Tell von Rossini so vielen Beifall gefunden hat, ich konnte die Oper nie leiden. Rossini traf wohl den idyllischen Ton, aber wo bleibt der heroische und patriotische Geist, der uns in den Schweizer Bergen anweht? Schiller, ohne je in der Schweiz gewesen zu sein, verstand es, in seinem Gedichte Alpenluft wehen zu lassen. Rossini, der Schwan von Pesaro, war eigentlich ein scherzhafter Vogel, der im Barbier von Sevilla seinen Höhepunkt erreichte. Er war ein feiner Kenner musikalischer Schönheit und wußte recht gut, was ihm fehlte, aber der unverdiente Beifall, den er oft fand, die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, verleiteten ihn, Dinge zu unternehmen,

denen er nicht gewachsen war. Er war nicht der Mann, Tell singen zu lassen. Als er wohlhabend geworden war, that er Buße durch sein beharrliches Schweigen.

Unser Nachtquartier in Altorf vom 7. September war die Scene wichtiger Verhandlungen unserer kleinen Reisegesellschaft. Wir standen wieder vor einem hohen Alpenpasse, dem Gotthard, meine Mutter war ihrer etwas überdrüssig geworden, ihr Herz gravitirte nach einer andern Richtung, zu ihrem alten Freunde Trampler in Lahr, nicht zu den Borromäi'schen Inseln. Sie war auch keine große Verehrerin der Muse Jean Paul's, der zu Liebe wir den Lago Maggiore in unser Reiseprogramm aufgenommen hatten. Meine beiden jüngeren Schwestern hatten den Titan noch nicht gelesen, in welchem Jean Paul einen vollkommenen Menschen schildert, dessen erste Jugendjahre er nach Isola Bella, „dem schönsten Flecke der Erde", verlegt. Im Rathe der Damen siegten deshalb die liebenswürdigen, lebenden Menschen in Lahr über die poetischen Glanzgestalten des Titan, von denen wir auf Isola Bella träumen konnten. Die Damen beschlossen, den St. Gotthard nicht zu überschreiten, wollten aber das wilde Thal der Reuß und die Teufelsbrücke sehen. Eduard, welcher unter uns der beste Reisemarschall war, sollte sie nach Lahr begleiten. Am 8. September, auf dem Wege nach Andermatt, hatten wir das schönste Wetter, so daß die Gotthard-Straße uns minder schauerlich erschien, als wir erwartet hatten. Meine Schwestern freuten sich, eine Menge italienischer Gesichter zu entdecken unter den Arbeitern, welche mit Anlage einer neuen Straße beschäftigt waren. Diese führte zwei Jahre später zu einer neuen Teufelsbrücke, welche oberhalb der alten erbaut wurde, breiter und kühner als diese, welche man stehen ließ zum Andenken früherer Zeiten und blutiger Kämpfe im Jahre 1799, zwischen Oesterreichern und Franzosen und dann zwischen Russen und

Franzosen. Nahe über der Teufelsbrücke befindet sich das Urner Loch, ein Tunnel, der ungefähr hundert Schritte lang ist und zu dem Thale führt, in welchem das freundliche Andermatt liegt. Hier sollten wir uns eigentlich trennen, die Schwestern wollten uns aber bis zum Gotthard-Hospiz begleiten. Während die Mutter in Andermatt zurückblieb, brachen wir Anderen schon sehr früh Morgens am 9. September auf, im Hospiz wollten wir frühstücken. Es fand sich aber, daß dieses eine sehr ungemüthliche Kneipe sei, welche zum längeren Verweilen nicht einlud. Wir hatten diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, der uns den Kaffee kochen sollte. Die Trennung ging deshalb weniger sentimental vorüber, es mischten sich zu viele irdische Gefühle hinein. Die Schwestern kehrten nach Andermatt zurück, um die Mutter abzuholen und in Altorf zum zweiten Male zu übernachten. Von dort zog die kleine Karavane unter Eduard's Führung an Bürglen vorüber durch das Schächenthal nach Glarus, und gelangte über Zürich und Schaffhausen ohne besondere Abenteuer nach Lahr.

Herr Lemaire, mein Bruder August und ich zogen vom Gotthard-Hospiz wohlgemuth in „das Land, wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn". Auf der Wengeren-Alp, auf dem Rigi möchte man zum Augenblicke sagen: „O weile doch, du bist so schön!" Auf dem St. Gotthard ist es anders, das Vergnügen besteht darin, ihn bald zu verlassen. Es ist dort wohl am besten, „wenn das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht", dann sieht man nichts von der trostlosen Gegend. Im Herabsteigen nach Bellinzona, wo wir Abends ankamen, freut man sich in immer mildere Gegenden zu kommen, zuletzt in ein Land der Nußbäume und der Reben.

Am 10. September bestiegen wir in dem nahegelegenen

Locarno ein Dampfboot, welches uns in ungefähr vier Stunden nach Isola Bella, der größten unter den kleinen Borromäischen Inseln brachte. Es war ein heiterer Tag, aber die schneebedeckten Häupter der Simplonkette waren verhangen. Das Dampfschiff war Tags zuvor frisch angestrichen und duftete nicht nach Orangenblüthen, der Capitain war ein mürrischer Engländer, dessen Kleider reichlich von der Oelfarbe profitirt hatten, eine Restauration war nicht an Bord. Wir fanden den oberen Theil des Lago Maggiore, welcher mit hohen Bergen umgeben ist, lange nicht so schön wie den Vierwaldstädter See, mit dem Genfer See gar nicht zu vergleichen. Isola Bella enttäuschte uns vollkommen; ein geschmackloses großes Schloß, voll von mittelmäßigen Kunstwerken, macht sich breit auf der kleinen Insel, deren Rest zu unbequemen terrassirten Gärten umgewandelt ist. Alles darin ist durch Kunst auf dem unfruchtbaren Felsen erzielt worden, hohe Bäume können in dem aufgeschütteten Erdreich nicht Wurzel fassen. Die Orangenbäume kamen mir vor wie Zwerge gegen die riesigen Stämme des Herrenhäuser Gartens bei Hannover, unter deren Düften man wie in einem Haine wandeln kann. Alles macht den Eindruck einer übel erfundenen Theaterdecoration. Die Aussicht nach Süden und Westen, welche sich in die lombardische Ebene verliert, ist ohne Würde und Bedeutung. Die am südlichen Ende des Sees aufgerichtete Colossal-Statue des heiligen Borromäus bessert daran nichts, man erkennt nur ihre Umrisse am Horizonte. Isola Bella flößte uns kein Verlangen ein, auf einer Insel glücklich zu sein, ein Lieblingstraum empfindsamer Seelen. Man brauchte ihrer nur ein Dutzend auf Isola Bella einzusperren, um sie alle von ihrer Empfindsamkeit zu heilen. Der Wunsch, sich zu isoliren, entspringt doch nur aus Egoismus, man hat gefunden, daß die Welt auf unsere Gefühle nicht genug Rücksicht nimmt und will ihr aus dem Wege gehen.

Aber der Werth des Menschen besteht in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen, im Verkehr mit ihnen verliert sich die krankhafte Reizbarkeit, während sie in der Einsamkeit zunimmt. Empfindsamkeit vermindert die Thatkraft und macht unduldsam, besonders gegen die Ansprüche gleichgestimmter Seelen. Zwei Vollblut-Sentimentale kommen in einer Familie selten zur Entwickelung, einer muß unterliegen und den Gefühlen des Andern Respect bezeugen, ohne die seinigen zu Rathe zu ziehen. Zum Isoliren bedarf es keiner Insel, in großen Städten ist es leichter. Der Arzt hat immer damit zu kämpfen und zu sorgen, daß die ihm vertrauenden Seelen nicht vereinsamen und ihren Gefühlen zu sehr nachhängen. Es ist mir immer so vorgekommen, als habe Jean Paul seinen Dr. Katzenberger nur geschrieben, um das wieder gut zu machen, was er durch Aussaat krankhafter Sentimentalität verdorben hatte. Man könnte dasselbe sagen von allen seinen besseren, nicht verhimmelnden Schriften, wie Quintus Fixlein, Blumen, Frucht und Dornenstücke, in denen seine feine Beobachtungsgabe glänzt, die im Hesperus oder Titan weniger zu Tage kommt.

Es würde uns auf Isola Bella vielleicht besser gefallen haben, wenn die Damen noch mit uns gewesen wären; sie finden oft das Schöne da, wo die Männer achtlos vorübergehen, aber zu einem „Triumphe der Empfindsamkeit“ wäre es sicher nicht gekommen. Wir hätten jetzt, nachdem der Lago Maggiore unseren Erwartungen nicht entsprochen, gern noch die Seen von Lugano und Como gesehen, aber unsere Pässe waren nicht für österreichisches Gebiet visirt. Ich hatte dies für meinen Theil absichtlich unterlassen, um nicht in die Versuchung zu gerathen, meine Reise nach Italien fortzusetzen.

Am 11. September war auf Isola Bella kein Dampfschiff zu erwarten, einen ganzen Tag noch in Jean Paul's

Eldorado zu bleiben, wäre uns schrecklich gewesen. Wir mußten uns entschließen, fast denselben Weg, den wir Tags zuvor gekommen, auf einem Ruderboote zurückzulegen, um nach Magadino zu gelangen. Es war ein entsetzlich schwüler Tag, der Horizont war mit Gewitterwolken verhangen, die Kräfte der Ruderer erlahmten in der Hitze, Segel waren nicht zu gebrauchen, denn kein Lüftchen regte sich. Die Fahrt dauerte mehr als sieben Stunden, die einzige Erquickung unterwegs war ein Korb mit frischen Feigen, den ich auf Isola Bella kaufte. Sie erinnerten uns daran, daß wir aus einem Paradiese kamen und nicht blos davon geträumt hatten.

In Magadino wurden wir gut verpflegt in einem palastähnlichen, aber ärmlich eingerichteten Wirthshause. Die Wirthin war eine muntere Italienerin, mit der ich mich auf das heiterste unterhielt, obgleich ich nicht mehr Italienisch wußte, als was ich aus italienischen Operntexten behalten hatte. Ich kam dort zu der Ansicht, daß ich die Sprache bald erlernt haben würde, wenn ich mich rechtzeitig zu einer italienischen Reise entschlossen hätte und nicht aus Pedanterie davon abgestanden wäre. Jetzt war es zu spät.

In der Nacht brach das Gewitter los und endete mit mächtigen Regengüssen, deren Spuren wir am folgenden Tage überall antrafen, in Wasserfällen, Bächen und Pfützen, wo sonst keine waren. Wir fanden die Straße über den Bernhardin, welche wir einschlugen, stellenweise durch Erdstürze, die der Regen veranlaßt hatte, zerstört und kamen erst bei Nacht in Hinterrhein an.

Es regnete wieder am 13. September; auf der Fahrt nach Chur sahen wir von dem Hinterrheinthal kaum mehr, als das getrübte Wasser unsers heimathlichen Stromes.

Am 14. September machten wir von Chur bei schönem Wetter einen Ausflug nach dem Bade Pfäffers, wo wir bei

sinkender Sonne eintrafen. Der Weg dahin aus dem Rheinthal führt langsam steigend über einen Theil des Calanda-Gebirges, in der Nähe des Bades überschreitet man auf einer natürlichen Felsenbrücke die wilde Tamina und kommt dann auf einem sehr abschüssigen Wege bald zu dem Badehause. Es sieht aus wie ein altes Kloster, ist vier Stockwerke hoch und liegt am linken Ufer der Tamina. In seinen unteren Räumen sind die Badecabinette und Gesellschaftsbäder, in denen Bauern aus der Umgegend oft ein paar Tage hintereinander sitzen und sich während dieser Zeit mehrmals schröpfen lassen. Nahe über dem Badehause öffnet sich die Felsenspalte, aus welcher die Tamina mit solchem Getöse hervorbraust, daß man in ihrer Nähe kaum sein eigenes Wort vernehmen kann. Am linken Ufer der Tamina hören die Felsen mit dieser Spalte auf, am rechten Ufer gehen sie noch weiter und überragen theilweise das Badehaus so, daß man von ihrer schwindelnden Höhe herab Lebensmittel und andere Bedürfnisse des Bades an Seilen in dasselbe herablassen kann.

Wir fanden in dem von Badegästen schon ganz verlassenen Gebäude nur einen alten Mann, der wohl schon siebzig Jahre alt sein mochte, mit intelligentem Gesichte und freundlichem Wesen. Er erbot sich, uns die heiße Quelle zu zeigen, welche 1500 Fuß oberhalb des Badehauses in der Felsenspalte entspringt. Dicht oberhalb des Badehauses führt eine hölzerne Brücke über die Tamina und gleich jenseits derselben beginnt der schlüpfrige Weg am rechten Felsenufer, welcher zu der Quelle führt. Er bestand damals aus zwei neben einander liegenden Balken, welche mit eisernen Klammern an den Felsen befestigt waren. Nach zehn bis zwölf Schritten auf diesem Stege ohne Geländer erreicht man eine durch den Felsen gehauene Pforte, welche durch eine Bretterthür verschlossen war. Durch diese kommt man in die Felsenspalte, wo der schmale Steg an der Felswand

sich in gleicher Weise wie außerhalb fortsetzt, nur ist er dort noch schlüpfriger durch das von oben herabträufelnde Wasser, unheimlicher wegen des schwachen Lichtes und des noch größern Getöses der Tamina. Da die Felsspalte gegen sechshundert Fuß hoch und nur zwanzig bis vierzig Fuß breit ist, so kann man sich denken, wie wenig Licht bis in diese Tiefe dringt. Der Führer ging voran; er wollte, um uns gegen Schwindel zu schützen, daß wir eine Stange anfaßten, die er selbst hielt; da wir uns aber schwindelfrei fühlten, so verzichteten wir auf dieses zweideutige Mittel, welches dem Einzelnen wenig Sicherheit gewährt, aber Allen sehr gefährlich werden kann. Wir kamen glücklich bis an die Quelle, welche, wie der zu ihr führende Steg, etwa zwanzig Fuß über der Tamina liegt. Nachdem wir uns den Hexenkessel angesehen, welcher seine Umgebungen mit dichten Wasserdämpfen erfüllt, kehrten wir um. Da man sich auf dem schmalen Stege nicht wohl ausweichen konnte, so wurde unser Führer jetzt der Letzte im Zuge. Wir kamen glücklich wieder heraus; auf der Brücke angelangt, blieben wir stehen, und ich zog meine Börse, um den Führer zu lohnen, aber er kam nicht. Nachdem wir einige Minuten gewartet, kehrten wir zu der Felsenpforte zurück und fanden sie fest verschlossen. Der Führer mußte also glücklich bis vor dieselbe gelangt sein, denn er allein konnte die Thür verschlossen haben. Wir konnten es kaum glauben, daß der bedächtige alte Mann noch auf der kurzen Strecke verunglückt sein sollte, welche zwischen der Thür und der Brücke liegt. Mit einem in der Nähe liegenden Balken sprengten wir die nach innen aufschlagende Thür mit Leichtigkeit und gingen noch einmal bis zu der Quelle, in der Hoffnung, den Alten zu finden; die Thür konnte ja durch Zufall in das Schloß gefallen sein. Wir durchsuchten dann das öde, dunkle Haus mit der Erwartung, daß wir von dort aus das Bett der Tamina erreichen würden,

aber es war Alles fest verschlossen. Jetzt waren wir ziemlich rathlos, was zu thun? Das nächste uns bekannte Dorf, welches wir passirt hatten, lag 1½ Stunden entfernt, und doch blieb uns nichts Anderes übrig, als dahin zurückzukehren, um Hülfe zu suchen. Mittlerweile war es Nacht geworden, ein schwaches Mondenlicht gab der ganzen Gegend eine andere Gestalt. Wir verirrten uns gleich von dem früher betretenen Wege, sahen dann aber bald Lichter in der Ferne, welche uns zu dem nur eine halbe Stunde entfernten Dorfe Valenz führten. Dort trafen wir gleich in dem ersten Hause einen freundlichen Mann, den Zimmermeister, welcher für das Bad arbeitete und dort genau Bescheid wußte. Er begleitete uns sofort zurück nach dem Badehause, führte uns durch das Souterrain zu einem durch die Tamina gezogenen Rechen, welcher dazu dient, das angeschwemmte Holz aufzufangen. Dort fanden wir die Leiche des alten Mannes angetrieben. Dieselbe zeigte, entkleidet, keine äußerliche Verletzung, ich machte deshalb noch einige Wiederbelebungs-Versuche durch künstliche Respiration, welche natürlich erfolglos blieben.

Wir verbrachten den Rest der Nacht in Valenz und zogen am andern Morgen nach Ragaz; der gute Zimmermann gab uns das Geleite. In Ragaz zeigte ich dem Landammann den ganzen Vorfall an; er ersuchte uns, dort zu bleiben, bis die Legal-Inspection stattgefunden habe. Es zeigte sich bei der Section, daß der alte Mann sofort seinen Tod gefunden haben müsse, da der zahnförmige Fortsatz des zweiten Halswirbels gebrochen war. Er mußte mit dem Kopfe voran gestürzt sein. Dicht vor der Felsenthür zeigten sich an den Sträuchern und Kräutern des felsigen Ufers die Spuren des fallenden Körpers. Wir übergaben dem Landammanne die Summe von 120 Franken zur Vertheilung an die Hinterbliebenen des alten Mannes.

Das alte Badehaus von Pfäffers ist noch immer in Ge-

brauch, aber durch eine schöne Straße von Ragaz zugängiger gemacht worden. Die Quelle spendet seit 1840 den größten Theil ihres Wassers den Bädern von Ragaz, welchen dasselbe durch die eine halbe Meile lange Röhrenleitung zugeführt wird. Ragaz, in dem dort ziemlich breiten Rheinthale gelegen, ist eben so schön und freundlich, wie Pfäffers düster und melancholisch. Ich besitze ein Oelgemälde davon, welches mir ein berühmter Münchener Landschaftsmaler verehrte, dessen Frau ich glücklich an einem Beinbruche behandelt hatte. Ich sah die Studie davon unter seinen Arbeiten, und erzählte ihm dabei, wie es mir dort gegangen sei.

Einige Monate nach meiner Rückkehr erhielt ich in Hannover einen Brief von dem guten Zimmermann, der mir meldete, daß die von uns hinterlassene Summe den Angehörigen des verunglückten Führers nicht ausbezahlt sei. Er bat mich um etwas Schriftliches über den Betrag. Dieses schickte ich ihm und fügte die Bemerkung hinzu, daß, wenn die Zahlung nicht bald erfolge, die Geschichte durch öffentliche Blätter bekannt werden solle. Ich hatte meinen Gil Blas nicht ohne Nutzen gelesen. Bald darauf schrieb der Zimmermann wieder, das Geld sei bezahlt, aber mit einem beträchtlichen Abzuge für die Legalsection.

Am 16. September kamen wir über Sargans und den Wallensee nach Zürich. Die Sage von unseren Erlebnissen in Pfäffers war uns voraufgeeilt, wir wurden überall darnach gefragt, so lange wir auf Schweizer Gebiet waren. Dies warf einen schwarzen Schatten auf den letzten Theil unserer Reise. In Zürich, wo wir den folgenden Tag blieben, gefiel es uns sehr. Wenn ich in der Schweiz leben sollte, so würde ich Zürich dazu wählen, es ist eine wohnliche Stadt. Sie liegt an einem sanften, gegen Süden gerichteten Abhange, durch die lebendige, aus dem See kommende Limmat in zwei Theile

getheilt. Das Wasser des Sees ist von hellblauer Farbe, seine Ufer bilden nicht kahle Felsen, sondern fruchtbare, mit Reben, Obstbäumen und zahlreichen Landhäusern besetzte Hügel; das Hochgebirge im Hintergrunde giebt der ganzen Landschaft Würde und belebt die Phantasie. Dazu kommt eine tüchtige, wohlhabende Bürgerschaft und die Nähe von Deutschland und Frankreich, zwischen denen die Gefühle der Züricher sich in der Schwebe befinden, so daß beide Völker dort ihre Freunde haben. Ich beneidete wohl die Professoren, welche aus Deutschland an die 1832 gegründete Universität berufen wurden, aber nur so lange ich nicht selbst deutscher Professor war, nachher nicht mehr! Schönlein zog 1833 von Würzburg nach Zürich, als ihm die Luft in Bayern zu dick wurde. Die Schweizer liebten ihn sehr, er war ein ganzer Republikaner geworden, aber schon nach sechs Jahren zog er nach Berlin und bildete sich dort zum vollendeten Hofmann. Dem witzigen und geistreichen Könige Friedrich Wilhelm IV. konnte der Republikaner nicht widerstehen. So machten es die meisten, in die Schweiz Berufenen; sie kehrten nach Deutschland zurück, sobald sie konnten. Die republikanische Luft behagt ihnen doch für die Dauer nicht; etwas Hofluft ist ihnen ein wahres Bedürfniß, wenn sie sich auch noch so ungeberdig anstellen, sobald davon die Rede ist.

Am 18. September fuhren wir von Zürich nach Schaffhausen, wo wir zeitig genug ankamen, um uns Nachmittags an dem Rheinfalle bei Laufen zu erfreuen. Obgleich die Umgebungen des berühmten Wasserfalles nicht schön sind und seine malerische Wirkung geringer ist, als die vieler kleinerer Wasserfälle, so macht doch die große fallende Wassermasse, vom linken Rheinufer aus gesehen, einen imposanten Eindruck. Man kann dieser so nahe treten, daß man das Gefühl hat, als würde man im nächsten Augenblicke mit fortgerissen werden. Man

weilt dabei in Gedanken versunken darüber, wie es wohl ausfallen würde, wenn man freiwillig dem lockenden Zuge des Wassers folgen wollte? Man unterläßt es schließlich, hinein zu springen, und geht tiefer unten im Boote zum andern Ufer über, wo der Wasserfall mehr den Eindruck eines mächtigen Mühlenteiches macht.

Am 19. September gelangten wir mit der Diligence durch das Höllenthal nach Freiburg im Breisgau, und ich sah damals zuerst die liebe Stadt und Gegend, in welcher ich später sechs glückliche Jahre verleben sollte. Der Anblick der sauberen, charaktervollen Stadt, der Bäche, welche durch alle Straßen fließen, des herrlichen Münsters machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck, der noch viele Jahre später zur Geltung kam.

Von Freiburg nach Lahr gelangt man in einigen Stunden; ich fand dort am 20. September die Meinigen wohlbehalten im Trampler'schen Hause.

Herr Lemaire hatte sich in Schaffhausen von uns getrennt, um nach Frankreich zurückzukehren. Mein Bruder August ging von Lahr aus nach Paris zurück, wo er die unter Dumas' Leitung begonnenen chemischen Studien fortsetzen wollte.

Eduard begleitete uns auf der Rückreise bis Heidelberg, um von dort nach Danzig zurückzukehren.

In den ersten Tagen des October kam ich mit Mutter und Schwestern wieder nach Hannover, reich an schönen Erinnerungen, arm an Enttäuschungen. Sie kommen erst, wenn man von der Welt etwas mehr verlangt, als sie schön zu finden. So lange man sich damit begnügt, findet man überall sympathische Seelen; erst wenn man in der Welt etwas erringen will, kommen die Widersacher.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Erinnerungen eines deutschen Arztes.



Erinnerungen eines deutschen Arztes

von

Dr. Georg Friedrich Louis Stromeyer,
früherem Professor und Generalstabsarzt.



Motto:
Wenn das Leben köstlich war,
so ist es Mühe und Arbeit gewesen.
Psalm 90, V. 10.

Zweiter Band.

Leben und Lehren.



Hannover.
Carl Rümpler.
1875.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Leben und Lehren.

In Hannover,
vom October 1828 bis October 1838.

Seit meines Vaters Tode hatte ich mich an den Gedanken gewöhnt, daß ich nach Beendigung meiner Studien in Hannover meinen Wohnsitz nehmen müsse, um meiner Mutter und den Schwestern nahe zu bleiben. Es schien sich von selbst zu verstehen, ich brachte damit auch kein Opfer, es entsprach meiner Sinnesart, die sich auch später nicht verleugnete, mein Lebensschifflein treiben zu lassen, wohin es wollte, ohne mich um eine fernere Zukunft zu kümmern. Ich kann nicht sagen, daß ich für meine Vaterstadt je sehr geschwärmt hätte, aber ich ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren. Auf Reisen lernt man es schätzen, wenn man in einer Stadt geboren und erzogen ist, wo ein reines Deutsch gesprochen wird. Man freut sich darüber schon in Göttingen, dann in Berlin, Dresden, Wien und München, nicht minder in der Schweiz und nun gar in England und Frankreich, wenn man so viele junge Deutsche englisch oder französisch radebrechen hört, welche darin nie eine gute Aussprache bekommen, weil ihr Dialect immer durchscheint.

Zur Zeit meiner Rückkehr in die Vaterstadt konnte man dort sagen: Hannover bricht sich — Bahn. Das Wasser der Leine sah freilich noch immer aus wie Erbsensuppe, aber das konnte man ja nicht ändern, das ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit, die alle Umwälzungen überdauert. Von den vielen Tausenden hölzerner Häuser waren seit meiner Abwesenheit

einige wenige mit frischer Oelfarbe angemalt worden und sahen ganz munter aus, aber das dauerte nicht lange. Der Verbrauch von Steinkohlen hatte so zugenommen, daß die Farbe nicht lange vorhielt, und das Malen wurde definitiv aufgegeben. Man fing dafür an massiv zu bauen, anfangs nur schüchtern, blos massive Façaden, für welche an der Georgstraße die Steine unentgeltlich geliefert wurden. Aber das hörte auch bald auf, neue hölzerne Häuser wurden gar nicht mehr gebaut. Man fing an die Wälle abzutragen und die Stadtgräben zuzuwerfen. Der neugeschaffene Waterloo-Platz gab eine Ahnung davon, was Hannover nach den Plänen des genialen Hofbauraths Laves werden sollte. Er ist großartig angelegt und eröffnet eine freie Aussicht in eine anmuthige Landschaft mit dem Deistergebirge im Hintergrunde. Die 1832 vollendete schlanke Waterloo-Säule sieht herrlich aus, besonders wenn sie sich gegen einen von Gewitterwolken bedeckten Himmel absetzt, unter dem die Berge in tiefblauer Färbung näher gerückt zu sein scheinen. Sie steht der Mitte des königlichen Residenzschlosses an der Leine gerade gegenüber. Nach Vollendung dieses Schlosses würde die ganze Anlage in ihrer vollen Schönheit deutlicher geworden sein. Leibniz selbst würde sie billigen, obgleich sein Monument dabei übel weggekommen ist. Es steht jetzt an der Seite des großen Exercirplatzes, anstatt daß es sonst das point de vue des älteren, kleineren bildete. Als Historiker würde er nichts dagegen erinnern, daß man sein Monument stehen ließ zur Erinnerung an alte Zeiten und Zustände. Es läßt sich mehr dafür sagen, als dafür, daß man dem größten Universalgenie seiner Zeit ein Denkmal an einem Exercirplatze setzte. Es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß Leibniz im Leben wie im Tode nicht den erwünschten Platz in Hannover finden sollte. Er sagte selbst: „Hier in Hannover findet man

kaum Jemand, mit dem man sprechen kann. Ohne unsere Kurfürstin Sophie spräche man in der That gar nicht!" — Er mag wohl nicht ganz Unrecht gehabt hatten, die Hannoveraner sind sehr zurückhaltend und hatten früher wenig gemeinschaftliche Interessen. Dies war auch 1828 noch der Fall, Boston und Whist mußten die Conversation vertreten. Es zeigte fast Niemand das Verlangen, sich von unseren Reisen erzählen zu lassen. In Privatgesellschaften gab die Summe der Eingeladenen, mit vier dividirt, die Anzahl der Kartentische. Wehe dem, der wie ich nicht spielen konnte und übrig blieb. Im Museum, dem Herren-Club, ging es eben so; außer einigen Billardspielern saßen Alle an Kartentischen, im Lesezimmer oder im Wachsfigurencabinet, wo die alten Herren die Wände zierten, um zu rauchen und sich im Schweigen zu üben. Später wurde es anders. Literatur und Musik fanden mehr Eingang und man erfuhr etwas mehr von der Kunst, als daß sie, wie Detmold sagt, die Fontainen in Herrenhausen springen läßt. Zu dieser Wasserkunst hatte Leibniz die Mechanik erfunden. Hannover war die erste Stadt auf dem Continente, welche Gasbeleuchtung erhielt (1828). Es war schon lange vorher davon die Rede, ich erinnere mich, daß ich schon als Kind in den irdenen Pfeifen meines Vaters Gas bereitete, das ganz abscheulich roch, wenn man es brennen ließ.

Die bei ihrer Errichtung im Jahre 1830 wenig beachtete, aber bald glänzend hervortretende polytechnische Anstalt war die wichtigste Errungenschaft jener Zeit. Sie hat es gelehrt, wie viel davon abhängt, ein Institut dieser Art in die rechten Hände zu legen und von diesen, nicht von Bureaukraten pflegen zu lassen. Seit zweiundvierzig Jahren wirkt derselbe Mann, Director Karmarsch, an dieser Anstalt, welche Männer nach Hannover brachte, mit denen selbst Leibniz hätte reden können.

Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß Hannover seinen Baustil erhielt. Das von 1835 bis 1837 erbaute polytechnische Institut an der Georgstraße und das 1833 eröffnete städtische Krankenhaus in Linden waren die ersten Gebäude im Rundbogenstil, der allmählich zur allgemeinen Geltung kam. Zwei geniale junge Baumeister, Andreae, der Stadtbaumeister, und Ebeling, der Lehrer an der polytechnischen Schule, waren die Führer. Andreae ist früh gestorben und hat Unglück gehabt, sein Hauptwerk, das neue Rathhaus, ist nicht vollendet worden, sonst würde es eins der schönsten Rathhäuser der Welt geworden sein. Das von Andreae gebaute städtische Krankenhaus wurde durch einen im Jahre 1857 vorgenommenen Aufbau eines Stockwerks architektonisch ruinirt.

Seit Jahrhunderten hatte die Gartenkunst in Hannover florirt, aber mehr im Gebiete des Nützlichen, durch Veredlung der Obstcultur. Dem Gartenmeister Schaumburg war es vorbehalten, die Landschaftsgärtnerei mit geschickter Hand zu pflegen. Er war in diesem Fache weit berühmt, es hat mich auf Reisen oft gefreut, die Spuren seiner Thätigkeit anzutreffen. Hannover ist ganz der Ort dazu, solche Talente zu cultiviren. Oestlich von der Stadt liegt der dreitausend Morgen große Wald, in dem der Künstler sieht, wie der liebe Gott es macht, um den Menschen eine anmuthige Stätte zu bereiten. Im Westen liegen die großen königlichen Gärten, in denen der Gärtner versucht, es nicht viel schlechter zu machen. Es gelingt ihm freilich nicht, der Wald wird immer den Sieg davon tragen. Ein Park mag noch so schön sein, nie wird ein guter Landschaftsmaler seine Studien darin machen, sondern den freien Wald aufsuchen, die Geschäftigkeit des Gärtners wirkt auf die Bäume, wie Jacke und Hosen auf den Apoll von Belvedere wirken würden. Es hat mir immer an den Hannoveranern gut gefallen, daß sie auf ihren Wald,

die Eilenriede, so große Stücke halten, es zeigt, daß sie viel angeborenes poetisches Gefühl haben. Daß der Wald auf die Gesundheit der Stadt vortheilhaft wirkt durch Reinigung der Luft, durch Schutz gegen scharfe Winde, durch Anregung zu Ausflügen wurde erst allmählich erkannt, die Freude am Walde selbst lehrte ihn zu schonen. Mephisto würde sagen: es giebt auch Wirthshäuser in diesem Walde, aber nicht in Herrenhausen! Nirgends ist der Hannoveraner mäßiger, als in seinem Walde, eine Tasse Kaffee, ein Glas Milch oder Bier ist Alles, was er verlangt. In dieser Mäßigkeit und Einfachheit liegt das Palladium der Eilenriede, möge man dasselbe stets mit eben so großem Eifer, wie die schönen Bäume beschützen. Theater und Concerte waren 1828 in Hannover eben so vorzüglich wie früher, aber der große Geiger Kiesewetter war fort. Im Jahre 1830 nahm sich der 1873 verstorbene Oberbaurath Hausmann der bis dahin ganz vernachlässigten bildenden Künste an, indem er in Hannover eine jährlich wiederkehrende Kunstausstellung zu Stande brachte, deren Eröffnung noch jetzt immer mit Freuden begrüßt wird. Ich war zugegen in der Versammlung, welche Hausmann veranlaßt hatte, um die ersten Einrichtungen zu besprechen. Ich machte damals einen Vorschlag, von dem ich bedauere, daß er keine Annahme fand. Ich wollte, daß man einen größeren Theil des Ertrages der Actien zu öffentlichen Kunstzwecken benutzen solle. Dies wurde aber für unpraktisch gehalten. Andere Kunstvereine, wie der von Düsseldorf, thun das, was ich damals wünschte, mit dem besten Erfolge und haben dadurch das Publikum an den Gedanken gewöhnt, die Actie des Kunstvereins sei kein gewöhnliches Lotterieloos, sondern ein kleiner Beitrag, um das Kunstleben zu fördern. Wie oft habe ich es hören müssen, ich habe meine Actie aufgegeben, weil ich doch nie etwas gewinne.

Ein angehender Arzt kann bei seiner Ansiedelung kaum mehr verlangen, als daß der Ort derselben im Aufblühen sei, nicht im Niedergange, er wächst dann mit. Daß Hannover sich gehoben habe und ferner heben werde, war nicht zu verkennen. Es war mir aber doch nicht sonderlich zu Muthe, wenn ich meine Aussichten prüfte. Vorläufig war ich den Hannoveranern ganz unnöthig, sie waren mit Aerzten reichlich versehen. Dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach konnte ich hoffen, bei eintretenden Todesfällen unter den älteren Aerzten theilweise deren Erbschaft anzutreten, und binnen zehn Jahren ungefähr so viel zu erwerben, daß ich heirathen könnte. Dieser etwas lange Weg ließ sich allerdings durch eine passende Heirath abkürzen; das Einfachste war, nach Geld zu freien, das weniger Einfache, die Tochter eines vielbeschäftigten Arztes zu heirathen. Zu Beidem war ich nicht geneigt, ich wollte zu keinem andern Zwecke heirathen, als um glücklich zu sein. Ich kann es meiner Mutter zum Ruhme nachsagen, daß sie mich nie in dieser Beziehung zu beeinflussen suchte, wie Mütter dies so oft thun; sie hatte selbst aus Liebe geheirathet.

Was mir in Hannover besonders mißfiel, war, daß ich keine Aussicht hatte, an einem Krankenhause wirken zu können. Holscher, der das städtische Krankenhaus dirigirte, war in seinen besten Jahren, und im Militairhospitale war nichts für mich zu hoffen. Obgleich ich gar nicht die Absicht hatte, Militairarzt zu werden, fing ich doch wieder an, das General-Militairhospital zu besuchen, um Wedemeyer wirken zu sehen. Aber er war nicht mehr derselbe wie früher, sein schwacher Körper neigte dem Grabe zu. Ich setzte meine Besuche nicht lange fort, es war mir peinlich, von dem allmählichen Vergehen meines theuren Lehrers Zeuge zu sein. Unter seinen Augen hatte ich aber doch noch Gelegenheit, meine Befähigung für die Chirurgie zu zeigen. Ein junges Mädchen hatte sich eines

schönen Sonntag-Nachmittags beim Gähnen den Unterkiefer verrenkt, der Hausarzt hatte die Verrenkung verkannt und krampfstillende Einreibungen verordnet. Darüber waren Wochen vergangen, die alsdann gemachten Einrichtungsversuche hatten keinen Erfolg gehabt, sie suchte nun Hülfe im Hospitale, wo dieselben auch nicht gelingen wollten. Ich ließ binnen vierundzwanzig Stunden ein Instrument machen, mit welchem man durch Schraubenkraft den Unterkiefer langsam herabdrücken konnte. Nachdem die verrenkten Gelenkköpfe dreiviertel Zoll weit von ihrem Standpunkte entfernt waren, blieb das Instrument einige Minuten lang im Munde, um die gespannten Muskeln zu ermüden. Das Instrument war so eingerichtet, daß dasselbe durch Ausziehen eines Stifts rasch geschlossen werden konnte. Nach Entfernung desselben gelang die Einrichtung in gewöhnlicher Weise ohne Schwierigkeit, die Verrenkung hatte fünfunddreißig Tage bestanden. Ich habe das Instrument 1833 in Rust's Archiv, Vol. 39, abbilden lassen, es hat in Frankreich Beifall und wiederholte Anwendung gefunden.

Ich besuchte die älteren Aerzte der Stadt und wurde von Stieglitz und Heine sehr gütig, von den übrigen mit Höflichkeit empfangen. Holscher sah ich zweimal in dem alten städtischen Krankenhause operiren und dann nicht wieder, wir paßten nicht zu einander. Ich blieb mit ihm immer auf höflichem Fuße, ohne ihm je näher zu treten.

Am 14. Mai 1829 sah ich sämmtliche Aerzte der Stadt und einige der Umgegend beim Jennerfeste. Der Platz dazu war gut gewählt, auf Ochsenkopf's Garten, dem jetzigen Odeon, dem Nicolai-Kirchhofe gegenüber, wo mein Vater unter einem einfachen Rasenhügel beerdigt lag. Er hatte immer geäußert, er wolle nicht unter einem großen Steine liegen, meine Mutter hatte das respectirt. Ich habe ihm später einen Gedenkstein setzen lassen, dessen lateinische Inschrift sich auch auf die

Vaccination bezieht. Das Jennerfest war die einzige Gelegenheit, wo die Aerzte Hannovers zusammenkamen. Sie bildeten eine stattliche Gesellschaft, in welcher ein feiner Ton und eine heitere Stimmung zur Geltung kamen. Es wurden gute Toaste ausgebracht, ernste und heitere, auch meines Vaters wurde gedacht. Ich sagte zu meinem Tischnachbar, einem älteren Arzte, wie gut wäre es, wenn die Kenntnisse aller Anwesenden sich in einem Haupte vereinigen ließen. Nichts ist leichter als das, war die Antwort, Sie brauchen nur in der Apotheke die Recepte anzusehen, die die Herren verschreiben, dann erfahren Sie bald, was dieselben verstehen. Doch nicht ganz, erwiederte ich, es gehören auch die Diagnosen dazu, sonst kommen die Recepte nicht an den rechten Mann. Der alte Heim dachte sich die Fortschritte der Heilkunst auch ungefähr so, wie mein Nachbar, als er, auf Reisen befindlich, die Aerzte rühmte, welche ihm ihre Recepte anvertrauten. Es denkt jetzt noch Mancher so, und das indiscrete Suchen in den Recepten auf der Apotheke ist noch nicht ganz aus der Mode gekommen.

Das Jennerfest brachte mich auf den Gedanken, in Hannover einen ärztlichen Verein zu stiften, der mit großer Leichtigkeit zu Stande kam. Es lebten dort vier frühere Eleven meines Vaters und einige andere Aerzte, welche mit mir die chirurgische Schule besucht hatten. Sie luden ihre Freunde ein und wir constituirten uns ohne weiteres zu einem ärztlichen Vereine, der gar keinen Anspruch darauf machte, sämmtliche Aerzte an sich zu ziehen, sondern allmählich, besonders durch Hinzutritt der jüngeren wachsen sollte. Wir verbrachten keine Zeit mit Discussionen über die Statuten, der erste Paragraph war: der Zweck des Vereins wird als bekannt vorausgesetzt. Wir kamen alle vierzehn Tage zusammen, 7 Uhr Abends. Das Protocoll der vorhergehenden Sitzung wurde von dem Secretair verlesen, dann wurden Bemerkungen über

Epidemien und über den herrschenden Krankheitscharakter gemacht, dann folgte die Mittheilung wichtiger Fälle, über welche der Verein sich mitunter consultatorisch vernehmen ließ, zuletzt wurden ärztliche Novitäten besprochen, Abhandlungen wurden nicht vorgelesen. Um 9 Uhr wurde ein sehr einfaches Abendessen eingenommen, dessen Wirkung auf das Gedeihen des Vereins ich immer sehr hoch angeschlagen habe. Es hat das Gute, daß diejenigen, welche kommen, nicht vor dem Essen zu gehen pflegen und sich nicht gleich wieder drücken, wenn die Verhandlungen nicht ganz nach ihrem Geschmacke sind. Dann scheint das Essen und Trinken, wenn es mit Mäßigkeit geschieht, auf die Entfaltung der besseren Eigenschaften des Menschen günstig einzuwirken, wie Sokrates, Plato und andere große Philosophen schon wußten. Dr. Martin Luther's Tischreden sind ein sprechender Beweis dafür. Sine Cerere et Baccho friget Psyche!

Der ungebundene, aber höfliche Ton, welcher unter uns herrschte, erlaubte es Jedem, sich zu geben, wie er war, hielt aber alle diejenigen von uns fern, welche die Absicht hatten, die Carriere eines Wunderdoctors einzuschlagen, wobei es nöthig ist, collegiale Rücksichten bei Seite zu setzen. Der älteste unter uns war Dr. Gumprecht, der in Hamburg als Geburtshelfer eine große Praxis gehabt hatte und durch Lähmung der unteren Extremitäten invalide geworden in seine Vaterstadt zurückgekehrt war; er hatte im geburtshülflichen Fache viele Erfahrung und war ein Mann von Geist und Witz. Der zweitälteste war Holscher, welcher meistens erst kurz vor dem Essen erschien und dabei sein bedeutendes Conversationstalent auf angenehme Art geltend machte. Ich kann meinen dermaligen Collegen das Zeugniß geben, daß sie alle den Wunsch hegten, ihre Patienten gut zu behandeln und wo möglich zu heilen. Es war keiner unter ihnen, der sich durch Sonderbarkeiten hervorzuthun suchte oder zu den ärztlichen Stutzern gehörte, welche nur die

allerneuesten Medicamente verschreiben. Es bildete sich unter uns allmählich eine gewisse Uebereinstimmung der therapeutischen Ansichten, neue Versuche wurden gleich von Mehreren gemacht, so daß sich das Urtheil darüber bald feststellte.

Das beste Resultat des Vereins waren die freundlichen Gesinnungen, welche er unter seinen Mitgliedern erhielt. Es ist oft hinreichend, daß Leute sich nur von Zeit zu Zeit sehen, um kleine Zwistigkeiten auszugleichen, die sonst Jahre lang fortdauern. Wenn ein ärztlicher Verein dies erreicht, so hat er schon viel geleistet und dies muß vorausgehen, wenn er sich höheren Zwecken widmen will. Fängt ein Verein damit an, gelehrte Forschungen, Standesinteressen, directen Einfluß auf das Sanitätswesen des Staates oder der Stadt zum Gegenstande seiner Bemühungen zu machen, so kommt gewöhnlich nicht viel dabei heraus. Stehen die Aerzte aber in gutem Vernehmen unter einander, so bildet sich mit ihrer Hülfe eine öffentliche Meinung, welche mehr vermag als einzelne Versuche des Vereins selbst, sich äußerlich geltend zu machen. Ich machte es mir zum Gesetze, den Verein mit theoretischen Ansichten zu verschonen, theilte die Erfolge meiner Versuche mit und stellte öfter Patienten oder Geheilte vor. Laennec sagt: man solle das Publikum nicht zum Vertrauten seiner Studien machen. Doctrinen müssen erst den gehörigen Grad von Reife erlangt haben, ehe man sie auf den Markt des Lebens bringen darf und zwar in einer Form, welche den Leser überzeugt. In kurzen wissenschaftlichen Vorträgen kann dies nicht geschehen, ich bin deshalb der Meinung, daß in ärztlichen Vereinen nichts vorgelesen werden sollte als das Protocoll.

Nach meinem Abgange von Hannover im Jahre 1838 stand der Verein in gutem Ansehen, viele ältere Aerzte wünschten demselben beizutreten, ohne sich den Chancen des Ballots zu unterwerfen, der Verein löste sich auf, um sich

sofort wieder zu constituiren. Mit Ausnahme einiger Wunderdoctoren traten sämmtliche Aerzte dem Vereine bei. Dies Experiment fiel nicht so gut aus, wie seine Urheber erwarteten. Die berühmten alten Praktiker zeigten sich nur einige Male aus Höflichkeit und blieben dann weg. Der Verein gerieth aber unter die Botmäßigkeit einer Coterie von Exacten, welche sich mit großem Erfolge geltend machte. Sie bestand aus Männern von Verstand und vielseitigen Kenntnissen, aber der eigentliche Beruf zum Arzte, die Nächstenliebe und die daraus entspringende sorgsame Beobachtung am Krankenbette, die Bescheidenheit im Urtheile ging ihnen ab. Keine Krankengeschichte war ihnen interessant, die nicht mit dem Sectionsberichte endigte, aber auch die makroskopische pathologische Anatomie war ihnen langweilig, die physikalische Diagnostik zu unsicher, Anamnese und rationelle Zeichen waren ihnen höchst verdächtig, die Therapie ganz gleichgültig. Kam man mit ihnen am Krankenbette zusammen, so war man oft erstaunt über ihre Unwissenheit, sie wußten eine Pneumonie nicht von einem pleuritischen Exsudate zu unterscheiden, einen anfangenden Typhus nicht vom Darmkatarrh, einen verschleppten Typhus nicht von chronischen Darmgeschwüren. Bei chirurgischen Uebeln waren sie stets mit dem Bandmaße zur Hand, eine Luxation ohne Messungen zu erkennen und einzurichten, schien ihnen Vermessenheit. Fluctuation konnten sie nicht entdecken, weil sie das feine Gefühl der Finger für zu wenig exact hielten. Einer der Fahnenträger dieser Clique war einmal dabei zugegen, als ich eine subcutane Tenotomie machte, und sagte mir nachher: Es wäre doch viel besser, wenn Sie die Theile erst völlig freipräparirten, dann wüßten Sie doch sicher, was Sie durchschneiden. Ich blieb dem weisen Daniel die Antwort schuldig. Im ersten Jahre meiner Praxis hatte derselbe Arzt ein Gutachten über einen Kunstfehler abzugeben. Der Angeklagte war

auf Grund desselben zum Verluste seiner Licenz verurtheilt worden. Die Justizcanzlei, als Obergericht, hatte ein neues ärztliches Gutachten verlangt, und zu dessen Abfassung drei in Hannover wohnende Aerzte, Leibmedicus Lodemann, Dr. Schneemann und mich, ausersehen. Da ich mich mehr, wie die anderen beiden Herren, mit Chirurgie beschäftigt hatte, überließen sie mir die Ausarbeitung. Ein junges kräftiges Bauermädchen hatte beim Dreschen eine Schenkelhernie bekommen, welche sich gleich beim Entstehen einklemmte und heftige Zufälle machte. Der Arzt war erst am dritten Tage gerufen worden, hatte den Bruch nicht erkannt, sondern den Fall als Unterleibsentzündung behandelt. Schon am folgenden Tage war der Tod eingetreten. Ich machte in meinem Gutachten geltend, daß die Patientin am dritten Tage nach Entstehung einer kleinen, sich sogleich einklemmenden Schenkelhernie und schon mit allen Zeichen einer heftigen Unterleibsentzündung behaftet nicht mehr zu retten gewesen sei, auch wenn der Bruch richtig erkannt wäre. Lodemann und Schneemann traten meiner Ansicht bei, und zufolge unseres Gutachtens wurde der Arzt freigesprochen. Dreißig Jahre später kam ein mir unbekannter Herr zu mir, der mir sagte: Ich bin im Begriffe nach Amerika auszuwandern, wohin meine Söhne mir schon vorangegangen sind, aber ehe ich Europa verlasse, möchte ich Ihnen persönlich meinen Dank abstatten. Sie haben mir in einer unglücklichen Sache durch Ihr Gutachten den allergrößten Dienst geleistet. Ich weiß nicht, was sonst aus mir geworden wäre. Jetzt habe ich eine ehrenvolle Vergangenheit hinter mir.

Armendistrict und ärztliche Praxis.

Die Stadt Hannover war damals in Districte getheilt, deren Arme von gewissen Aerzten unentgeltlich behandelt wurden. Diese übernahmen das Amt des Armenarztes meistens nur

für einen Zeitraum von zehn Jahren und machten freiwillig anderen Platz. Ich erhielt den District, welchen mein Vetter Carl Krause gehabt hatte; er bestand aus einem Dutzend Straßen, in denen nicht gerade die bitterste Armuth wohnte, so daß man sich für die Patienten interessiren konnte, weil sie ordentlich und folgsam waren. Ich behielt diesen District bis zu meinem Abgange im Jahre 1838. Man hat jetzt andere Einrichtungen getroffen; die Armenärzte werden besoldet, haben größere Districte und behalten sie länger. Dies ist für die Stadtcasse gewiß besser, weil jüngere Aerzte mehr verschreiben, als ältere; bei passender Wahl ist es auch für die Patienten wohl besser. Der Armendistrict gab früher den angehenden Aerzten die erste Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen; diese ist ihnen jetzt genommen, aber sie können in den Hospitälern Assistentenstellen finden und sich während ihres Dienstes überlegen, ob sie in der Stadt ihr Glück versuchen wollen. Ich glaube, daß auf diesem Wege einer Stadt bessere Aerzte zugeführt werden, als durch Armendistricte. Zum Assistenten kann man nicht Jeden gebrauchen, es gehört außer ärztlichen Kenntnissen eine gewisse Selbstverleugnung dazu, welche dem Charakter zur Empfehlung dient.

Aerztliche Weisheit hat mir mein Armendistrict nicht viel gebracht, die schlimmsten Fälle mußten in das Hospital geschickt werden. Eine einzige Beobachtung, die ich darin machte, ist mir von bleibendem Nutzen gewesen. Eine alte Frau, welche an einem Beingeschwüre litt, wurde ab und an von der Rose heimgesucht, welche sich in der Umgebung des Geschwüres entwickelte. Beim Ausbruche der Rose lag sie drei Tage lang in tiefer Betäubung, mit blassem Gesichte, wenig veränderten Pupillen und langsamen Pulse. Auf den Verlauf der Rose, so wie auf das spätere Befinden hatte dieser Sopor gar keinen Einfluß. Diese bei derselben Patientin öfter gemachte Be-

obachtung setzte mich in den Stand, in einem ähnlichen Falle eine die Angehörigen überraschende Diagnose zu stellen. Ich wurde zu einer funfzigjährigen Wittwe gerufen, deren Arzt ich schon seit längerer Zeit gewesen war. Sie lag in demselben tiefen Sopor wie die andere. Ich erkundigte mich, ob sie nicht an einem Beingeschwüre leide, dies kam dann zum Vorschein, und war rosig entzündet. Sie hatte ihr Geschwür sehr geheim gehalten, weil sie die Absicht hatte, zum dritten Male in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Bei einem späteren Anfalle wurde durch Zufall ein anderer Arzt gerufen, der gegen den Sopor mit Aderlässe und Blutegeln zu Felde zog. Dies hatte die Folge, daß der Sopor einige Tage länger dauerte als sonst. Beim Erwachen daraus ließ mich die Frau eiligst herbeirufen. Ich erklärte mir diesen Sopor durch Hirnanämie, welche bei den blutarmen Patientinnen durch Hyperämie einer Extremität entstand, ungefähr so, wie man durch einen Junod'schen Schröpfstiefel Ohnmacht herbeiführen kann.

Im ersten Jahre meiner Praxis hatte ich das Glück, ein Febris intermittens apoplectica zu erkennen. Der damals achtjährige Patient ist jetzt ein sehr kräftiger Mann von zweiundfunfzig Jahren. Es dauerte fünfunddreißig Jahre, ehe ich den zweiten Fall sah, bei einem vierzigjährigen Gutsbesitzer, dessen Wiesen die Leine überschwemmt hatte. Die Materia peccans, das faulende Heu, lag ganz in der Nähe des Wohnhauses. Auch bei Diesem hat die Krankheit keine Spuren hinterlassen.

In der Privatpraxis kam ich nur langsam vorwärts, im ersten Jahre verdiente ich gar nichts, im zweiten noch etwas weniger. Dies ging so zu: Ein schwindsüchtiger Tischlermeister war unter meiner Behandlung gestorben; die Wittwe wünschte das Geschäft fortzusetzen, konnte aber keine Sicherheit für die Bezahlung der Hausmiethe geben. Ich war so gutmüthig,

mich für sie zu verbürgen und hatte am Ende des Halbjahrs eine beträchtliche Summe zu zahlen, für die ich kaum Dank erntete. Ich habe mich dann nicht weiter verbürgt. Im dritten Jahre ging es mir besser. Ich würde auch schon früher Einnahmen gehabt haben, aber die Leute, welche mich anfangs consultirten, fragten schließlich: was sind wir schuldig, und dann hieß ich sie gehen. Auf diese Art gelangt man nicht schnell zur Praxis, eher durch das Gegentheil. Wer nach seiner Schuldigkeit fragt, dem sollte man etwas abfordern. Zahlungsfähige Leute beleidigt man dadurch, daß man nichts verlangt, und kommt nicht ohne Grund in den Verdacht, hochmüthig zu sein.

Meine Vorlesungen an der chirurgischen Schule zu Hannover.

Im Januar 1829 kam der alte Stieglitz zu mir, um mich zu fragen, ob ich geneigt sei, Vorlesungen über Chirurgie an der chirurgischen Schule zu halten. Er bezog sich dabei auf meine bei der Staatsprüfung gemachte Clausurarbeit über Entzündung, die ihm gefallen hatte. Er wünschte, daß die chirurgischen Schüler bei zwei Lehrern Chirurgie hörten. Dies war auch bis dahin geschehen, aber Wedemeyer war invalide geworden. Ich zögerte nicht, auf seinen Vorschlag einzugehen. Eine Remuneration stand dabei nicht in Aussicht. Die Lehrer wurden nicht besoldet und die Schüler zahlten kein Honorar. Ostern 1829 fing ich meine Vorlesungen schon an. Ich las die Chirurgie in zwei Semestern, eine Stunde täglich, außerdem übte ich im Sommersemester die jungen Leute zweimal wöchentlich im Bandagiren.

Die Schüler bestanden theils aus solchen, welche die chirurgische Schule nur als Vorbereitung zur Universität benutzten, theils aus einer größeren Zahl, welche von der chirurgischen Schule in die Praxis traten. Die Mehrzahl derselben

waren aufgeweckte junge Leute, mit denen sich viel mehr anfangen ließ, als mit den Studenten der Medicin, welche ich später als Professor in München kennen lernte.

Nach den Eindrücken, welche ich während meiner eigenen Studien empfangen hatte, war ich nicht darüber im Zweifel, daß es besser sei, freie Vorträge zu halten, als Hefte zu dictiren. Es läßt sich Manches für das Dictiren sagen, aber die Vortheile desselben liegen mehr auf der Seite des Lehrers, als auf der des Schülers. Der Lehrer braucht sich nicht so sorgfältig für das Dictiren, als für den freien Vortrag zu präpariren. Um diesen gut zu halten, muß er sogar dafür sorgen, daß er in heiterer Stimmung den Hörsaal betritt. Ist ein zu dictirendes Heft erst ausgeschrieben, so bestehen die Vorbereitungen nur in gelegentlichen Verbesserungen und Nachträgen, zu welchen Erfahrung und Lectüre Anlaß bieten. Der Professor gewinnt durch sein Heft ein Material, welches ihm bei schriftstellerischen Arbeiten sehr zu Statten kommt, aber die Lehrer, welche Hefte dictiren, pflegen über ihr Gesammtfach nichts zu veröffentlichen. Sie haben dadurch den Vortheil, daß ihr Wissen für unermeßlich gilt, ein Nimbus, der sofort verschwindet, wenn ihre Weisheit gedruckt vorliegt. Ein gutes Heft ist allerdings einem guten Buche gleich zu stellen, aber wie viele gute Hefte werden wohl nachgeschrieben? Vermuthlich sehr wenige, die meisten sind voll von Irrthümern und Lücken. Die wenigsten Aerzte sehen ihre Hefte noch im späteren Leben nach, und haben vermuthlich Recht daran. Ich bemitleidete immer diejenigen, welche in schwierigen Fällen sich auf ein altes Heft beriefen, anstatt auf ein gutes Buch, bei dem die Wahrscheinlichkeit doch viel größer ist, daß es keine durch Mißverstehen herbeigeführte Fehler enthält. Der Nutzen des Heftschreibens besteht also für die Mehrzahl doch nur in dem, was sie in der Stunde selbst lernen. Da ist denn wohl die

Frage aufzuwerfen: kann man in einer Stunde eben so viel begreifen und festhalten, wenn man unablässig schreiben muß, als wenn man dem Lehrer mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgt? Gewiß nicht! Es ist mit dem Verstehen und Behalten eine eigene Sache; Verständniß und Gedächtniß knüpfen sich an viele, scheinbar unbedeutende Gegenstände. Ein Präparat, eine Zeichnung, ein Instrument, eine kurze Krankengeschichte geben dem Schüler oft erst ein deutliches Bild von dem, was er aus seinem Hefte nur als Gedächtnißkram herausliest und eben so schnell wieder vergißt, als er es sich eingeprägt hatte.

In England und Frankreich werden keine Hefte dictirt, in Deutschland scheint es fast, als ob eine gewisse Pedanterie die Sitte aufrecht erhielte. Ich habe selbst einen sehr vorzüglichen Professor der Anatomie gekannt, der bei großer natürlicher Beredsamkeit doch ein Heft dictirte. Man wird zugeben, daß zur Erlernung der Anatomie ein gutes Handbuch unentbehrlich sei, eben dasselbe gilt von der Chirurgie, die so viele anatomische Data in sich schließt.

Im Jahre 1829 war das Handbuch von Chelius allgemein verbreitet, es bedurfte in dieser Hinsicht keines langen Suchens; jetzt würde die Wahl schwerer sein, denn keins hat sich eines ähnlichen Ansehens zu erfreuen. Während meiner ganzen Thätigkeit als Lehrer der Chirurgie konnte ich immer voraussetzen, daß sich Chelius' Handbuch in den Händen meiner Schüler befände, und so folgte ich diesem in der Reihenfolge der Capitel, nahm darauf Bezug, hielt aber völlig freie Vorträge. Ich zeigte an Präparaten, Instrumenten und Abbildungen, was mir irgend zu Gebote stand. Froriep's chirurgische Kupfertafeln, die ich aus einander geschnitten und nach Capiteln geordnet hatte, waren mir lange von großem Nutzen. Ich habe es immer bedauert, daß dieses nützliche Werk nicht fortgesetzt worden ist.

Eine Stunde in der Woche verwendete ich in Hannover zum Examiniren und Repetiren. Auf Universitäten würde dies nicht angehen, so nützlich es auch für einen kleineren Kreis sein möchte, die Klinik bietet dafür Ersatz. In Hannover hatte ich aber keine Klinik und würde nie erfahren haben, ob meine Schüler etwas bei mir lernten, ob meine Vorträge ihnen verständlich gewesen wären. So ist mir dieses Examiniren von größtem Nutzen gewesen, theils als Vorbereitung zum Examiniren in der Klinik, theils um meinen Vorträgen den erforderlichen Grad von Deutlichkeit zu geben. Das beste Mittel dazu ist, sich selbst gehörig für die Stunde vorzubereiten, dann finden sich für die klaren und zusammenhängenden Gedanken leicht die passenden Worte. Ich brauche mich auf meine Vorlesungen gar nicht vorzubereiten, sagte mir ein sehr begabter College in Freiburg, wenn ich auf dem Katheder sitze, drücke ich auf einen Knopf in meiner Seite und dann schnurrt das Räderwerk ab bis zum Ende der Stunde. Ich konnte es ihm darin nicht gleichthun, habe es auch nie versucht; nur sehr selten legte ich mich Nachts zur Ruhe, ohne mich auf die Vorlesung des folgenden Tages präparirt zu haben. Die Vorbereitung am Abend fand ich immer viel nützlicher, als die zu jeder andern Zeit, man hat dann nicht mehr die Geschäfte des Tages im Sinne und denkt deshalb klarer.

Orthopädische Versuche.

Im Winter 1828/29 fiel mir das 1828 erschienene Werk von Delpech: L'orthomorphie par rapport à l'espèce humaine, 2 vol. mit Atlas, in die Hände. Der Verfasser war ein berühmter Professor der Chirurgie in Montpellier, der schon 1816 ein geschätztes Handbuch der Chirurgie unter dem Titel: Précis élémentaire des maladies réputées chirurgicales, herausgegeben hatte und als kühner und glücklicher

Operateur in ganz Frankreich bekannt war. Seine Schriften zeugen von einer vollkommenen allgemeinen, sowie ärztlichen Bildung und beruhen größtentheils auf eigener Beobachtung. Delpech war nicht blos ein vorzüglicher Chirurg, sondern auch ein vortrefflicher Schriftsteller, dessen Chirurgie auch jetzt Niemand ohne reichliche Belehrung aus der Hand legen würde. Seine Schreibart ist glatt und fließend, ein reiches Leben spiegelt sich darin ab. Sein Werk über Orthomorphie muß auf mich großen Eindruck gemacht haben, denn es veranlaßte mich, eine orthopädische Anstalt anzulegen, welche mir dazu dienen sollte, einen Zweig der Chirurgie zu cultiviren, der im Allgemeinen ganz vernachlässigt wurde. Während meiner siebenjährigen Studien hatte ich so gut wie nichts davon gelernt und scheute mich doch nicht davor, weil ich darauf rechnen konnte, daß Andere wenigstens nicht mehr wie ich davon verständen und daß es mir auf Grund einer allgemeinen chirurgischen Bildung möglich sein werde, darin etwas zu leisten.

Ich hatte früher nie etwas von Delpech gelesen, sonst würde ich wohl von Paris nach Montpellier gegangen sein, um ihn kennen zu lernen, anstatt in Havre meinen Träumen nachzuhängen. Die Bekanntschaft eines Mannes wie Delpech würde mich mehr gestärkt haben, wie ein Seebad. Nachher war es zu spät, schon am 19. October 1832 wurde Delpech ermordet. Ein übel berüchtigter Mann, den er von Varicocele durch eine Operation geheilt hatte, wollte ein Mädchen heirathen, deren Vater die Partie nicht wünschte. Er hatte den jähzornigen Menschen durch Zweifel über seinen Gesundheitszustand abzuwehren gesucht. Delpech gerieth dadurch in den Verdacht, ungünstig über ihn ausgesagt zu haben. Der Mörder lauerte ihm auf, als er in einem Cabriolet nach seinem vor den Thoren von Montpellier liegenden orthopädischen Institute fahren wollte und erschoß erst den neben ihm sitzen-

den Diener, dann ihn und zuletzt sich selbst. Ich suchte Delpech in meinen Schriften ein ehrenvolles Andenken zu stiften. Seine Landsleute haben es mir gedankt durch die freundliche Aufnahme, welche sie meinen Arbeiten angedeihen ließen, und selbst nach dem Kriege von 1870/71 nicht vorenthielten.

Der Entschluß zur Anlegung einer orthopädischen Anstalt und dessen Ausführung lagen nicht weit auseinander. Meine Mutter, welche mich gern bald in einer Wirksamkeit sehen wollte, wie sie dieselbe bei dem Vater gekannt hatte, sagte mir ihre Hülfe zu. Auf Ostern 1829 wurde ein Haus in der Nähe der Eilenriede mit großem Garten gemiethet, ein Turnsaal und ein Turnplatz im Freien eingerichtet. Meine Mutter bezog die eine Etage, die andere wurde zur Aufnahme junger Mädchen und kleiner Knaben bestimmt, welche unter Aufsicht einer Gouvernante stehen sollten. Nach einer in den öffentlichen Blättern gemachten Bekanntmachung meiner Absichten, erschienen sogleich Patienten mit Verkrümmungen. Der erste war ein hübscher junger Mann, der gern Officier werden wollte, aber einer hohen Hüfte wegen fürchtete, nicht angenommen zu werden. Seine Deformität verschwand im Sitzen, dadurch kam ich zu der Entdeckung, daß sein linkes Bein einen Zoll zu kurz war und daß deshalb im Stehen die rechte Hüfte höher erschien. Ein erhöhter Stiefelabsatz machte der Deformität ein Ende. „Mein lieber Sohn", sagte meine Mutter in Betreff dieses Falles, „wenn Du alle Deine Patienten so schnell herstellst, verspricht das Geschäft nicht sehr einträglich zu werden." Ich konnte sie leider darüber beruhigen. Es meldeten sich gleich junge Mädchen mit Skoliosen; ich ließ sie wie Delpech in Streckbetten liegen und fleißig turnen. Es kamen ein paar Fälle mit paralytischen Spitzfüßen; schon im Sommer 1829 erfand ich eine Extensionsmaschine, die mir seit vierundvierzig Jahren so gute Dienste geleistet hat. Ich

habe seitdem manche andere versucht, bin aber immer zu der ersten zurückgekehrt. R. Volkmann belehrte uns 1872, daß sie leicht Druckbrand macht. Es scheint mir, daß es nicht die Maschinen und Verbände, sondern die Wundärzte sind, welche Druckbrand machen, und daß man sich nicht nach neuen Maschinen, sondern nach vorsichtigen Wundärzten umsehen sollte. Volkmann hat sich offenbar nie mit der Cur schwieriger Fußverkrümmungen abgegeben, sonst hätte er wohl einigen Respect vor einer Maschine, die in Little's, Dieffenbach's, meinen und vielen anderen Händen, Tausenden gute Dienste geleistet hat. Es kamen eine Menge Kinder mit einwärts gebogenen Knieen, die mir wenig Mühe machten, man behandelt sie wie junge Bäume, wenn sie schief wachsen mit einer Stange. Diese hat am Fuß und Hüftgelenke ein Charnier. Am Kniegelenke läßt man das Charnier durch einen Stift unbeweglich machen, bis die Deformität größtentheils gehoben ist und das Bein noch einer geringen Unterstützung bedarf. Auch diese höchst einfache Methode hat Volkmann zu discreditiren gesucht, indem er sagt, die Patienten vereitelten die Wirkung der Maschine, indem sie das Knie krumm hielten. Das ist ganz richtig, aber dafür ist der Stift.

Es kamen auch sehr bald ein paar Kinder mit angeborenen, einseitigen Klumpfüßen, deren Eltern in Hannover wohnten. Sie machten mir sehr viele Mühe. Ich besuchte sie täglich, wickelte ihre Füße mit Binden oder Heftpflasterstreifen, bis sie so weit gebessert waren, daß ich kleine Schienen von biegsamen Kupferblech mit Leder überzogen anlegen konnte. Ich kam natürlich bald dahinter, daß eine Hauptschwierigkeit darin bestehe, die Füßchen trocken zu erhalten, doch dafür wußten die guten hannoverschen Wartfrauen Rath, durch kleine improvisirte Schwimmhosen von Leinen und Flanell. Mit den Schienen brachte ich die Füße so weit, daß ein Scarpa'scher

Schuh angelegt werden konnte, den ich auf meine Art vereinfachte. Ich weiß nicht, ob er dadurch besser geworden ist; den ursprünglichen Scarpa'schen Schuh habe ich nie versucht, obgleich ich es mir oft vornahm. Im Laufe der letzten Jahre habe ich die beiden zuerst behandelten klumpfüßigen Mädchen wieder gesehen. Sie waren beide verheirathet, an ihren Füßen war nichts Krankhaftes zu bemerken, ein Fuß war bei ihnen wie der andere, aber wie viele Mühe hatte es gekostet, sie dahin zu bringen. Die jetzt von Volkmann und Anderen so viel gepriesenen Gypsverbände vermögen die Cur nicht wesentlich abzukürzen, sind aber in ungeschickten Händen sehr gefährlich. Die schlimmsten Fälle, welche ich in neueren Zeiten behandelt habe, betrafen immer Kinder, die durch Gypsverbände Druckbrand oder sogar entzündliche Exostosen am Fersenbein bekommen hatten.

Am meisten Kopfbrechen machten mir die Skoliosen, ich verstand ihre Pathologie nicht. Delpech's Erklärung derselben durch chronische Entzündung der Intervertebralsubstanz war mir gar nicht einleuchtend, sie widersprach der Behandlung durch gymnastische Uebungen. Stieglitz, den ich als väterlichen Freund von Zeit zu Zeit besuchte, ermahnte mich zum Schriftstellern, dies würde meine Ideen klarer machen. Ich erwiderte ihm immer: Ich weiß noch nichts, was der Mittheilung werth ist! Um ihn zufrieden zu stellen, wurde ich Mitarbeiter an kritischen Journalen und schrieb einige Recensionen für die Göttinger gelehrten Anzeigen und für Schmidt's Jahrbücher. Solche Arbeiten haben den Nutzen, daß man die Bücher gut kennen lernt, welche man anzeigt, aber man bekommt nicht immer gute Bücher zum Recensiren, von den schlechten hat man weder Nutzen noch Freude und macht sich viele Feinde, wenn man die Wahrheit sagt.

Naturforscher-Verein in Hamburg im September 1830. Verlobung.

Der von Oken gestiftete Naturforscherverein stand damals in seiner Blüthe. Naturforscher und Aerzte kannten sich unter einander noch wenig und trafen sich bei den Vereinen auf neutralem Boden. Ein gelegentliches Zusammentreffen verpflichtet zu nichts, wie etwa ein Besuch am Wohnorte, der als Entgegenkommen aufgefaßt werden kann, durch welches man in eine Art von Vasallenverhältniß tritt. Hat man sich nur auf einem Naturforscherverein gesehen, so kann man sich hinterher noch hassen und bekämpfen nach Herzenslust. Wollte man die etwas in Miscredit gekommenen Naturforschervereine wieder heben, so brauchte man sie nur zehn Jahre lang zu unterbrechen. Das Verlangen, sich kennen zu lernen, würde die Oberhand gewinnen, die Koryphäen der Wissenschaft würden nicht mehr so blasirt und gleichgültig gegen die Wünsche ihrer Verehrer sein, die sie gern sehen und hören möchten, nachdem sie lange von den berühmten Männern gelesen haben. Man würde dann wohl nicht mehr daran denken, durch fade Vergnügungen die geistige Leere zu verstecken und Leute anzuziehen, die gar keine ernste Zwecke verfolgen, sondern sich nur ein paar Tage auf allgemeine Unkosten amüsiren wollen. Wenn der Ort der Zusammenkunft interessant ist, wie Hamburg, so schadet das dem Erfolge nichts, aber auch an minder anziehenden Plätzen kann der Verein gut ausfallen, wenn die Gesellschaft aus den wünschenswerthen Elementen besteht.

Hamburg hatte außer vielen angesehenen deutschen Aerzten und Naturforschern, wie Oken, Lichtenstein, Chamisso, Rust und Dieffenbach, auch Dänen, Norweger und Schweden, wie Berzelius, Eckström, Bang und Jacobsen angezogen. Diese fremden Elemente wirken vortheilhaft bei diesen Vereinen, weil

sie der einheimischen Wissenschaft unbefangener gegenüber stehen. Man erfährt durch sie, wie weit die, im Inlande zu Tage gekommenen Leistungen ihre Lebensfähigkeit dadurch bewiesen haben, daß sie über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen sind.

Bürgermeister Bartels, der erste Geschäftsführer, eröffnete die Versammlung durch eine kurze, eindringliche Rede, in welcher er mit großer Bescheidenheit die Ehre pries, welche Hamburg durch die Wahl zum Versammlungsorte widerfahren sei. Seine edlen Züge, seine tiefe kräftige Stimme, seine Worte selbst, die den geübten Redner kund thaten, machten großen Eindruck. Es kam mir vor, als sei damit für den ganzen Verein der richtige Ton angegeben und als ob dieser fortfährend nachklinge.

Zweiter Geschäftsführer war Dr. Fricke, dem man es zum Ruhme nachsagen konnte, daß er im städtischen Krankenhause, dessen chirurgische Abtheilung er dirigirte, Alles that, um die Aerzte passend zu beschäftigen, theils durch genaues Eingehen auf die guten Einrichtungen dieser berühmten Anstalt, theils durch Operationen und Vorstellen interessanter Kranken. Ich hatte alle Ursache Fricke dankbar zu sein! Unter den zur Operation Bestimmten befand sich ein niedliches Mädchen von zwanzig Jahren, welche mit einem Klumpfuße behaftet war; sie sollte amputirt werden. Ich hielt dies für ganz unnöthig und schlug vor, die Achillessehne zu durchschneiden, falls die Cur auf mechanischem Wege nicht gelingen sollte. Mein Vorschlag fand gar keine Beachtung, die Amputation wurde ausgeführt. Ich sah daraus, daß die in Hamburg glänzend vertretene Generation von Chirurgen noch weniger als ich von der Orthopädie verstehe, denn ich hielt die Cur des jungen Mädchens, auch ohne Tenotomie, für wahrscheinlich. Bisher hatte ich bei Schwierigkeiten, welche mir einzelne Fälle darboten, geglaubt, ich wisse mit der mechanischen Behandlung noch

nicht recht umzugehen. Ich hätte vielleicht noch gezögert, die Tenotomie zu Hülfe zu ziehen, jetzt war ich dazu entschlossen, nachdem ich gesehen, daß Andere viel geringere Schwierigkeiten für unüberwindlich hielten und zur Amputation griffen.

Ich hatte in der medicinisch-chirurgischen Section einen Vortrag gehalten, wobei ich die von mir erfundene Extensionsmaschine für Fußverkrümmungen demonstrirte und den Fall von Einrichtung einer Kieferverrenkung am fünfunddreißigsten Tage erzählte. Das dabei gebrauchte Instrument, sowie den Fuß-Extensions-Apparat machte ich dem Krankenhause zum Geschenk. Nach meinem Vortrage machte mir der alte Dr. Steinheim aus Altona das ironische Compliment: Ihre Rede hat mir vieles Vergnügen gemacht; nicht als ob ich mich im geringsten für das interessirt hätte, was Sie sagten, aber Ihr hannöversches Deutsch war mir so wohlthätig! Fast in ähnlicher Weise äußerte sich Dr. Gerson: Legen Sie Sich nicht auf das Erfinden von Instrumenten; für die Patienten sind sie meistens entbehrlich und Ihnen werden sie wenig Ruhm eintragen. Ich hielt große Stücke auf Gerson, er war mir sehr freundlich gesinnt und meinte es redlich mit mir. So habe ich denn die Welt nicht gerade mit meinen mechanischen Erfindungen belästigt, man darf sie nicht empfehlen, sondern muß ihre Weiterverbreitung denen überlassen, die daran Geschmack finden. Gerson war Arzt in der englisch-deutschen Legion, zur Zeit des Krieges in Portugal und Spanien, hatte sich bei jeder Gelegenheit durch Bravour und Geschicklichkeit ausgezeichnet. Nach dem Frieden von 1815 hatte er sich in Hamburg niedergelassen, wo er einer der angesehensten Aerzte und Wundärzte war. Er nahm mich öfter mit, um mir interessante Kranke in seiner Privatpraxis zu zeigen, ich konnte dabei die Beschwerlichkeit der ausgedehnten Praxis in einer großen Stadt kennen lernen und fühlte kein Verlangen darnach.—

Zu den Annehmlichkeiten des Hamburger Naturforschervereins gehörten die Abends im Apollosaale stattfindenden Zusammenkünfte, bei denen die älteren Leute conversiren und die jüngeren tanzen konnten. Die Frau Bürgermeisterin Bartels, eine geborene Venetianerin, und ihre älteste Tochter, die Frau Syndica Banks, eine imposante blonde Schönheit, machten die Honneurs im Apollosaale, die um acht Jahr jüngere unverheirathete Tochter des Bürgermeisters sah ihrer italienischen Mutter sehr ähnlich. Sie tanzte vortrefflich, eben so wie ihre blonde Freundin Caroline, die mir durch ihre Aehnlichkeit mit Henriette Sontag auffiel. Sie war graziös wie diese, voll liebenswürdiger Schelmerei und redegewandt wie Beatrix in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts". Kaum hatte ich einige Male mit Fräulein Bartels getanzt, als ich das Opfer ihrer losen Reden wurde. Ich machte sie nicht zu meiner Vertrauten, aber konnte mich doch ihrem Einflusse nicht ganz entziehen. Bei einem schönen Gartenfeste, welches die berühmten Handelsgärtner Booth in Flottbeck den Naturforschern gaben, sah ich die Damen in strahlendem Sonnenlichte und fand sie nicht minder anziehend als im Apollosaale, wo der Sonnengott nur durch seine Abwesenheit glänzte. Die Stadt Hamburg hatte den Naturforschern ein Dampfschiff zur Verfügung gestellt, um eine Excursion nach Helgoland zu machen. Ich zog es vor, in Hamburg, zu bleiben und wurde dafür belohnt durch die Einladung zu einem Diner, welches Bürgermeister Bartels den Zurückgebliebenen gab. Ein patriotischer Schiffscapitain hatte zu diesem Feste eine riesige Schildkröte gestiftet. Oken, Lichtenstein und andere ausgezeichnete Gäste waren eingeladen. Ich fand meinen Platz zwischen den beiden Schwestern, die mich mehr als alles Andere interessirten. Als ich am folgenden Abend die Damen im Apollosaale wiedersah, erkundigte sich die schelmische Caroline mit erheuchelter Theilnahme nach meinem

Befinden, ich müsse wohl krank sein, weil ich gestern sogar die Schildkrötensuppe nicht angerührt habe. Ich suchte mich damit zu vertheidigen, daß ich von allen Kröten die Schildkröte am wenigsten liebe. Es half mir nicht viel. Wer in Hamburg Schildkrötensuppe vorübergehen läßt, muß entweder krank, verrückt oder verliebt sein; so kann es selbst schweigsamen Leuten ergehen, eine Schildkröte kann ihr Verräther sein! Daß Caroline Recht habe, wurde mir selbst klar, und ich hatte nun darüber nachzudenken, wohin das führen könne? Zu einer schnellen Abreise oder zum Dableiben? Da ich zur Flucht keinen hinreichenden Grund fand, so blieb ich, als alle Andern abreisten. Die sanfte, edle Frau Banks hatte mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich suchte sie auf und trug ihr meine Herzensangelegenheiten vor. Sie versprach mir Erkundigungen einzuziehen und schrieb mir am nämlichen Tage einen sehr diplomatischen Brief, in welchem sie mich ersuchte, am folgenden Morgen zu ihrem Vater zu gehen. Die Stunde hatte sie nicht bestimmt, ich ging um elf Uhr hin und fand eine freundliche Aufnahme. Bürgermeister Bartels wollte sich in Hannover nach mir erkundigen, wo er angesehene Verwandte hatte. Aber meine Angelegenheiten waren in zu gutem Zuge, um auf diese Erkundigungen warten zu können, die Freundin Caroline hatte wieder die Verrätherin gespielt und ausgeplaudert, daß man mich schon um neun Uhr Morgens im Bartels'schen Hause erwartet habe und daß eine gewisse junge Dame zwischen neun und elf Uhr öfter an die Treppe gelaufen war, wenn die Hausthür sich geöffnet hatte. Unter diesen Umständen konnte die so vernünftige väterliche Vorsicht nicht zur Geltung kommen, unsere Verlobung fand am 5. October statt. Der Brief von Hannover ließ übrigens nicht lange auf sich warten und fiel zu meinen Gunsten aus. In den drei Tagen, welche der Verlobung folgten, hatte ich Gelegenheit, die zahlreichen Freunde

der Familie zu sehen, die uns zu besuchen kamen und uns wenig Ruhe ließen. Uebrigens gefiel es mir vortrefflich im Bartels'schen Hause. Das Verhältniß des Bürgermeisters zu seinem Schwiegersohne Syndicus Banks war so schön, wie es zwischen Vater und Sohn nur sein kann, die Gefühle, welche mir die Eltern meiner Braut gleich anfangs einflößten, haben sich im Laufe der Jahre nie geändert, ich hatte aber auch nicht ohne Grund darauf gerechnet, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Die Liebe hatte mich in eine Familie geführt, wie ich sie mir nicht idealer denken konnte. Das Haus des Bürgermeisters hatte er selbst in guten Zeiten von einem italienischen Architekten bauen lassen, es war eben so originell, wie bequem, die Parterre in einem Flügel liegenden Gesellschaftszimmer, mit der Aussicht auf den Garten, machten durch ihre Wände von schönem Stuckmarmor einen ganz poetischen Eindruck, der durch die einfachen Möbeln des vorigen Jahrhunderts nur gehoben wurde.

Mit dem Versprechen, um Weihnachten wieder zu kommen und eine meiner Schwestern mitzubringen, reiste ich am vierten Tage nach der Verlobung ab. Ich war selbst nicht wenig erstaunt über den unerwarteten Erfolg meiner zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise nach Hamburg. In den Weihnachtstagen hatten wir mehr Ruhe vor den theilnehmenden Freunden, und ich machte bei meiner Braut Entdeckungen, welche mich beglückten, aber auch überraschten. Ich hatte früher geglaubt, die Harmonie der Seelen beruhe vorzüglich in der Uebereinstimmung der Ansichten über Poesie und schöne Künste, und jetzt war ich mit einem Mädchen verlobt, die von Goethe nur wenig und von Shakespeare noch gar nichts gelesen hatte, und doch war mir das ganz gleichgültig. Ich hatte stets für Musik geschwärmt, meine früheren Inclinationen waren immer durch die Musik herbeigeführt worden.

Mit meiner Braut hatte ich noch nie von Musik gesprochen, und es kam zum Vorschein, daß sie nicht blos eine vortreffliche Clavierspielerin sei, sondern durch vorzügliche Lehrer eine gründliche musikalische Bildung erhalten hatte. So geht es mit der Liebe, sie kümmert sich wenig um Shakespeare und Beethoven.

Meine Schwester Caroline, welche mich um Weihnachten nach Hamburg begleitete, machte dort den angenehmsten Eindruck und blieb bis auf den heutigen Tag die getreue Freundin meiner Auserwählten.

Heirath,

am 11. Mai 1831.

Ehen werden im Himmel geschlossen, sagt das Sprichwort, dem man nur hinzusetzen sollte, wenn sie auf gegenseitiger Zuneigung beruhen. Diese entsteht durch Gaben der Natur und der Erziehung, für welche wir nächst den Eltern Gott unsern Dank schuldig sind. Es ist deshalb auch ganz in der Ordnung, sich an die Kirche zu wenden, um den Bund der Herzen zu befestigen. Welcher junge Ehemann wird nicht einmal im Leben wenigstens Gott dafür danken wollen, daß seine Frau liebenswürdig und schön sei? Kann er das nicht, so hätte er lieber gar nicht heirathen sollen. Geistliche Intoleranz hat es in unserer Zeit dahin gebracht, daß man aller Orten die Civilehe einzuführen strebt, und dieselbe als Mittel zur Abwehr nur willkommen heißen kann. Die kirchliche Ehe würde aber bald ganz verschwinden, wenn man die Civilehe obligatorisch machte. Diese würde den Gedanken wecken, die Ehe sei ein Geschäft, wie jedes andere, bei welchem der Civilbeamte dieselben Dienste leisten könne, wie der Geistliche. Es giebt Leute in Menge, die sich nichts daraus machen, wenn alle Poesie aus dem Leben verschwindet, die davon keinen Schaden für das geistige Leben der Nation besorgen, wenn Alles so

recht praktisch-trocken von Statten geht. Der Gedanke, daß Gott die Herzen vereinigen solle, ist jedenfalls poetischer, als der, daß es sich nur um Vereinigung der Cassen handle. In Proletarierkreisen lautet die Werbung, besonders des Wittwers um die Wittwe, wohl: Sollen wir unsere Klatern zusammenwerfen? Das ist die geeignete Vorrede zur Civilehe, die unter gebildeten Leuten nur eintreten sollte, wo die geistliche Intoleranz dazu zwingt. In Frankreich hat die Civilehe viel größere Fortschritte gemacht, wie in England, wo die kirchliche Trauung allgemein hoch gehalten wird. Die Civilehe entbehrt dort jeder Würde, sie ist oft das Geschäft eines Gemeindebeamten, der allenfalls ein kleiner Krämer oder Barbier sein kann. Es wird Niemand behaupten wollen, daß die größere Tüchtigkeit der heutigen Engländer von der kirchlichen Trauung der Ehepaare abhänge; sie ist mehr ein Zeichen, als eine Ursache der höheren Würde des Familienlebens, die sich im Leben des Staates wieder abspiegelt.

Meine älteste Schwester Sophie begleitete mich auf der Reise zur Hochzeit; sie war durch eine ganz ungewöhnliche Geistesbildung und Klugheit wohl geeignet, den weiblichen Theil der Familie zu vertreten.

Am Polterabend hatte ich zuerst Gelegenheit zu erfahren, wie viele ausgezeichnete junge Männer meine Braut zu Freunden habe; sie sind theilweise später zu hervorragenden Stellungen gelangt, wie Ernst Merck, der spätere Reichsminister, Carl Merck, der jetzige Hamburger Syndicus, Dr. Ludwig Oppenheimer, der spätere Oberappellationsrath in Lübeck, Dr. Moritz Heckscher, der spätere Reichsminister, Dr. Carl Fallati und Dr. Herzfeld. Zu ihren älteren Freunden gehörten die beiden liebenswürdigen alten Maler Gröger und Aldenrath, die beide unverheirathet, wie Brüder mit einander lebten. Alle diese Freunde hatten sich angestrengt, den Polterabend zu verherr-

lichen, wo außer anderen Scherzen auch die Rüpel-Comödie aus Shakespeare's Sommernachtstraum in sehr gelungener Weise vorgestellt wurde.

Am 11. Mai, 4 Uhr Nachmittags, wurde die Trauung im elterlichen Hause durch Pastor Rambach vollzogen. Am folgenden Tage fuhr ich mit meiner jungen Frau nach Wohldorf, in der Absicht, dort einige Tage zu verleben. In einem herrlichen Walde, an dessen Rande die Aue, ein Arm der Alster, vorbeifließt, liegt ein altes Jagdschloß, umgeben von einem breiten Graben, über den eine Zugbrücke führt. Es gehört zu einer Domaine Hamburgs und stand den Mitgliedern des Senats für die Sommerfrische zur Verfügung. Es ist ein ziemlich reizloses, hölzernes Haus, aber der umgebende schöne Wald und die Erinnerung an frohe, dort verlebte Tage machten es meiner Luise werth. Der Wald prangte im ersten Frühlingsgrün, als wir ankamen; wir fanden es herrlich dort. In der Nacht vom 12. zum 13. Mai trat heftiger Frost ein, am andern Morgen war das junge Grün vernichtet, die Bäume waren schwarz geworden; anstatt im Walde umherzustreifen, mußten wir am Kamine sitzen. Wir blieben aber nicht lange allein, die Ungeduld hatte meinen Schwiegervater hinausgetrieben, und mit ihm kamen lustige Freunde, auf deren Besuch wir vor der Hand gern verzichtet hätten. Da das Wetter unfreundlich blieb, kehrten wir am folgenden Tage nach Hamburg zurück, wo wir noch einige Tage im elterlichen Hause verweilten, dann fuhren wir über Harburg mitten durch die Lüneburger Heide nach Bennemühlen, wo die gute Tante Dorette uns erwartete. Dort war es sonnig und warm, der Nachtfrost hatte das junge Grün verschont und die Nachtigallen wetteiferten im Park, uns zu begrüßen. Die liebe Tante faßte bald eine herzliche Zuneigung zu meiner Frau und ist ihr eine treue Freundin geblieben bis an das Ende ihrer Tage.

Während meiner Abwesenheit hatte meine Mutter eine Wohnung an der Wilhelmstraße bezogen und das Haus am Schiffgraben zu unserm Empfange hergerichtet. Wir kamen am 25. Mai gegen Abend dort an und wurden auf das Angenehmste überrascht. Bei einbrechender Dunkelheit erschallten aus den mit farbigen Lichtern erhellten Gebüschen des Gartens die schönsten Lieder unsichtbarer Sänger. Es war die Hannoversche Liedertafel, welche uns begrüßte. Auf meine Frau, welche Gesänge dieser Art noch nicht kannte, machten dieselben großen Eindruck, und ich zweifle nicht daran, daß theilweise von diesem Empfange die Vorliebe herrührt, welche sie immer für Hannover gehabt hat, mehr als ich selbst, der ich dort geboren war. Ich gehörte zu den Stiftern der ersten Hannoverschen Liedertafel. Bremen war uns mit seinem Beispiele vorangegangen. Ich erinnere mich, wie ich 1829 in der Wohnung von Dr. Gustav Himly, Langestraße Nr. 56, mit diesem und dem Advocaten Dr. Wagner den Plan dazu machte. Wir suchten die Leute zusammen, welche sich dazu eigneten, an die Spitze zu treten; der spätere Bürgermeister Evers wurde Liedervater, Organist Enckhausen musikalischer Dirigent, Dr. Wagner Cassenmeister. Mit Hülfe eines brillanten Solo-Quartetts blühte die Liedertafel sehr schnell auf, zur Freude der Hannoveraner und zur Nacheiferung für andere Städte. Es gehörte zu den Statuten der Liedertafel, die Neuvermählten zu begrüßen und am Grabe der Verstorbenen zu singen. Ich war der erste, welcher als junger Ehemann begrüßt wurde, und habe mich stets dankbar daran erinnert.

Cholerareisen,

vom 5. August 1831 bis zum 9. November 1831.

Erste Cholerareise,

vom 5. August bis zum 9. October 1831.

Es war uns nicht beschieden, das neue häusliche Glück ungestört zu genießen. Am 27. Mai 1831 brach in Danzig die Cholera aus, welche aus Polen dahin verschleppt war, wo der Krieg mit Rußland wüthete. Ganz Deutschland gerieth in Sorge über den bisher unbekannten Feind, den man anfangs durch militairische Macht im Zaum zu halten hoffte. Der um Danzig gezogene Cordon erwies sich bald als machtlos gegen die weitere Verbreitung der Krankheit, und damit wuchs die allgemeine Unruhe. Es wurden überall Cholera-Immediat-Commissionen gebildet, um die nöthig scheinenden Anstalten zu treffen. Leibmedicus Lodemann, als Mitglied der hannoverschen Commission, kam auf den Gedanken, zwei junge Aerzte nach Danzig zu schicken, um die Cholera zu studiren, und hatte Dr. Schneemann und mich dazu ausersehen. Später wurde auf seinen eigenen Wunsch auch Holscher noch ausgesendet. So wenig erwünscht mir dieser Auftrag sein konnte, so zögerte ich doch nicht, ihn zu übernehmen, weil ich überzeugt war, daß meine Frau die Angelegenheit als Ehrensache auffassen werde, bei welcher ein weiteres Besinnen schlecht am Platze ist. Ich hatte mich nicht in ihr geirrt, aber die Aermste hatte meiner Familie gegenüber einen harten Stand. Diese hoffte, daß meine Frau mich von dem Gedanken abbringen werde, nach Danzig ins Verderben zu rennen, und beschuldigte sie der Lieblosigkeit, als sie es nicht that. Daß sie sich damals nicht irre machen ließ, habe ich ihr immer sehr hoch angerechnet, und baute im ferneren Leben noch oft auf die schon so früh bewiesenen guten Gesinnungen.

Ein ärztlicher Freund, Dr. Mannstädt, übernahm für die Zeit meiner Abwesenheit die Leitung meines orthopädischen Instituts und eine Schwester meines Schwagers Banks kam von Hamburg, um meiner Frau Gesellschaft zu leisten. Am 5. August reiste ich mit Dr. Schneemann per Extrapost nach Berlin, wo wir uns die nöthigen Empfehlungen nach Danzig verschaffen wollten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Dieffenbach zuerst näher kennen, den ich bei dem Naturforschervereine in Hamburg nur flüchtig gesehen hatte. Ich ließ mich von ihm in der Technik der Infusion und Transfusion unterrichten und kaufte mir die dazu nöthigen Instrumente, von denen ich jedoch Gebrauch zu machen keine Gelegenheit fand. Dann besuchte ich meine früheren Lehrer Rust, Gräfe und Jüngken. Wir erhielten überall sehr viel weise Lehren in Betreff der Cholera, über welche die Leute immer am klügsten sind, ehe sie dieselbe gesehen haben. Rust war die Seele der strengen Sperren gegen die Cholera. Er äußerte sich gegen mich sehr entrüstet über den Ober-Präsidenten von Schön in Königsberg, der durch seine Lässigkeit und sein Widerstreben die Wirkungen der Sperren paralysirt habe. Da wir in Berlin erfuhren, daß auch in Königsberg die Cholera ausgebrochen sei, beschlossen wir, daß einer von uns dahin, der andere nach Danzig gehen solle. Das Loos entschied dahin, daß ich nach Danzig kam. Wir reisten bis Dirschau zusammen, wo sich unsere Wege trennten. Schneemann ging nach Königsberg und ich nach dem nur eine Poststation davon entfernten Danzig, wo ich am 14. August Nachmittags ankam. Ich suchte zunächst meinen Freund Dr. Eduard Gunschke auf, den ich in dem kleinen Seebade Zoppot fand, welches eine Stunde von Danzig entfernt liegt. Er versah dort die Stelle eines Arztes für eine große Colonie angesehener Danziger Familien, welche der Epidemie wegen dahin geflüchtet waren. Die Cholera war aber bald

auch in Zoppot und dessen Umgegend ausgebrochen, so daß Eduard mit derselben schon ganz bekannt war. Er hatte auch eine kleine Abhandlung darüber geschrieben, welche er mir zur Verfügung stellte.

Am folgenden Tage führte er mich in die Cholera-Hospitäler, dann zu den angesehensten Aerzten und installirte mich in seiner Stadtwohnung, dem elterlichen Hause in der Heiligengeist-Straße, welches als ein Muster der sehr eigenthümlichen und bequemen Danziger Bauart gelten konnte. Das Haus stand leer, die Eltern wohnten auf ihrem Landsitze in Strieß, halbwegs zwischen Danzig und Zoppot. Am folgenden Tage zeigte mir Dr. Baum, der Dirigent des städtischen Krankenhauses, diese große Anstalt. Er hatte eben seinen ersten Steinschnitt gemacht, und verrieth schon damals das tiefe Interesse für Chirurgie, welches ihm als Professor der Chirurgie in Greifswalde und Göttingen so viele dankbare Schüler erworben hat. Er stand 1831 in der schönsten Jugendblüthe, aber in der Liebe für sein Fach ist er 1874 noch so jung wie damals. Die charaktervolle, malerische, alte Stadt mit ihrem Hafen, der durch die Gegenwart einer russischen Flotte belebt war, ihrem Dom, der Marienkirche, welche das herrliche Bild van Eyck's, das jüngste Gericht, enthält, mit dem schönen Rathhause und dem Artushof, der Börse von Danzig gefiel mir ausnehmend. Zoppot und der ganze Ostseestrand in seiner Nähe waren überaus reizend in meinen Augen. Ich hätte gern längere Zeit dort zugebracht, aber da die Epidemie im Erlöschen war und ich Cholerakranke nur in den Hospitälern sehen konnte, wohin dieselben erst in vorgerückten Stadien gelangen, so sah ich mich bald nach besseren Gelegenheiten um, sie im Entstehen zu beobachten und selbst Cholerakranke zu behandeln. Ich stellte mich deshalb dem Regierungs-Präsidenten zur Verfügung, welcher mein Anerbieten dankbar annahm und

mich sogleich, mit Credit und Medicamenten versehen, nach Subkau schickte, welches von Dirschau südlich eine Stunde entfernt liegt. Am 23. August kam ich in diesem Dorfe an, wo die Cholera seit mehreren Wochen gewüthet hatte. Die Epidemie fing dort am 30. Juli an und war am 29. August beendigt. In diesen einunddreißig Tagen starben von den kaum 600 Einwohnern 93 an der Cholera, die meisten ohne ärztliche Hülfe. Es war freilich ein Chirurg am Orte, der aber aus Furchtsamkeit nicht in die Häuser ging, sich meistens nur auf zehn Schritte Entfernung berichten ließ, zuweilen die Patienten vom Fenster aus ansah, wobei er sich mit brennenden Wachholderzweigen räuchern ließ. Die Gutsherrschaft war geflohen und hatte sogar ihre Mobilien mitgenommen. Ich konnte in dem kleinen Schlosse anfangs kein Unterkommen finden und mußte bei einem jüdischen Krämer absteigen. Am folgenden Tage kam der Landrath und führte mir einen Herrn Dombrowski zu, der mit Ausführung polizeilicher Maßregeln beauftragt war und sich mir in jeder Beziehung hülfreich erwies. Er ließ mir im Schlosse ein Zimmer öffnen; da das Haus ganz ohne Dienerschaft war, so engagirte ich eine Köchin, die sich glücklich schätzte, für mich sorgen zu dürfen, weil sie sich in meiner Nähe sicher fühlte; ihr Schwager war eben der Krankheit erlegen. Es gab freilich in Subkau nicht viel zu kochen, fast nur Erbsen und Kartoffeln. Das Brod war für mich ganz ungenießbar. Glücklicher Weise war ein Schwarm Enten auf dem Hofe, denen meine Gegenwart verderblich wurde. Mittags eine gebratene Ente und Abends eine gekochte war stehende Regel; toujours canard ist schlimmer, als toujours perdrix! Ich konnte später Jahre lang keine Enten mehr essen.

Gleich nach meiner Ankunft in Subkau besuchte ich die noch vorhandenen Patienten. In den reinlichen Hospitälern von Danzig hatte der Anblick der Cholerakranken keinen beson-

dern Eindruck gemacht. Ich fand, daß Blatternkranke doch schlimmer aussähen. Auf dem Dorfe, in den elenden Hütten armer Häuslinge polnischer Abkunft war es anders. Die Staffage, welche bei einer cholerakranken Frau ein betrunkener Mann macht, der die schreienden Kinder prügelt und die Schweine ruhig im Zimmer gewähren läßt, giebt dem Ganzen etwas Schauerliches.

In der ersten Nacht hielt mich der Gedanke wach, wie ich mich zu benehmen habe, um Muth und Vertrauen zu erwecken und den Fortschritten des Uebels Einhalt zu thun. Ich schlief erst ein, als ich damit im Reinen war. In Begleitung des Chirurgen und des Schullehrers ging ich am andern Morgen von Haus zu Haus, erkundigte mich nach dem Ergehen der Bewohner, fand viele an Durchfall Leidende und gab ihnen Opium, wenn sie keine Zeichen von gastrischen Unreinigkeiten darboten. Ich befreite den Geistlichen aus seiner Gefangenschaft, man hatte ihm eine Wache vor die Thür gestellt. Im Anfange der Epidemie war er voll Muth und Hingebung in alle Häuser gegangen, um die Patienten zu besuchen; man hatte ihm deshalb die Verbreitung des Uebels zur Last gelegt, weitere Besuche untersagt, Schule und Kirche geschlossen. So hatte er sich in sein Schicksal gefunden. Er fing nun wieder seine frühere Thätigkeit an und begleitete mich sogar auf benachbarte Dörfer. Es kam bald Alles in ein besseres Geleise. Die Einwohner des Dorfes, welche, dem Beispiele des Chirurgen folgend, sich Hütten auf freiem Felde erbaut hatten, kehrten in ihre Häuser zurück. Subkau war bei meiner Ankunft noch mit einem Cordon umzogen, der auch die Mühle von dem Dorfe abschnitt, so daß die Leute sich nicht das nöthige Mehl verschaffen konnten. Der Cordon mußte zurückgezogen werden, weil sich in den Dörfern, auf welche er sich stützte, die Cholera gezeigt hatte; so konnten die Leute wieder zu ihrer Mühle

gelangen. Am 24. August hörte die Epidemie in Subkau ganz auf, nachdem während meiner Anwesenheit noch neun Todesfälle vorgekommen waren.

Schon am Tage nach meiner Ankunft in Subkau, dessen Cordon eben aufgehoben wurde, holte man mich nach Rathstube, einem Vorwerke von Subkau, wo in den letzten drei Tagen zwölf Menschen an der Cholera gestorben waren. Seine Bevölkerung von dreihundert Seelen bestand nur aus armen polnischen Häuslingen, deren Verhältnisse ganz gleich waren, in Subkau lebten auch wohlhabende Bauern. Ich hatte in Rathstube zweiundfunfzig wirkliche Cholera-Patienten zu behandeln, von denen vierzehn starben. Die Gesammtzahl der Gestorbenen betrug einunddreißig, von denen siebzehn ohne ärztliche Hülfe geblieben waren. Das viel ärmere Rathstube, wo die Epidemie siebzehn Tage, vom 20. August bis zum 6. September, anhielt, kam also bei freundlichem Zuspruch und ärztlicher Hülfe besser davon, als das wohlhabende Subkau, wo binnen einunddreißig Tagen von sechshundert Einwohnern dreiundneunzig gestorben waren. Von den einundvierzig Feuerstellen in Rathstube blieben nur zwölf von wirklichen Cholerafällen verschont, Koliken und Durchfälle kamen in allen Häusern vor. In Rathstube konnte ich genaue Listen führen, weil mir der Schullehrer ein Verzeichniß sämmtlicher Einwohner gegeben hatte. Die Namen der übrigen Dörfer, in welche ich geholt wurde, waren Brusczk, Rothhof, Klein-Schlanz, Groß-Schlanz, Narkau und Veilchenau. In allen diesen Ortschaften wiederholte ich anfangs meine Rundgänge von Haus zu Haus, welche den guten Erfolg hatten, daß die Leute es lernten, frühzeitig ärztliche Hülfe zu suchen. Die Schullehrer mußten mich schon der Sprache wegen begleiten, weil ich kein Polnisch verstand. Sie lernten dabei mein Verfahren kennen und zeigten großen Eifer, als ich ihnen die nöthigsten Medicamente zur

Vertheilung anvertraute. Ein junger Schullehrer von Brusczk, dem das Laudanum ausgegangen war, kam einmal mitten in der Nacht zu mir, um neuen Vorrath zu holen, er hatte siebenundzwanzig Menschen davon gegeben. Als ich am andern Morgen hinkam, fand es sich, daß das Laudanum nur in zwei Fällen unnöthig gewesen war, wo es sich nur um kaltes Fieber handelte.

Diese armen Schullehrer, wie sehr habe ich sie damals bedauert und bewundert um ihre Hingebung bei kärglichem Lohne, unter einer rohen, trunksüchtigen Bevölkerung lebend, wo sogar die Weiber den Schnaps liebten und deshalb fast in gleichem Verhältnisse wie die Männer von der Cholera befallen wurden. Ich möchte diese Dörfer jetzt wohl wieder sehen, um zu erfahren, was zweiundvierzig Jahre für ihre Cultur gethan haben.

Da mit dem Erlöschen der Cholera in Subkau meine Verbindlichkeiten gegen die königliche Regierung in Danzig gelöst waren, so folgte ich am 3. September einer Einladung nach Dirschau, wo zwei Aerzte, ein Bataillonsarzt und ein Compagnie-Chirurg, an der Cholera gestorben waren und Hülfe sehr erwünscht zu sein schien. Der dortige Arzt Dr. Nollau hatte eine ausgedehnte Praxis in der Umgegend und deshalb keine Zeit, das für vierzig Patienten eingerichtete Cholera-Hospital zu dirigiren, in welchem ein Compagnie-Chirurg als Assistent wohnte. Bei meiner Ankunft fand ich fünfunddreißig Patienten vor, von denen jedoch in der nächsten Nacht schon elf starben. Bis zum Tage meiner Ankunft waren von den zweitausendneunhundert Einwohnern, mit Einschluß von vierhundert Mann Landwehr, in Dirschau hundertundneunzehn erkrankt, neunundsechszig gestorben. Auch in den nächsten Tagen blieb die Sterblichkeit sehr bedeutend.

In dem gastlichen Hause des Dr. Nollau fand ich die

liebevollste Aufnahme, mit mir auch der vortreffliche Medicinalrath Dr. Bremer aus Berlin, der uns aber sehr bald durch den Ausbruch der Cholera in der Residenz entführt wurde. Bremer besorgte die Patienten in der Stadt, Nollau die auf dem Lande und ich die im Hospitale, fand aber mitunter Zeit, noch die Dörfer um Subkau zu besuchen, wo die Krankheit noch nicht ganz erloschen war. Wir behandelten die Cholera alle drei nach denselben Grundsätzen und konnten uns deshalb gegenseitig vertreten. Dirschau war ein recht ungemüthliches Nest, aber doch zähle ich die elf Tage, welche ich dort verlebte, zu den angenehmsten der ganzen Reise. Es gab viel zu thun, ich besuchte mein Hospital sechs Mal am Tage, aber in der Zwischenzeit konnte ich mich erquicken durch den Umgang mit gleichgesinnten, feinfühlenden Collegen.

Am 10. September hatte die Cholera so nachgelassen, daß ich mit Dr. Nollau eine Excursion nach Marienburg machen konnte, um das berühmte Schloß der deutschen Ritter zu sehen. Seit drei Wochen hatte die Cholera in Marienburg geherrscht und doch waren von den fünftausend Einwohnern nur zwanzig gestorben, während in der gleichen Zeit in Dirschau von zweitausendneunhundert, hundertundfunfzehn starben. Marienburg war reinlich und wohlhabend, Dirschau arm und schmutzig. An diese Reise nach Marienburg knüpft sich die Erinnerung an einen raschen Cholera-Todesfall. Auf der Weichselbrücke begegnete uns ein auffallend schöner alter Unterofficier, dessen Uniform mit vielen Decorationen geschmückt war, der uns freundlich grüßte. Als ich nach sieben Stunden zurückkehrte, fand ich ihn sterbend in meinem Hospitale. Zwei Stunden nach seiner Ankunft in Dirschau war er erkrankt. In seinem Wohnorte Mewe, welcher vier Stunden von Dirschau entfernt liegt, war die Cholera. Er hatte also wohl die Krankheit schon im Körper, als er den weiten Weg machte. Es kamen noch

schnellere Todesfälle vor, in denen sich das vorhergehende Wohlbefinden aber nicht so gut constatiren ließ.

Am 10. September kam Dr. Schneemann von Königsberg zurück nach Dirschau. Er hielt seine Expedition für beendigt und wünschte mit mir von Danzig aus nach Hannover zurückzukehren, unterwegs aber noch in Berlin zu verweilen. Ich folgte ihm am 14. September nach Danzig, wo wir vergebens auf weitere Instructionen der hannoverschen Immediat-Commission warteten. Am 17. September reisten wir ab und baten darum, uns die nöthigen Weisungen in Berlin zugehen zu lassen. Wir vermutheten wohl, daß man uns bald daheim sehen möchte, da die Cholera schon in Berlin herrschte, und waren deshalb gar nicht erstaunt, als wir dort die Weisung vorfanden, so schnell als möglich heimzukehren. Dr. Schneemann, der diesen Befehl wörtlich nahm, war in Berlin nicht länger zu halten, als um am folgenden Morgen 6 Uhr Romberg's Visite in seinem Cholera-Hospitale mitzumachen. Ich wollte doch gern etwas von den Berliner Anstalten kennen lernen.

Wir erreichten die Contumaz-Anstalt Herrenkrug bei Magdeburg in der Nacht vom 20. September und wurden dort fünf Tage lang eingesperrt, welche ich dazu benutzte, mich über den Contumaz-Schwindel lustig zu machen. Preußen hatte die Quarantaine schon auf fünf Tage herabgesetzt, Hannover verlangte noch zwanzig Tage, wir hatten also noch vierzehn Tage Zeit, uns nach der Entlassung vom Herrenkruge zu lüften und auszuruhen. Unsere Frauen kamen uns bis Halberstadt entgegen und dort verlebten wir in ihrer Gesellschaft und mit der Abfassung unserer Berichte beschäftigt schöne, sonnige Tage. Mein Jugendfreund Dr. Wilhelm Horn war damals Physikus in Halberstadt und trug mit seiner schönen jungen Frau nicht wenig dazu bei, uns Allen das Leben angenehm zu machen.

Am 9. October kamen wir Alle wohlbehalten wieder in Hannover an.

Zweite Cholerareise,
vom 14. October bis zum 9. November 1831.

Kaum hatte ich die erste Cholerareise beendigt, als ich die Aufforderung zu einer zweiten erhielt. Der Auftrag, welchen die drei von der Immediat-Commission ausgesendeten Aerzte erhielten, bezog sich vorzüglich auf Sperren und Contumaz-Anstalten. Wir waren alle Drei darüber einig, daß eine wirksame Sperre unausführbar sei, weil man sie nicht mit einer chinesischen Mauer, sondern mit ansteckungsfähigen Menschen ausführt. Ich selbst hatte besonders Gelegenheit gehabt zu sehen, wie durch die den Cordon bildenden Soldaten die Krankheit weiter verbreitet wurde. Außerdem waren wir darin einig, daß es besser sei, den Leuten Muth einzuflößen, als Furcht und Schrecken einzujagen, daß man sie so gut wie möglich nähren, aber nicht durch Sperren nahrungslos machen solle. Vom idealen Standpunkte kann man den Nutzen der Absperrung zugeben, aus praktischen Gründen ist sie verwerflich. Wer sich absperren will, der möge es thun, soll aber nicht verlangen, daß seiner Furcht zu Liebe Tausende elend werden. Nachdem die Cholera in Hamburg ausgebrochen war, hatte es mit der Sperre des Königreichs Hannover ein Ende, es war gar nicht mehr davon die Rede, aber die Immediat-Commission hielt es für gut, einen Arzt an die Elbe zu schicken, dessen ostensibler Auftrag war, die Anstalten zu inspiciren, der geheime jedoch, den Leuten Muth zu machen. Mir war diese ehrenvolle Aufgabe zugedacht, ich konnte sie wieder nicht von mir weisen, brach am 14. October schon wieder von Hannover auf und kehrte am 9. November zurück. Während dieser Zeit besuchte ich zuerst Harburg und Hamburg, ging dann über Lüneburg,

Uelzen, Lüchow nach Wustrow, Gartow, Dannenberg, Hitzacker, Bleckede, Artlenburg, zum zweiten Male nach Lüneburg, über Winsen nach Hamburg, dann über Buxtehude nach Stade und Otterndorf. An allen diesen Orten machte ich mich mit den Behörden bekannt, besah die Cholera-Hospitäler und besuchte die angesehensten Aerzte. Diese versammelten die übrigen um sich und ich hielt ihnen meine Vorträge über Natur und Behandlung der Cholera, wobei ich immer sehr aufmerksame Zuhörer fand. Ich schrieb damals meiner Frau, diese Reise werde mich von meiner gewohnten Schweigsamkeit curiren, weil ich den ganzen Tag reden müsse.

Im Allgemeinen gefielen mir die hannoverschen Aerzte sehr gut; selbst auf dem platten Lande fand ich gebildete Männer, in guten Verhältnissen lebend, die gegen Jedermann, mit Ausnahme ihrer benachbarten Collegen, sehr wohl gesinnt waren; die Doctoren Ellissen in Gartow, Mündmeyer in Lüneburg und Erythropel in Stade gefielen mir besonders. Ellissen war mir sehr interessant, Jedermann lobte ihn, Keiner tadelte ihn. Der Gutsherr von Gartow sagte von ihm, Ellissen ist ein vortrefflicher Arzt für große Krankheiten, aber nicht für kleine. Das ist meistens der Fall mit bedeutenden originellen Aerzten, sie mögen keine Schnupfendoctoren sein. Ellissen hatte eine merkwürdige Carriere gemacht, zuerst Jura studirt, als Advocat practisirt, war dann mehrere Jahre als Portraitmaler in Italien gewesen, dann erst Arzt geworden. Als solcher führte er neben der ärztlichen Praxis auch wohl noch Processe für sich selbst oder für arme Leute. Die Cholera hatte seine Philosophie etwas erschüttert, er konnte mir gegenüber seine Aengstlichkeit nicht verbergen. Seinen Sohn hatte er der drohenden Cholera wegen von der Schule in Hildesheim zu Hause kommen lassen. Der kluge Sohn hatte es aber durchgesetzt, daß ihn der Vater nach vier Wochen wieder hinschickte,

er wollte die Schule nicht länger versäumen. Ich schrieb dies zur Warnung meiner Mutter, welche auch Lust hatte, ihren jüngsten Sohn von der Schule in Hildesheim nach Hannover kommen zu lassen. Der kluge junge Ellissen ist 1872, als Bibliothekar in Göttingen allgemein geehrt und beklagt, gestorben.

In Hamburg sah ich am 17. October die schönen Baracken, welche für Cholerakranke auf dem Hamburger Berge errichtet waren. Sie sind vielleicht die ersten Baracken-Hospitäler, die man in Deutschland gebaut hat, und ich hatte sie noch nicht vergessen, als ich 1866 in Langensalza Baracken baute.

Dann hatte ich an diesem Tage die Freude, meinen Schwiegervater in der General-Sanitäts-Commission präsidiren zu sehen und die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher er die Debatten so leitete, daß ein brauchbares Resultat herauskam. Auf die Aerzte der Commission war er nicht gut zu sprechen; es fehlt ihnen an bon sens, wie er hinterher sagte, ohne daß ich ihm widersprechen konnte. Abends holte mich Dr. Gerson in den ärztlichen Verein, wo ich einen Vortrag halten mußte. Bei meiner zweiten Anwesenheit in Hamburg konnte ich am 1. November meiner Schwiegermutter zu ihrem Geburtstage Glück wünschen. Meine Anwesenheit an mehreren Orten, z. B. in Lüneburg, traf gerade in die Zeit des Ausbruchs der Cholera, wodurch meine Sendung sehr zeitgemäß erschien. Ich machte überall die Bemerkung, daß an den Orten, wo die tonangebenden Aerzte Muth hatten, alle anderen, mit Einschluß der Nichtärzte, eben so gesinnt waren und dachte mir dabei, man solle bei Anstellung von Medicinalbeamten nicht blos auf die Kenntnisse, sondern vorzüglich auch auf den Charakter sehen.

Eine kleine Stadt, die auch sonst nicht in glänzendem Rufe stand, machte sich berühmt, als ich gerade dort anwesend war. Eine fremde Frau war mit den Symptomen der Cholera behaftet angekommen; man wußte gar nicht, was man mit ihr

anfangen sollte, bis der Physikus auf den Einfall kam, sie in den ganz isolirt liegenden Stall des Stadtbullen bringen zu lassen. Hier genas die Frau und insofern war Alles gut, aber man hielt jetzt den Stadtbullen für inficirt und fragte mich ganz ernsthaft, was mit demselben anzufangen wäre. Ich erwiderte eben so ernsthaft, der Bulle muß geräuchert werden. Und so wurde er geräuchert, aber lebendig und durfte dann seine Functionen wieder übernehmen. Man fand dies Alles ganz in der Ordnung und verzog keine Miene dabei.

Choleraberịcht.

Nachdem ich in Hannover wieder warm geworden war, konnte ich meinen für den Druck bestimmten Cholerabericht um so leichter vollenden, da ·ich meine Ideen so oft mündlich hatte vortragen müssen. Sie gewinnen schon dadurch an Klarheit, daß man sie klugen Collegen gegenüber gelegentlich vertheidigen muß. Im Januar 1832 erschien meine Schrift: Skizzen und Bemerkungen von einer Reise nach Danzig und dessen Umgegend, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Sie enthält auf den ersten 42 Seiten meine Reiseerlebnisse, von pag. 43 bis 105 die Pathologie und Therapie der Cholera.

Hinsichtlich der Hauptfrage, welche damals die Gemüther beschäftigte, ob die Cholera durch Ansteckung weiter verbreitet werde, oder miasmatisch am Orte selbst entstehe, war ich durch den Aufenthalt in Dörfern zu festen Ansichten gelangt. In Danzig wollte man über das erste Entstehen der Cholera in Zweifel sein, nicht als ob es an Gelegenheiten zur Einschleppung gefehlt hätte, sondern weil deren zu viele waren. Man legte auch keinen großen Werth darauf, weil es der lästigen Sperre wegen nützlicher schien, die Contagiosität zu bestreiten. Sogar mein Freund Eduard war ein Anti-Contagionist. Auf den

Dörfern wußte Jeder, wer die Cholera dahin gebracht und wo er sich dieselbe geholt habe. Die großen Nachtheile der Länder- und Häuser-Sperre waren mir in Danzig und Subkau so deutlich geworden, daß ich davor warnte und großen Nachdruck darauf legte, die theoretische Frage nicht mit ihrer praktischen Lösung zu vermischen. Die Cholera kann ansteckend sein, ohne daß es deshalb gut sein möchte, die Kranken abzusperren. Dies wollte man damals nicht begreifen und behauptete, wer die Cholera für ansteckend halte, müsse auch die Länder- und Häuser-Sperre gutheißen. Dies ist jetzt ein überwundener Standpunkt, aber 1832 beehrte mich ein Danziger Stadtrath mit einer heftigen Gegenschrift, in der er mich lächerlich zu machen suchte, weil ich als Contagionist gegen die Sperren auftrete.

Daß der Ansteckungsstoff vorzugsweise in den Darmausleerungen enthalten sei, glaubte ich 1831 noch nicht, weil dieselben bei der trockenen Cholera (Cholera sicca) in großen Massen zurückgehalten und vom Darmkanale aufgesogen werden, ohne daß die Genesung dadurch verhindert würde. Dieser Schluß war aber nicht richtig, wie die Folge gelehrt hat. Die Cholera-Excrete mögen meistens noch kein wirksames Gift enthalten, ehe sie mit der atmosphärischen Luft in Berührung getreten sind, können aber nach ihrer Ausleerung giftig werden. Dieser Punkt wurde erst 1856 durch Professor Thiersch aufgeklärt, dessen sinnreiche Versuche den Beweis lieferten, daß die Darmexcrete der Cholerakranken nicht im frischen Zustande, sondern vom dritten bis neunten Tage ein Gift enthalten, von welchem Mäuse erkranken oder sterben und daß dieses Gift schon in unendlich kleinen Dosen wirksam sei. Er hatte Papier damit getränkt, welches er den Mäusen vorwarf und konnte nach der Größe des zernagten Papiers die Dosis des Giftes genau berechnen.

Pettenkofer's Untersuchungen über den Antheil, welchen die Bodenbeschaffenheit an dem Auftreten endemischer Krankheiten hat, ergänzten nicht blos die Lehre von der Verbreitung der Cholera, sondern haben für das Sanitätswesen überhaupt eine tiefgehende Bedeutung. Bis auf ihn hatte man an das Grundwasser, die größere, geringere oder ganz fehlende Durchlässigkeit des Bodens wenig gedacht. Wenn ein Ort auf Felsen steht, so ist der Boden ganz undurchlässig; bildet sich oben über dem Felsen eine Lage von Erde und Unrath, so kann dieselbe die Brutstätte tödtlicher Gifte sein. Wo das Grundwasser frei zufließen und abfließen kann, setzt es die Brunnen durch das umgebende Terrain mit den durchlässigen Abtrittsgruben in Verbindung. In München, wo das Grundwasser besonders freies Spiel im Kiesboden hat, wurden durch ein zerbrochenes Gasrohr die Brunnen zweitausend Schritte im Umkreise mit Gas geschwängert, so daß man es riechen und schmecken konnte. Steht das Grundwasser hoch, so werden dadurch an einzelnen Orten Zersetzungen der in das Terrain eindringenden Stoffe gehindert, beim Sinken des Grundwassers treten sie wieder ein. Es verhält sich also mit dem Grundwasser ungefähr wie mit dem zu Tage tretenden Wasser. In sumpfigen Gegenden pflegen die kalten und remittirenden Fieber erst dann stärker aufzutreten, wenn der Wasserstand sinkt und dadurch der atmosphärischen Luft und der Sonnenwärme gestattet, die Zersetzung zu begünstigen.

Am deutlichsten für die Verbreitung der Cholera durch das Trinkwasser sprechen jetzt die Erfahrungen an den Quellen der Cholera in Calcutta. Mein Neffe Eduard Hantelmann, der dort als Kaufmann lebt, erzählte mir 1872, daß alle diejenigen von der Cholera verschont bleiben, welche kein Brunnenwasser, sondern das aus dem Gebirge hergeleitete Wasser benutzen. Unter den Hindus herrschte gegen dieses Wasser

anfangs die größte Abneigung, sie sind aber durch Schaden klüger geworden.

Nach diesen und vielen anderen ähnlichen Wahrnehmungen ist es wohl nicht zu bezweifeln, daß in dem Trinkwasser die Hauptquelle für die Verbreitung der Cholera liegt, es ist damit aber nicht bewiesen, daß die Infection nur auf diesem Wege erfolge und nicht auch durch die Luft, welche ich 1831 für den Hauptträger der Ansteckung hielt. Man nimmt in der That auch diese Art der Verbreitung noch in neueren Schriften als wahrscheinlich an, ungefähr so wie ich damals, beschränkt auf den Dunstkreis eines inficirten Ortes. Sollte diese Frage durch neue Untersuchungen negativ entschieden werden, so würde dies den Nutzen haben, daß Niemand mehr die Nähe eines Cholerakranken fürchten würde und daß man seine ganze Aufmerksamkeit der Reinheit des Trinkwassers zuwenden würde, was jedenfalls praktischer ist und bis jetzt nicht genügend geschah.

Man will mit Recht jetzt in größeren Städten am liebsten Gebirgswasser oder anderes Wasser haben, welches durch Latrinen nicht verunreinigt werden kann, kommt aber der großen Kosten wegen nicht rasch damit vorwärts. Die Reinheit der Brunnen zu bewahren, hält man fast für ein vergebliches Bemühen und doch sind unendlich viele Menschen darauf angewiesen, und es giebt auch zuverlässige Mittel, das Grundwasser und damit die Brunnen von vielen Unreinigkeiten frei zu halten. Wenn man die thierischen Auswurfstoffe durch impermeable Schichten isolirt, so können sich ihre gefährlichen Bestandtheile nicht dem Grundwasser und nicht dem Brunnen mittheilen. Aber fast in allen Ländern zeigt sich in dieser Beziehung ein beklagenswerthes Schwanken und eine Neuerungssucht, bei der im Großen entweder nichts geschieht, oder oft das Verkehrte. Unsere Großväter wußten schon sehr gut, wie man eine Aborts-

grube unschädlich macht. Man legt sie wo möglich nach Norden oder an einen beschatteten Platz, umgiebt sie mit einer Schicht Thonerde, die das Wasser nicht durchläßt. Man bedeckt sie mit einem Gewölbe, welches nur die zur Ausleerung bestimmte Oeffnung frei und die Zuleitungsrohre durchläßt. Die Ausleerungsöffnung wird durch eine Steinplatte oder durch eichene Bohlen und Erde luftdicht verschlossen. In einer solchen gehörig tiefen Grube vermodern die Excremente, bei theilweiser Verdunstung des Wassers, ohne faule Gährung; man kann sie Jahre lang ungeleert lassen, ohne daß sie sich durch ihre Ausdünstungen bemerklich machte.

Der steigende Werth des Grundeigenthums in den Städten und dessen Ausbeutung haben dahin geführt, daß man die älteren Erfahrungen bei Seite geschoben hat, die Fehler, welche man jetzt macht, sucht man durch allerlei Künste zu verbessern, die gar keinen Erfolg haben, weil sie auf falschen Principien beruhen. Eine Lieblings-Idee auf diesem Gebiete ist die Ventilation der Grube, die man zu dem Zwecke mit Luftröhren versieht, welche zum Dache hinausführen. Bleibt die Grube dabei unten fest verschlossen, so pflegen die Luftröhren keinen Schaden zu thun, weil sie gar nicht ziehen. Da man die Gruben im Hofe aber gern offen erhält, um allerlei Unrath hineinzuwerfen, so können die Luftröhren sehr schädlich wirken, indem sie Luft und Wärme in die Grube führen, faule Gährung einleiten und schließlich das Haus durch üble Ausdünstungen verpesten. Unter zehn neuen Häusern ist jetzt kaum eines, in welchem diese Anlagen tadelfrei wären, und doch ist oft so leicht zu helfen, wenn man nur darauf dringt, daß die Grube unten luftdicht verschlossen sei, so daß jede Lufterneuerung möglichst ausgeschlossen wird.

Von England kam das System der Waterclosets, welches man lange als das vollkommenste angesehen hat, ehe man seine

schwachen Seiten kennen lernte. Man hatte dabei nicht berechnet, welche Verluste die Landwirthschaft dadurch erleidet, daß man die Auswurfsstoffe den Flüssen oder dem Meere zuleitete. In London hatte man nicht daran gedacht, daß selbst die Themse durch die Waterclosets in ganz unerträglicher Weise verunreinigt werden würde und daß es hinterher viele Millionen kosten werde, sie wieder erträglich zu machen. Die Waterclosets haben aber noch andere Gefahren, welche bei dem Tode des Prinzen Albert und bei der Krankheit seines Sohnes, des Prinzen von Wales, besonders zur Sprache gekommen sind. Nach dem Tode des Prinzen Albert sagten die englischen medicinischen Journale, derselbe beweise, wie falsch die Theorie sei, der Typhus entstehe durch Einathmen von faulen Gasen, denn nirgends sei die Einrichtung der Waterclosets besser als im Windsorschlosse. Aber der berühmte Toxikolog Dr. Taylor trat sogleich hervor und bewies, daß die Anlage der Closets im Windsorschlosse durchaus fehlerhaft sei, weil der Hauptcanal, welcher in die Themse führt, über dem Wasser ausmünde, so daß die Luft in das ganze Röhrensystem eindringen könne und gelegentlich den schwachen Wasserverschluß eines Closets überwinde. Bei der Krankheit des Prinzen von Wales kamen ganz dieselben Schädlichkeiten zum Vorschein. In Scarborough mündete der Abzugscanal in die offene See, so daß nur bei der Fluth das Wasser hineindrang. Dann wurde die Luft mit solcher Gewalt in die Closetröhren getrieben, daß ein Licht ausgelöscht wurde, welches man über den Wasserverschluß der Closets hielt. In solcher durch die Closetröhren verunreinigten Luft hatte der Prinz geschlafen. Waterclosets sind nur dann unschädlich, wenn der Luftdruck nicht auf ihr Röhrensystem wirken kann, und dies ist schwer durchzuführen, weil schwache Wasserverschlüsse keinen Schutz gegen starken Luftdruck gewähren.

Die beiden Beispiele aus der Geschichte der englischen Königsfamilie sind allgemein bekannt, ich könnte aus meinem praktischen Leben viel großartigere anführen, sie würden aber nicht so viel Eindruck machen, weil es sich dabei nicht um Prinzen handelt.

Vor dem Typhus fürchtet man sich nicht so, wie vor der Cholera, diese Krankheit hat deshalb erst neues Leben in die Untersuchungen über die Gefahren der Wasser- und Luftverpestung gebracht. Daß der Typhus durch die Luft ansteckt, ist eine ausgemachte Sache, man darf deshalb die Verbreitung der Cholera durch die Luft nicht ganz von der Hand weisen, bis die Sache spruchreif ist.

Ich betrachtete 1831 die Wirkung des Choleragiftes als irritirend für die Unterleibsganglien und construirte daraus das Krankheitsbild. Es erregt Hyperämie der Gedärme, Ausscheidung großer Quantitäten von Blutwasser, selbst in den Fällen, wo der Patient weder bricht, noch abführt (Cholera sicca). Dadurch dickt sich das Blut ein. Wenn die Irritation der Abdominalganglien nachläßt, pumpt das Herz wieder mit größerer Energie das verdickte Blut in die Organe; da dessen Rückfluß aber Schwierigkeiten findet, so entstehen Congestionen oder Stauungen, besonders im Gehirne, dadurch der betäubte Zustand, das sogenannte Cholera-Typhoid. Von wahrem Typhus ist dieses wesentlich verschieden, es hört oft nach kurzer Dauer plötzlich auf. Man kannte 1831 noch nicht die Bright-sche Nierenaffection der Cholerakranken, welche in einzelnen Fällen dem Typhoid zu Grunde liegt. Nichts desto weniger habe ich damals den Gebrauch der Säuren im Cholera-Typhoid sehr empfohlen, welche doch wohl das einzige sind, was man einer urämischen Intoxication mit Erfolg entgegensetzen kann. Sie haben mir auch gute Dienste geleistet. Man hat sie dessen ungeachtet fallen lassen. Die Therapie, welche Nie-

meyer seit 1848 empfahl (Die symptomatische Behandlung der Cholera, Magdeburg 1848), welche der kluge Pfeufer 1854 für die beste erklärte, stimmt übrigens mit der meinigen völlig überein, aber sie weiß nichts von Säuren. Ich finde dies begreiflich, weil Niemeyer größeren Werth auf Calomel als auf Säuren legte und noch Calomel gab, wo ich schon zu den Säuren griff, ohne mich um fortbestehende Durchfälle zu kümmern, wie man dies auch beim Typhus thun kann. Von Aderlässen will Niemeyer nichts wissen, das ist die Zeitströmung, welche ich auch bei der Cholera nicht für correct halte, weil ich schwangere Frauen dadurch vor Abortus bewahrt habe, während andere abortirten, die nicht zur Ader gelassen wurden. Im Jahre 1831 waren die Ansichten über das Opium sehr getheilt, man gab sich gern die Miene, nichts davon zu halten, verschrieb es aber doch. Ich trat deshalb für das Opium in die Schranken und habe davon gesagt, daß von einigen zur rechten Zeit gegebenen Dosen Opium das Leben abhinge. In der Periode der Asphyxie empfahl ich den Kampher und die Einreibung ätherischer Oele in die ganze Haut. Ich bin später noch vier Mal in verschiedenen Jahren mit der Cholera in Berührung gekommen und gegen die Reizmittel immer mißtrauischer geworden. Ein rascher Uebergang der Asphyxie in das Reactionsstadium scheint mir gar nicht wünschenswerth. Schon 1831 gab ich Reizmittel, wie Valeriana und Serpentoria, mit Säuren in Verbindung. Ich bin jetzt der Ansicht, daß Opium und Phosphorsäure die wichtigsten Mittel für die Cholera sind, und würde mich freuen, wenn in ihrer Behandlung eine eben so grandiöse Einfachheit herrschte, wie in der des Typhus, wo die Mittelchen neuerungssüchtiger Aerzte gar nicht mehr verfangen wollen.

Uebrigens ist man jetzt wohl darüber einig, daß man der Prophylaxis die größte Aufmerksamkeit zuwenden solle,

nicht blos in Bezug auf Hygiene im Allgemeinen, sondern auch in Bezug auf die Beachtung der ersten Symptome der Krankheit. In dieser Beziehung sind mir meine Rundgänge von Haus zu Haus in den von der Cholera heimgesuchten Dörfern von Nutzen gewesen. Als Generalstabsarzt der königlich hannoverschen Armee veranlaßte ich an Orten, wo die Cholera ausbrach, nicht blos daß die Menage durch Zulagen verbessert wurde, sondern ich ließ die Soldaten täglich Mann für Mann durch Unterofficiere befragen, ob sie sich vollkommen wohl fühlten und nicht an Durchfall litten.

Operative Orthopädik. — Schriftstellerische Arbeiten von 1833 bis 1838.

Am 28. Februar 1831 machte ich meine erste Durchschneidung der Achillessehne bei einem neunzehnjährigen Jünglinge, dessen linker Fuß sich im vierten Lebensjahre zu verkrümmen anfing und allmählich so difform geworden war, daß derselbe zum Auftreten nicht mehr gebraucht werden konnte. Der Patient hatte schon seit fünf Jahren einen Stelzfuß benutzt. Sein linker Fuß zeigte den höchsten Grad des pes equino-varus, der rechte war auch etwas difform, aber zum Gehen zu gebrauchen. Frühere Curversuche anderer Aerzte hatten tiefe Geschwüre an der Fußsohle und Caries am Mittelfußknochen der kleinen Zehe zur Folge gehabt. Erst nach Jahre langen Bemühungen waren diese Geschwüre wieder geheilt, die Maschinenbehandlung war deshalb nicht wieder erneuert worden. Ehe ich zur Durchschneidung der Achillessehne meine Zuflucht nahm, hatte ich drei Monate lang mechanische Versuche gemacht, welche an der Empfindlichkeit der Fußsohle scheiterten. Ich nahm mir bei der Operation Delpech's Lehre zu Herzen, daß der Zweck derselben die Verlängerung der Achillessehne durch neugebildete Zwischensubstanz sei, operirte

aber auf eine schonendere Weise, wie er, so daß die Heilung der kleinen Wunde durch erste Intention erfolgte. Zehn Tage nach der Operation legte ich den schon erwähnten Streckapparat an, in welchem binnen sechs Wochen der Fuß so gerade würde, daß der Patient bequem auftreten konnte. Zwei Monate nach der Operation konnte der junge Mann schon weite Wege machen. Er ist jetzt einundsechszig Jahre alt, ich sehe ihn jeden Sonntag mit seiner alten Mutter in die Kirche gehen, wo er vermuthlich Gott dankt, daß er keinen Rückfall erlitten hat.

Obgleich ich wußte, daß die von mir gemachte Durchschneidung der Achillessehne nur wenige ihres Gleichen zähle, so beeilte ich mich doch nicht, dieselbe bekannt zu machen, sondern beschloß, erst weitere Erfahrungen abzuwarten. Am 12. Juni 1832 machte ich die zweite Operation bei einem zweiunddreißigjährigen Manne, dessen linker Fuß sich nach einer mit Krämpfen verbundenen Krankheit verkrümmt hatte und im Laufe der Jahre immer schlimmer geworden war, so daß derselbe, wie in dem vorhergehenden Falle, einen sehr hochgradigen Talipes equino-varus darstellte. Der Patient war aber bis vor Kurzem noch viel auf seinem verkrümmten Fuße gegangen, die Muskeln der kranken Extremität waren kräftiger entwickelt, wie bei dem ersten Patienten. Ich hielt es deshalb für nöthig, nach der Operation den Unterschenkel ganz einzuwickeln, damit die kräftigen Wadenmuskeln sich ruhig verhielten und die getrennten Sehnenenden nicht auseinanderzerrten. Aber diese Vorsicht hatte ganz die entgegengesetzte Wirkung, es traten schmerzhafte nächtliche Wadenkrämpfe ein, welche sofort aufhörten, als die Einwickelung entfernt war. Ich zog daraus den wichtigen Schluß, daß man gereizte, ihres festen Anheftungspunktes beraubte Muskeln nicht fixiren dürfe, weil dies gerade zu Contractionen Veranlassung giebt. Ein von seinem Anhef-

tungspunkte getrennter Muskel hört bald auf, sich zu contrahiren, wenn er nicht gezerrt, nicht fixirt, nicht gedrückt wird. Dieser Gedanke ist mir für die Behandlung von Wunden und Fracturen von großem Nutzen gewesen, ich legte keine Muskelnähte an und nahm mich bei complicirten Fracturen sehr in Acht, die Muskeln auf mechanische Art zu reizen, wo es sich irgend vermeiden läßt. Nachdem auch dieser Fall einen so günstigen Verlauf genommen hatte, daß der Patient binnen zehn Wochen sehr gut gehen konnte, machte ich beide Fälle 1833 in Rust's Magazin, vol. 39, pag. 195, bekannt, und gab meinem Aufsatze die Abbildung der Extensions-Maschine bei. Ich wollte nichts weiter damit beweisen, als daß Delpech Recht habe, wenn er sagt: daß die Durchschneidung der Achillessehne in Fällen von Klumpfuß, wo die extendirenden Apparate auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, ein unschätzbares Mittel sei. Ich warnte vor Uebereilung und rieth, vor der Operation bereits den Extensions-Apparat anzulegen, theils um sich selbst Uebung in dessen Gebrauche zu verschaffen, theils um die seitliche Abweichung des Fußes zu verbessern, worüber einige Wochen hingehen können.

Meine ersten Mittheilungen über Durchschneidung der Achillessehne machten in Deutschland keinen Eindruck, wurden aber von französischen Journalen sehr freundlich aufgenommen. Dies veranlaßte mich, meinen zweiten Aufsatz über denselben Gegenstand gleichzeitig deutsch und französisch erscheinen zu lassen, in Rust's Magazin und in den Archives generales. In diesem berichtete ich über vier neue Fälle, von denen der erste mißlungen war, weil ich mit der Extension zu lange gewartet hatte. Bei dem siebenjährigen Knaben hatte sich, als die Extension am achten Tage anfing, die Zwischensubstanz schon zu sehr consolidirt, um nachzugeben; die Wadenmuskeln gaben dafür nach, die Achillessehne wurde aber nicht verlängert.

Dieser Fall führte mich dahin, in späteren schon früher, als bisher, mit der Extension zu beginnen, meistens am vierten bis fünften Tage. Die beiden folgenden Fälle waren Klumpfüße, bei denen ich außer der Achillessehne auch die Aponeurosis plantaris und die Sehne der Flexor hallucis longus durchschnitten hatte. Der letzte dieser vier Fälle betraf ein Mädchen von neunzehn Jahren mit Pes equinus.

In Betreff des Heilungsprocesses nach der Tenotomie waren mir die Versuche wichtig, welche mein Freund Günther, Vicedirector der königlichen Thierarzneischule in Hannover, an Pferden machte, die am Stelzfuße litten. Es werden dabei die Sehnen der Perforati und der Perforantes durchschnitten und, obgleich die Extension sogleich beginnt, indem das Pferd auf den operirten Fuß tritt, findet doch eine so feste Vereinigung der getrennten Sehnenenden statt, daß das Thier hinterher zu den schwersten Arbeiten gebraucht werden kann. Dies bewog mich aber doch nicht, beim Menschen gleich nach der Tenotomie Extension eintreten zu lassen, weil die dazu nöthigen Bandagen den Heilungsproceß stören können, indem sie Eiterung herbeiführen.

Meinem zweiten Aufsatze über Tenotomie zufolge fand die Operation in Frankreich sogleich Aufnahme. Dr. Cazenave in Bordeaux war der Erste, welcher sie öfter machte und mich von seinen glücklichen Resultaten in Kenntniß setzte. Ihm folgte Professor Bouvier in Paris, mit dem ich auch längere Zeit in Correspondenz stand. Dr. Leonhard in Bremen war der Erste, welcher mir in Deutschland folgte, aber noch im Jahre 1835 wurden in einer deutschen chirurgischen Klinik Klumpfüße amputirt, und der Dirigent sprach den Satz aus: wahre Klumpfüße werden nicht geheilt und müssen amputirt werden! Ich suchte ihn durch einen Aufsatz in Casper's Wochenschrift zu widerlegen; es wäre nicht nöthig gewesen,

denn bald nachher kamen Dieffenbach's zahlreiche Operationen wie ein Platzregen über ihn. Um diese zu veranlassen, mußte sich aber erst ein junger englischer Arzt von mir operiren lassen und die dabei erlernte Kunst nach Berlin verpflanzen.

William John Little, in London geboren, wo er seit 1832 als Arzt und Wundarzt practisirt hatte und an der chirurgischen Schule von London-Hospital die vergleichende Anatomie vortrug, war fünfundzwanzig Jahre alt, als er in französischen Blättern von meinen tenotomischen Erfolgen las und die Hoffnung faßte, daß ich ihm helfen könne. In seinem zweiten Lebensjahre hatte er an Dentitionsbeschwerden und leichten Krämpfen gelitten, dann allmählich einen pes equino-varus linker Seite bekommen, welcher allen mechanischen Heilversuchen trotzte. Seine eigenen Studien hatten ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß das Hinderniß für die Rectification seines Fußes in den Wadenmuskeln liege, daß also die Durchschneidung der Achillessehne Aussicht auf Heilung gebe. Seine ärztlichen Freunde hatten ihm dies auszureden versucht, ohne ihn zu überzeugen. Seine Existenz wurde allmählich immer lästiger durch Schmerzen beim Gehen und durch seine Unbehülflichkeit. Er wagte es nicht, in ein Treibhaus zu gehen, in einen Salon oder ein anatomisches Museum zu treten, aus Furcht, das Gleichgewicht zu verlieren und Alles umzustoßen. Sein linker Fuß berührte den Erdboden nur mit einer kleinen Stelle von dem Umfange eines Schillings in der Nähe der kleinen Zehe. Im März 1836 ging er zuerst nach Berlin, um Dieffenbach seinen Fuß zu zeigen; dieser war aber der Meinung, daß damit nicht viel zu machen sein werde. Dann kam er mit einer Empfehlung von Dieffenbach nach Hannover, wo ich am 6. Juni 1836 seine Achillessehne durchschnitt. Die Cur ging glücklich von Statten, erforderte aber große Aufmerksamkeit, weil der Patient äußerst empfindlich war und die Extension

nicht leicht ertrug; es mußte z. B. ein Luftkissen unter die Planta gelegt werden. Nach sechs Wochen konnte er gut gehen und am Ende der siebenten nach Berlin zurückkehren. Er zeigte sich Dieffenbach wieder, der über den Erfolg der Cur sehr erstaunt war und sogleich beschloß, ähnliche zu unternehmen. Little blieb den ganzen Winter 1836/37 in Berlin, assistirte Dieffenbach bei fünfunddreißig Operationen und unterrichtete ihn in der Nachbehandlung. Er erwarb in Berlin den Doctorhut und schrieb eine Dissertation über Fußverkrümmungen (Symbolae ad talipedem varum cognoscendum. Berol. 1837), die meiner Ansicht nach bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen wurde. Als Dr. Little nach London zurückgekehrt war, hielt er es für eine heilige Pflicht, die Kunst, welche ihm so wohlthätig gewesen, seinen Landsleuten zugänglich zu machen. Obgleich er entschlossen war, seine Carriere als Arzt und nicht als Wundarzt zu machen, trotzte er doch dem Vorurtheile des Publikums in sofern, daß er die Tenotomie ausübte und der Gründer der ersten öffentlichen Heilanstalt für Verkrümmte wurde, um deren Gedeihen sich besonders der Lordkanzler Eldon Verdienste erwarb.

Als ich 1872 zum dritten Male in London war, sagten mir verschiedene Fachgenossen, Dr. Little sei ein Thor gewesen, daß er 1837 nicht zur Chirurgie überging, er hätte mit der Tenotomie ein großes Vermögen erwerben können. Ich bin ihm sehr dankbar dafür, daß er es nicht that, es klebt kein ungerechtes Gut an der ersten Ausbreitung dieser wohlthätigen Errungenschaft der Chirurgie. Dr. Little dankte derselben eine schöne liebenswürdige Frau, die sich vor der Operation etwas spröde gezeigt hatte. Sie schenkte ihm eine Reihe trefflicher Kinder. Bei seinem dritten Sohne wurde ich zu Gevatter gebeten, mein Pathe erhielt nach englischer Sitte den Namen Louis Stromeyer Little und lebt jetzt als angesehener Wund-

arzt in Shanghay, wo er gelegentlich die Chinesen mit der Tenotomie beglückt, während man jetzt in Deutschland sich mitunter anstellt, als sei dieselbe ein todeswürdiges Verbrechen.

Dieffenbach entwickelte in der Ausbreitung der Tenotomie eine unglaubliche Thätigkeit, er schrieb an alle die Patienten, welche er früher ungeheilt lassen mußte, und stellte sie mit Hülfe der Tenotomie auf gerade Füße. Er machte ausgedehnte Reisen, auf denen er viel operirte. Prof. Strempel und Andere folgten darin seinem Beispiele. Diese Kunstreisen waren die Ursache eines baldigen Verfalls; man verstand die Nachbehandlung nicht, und so war die Tenotomie oft ohne Wirkung. Dieffenbach selbst erlebte noch ihre unangenehmen Folgen. Er konnte es lange nicht verschmerzen, daß er in St. Petersburg einem russischen Großfürsten die Achillessehne ohne Ruhm und Vortheil durchschnitten hatte. Die Tenotomie bei Fußverkrümmungen ist keine Operation, die man auf flüchtigen Reisen machen sollte, weil die Operation dabei leicht und die Nachbehandlung schwierig ist. Viele Aerzte, welche die Tenotomie einmal gesehen hatten, machten die Operation sogar ohne alle Kenntniß der Literatur des Gegenstandes; ich habe eine Menge Briefe gelesen, die an meine Instrumentenmacher gerichtet waren, des Inhalts: Gestern habe ich die Achillessehne durchschnitten, schicken Sie mir doch einen Extensions-Apparat. Alle solche geniale Unternehmungen sind natürlich mißlungen, denn wenn der Extensions-Apparat schließlich ankam, war der günstige Zeitpunkt vorüber.

Wenige Curen machen so viel Aufsehen, wie die mit Hülfe der operativen Orthopädik bewerkstelligten. Eine ganze Stadt kannte seit vielen Jahren den Hinkenden, und sieht ihn dann nach einigen Monaten ganz stolz einherschreiten. Ich fand deshalb bald Gelegenheit, diese Kunst weiter zu üben und auf verschiedene Körpertheile anzuwenden. Die angulären Ver-

krümmungen des Kniegelenks erwiesen sich dabei besonders dankbar; am meisten Vergnügen machten mir die Schiefhälse, bei denen mir ein Wink von Delpech von besonderem Nutzen war. Er sagt sehr richtig, wenn man dem Kopfnicker seine volle Länge wieder geben will, so muß man den Zitzenfortsatz möglichst weit vom Sternum entfernen; dies kann nur durch Drehung des Kopfes um seine Axe geschehen. Daraus ergiebt sich, daß die Nachbehandlung im Liegen geschehen muß, wenn man den Kopfnicker durchschnitten hat, denn nur so läßt sich die Drehung des Kopfes mit Leichtigkeit erzielen. Ganz abgesehen davon, sind außer dem Kopfnicker auch andere Muskeln verkürzt, die man ausdehnen muß, während sie sich in ruhendem Zustande befinden; dieser findet aber nur im Liegen statt.

Theorie der Skoliose.

Die Ursachen der Verkrümmungen am Halse und an den Extremitäten schienen mir ziemlich leicht wahrnehmbar zu sein. Sie zerfallen in fünf Classen:

1. Difformitäten und Functionsstörungen, als Folgezustände mechanischer Verletzungen, Fracturen, Luxationen, Muskel- und Nervenwunden.

2. Rhachitische Verkrümmungen. Sie entstehen durch Knochenerweichung, unter Mitwirkung mechanischer Verhältnisse; sie sind daher an den Beinen am stärksten, weil diese die Schwere des Körpers zu tragen haben. Ohne Verkrümmungen der Röhrenknochen an den Beinen ist deshalb Rhachitis selten.

3. Verkrümmungen durch Erweichung der Bänder, Desmomalacie. Plattfuß und Bäckerbein entstehen durch Schwäche der Ligamente, unter Mitwirkung einer relativ zu starken Belastung. Die schwachen Ligamente lockern sich auf, beim Plattfuß findet man mitunter seröse Ergießungen in den

Gelenken, welche dem Os naviculare angehören. Die Erweichung der Bänder ist also theilweise entzündlicher Art, und dabei kann die Deformität sich rasch entwickeln, so daß man von acutem und chronischem Plattfuß reden kann. Auch an den oberen Extremitäten kommen ähnliche Zustände vor.

4. Gelenkverkrümmungen durch Gelenkentzündungen. Sie entstehen, wie sich später ergab, durch Reflex. Die Neigung der sensiblen Nerven des Gelenks theilt sich durch Vermittelung des Rückenmarks den Muskeln mit. Die das Gelenk tragenden Muskeln gerathen in anhaltende Spannung, die stärkeren Muskeln erlangen das Uebergewicht und verkrümmen das Glied in ihrer Richtung. Auf ähnliche Art entstehen Reflex-Verkrümmungen durch entzündliche Processe anderer Theile, mit Ausschluß der Gelenke; jedes schmerzhafte Geschwür, wenn es auch nur die Haut betrifft, kann Reflexkrämpfe hervorrufen, unter deren Wirkung sich das Glied oft in mehreren Articulationen verkrümmt. Es bleibt dann wohl verkrümmt, auch wenn die Ursache aufgehört hat, wie dies auch nach Gelenkentzündungen geschieht. Das Verharren in der Verkrümmung entsteht dadurch, daß Ligamente und Aponeurosen sich so verkürzt haben, daß die Action der nicht verkürzten Muskeln unfähig ist, den Widerstand der verkürzten Theile zu überwinden.

5. Paralytische und spastische Verkrümmungen. Sie sind an den unteren Extremitäten sehr häufig. Die paralytischen zeichnen sich dadurch aus, daß das Glied anfangs mehr oder weniger vollständig gelähmt ist, und daß sich mit der Zeit Verkrümmungen bilden, indem einzelne Muskelgruppen ihre Thätigkeit wieder erhalten, während andere gelähmt bleiben; es tritt dann Verkrümmung in der Richtung der minder activen Muskeln ein. Volkmann möchte die paralytischen Verkrümmungen ganz mechanisch durch die Schwere

des sich verkrümmenden Theils erklären, z. B. des pes equinus durch Abwärtsfallen der Fußspitze. Man kann dies nicht allgemein gelten lassen, denn paralytische Glieder verkrümmen sich oft erst nach vielen Jahren und bei deutlicher Wiederherstellung der Function einzelner Muskeln. Entstände die Deformität ganz mechanisch, so müßte sie bald zum Vorschein kommen. Bei vielen Lähmungen treten sofort krampfhafte Erscheinungen ein. Dieselbe Ursache, welche die Verbindung des Gliedes mit der Willenskraft aufhob, wirkte als Reiz und steigerte die Reflex-Action. Von dieser Art sind viele, bald nach der Geburt zum Vorschein kommende allgemeine Lähmungen mit Contractur.

Sie treten in den unteren Extremitäten immer am stärksten auf, während die Arme oft brauchbar bleiben. Die organischen Veränderungen, welche dabei im Gehirn und Rückenmark bestehen, sind nur unvollkommen bekannt; Dr. Little fand zuerst, daß Kinder, welche asphyktisch zur Welt kamen, solchen Lähmungen besonders unterworfen sind, und daß sich diese auf capillare Blutergüsse des Rückenmarks zurückführen lassen, welche während der Dauer der Asphyxie zu Stande kamen.

Die Ursachen bilateraler Lähmungen hat man im Rückenmark zu suchen, diejenigen der unilateralen im Gehirne, wenn sie nicht Folge von Verletzung oder Entzündung großer Nervenstämme sind, was zum Theil nur die Anamnese lehren kann. Lähmung des Fußes durch Entzündung des ischiadischen Nerven ist gar nicht selten.

Es ist aber nicht durchaus nothwendig, daß Contracturen der Glieder mit organischen Veränderungen im Gehirn oder Rückenmark zusammenhängen, eine bloße Erhöhung der Reflex-Action kann Verkrümmungen herbeiführen. Ein bis dahin ganz gesundes Kind fängt an zu hinken, die Ferse zieht sich immer höher hinauf, ein Spitzfuß hat sich gebildet, dem keine Lähmung

voransging, wobei die Bewegungen des Fußes nur durch den krampfhaften Widerstand der Wadenmuskeln eingeschränkt werden. Die Durchschneidung der Achillessehne macht dem Reflexkrampfe ein Ende, die Functionen des Fußes werden ohne alle mechanische Nachbehandlung wieder normal.

An diese Fälle reihen sich andere seltene, wo das Glied sich nur dann verkrümmt, wenn es in volle Function tritt, z. B. beim Sitzen ist der Fuß in jeder Richtung frei beweglich und normal gestaltet, erst beim Gehen nimmt er die Form des Spitzfußes oder Klumpfußes an. Eine Andeutung dieses Zustandes findet sich bei jedem angeborenen Klumpfuße, welcher nur bei Anstrengungen den höheren Grad von Difformität annimmt.

Unter den Verkrümmungen des Halses und der Glieder sind nur diejenigen hinsichtlich ihrer Aetiologie räthselhaft, welche im Mutterleibe entstehen. Dies gilt besonders von den angeborenen Klumpfüßen. Der krampfhafte Widerstand gegen die Geraderichtung des Fußes ist dabei so evident, daß denen im Grunde gar nicht zu helfen ist, welche ihn nicht erkennen wollen oder nicht erkennen können, weil sie durch Anlegung von Gypsverbänden das Krankheitsbild verdunkeln. Thut man dies nicht, sondern kämpft Tag für Tag durch Manipulationen und abnehmbare Verbände mit den widerstrebenden Muskeln und sieht dabei, daß die Difformität immer geringer wird, je mehr man den Muskelwiderstand überwunden hat, so wird man sich eben so leicht, wie ich, der Ansicht Rudolphi's anschließen, daß angeborene Klumpfüße auf Neurosen beruhen und gar nichts mit den angeborenen Verkrümmungen zu thun haben, welche augenscheinlich durch mechanische Störungen der Entwickelung herbeigeführt wurden.

Gegenüber diesen mehr oder weniger einfachen Erklärungen der Verkrümmungen am Halse und an den Extremitäten schien

mir die Aetiologie der Rückgratsverkrümmungen sehr dunkel zu sein. Bei ihrer Vergleichung stellte es sich mit Uebergehung der mechanischen Verletzungen heraus, daß bei Rückgratsverkrümmungen dieselben Ursachen in Wirksamkeit sein können, wie an den Extremitäten.

1) Es giebt rhachitische Verkrümmungen am Rumpfe, welche leicht zu erkennen sind, weil sie gar nicht vorkommen ohne Spuren von Rhachitis an den Extremitäten, namentlich an den Beinen.

2) Es giebt Verkrümmungen durch Bändererweichung an der Wirbelsäule, man kennt sie aber nur an der Gelenkverbindung zwischen Atlas und Epistropheus. Jules Guerin hat sie zuerst beschrieben und ich habe sie auch gesehen. An der übrigen Wirbelsäule werden auch Bändererweichungen vorkommen und zur Entstehung von Rückgratsverkrümmungen beitragen.

3) Es giebt Verkrümmungen durch Gelenkentzündungen an den Wirbeln. Ihre Diagnose macht in vorgerückten Fällen keine Schwierigkeiten, weil sich anguläre Verkrümmungen bilden (Pott'sches Uebel). Aber diese sind doch von den an den Extremitäten vorkommenden Difformitäten nach Gelenkentzündungen sehr verschieden. Die anguläre Difformität des Pott'schen Uebels entsteht durch cariöse Zerstörung, nicht wie an den Gelenken der Extremitäten schon durch bloße Reflex-Spannung. Die Diagnose kommt also hier zu spät, wenn sie auf die Verkrümmung wartet. Man muß den Reflexen nachspüren, ehe es dazu gekommen ist. Dies ist nur möglich durch große Aufmerksamkeit auf das Allgemeinbefinden. Wie man bei Störungen desselben Herz, Lungen, Milz, Leber und Nieren ins Auge faßt, so sollte man bei Kindern namentlich auch die Wirbelsäule untersuchen, ob nicht Druckschmerz vorhanden sei. Bei Entzündung der Halswirbelgelenke zeigen sich frühe Reflexe

durch Schiefhalten des Kopfes, bei Entzündungen der Brust- und Lendenwirbel zeigen sich Reflexe in Blase und Mastdarm und in den unteren Extremitäten. Beachtet man diese frühen Erscheinungen, so findet man wohl den Druckschmerz, der bei schreienden Kindern übrigens schwierig zu constatiren ist und manchmal von der Mutter erst bestätigt werden muß, wenn sie es versteht, ruhige Momente des Kindes dazu zu benutzen.

4) Es giebt auch paralytische und spastische Verkrümmungen des Rumpfes. Leute, welche an Schlagflüssen gelitten haben, werden oft sehr schief. Kinder, welche oft an Convulsionen litten, werden zuweilen am Rumpfe verkrümmt und sehen den Rhachitischen ähnlich, ohne daß die Extremitäten verkrümmt sind. Diese seltenen Fälle werden durch die Anamnese leicht aufgeklärt. Einseitige habituelle, tonische oder klonische Krämpfe kommen am Halse vor, aber zuweilen auch an den Muskeln des Rumpfes und bringen theils vorübergehende, theils bleibende Difformitäten hervor. Sie sind selten und durch ihre Anamnese leicht zu erkennen. Als Gegenstück zu diesen krampfhaften Neurosen einzelner Muskelgruppen des Rumpfes kommen auch Lähmungen vor, welche die Eigenthümlichkeit zeigen, daß die Muskeln dem Willen noch unterworfen sind, aber ihre unwillkürlichen Functionen verloren haben. Ich legte mir die Frage vor, in welche Classe gehören die so außerordentlich häufigen gewöhnlichen Skoliosen, bei denen eine Schulter höher steht, als die andere. Delpech's Erklärung derselben durch chronische Entzündung der Intervertebral-Knorpel konnte nicht richtig sein, weil gymnastische Uebungen entschieden gute Dienste thun. Ich wußte mir lange nicht zu helfen und suchte durch Exclusion weiter zu kommen. Wenn ich mechanische Schädlichkeiten Rhachitis, Desmomalacie, Entzündung und Krampf ausschloß, blieben nur die unvollkommenen Lähmungen übrig, deren geringster Grad Atonie genannt wird.

Genaue Beobachtungen bei Kindern, welche erst seit Kurzem an Verkrümmungen des Rumpfes litten, führten mich zu der Wahrnehmung, daß es Fälle gebe, in denen die willkürliche Bewegung auf keine Art gestört ist, wo aber einzelne Muskeln oder Muskelgruppen an den Inspirationsbewegungen keinen Antheil mehr nehmen und daß dadurch Difformitäten entstehen, welche verschwinden, wenn die betreffenden Muskeln ihre Functionen wieder übernommen haben. Ich legte meine Beobachtungen nieder in einer 144 Seiten langen Schrift, welche 1836 unter dem Titel: Ueber Paralyse der Inspirationsmuskeln, Hannover, bei Helwing erschien. Sie hat ungefähr die Form klinischer Vorträge über vorliegende Fälle. Die ersten neunundzwanzig Seiten enthalten vier eigene und zwei fremde Beobachtungen.

Erster Fall. Paralyse der äußeren Inspirationsmuskeln rechter Seite eines elfjährigen Mädchens, bei welchem eine bedeutende Difformität des Thorax plötzlich entstanden war durch mangelhafte Thätigkeit der das rechte Schulterblatt tragenden Muskeln Cucullaris, Rhomboidei, Levator anguli scapulae, so wie das Serratus anticus major. Das rechte Schulterblatt war bis unter die zehnte Rippe hinabgesunken, während es im normalen Zustande am untern Rande der achten Rippe steht. Das linke Schulterblatt war um eben so viel höher gerückt, die Rippen der rechten Seite hatten sich gesenkt und erhoben sich, selbst bei tiefen Inspirationen, nicht wie die der linken Seite. Das junge Mädchen wurde durch Reizmittel, welche ich auf die rechte Seite anwendete, schnell geheilt. Bei der ersten electrischen Sitzung verschwand für Augenblicke die ganze Difformität. Dies wiederholte sich später, als ich den einen Pol auf den Durchgangspunkt des Nervus accessorius Willisii im obern Drittheil des Kopfnickers setzte. Auch bei einer kalten Douche zeigte sich anfangs derselbe momentane Erfolg.

Zweiter Fall. Paralyse des Serratus magnus rechter Seite aus Dupuytren's Praxis. Das neunjährige Mädchen, welches sehr difform und sehr engbrüstig war, wurde durch gymnastische Uebungen geheilt.

Dritter Fall. Paralyse beider Serrati bei einem zweijährigen Kinde. Ich sah das Kind zuerst mit einer stark entwickelten Vogelbrust, welche vor drei Wochen rasch nach einer mit Husten verbundenen fieberhaften Krankheit entstanden war. Nach sechs Wochen hatte sich die Vogelbrust in eine gewöhnliche Skoliose verwandelt, aber mit der Convexität nach links und Erhöhung der linken Schulter, wie das bei Kindern unter zwei Jahren vorkommt, welche im Gebrauche der Arme zwischen rechts und links noch keinen großen Unterschied machen.

Vierter Fall. Dem vorhergehenden ähnlich bei einem fünfvierteljährigen Kinde; es wurde aber durch Einreibung von Liquor ammonii caustici Heilung erzielt.

Fünfter Fall. Den beiden vorigen ähnlich, bei einem dreieinhalbjährigen äußerst engbrüstigen Knaben. Er hatte durch Lähmung beider Serrati zuerst Vogelbrust bekommen; als ich ihn in Behandlung nahm, war dieselbe schon in Skoliose mit der Convexität nach rechts übergegangen. Der linke Serratus anticus major nahm an der Inspiration gar keinen Antheil, auch wenn man durch Druck auf die Oberbauchgegend tiefe Inspirationen erzwang. Der ganz leukämische Knabe schien seinem Tode nahe zu sein, wurde aber durch gute Pflege und Einreibungen von Salmiakgeist geheilt. Er ist später Pastor geworden und lebt noch jetzt (1873).

Sechster Fall. Paralyse sämmtlicher äußerer Inspirationsmuskeln, beschrieben von Alexander Shaw in London. Bei dem kräftigen achtundzwanzigjährigen Patienten hatten sämmtliche äußere Muskeln des Thorax ihren Antheil an der Inspiration verloren. Derselbe hatte große Athembeschwerden,

die willkürlichen Bewegungen des Halses und der Arme waren gar nicht gestört. Nach der Heilung des Patienten ergab es sich, daß die Circumferenz der Brust fünf Zoll zugenommen habe. So enorm ist der Unterschied zwischen einem Thorax, dessen äußere Inspirationsmuskeln ihre Spannkraft verloren und demselben Brustkasten, nachdem dieselben ihre Function wieder übernommen haben. In einzelnen Fällen von Lähmung der äußeren Inspiratoren ist die Capacität des Thorax so vermindert, daß die Zahl der Inspirationen sich verdreifacht. Alexander Shaw sagt von obigem Falle, das Interessanteste dabei sei die Unthätigkeit eben derselben Muskeln beim Inspiriren, die bei allen übrigen Bewegungen thätig blieben. Dies spreche sehr für C. Bell's Eintheilung der Nerven in Gefühls-, Bewegungs- und Respirations-Nerven.

An diese sechs Beobachtungen knüpfe ich zehn verschiedene Betrachtungen, denen andere Krankengeschichten eingestreut sind.

I. Ueber die Functionen der Inspirations-Muskeln. — Es wird darauf hingewiesen 1) daß dieselben Muskeln eine willkürliche und eine unwillkürliche, respiratorische Function haben und daß nach C. Bell die letztere durch besondere Nerven vermittelt werde; 2) daß beim Aufhören der respiratorischen Function die Form des Thorax sich verändert, woraus man den Schluß ziehen kann, daß die Wirkung der äußeren Inspiratoren keine blos vorübergehende sei und nur bei tiefen Inspirationen ins Leben trete, wie man früher glaubte, sondern fortdauern müsse als ununterbrochene active Spannung. Hört die letztere mit dem Tode auf, so verengert sich der Brustkasten und das Zwerchfell steigt viel höher hinauf, als dies im Leben möglich ist. Diese active Spannung ist nicht blos den Inspiratoren eigen, sondern kommt im ganzen Muskelsysteme vor, sie unterhält die regelmäßigen Formen, hat aber auch andere Zwecke. Ich stütze mich dabei auf Bell's

Lehren, bin aber (pag. 41) der Idee der Reflexfunction ganz nahe getreten durch die Bemerkung, daß Verletzungen des Rückenmarks, welche Lähmung der Extremitäten hervorbringen, die active vitale Spannung der gelähmten Muskeln nicht aufheben. Aber ich schrieb diese noch fortbestehende Spannung dem vegetativen Nervensysteme zu, weil ich nicht bedachte, daß ein außer Verbindung mit dem Gehirne gesetztes Rückenmark doch noch Functionen haben könne.

II. Ueber die aufrechte Stellung und das seitliche Gleichgewicht des Oberkörpers. — Ich vergleiche die Construction des Rumpfes mit einem von dem Hofbaurath Laves in Hannover erfundenen, jetzt vielfach angewendeten Systeme des Brückenbaues, welches sich auf die Thatsache gründet, daß man eine lange Leiter oder einen ähnlichen Gegenstand bedeutend verstärken kann, wenn man an beiden Enden desselben zwei Stricke befestigt und straff anzieht, dann aber an verschiedenen Stellen mit Hölzern auseinander spreizt. Daß die aufgerichtete Stellung des Rumpfes von der ungeschwächten Muskelkraft abhänge, ergiebt sich schon daraus, daß der Mensch am Abend kleiner ist als am Morgen. Dies läßt sich nur durch Vergrößerung der drei natürlichen Ausbiegungen der Wirbelsäule bei schwächerer Muskelaction erklären, nicht durch Compression der Intervertebral-Knorpel, welche fast incompressibel sind.

Bei obiger Auffassung der Ursachen einer aufrechten Haltung bekommen die äußeren Inspiratoren eine größere Wichtigkeit, man begreift, daß es sich dazu am Rumpfe nicht blos um Extensoren und Flexoren der Wirbelsäule handelt, sondern auch um Inspirations- und Exspirations-Muskeln, deren normale Function erforderlich ist, um die aufrechte Haltung und das seitliche Gleichgewicht herzustellen. Die Folgerungen, welche sich aus obigen Sätzen ziehen lassen, bringen neue An-

sichten über Entstehung und Behandlung der gewöhnlichen Skoliose. Man dachte bisher bei Skoliosen nur an die zu beiden Seiten der Wirbelsäule liegenden Extensoren derselben und nahm an, dieselben wären an der concaven Seite krankhaft verkürzt, an der convexen Seite verlängert, deshalb machte man reizende Einreibungen an der convexen, erschlaffende an der concaven Seite. Nach meiner Theorie muß man die Reizmittel da anwenden, wo die inspiratorische Bewegung nur unvollkommen ist, das heißt, nicht wie früher an der convexen, sondern an der concaven Seite. Werden dadurch die äußeren Inspiratoren wieder neu belebt, so ziehen sie Rippen und Schulter wieder empor und die zu hohe Schulter der andern Seite sinkt von selbst in ihr normales Niveau zurück. Das habe ich denn seit vierzig Jahren gethan und damit unendlich viele anfangende Skoliosen geheilt.

III. Ueber die Ursachen der Skoliose. — Ich suche die Muskeln des Rumpfes ausfindig zu machen, welche primär bei Entstehung der gewöhnlichen Skoliose (hohen Schulter) betheiligt sind. Die Extensoren der Wirbelsäule, welche hinten liegen und die Bauchmuskeln als Flexoren, so wie die Psoasmuskeln werden als unbetheiligt zuerst ausgeschieden, ihre mangelhafte Thätigkeit führt, was ich durch Beispiele belegt habe, zu anderen Formfehlern. Es bleiben schließlich, als bei den gewöhnlichen Skoliosen betheiligt, vorzugsweise übrig der Sternocleidomastoideus, die Scaleni, die ganze Muskelgruppe, welche, vom Hinterhaupte und von den Halswirbeln entspringend, das Schulterblatt in sich schließt, vorn am Thorax in die Pectorales majores ausläuft, seitwärts in die Dentationen der Serrati ausstrahlt. Diese Muskeln sind bei der Inspiration in sofern die Antagonisten des Zwerchfells, daß sie dieses verhindern, die Rippen nach innen und unten zu ziehen. Die inspiratorischen Bewegungen beginnen im Zwerchfell und setzen

sich nach oben bis zum Gesichte hin fort. Ihre Gesammtwirkung hat die Tendenz, mit Hülfe der Intercostalmuskeln den Brustkasten der Kugelform zu nähern. Diese größtentheils unwillkürliche Action findet bei Gesunden unter allen Umständen statt, sie wird aber durch die augenblickliche Stellung des Rumpfes modificirt. Beim Liegen auf dem Gesichte dehnt sich der Thorax nach hinten aus; beim Liegen auf einer Seite nach der entgegengesetzten. Unvollkommenheiten in der respiratorischen Thätigkeit der großen äußeren Muskelmasse des Thorax zeigen sich besonders im Serratus anticus major, dessen Function vorzugsweise inspiratorisch ist. Der Pectoralis major wird mehr wie der Serratus bei den Bewegungen des Armes gebraucht und erlahmt deshalb nicht so leicht wie der Serratus. Doch kommen Fälle vor, in denen die Action der Pectorales mangelhaft war, wo dann das Gegentheil der Vogelbrust entsteht, das Sternum weicht nach innen und nähert sich der Wirbelsäule, oft um mehr als die Hälfte des normalen Abstandes.

Man entdeckt die Mangelhaftigkeit der Serratus-Wirkung beim Inspiriren durch einen sanften Druck auf die Oberbauchgegend, welcher die Bewegungen des Zwerchfells einschränkt und stärkere Bewegungen der äußeren Inspiratoren hervorruft.

Die Ursachen einer bedeutenden Atonie der äußeren Inspiratoren liegen theils in allgemeinen Zuständen, welche den Stoffwechsel herabsetzen und ein geringeres Bedürfniß an Luft herbeiführen, theils in den Respirationsorganen selbst. Keichhusten und andere chronische Brustkatarrhe unterhalten eine continuirliche Reizung der Exspiratoren, wobei die Inspiratoren an Kraft und Uebung verlieren, diese Zustände wirken auf beide Hälften des Thorax in gleicher Weise. Anfangs werden beide Serrati gleich lahm. Der Zug des Zwerchfells, der Druck der Atmosphäre, bringen eine seitliche Abplattung des

Thorax hervor, wobei das Brustbein stärker hervortritt (Vogelbrust, Hühnerbrust). In vielen Fällen ist genau die Gegend des Thorax, wo die Dentationen des Serratus liegen, grubenartig eingedrückt. Dies ändert sich früher oder später und zwar meistens auf die Art, daß der Mehrgebrauch des rechten Armes belebend auf den rechten Serratus wirkt, welcher seine inspiratorische Function wieder aufnimmt. Dadurch wölbt sich die rechte Thoraxhälfte wieder, während die linke eingesunken bleibt. Auf diese Art geht die Vogelbrust in Skoliose über, die Schultern stehen nicht auf gleicher Höhe, weil außer dem Serratus auch die ganze Muskelgruppe betheiligt ist, deren Ausläufer seine Dentationen darstellen.

Mit diesem Processe wird der Zustand in Contrast gestellt, wo in Folge von Empyem und nach pleuritischem Exsudate eine Hälfte des Thorax tief eingezogen ist. Selbst wenn die Einziehung so bedeutend ist, daß wie ich gesehen habe, das Schulterblatt gewissermaßen in der Luft schwebt, wird die Wirbelsäule nicht in erheblichem Grade schief, wie Laennec dies schon beschrieben und durch Abbildungen erläutert hat. Der Grund davon liegt darin, daß bei Epyemen und nach pleuritischen Exsudaten die Muskeln gesund bleiben; nur das selbstständige Muskelleiden bringt zunehmende Difformitäten hervor, Schiefheiten nach pleuritischen Exsudaten haben keinen progressiven Charakter. Bei den durch selbstständiges Muskelleiden entstehenden Skoliosen findet ein Fortschreiten statt; das Skelett wird difform und das Uebel dadurch unheilbar.

Um die Wirkung der Dentationen der Serratus zu zeigen, machte ich wie C. Bell die Durchschneidung des Nervus thoracicus posterior bei Thieren.

Unregelmäßigkeiten in der unwillkürlichen Function der Psoasmuskeln und ihrer Antagonisten am Rücken bringen,

wenn sie einseitig sind, Difformitäten hervor, welche man zum Unterschiede von der hohen Schulter die hohe Hüfte zu nennen pflegt. Ihre Aetiologie ist viel schwieriger, als die der hohen Schulter.

IV. Ueber zwei wichtige Symptome der Coxalgie. — Diese beiden Symptome sind der Knieschmerz und die anhaltende Spannung der großen Beugemuskeln des Hüftgelenks, Psoas und Iliacus internus. Beim Nachsinnen über die Ursachen des Knieschmerzes kam ich zu der Ansicht, derselbe müsse von einem Symptome abhängen, welches dem Stadium der Verlängerung eben so wohl angehört, als dem der Verkürzung, denn in beiden findet man den Knieschmerz. Dieses Symptom ist die Contractur der großen Beugemuskeln; so kam ich auf eine Lehre, die ich später weiter verfolgte.

V. Ueber Contractur. — Als Ursachen unwillkürlicher bleibender Muskelverkürzungen werden folgende angeführt: 1) organische Veränderungen der verkürzten Muskelmasse, durch Entzündung oder durch Wunden mit Substanzverlust; 2) Schwäche und Unthätigkeit der Antagonisten durch Lähmung oder durch Verletzung; 3) Aufhören der willkürlichen Bewegung und Vorherrschen der unwillkürlichen, wobei die größere Muskelmasse das Uebergewicht erhält; 4) entzündliche Schmerzen, welche die willkürlichen Bewegungen aufheben, wie bei den Gelenkentzündungen, und die unwillkürlichen steigern; 5) habitueller Krampf.

VI. Ueber die Mitleidenschaft des Gesichts bei Skoliosen.— Sie wird erklärt durch die Mangelhaftigkeit der Inspirationsbewegungen an der vorzugsweise atonischen Seite. Die Erregung schreitet nicht in normaler Weise bis zum Gesichte fort, weil sie durch gelähmte Muskeln unterbrochen wird. Die vom Facialis versorgten Muskeln werden schlaffer. Mit der Zeit wirkt dies sogar auf die Vegetation der Knochen im Gesichte,

welche im Wachsthum zurückbleiben, obgleich gar keine mechanische Verhältnisse mitwirken, wie bei den Wirbeln, wo ein ungleichmäßiger Druck den Schwund von Knochensubstanz an der concaven Seite befördert. Bei Caput obstipum ist das Kleinerwerden der Gesichtsknochen der leidenden Seite besonders auffallend, aber auch bei Skoliotischen leicht zu bemerken. Man kann daraus schließen, daß etwas Aehnliches am Rumpfe geschehen müsse, wenn die Muskelthätigkeit daselbst anhaltenden Unregelmäßigkeiten unterworfen ist. An den Röhrenknochen der Extremitäten findet man häufig die Gelegenheit zu beobachten, welchen störenden Einfluß auf die Knochenentwickelung Muskellähmungen ausüben. Gymnastische Uebungen verschönern die Gesichtszüge der Skoliotischen, auch wenn die Skoliose nicht geheilt wird, indem sie die Inspirationsbewegungen wieder beleben.

VII. Ueber den Einfluß der Körperstellungen auf die Entstehung der Skoliosen. — Ich vertrete den Satz von Delpech, daß fehlerhafte Stellungen nur Symptome, aber nicht Ursachen von Verkrümmungen sind. Ein Mann kann auf einem kurzem Stelzfuße oder auf einem zu kurzen Beine funfzig Jahre gehen, ohne daß die beim Gehen stattfindende Verbiegung der Wirbelsäule jemals bleibend würde. Obgleich dies allgemein bekannt ist, beharren die meisten Aerzte doch dabei, Skoliosen entstehen durch fehlerhafte Haltung.

VIII. Nicht alle Skoliosen entstehen durch einseitige Paralyse der Inspirations-Muskeln. — Es wird hier besonders Bezug genommen auf begrenzte Skoliosen, welche nur wenige Wirbel umfassen, die ich nach späteren Beobachtungen einer rheumatischen Entzündung der Gelenke der schiefen Fortsätze zuschrieb. Die afficirte Stelle wird vollkommen steif, sie bildet eine kleine seitliche Curve, welche oberhalb und unterhalb durch größere Curven compensirt wird. Ich äußere hier die

Vermuthung, daß Delpech solche Fälle vor Augen hatte, als er die Skoliose von Entzündung der Intervertebralsubstanz herleitete, wie man dies wohl aus seinem Atlas schließen darf. Er behandelte diese Fälle auch anders als die gewöhnlichen Skoliosen, sogar mit Fontanellen. Man kann es ihm Dank wissen, daß er diese seltenen Fälle publicirte, aber er erschwerte sich die Beurtheilung der gewöhnlichen Skoliosen, indem er beide confundirte.

IX. Ueber das Verhältniß der Skoliose zur Rhachitis. — Bei Rhachitischen ist Vogelbrust oft eines der ersten Zeichen der ausbrechenden Krankheit und geht auch hier fast ohne Ausnahme in Skoliose über. Es wird die Frage erörtert, ob auch die Rhachitis auf Innervationsstörungen beruhen könne, die man alsdann im vegetativen Nervensysteme zu suchen habe. Bei der mangelhaften Bekanntschaft mit der Ausbreitung der vegetativen Nerven im Körper wird die Frage für nicht spruchreif erklärt. Ich opponire mich gegen den Gebrauch, auch die auf Schlaffheit der Bänder beruhenden Difformitäten der Gelenke (genu valgum etc.) rhachitisch zu nennen. Sie haben gar nichts mit Rhachitis zu schaffen und kommen nur selten in Verbindung mit derselben vor. Es ist bei Rhachitis sogar auffallend, wie bei großer Verbiegung der Röhrenknochen doch die Gelenke fest bleiben und in Richtungen verharren, welche dem Gebrauche der Glieder vortheilhaft sind.

Das Verhältniß der Skoliose zur Rhachitis ist oft Gegenstand wichtiger ärztlicher Consultationen. Soll ein mit Skoliose behaftetes Mädchen heirathen oder nicht? Sie kann es nach Meckel unbedenklich thun, wenn sie nicht rhachitisch war, wenn ihre Beine gerade sind; ihre Beckenknochen sind dann auch nicht difform.

X. Praktische Inductionen. — Die gegebene Erklärung der gewöhnlichen Skoliose paßt vollkommen zu der empirisch

nützlich gefundenen Curmethode durch gymnastische Uebungen. Diese wirken nicht blos allgemein stärkend auf die Constitution und regen den Stoffwechsel so an, daß innere Mittel fast immer überflüssig sind, sondern auch direct auf die Muskelgruppen, deren mangelhafte Thätigkeit zu dem Formfehler Veranlassung gab. Die deutsche Turnkunst kann in großem Umfange angewendet werden, ohne daß es nöthig wäre, viel zu individualisiren. Wenn beide Arme gleich kräftig angestrengt werden, so erhält die schwächere Seite ihren gebührenden Antheil; wenn die Muskeln nur ihre unwillkürlichen Functionen ausüben, so ist es gleichgültig, ob die der einen Seite sich hinsichtlich willkürlicher Bewegungen kräftiger zeigen. Die örtlichen Reizmittel sind, an der richtigen Stelle angewendet, von großem Nutzen, ich empfahl den Liquor ammonii caustici mit Alkohol verdünnt, weil derselbe nicht blos das kräftigste Mittel ist, sondern weil er keinen Geruch hinterläßt wie die ätherischen Oele.

Die Hauptsache bei der Behandlung der Skoliosen ist frühe Erkenntniß des anfangenden Uebels, sind erst Verbildungen der Wirbel eingetreten, so ist alle Hülfe zu spät. Mütter und Aerzte können nicht aufmerksam genug sein; nach jeder angreifenden Krankheit sollte man bei Mädchen die Figur untersuchen und den Thorax auf seine Inspirationsbewegungen prüfen. Selbst in zweifelhaften Fällen sollte man reizende Einreibungen verordnen, Flanell auf bloßem Leibe tragen und Gymnastik treiben lassen.

Meine Schrift über Paralyse der Inspirations-Muskeln wurde anfangs von der Kritik gut aufgenommen, sogar Rokitanski, der größte pathologische Anatom unserer Zeit, konnte noch an der Leiche den richtigen Ideengang constatiren. Dann kamen heftige Gegner, die sich darauf stützten, daß Jules Guerin nichts von meiner Theorie wissen wolle. Schließlich

legte man die ganze Schrift ad acta, obgleich Eulenburg vor nicht langer Zeit darüber äußerte, daß sie ein Wunder von Scharfsinn sei. Ich hatte gehofft, die klinischen Lehrer der inneren Heilkunst würden sich dafür interessiren. Sie haben täglich Gelegenheit, an kränklichen Kindern, nach Keichhusten-Epidemien, bei anfangender Rhachitis die beginnende Vogelbrust und andere Unvollkommenheiten in der Function der äußeren Inspirationsmuskeln zu beobachten und ihre Schüler damit bekannt zu machen. Dies ist, so viel ich weiß, nicht geschehen, und sollte doch stattfinden, damit auch die Chirurgen die Wichtigkeit des Gegenstandes kennen lernen und eine in den Jahren des stärkeren Wachsthums sehr hervortretende Skoliose mit früheren Leiden in Verbindung bringen.

Es wurde mir von manchen Seiten eingewendet, das Serratus anticus major sei gar kein Inspirationsmuskel, seine Function bestehe nur im Fixiren des Schulterblattes beim Erheben des Armes bis zum rechten Winkel und in Drehung des Schulterblattes bei weiterem Erheben des Armes. Der Streit über die inspiratorische Function des Serratus dauert, wie ich aus Cheselden's Anatomie gesehen habe, schon hundertundfunfzig Jahre; er wird auch wohl noch länger dauern, wenn man sich nicht bemüht, die Action des Muskels am Lebenden zu prüfen, wozu sich Kinder meistens besser eignen, als Erwachsene. Außerdem wurden mir Fälle vorgehalten, in denen bei vollständiger Lähmung des Serratus ganz andere Zustände beobachtet wurden, als die von mir geschilderten, z. B. die Unfähigkeit, den Arm zu erheben. Diese Fälle haben mit den meinigen nichts zu thun, welche sich gerade dadurch auszeichnen, daß die willkürliche Thätigkeit nicht unterbrochen ist.

Physiologische Aufsätze.

Bald nach dem Erscheinen meiner Schrift über Paralyse der äußeren Inspirationsmuskeln wurde ich mit Marshall Hall's Entdeckungen über die Reflex-Function des Rückenmarks bekannt und hielt es für meine Aufgabe, den Inhalt meiner Schrift mit der neuen Reflexlehre in Uebereinstimmung zu bringen. Dies geschah durch eine Reihe kleiner Aufsätze in Casper's Wochenschrift. Ich suchte darin alle unwillkürlichen Bewegungen auf Reflex zurückzuführen. Bell's Annahme besonderer respiratorischer Nerven erschien mir überflüssig. Ich vindicirte zuerst auch dem Gehirne die Fähigkeit, Reflexe zu vermitteln, welche man jetzt allgemein annimmt. Unter dem Namen Scoliosis faciei schilderte ich Fälle von Facialis-Lähmung, in denen die willkürliche Bewegung der von Gesichtsnerven versorgten Muskeln nicht aufgehoben ist, wo dieselben aber an den mimischen und respiratorischen Functionen keinen Antheil nehmen. Dies kommt vor bei peripherischen Facialis-Lähmungen, welche anfangs vollständig waren, in der Zeit ihrer Abnahme jedoch eine mangelhafte Reflex-Action zeigen. Bei Facialis-Lähmungen, welche unter dem Einflusse von Abdominalstasen langsam entstehen, kommt der umgekehrte Fall vor; sie sind anfangs unvollkommen und können durch eine kleine Erkältung plötzlich vollkommen werden. Während der Heilung geht dann auch die vollkommene Lähmung erst in die unvollkommene über. Ich hielt diese Studien im Gesichte für besonders nützlich, weil sich dort die kleinsten Nuancen einer mangelhaften Innervation beobachten lassen.

Der wichtigste Nachtrag meiner Schrift über Paralyse der äußeren Inspirationsmuskeln erschien Mai 1836 in den Göttinger gelehrten Anzeigen unter dem Titel: „Ueber Combination motorischer und sensitiver Nerventhätig-

keit." Dieser Aufsatz steht mit der Schrift über Paralyse ꝛc. in Verbindung durch die IV. Betrachtung über zwei wichtige Symptome der Coxalgie. Ich hatte schon vor dem Bekanntwerden der Reflextheorie den Zusammenhang zwischen dem Knieschmerz und der Spannung der Beugemuskeln des Hüftgelenkes erkannt. Indem ich diesem Gegenstande meine fortdauernde Aufmerksamkeit widmete, fand ich:

1) die Gelegenheit, bei mageren Coxalgischen die Sehnen des Psoas und Iliacus deutlich zu fühlen, und zu bemerken, daß ein ganz geringer Druck auf diese Sehnen, welcher ihre Spannung vermehrt, den Knieschmerz steigere, während dies bei einem stärkeren Drucke auf das Hüftgelenk selbst nicht geschah;

2) daß in einzelnen Fällen von Spondylitis lumbalis die Reflexcontractur sich auf das eine oder auf beide Hüftgelenke beschränke und nicht, wie dies beim Pott'schen Uebel gewöhnlich vorkommt, auf die ganzen Unterextremitäten ausstrahle. In diesen Fällen war Knieschmerz ganz wie bei Coxalgischen vorhanden;

3) daß bei nicht eingerichteten Luxationen des Hüftgelenkes nach hinten Knieschmerz vorhanden sei, weil dabei die Beugemuskeln des Gelenks in Spannung bleiben. Dieser Knieschmerz verliert sich mit der Zeit;

4) daß in einem Falle von Lähmung der beiden Longissimi dorsi und Sacrolumbales die daraus resultirende Contractur der Psoae mit Knieschmerz verbunden war;

5) daß bei Lähmung der Glutäen einer Seite, durch einen Fall auf den Hintern entstanden, Contractur des Hüftgelenks erfolgte, die mit Knieschmerz verbunden war, der erst aufhörte, als die Lähmung der Glutäen geheilt wurde;

6) daß bei Malum coxae senile kein Knieschmerz bestehe, weil das Glied dabei in Extension verharrt;

7) daß in einem Falle von Contractur des Hüftgelenks

durch Verkürzung des Pectinäus und Sartorius ein dem coxalgischen ganz ähnlicher Knieschmerz vorkam; dieser hörte sofort auf, nachdem ich die beiden Muskeln subcutan durchschnitten hatte. Durch diese vielseitigen Beobachtungen an der Hüfte war der Zusammenhang zwischen Knieschmerz und Muskelspannung sichergestellt.*)

Es fiel mir dann der neuralgische Schmerz ein, an welchem männliche Individuen leiden, die einen Blasenstein bei sich tragen. Ihre Schmerzen in der Eichel treten ein, sobald sich der Urin entleert hat und die Blase sich krampfhaft um den Stein zusammenzieht.

Ich erinnere mich noch deutlich des Augenblicks, wo diese zerstreuten Wahrnehmungen sich zu einem Gesammtbilde gestalteten. Professor Carl Krause zeigte mir auf der Anatomie in Hannover ein ausgezeichnetes Nervenpräparat, bei welchem nach Wegnahme der Rippen, der Eingeweide und der Körper der Wirbel, sämmtliche Rückenmarksnerven mit ihren Wurzeln frei lagen. Es war ein Meisterstück der Präparirkunst, an einer frischen Leiche rasch vollendet. Ich dachte dabei zuerst an die Reflex-Action, deren Heerstraßen vor mir ausgebreitet lagen, dann aber kam mir plötzlich der Gedanke: Neben den

---

*) B. von Langenbeck (Chir. Erfahr. aus dem Kriege, 1874, pag. 18) sagt: Der Knieschmerz wird mit Unrecht auf Muskelspannung zurückgeführt. Ich habe ihn bei spontanen Hüftgelenksentzündungen, welche mit Gewichtsextension behandelt wurden und wo von Muskelspannung und fehlerhafter Stellung der Extremität nicht die Rede sein konnte, auftreten und verschwinden gesehen, sobald die Entzündung exacerbirte oder nachließ.

Ich möchte Langenbeck fragen: werden Muskeln entspannt unter einem Gypsverbande oder durch Gewichte? Er sollte seinen Collegen Dubois Reymond fragen: wie kommen Bajonetbeine zu Stande, wenn man das gerade gestreckte Glied in einen Gypsverband legte? Wie werden ähnliche Proceduren auf Verwundete wirken, können sie vielleicht einen Invaliden noch invalider machen?

Innervationsströmen, welche die Reflexfunction voraussetzt, werden sich andere centripetale Strömungen bilden, welche zum Sitze des Bewußtseins dringen und nicht in Gefühlsnerven verlaufen, von denen die Reflex-Erregung ausgegangen ist.

Diese combinirten Strömungen müssen sich auch bei willkürlichen Bewegungen einstellen; das was man nennt, die Aufmerksamkeit einem Theile zuwenden, besteht wohl darin, daß durch motorische Nerven in diesem Theile Muskelspannungen erregt werden, denen intensivere Strömungen in den Sinnesnerven folgen.

In Bezug auf diese physiologischen Verhältnisse musterte ich die Sinnesorgane und fand in allen Belege für meine Ansicht.

Im Auge zeigt sich die größere Empfindlichkeit der Retina für Lichteindrücke durch Engerwerden der Pupille. Jeder Reizungszustand der Augenmuskeln aus den verschiedensten Ursachen ist mit verengter Pupille verbunden, aber auch bei willkürlichen Bewegungen der dem Bulbus angehörenden Muskeln zeigt sich ihr Einfluß auf die Weite der Pupille. Der berühmte Physiolog Johannes Müller hatte gelehrt, daß die Pupille enger werde, wenn man das Auge nach Innen wendet, und leitete dies davon her, daß der den Musculus rectus internus versorgende Nervus oculomotorius auch der Iris motorische Nerven zuführt. Ich suchte diese Ansicht durch folgendes Experiment zu widerlegen: Bei einer Taube wurden die Augenlider so geöffnet festgehalten, daß das Thier dieselben gar nicht bewegen kann. Dabei bleibt die Pupille noch unverändert, daß Thier zieht aber die Membrana nictitans abwechselnd über das Auge. Ich faßte nun die Membrana nictitans mit einem feinen Häkchen und hielt dieselbe damit fest; auch dies verändert noch nicht die Weite der Pupille. Sobald man jedoch das Häkchen loser hält, macht das Thier eine Anstrengung, die Membrana nictitans vorzuziehen, und

6*

in diesem Augenblicke verengert sich die Pupille, wird aber gleich wieder weiter, wenn die Membran so fest gehalten wird, daß das Thier jede Anstrengung aufgiebt, sie zu bewegen. Die Membrana nictitans erhält einen Ast vom Nervus abducens, es kann also nicht die Rede davon sein, daß die motorische Erregung der Membran direct auf die Pupille wirke. Es muß ein Zwischenglied da sein, und dieses fand ich in der durch willkürliche Anstrengung der Membrana nictitans gesteigerten Innervation der Retina, welche reflectorisch die Pupille enger macht.

Beim Gehörorgan des Menschen fand ich, daß die Muskeln des äußeren Ohrs keinen anderen Zweck haben könnten, als den, die Masse von Muskelfasern zu vermehren und Muskelspannungen möglich zu machen, welche die Aufmerksamkeit fixiren. Diese Muskeln erhalten ihre motorischen Nerven vom Facialis; bei gespannter Aufmerksamkeit treten sämmtliche mimischen Gesichtsmuskeln in Spannung und erhöhen dadurch die centripetalen Strömungen im Acusticus.

Die Geschmackswerkzeuge erfordern die Muskelthätigkeit der Zunge, um feinere Wahrnehmungen zu machen. Die Aeste des Quintus in der Zunge erregen reflectorisch die vom Hypoglossus versorgten Muskeln, dadurch entstehen Strömungen im Glosso pharyngeus, welcher der eigentliche Geschmacksnerv ist. Fehlt einer der beiden ersten Factoren, so wird der Geschmack undeutlich, wenn auch gröbere Geschmacksempfindungen noch fortdauern.

Bei dem Geruchsorgane ist es merkwürdig, daß deutliche Geruchswahrnehmungen nur beim Inspiriren stattfinden. Man leitete dies davon her, daß nur beim Inspiriren die Luft in die höheren Partien der Nasenhöhle eindringe. Aber wenn man eine wohlriechende Substanz in einen Blasebalg gießt und bläst sich damit Luft in die Nase, so erhält man nur ganz

undeutliche Geruchsempfindungen, welche bei der geringsten Inspiration sofort vollkommen deutlich werden. Die Action der Inspirations-Muskeln scheint daher erforderlich zu sein, um deutliche Geruchsempfindungen zu erzeugen.

Beim Fühlen ist es ungefähr ebenso; man fühlt nur undeutlich den Körper, mit welchem uns ein anderer berührt, die geringste Bewegung mit dem Theile, welcher berührt wird, macht das Gefühl deutlich. Der Zusammenhang des Tastgefühls mit der Muskelthätigkeit ergiebt sich auch aus der Wirkung der Tenotomie. Wird dieselbe an lebenskräftigen Muskeln geübt, so äußeren aufmerksame Patienten sogleich, daß sie in dem unteren Theile des Gliedes ein Gefühl von Taubheit haben. Einzelne Hautstellen sind gegen leichte Berührungen weniger empfindlich, aber reagiren gegen den bekannten Weber'schen Versuch mit den Cirkelspitzen in gewohnter Weise. Die Hautnerven sind also unverletzt, aber sie fungiren schwächer, weil ein Theil der dem Gliede angehörenden Muskeln entspannt ist.

John Hunter, der sich die Achillessehne zerrissen hatte, bemerkte, daß die Wadenmuskeln seinem Willen nicht gehorchten, so lange die Sehne nicht wieder angeheilt war. Pirogoff hatte diese Wahrnehmung reproducirt, ohne die Quelle zu nennen. Professor Volkmann sen. bezweifelt in seinem Artikel „Nervenphysiologie" in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Vol. II, pag. 577, die Richtigkeit des Factums, weil nach Durchschneidung der hinteren Rückenmarksnerven-Wurzeln noch Bewegungen ausgeführt werden können. Dies muß bei der Erklärung allerdings berücksichtigt werden, aber das Factum, welches ein großer Physiolog an sich selbst wahrnahm, daß der Wille nicht auf entspannte Muskeln wirke, kann nicht dadurch verdächtigt werden. Für meinen Gegenstand der Combination motorischer und sensitiver

Nerven-Thätigkeit hat Hunter's Wahrnehmung nur den Werth, zu zeigen, daß die willkürliche Muskelthätigkeit aufhört, wenn der Muskel durch Tenotomie entspannt ist, daß diese Operation also auch einen dynamischen Einfluß übe.

Obgleich ich nicht das Glück gehabt habe, mit meinen Anschauungen bei den Physiologen durchzudringen und die Lehre von der Combination motorischer und sensitiver Nerventhätigkeit zur Anerkennung zu bringen, so habe ich doch nie aufgehört, den Gegenstand am Krankenbette zu verfolgen, wo ich denselben äußerst nützlich fand, um Neuralgien zu erklären und um mich Vorsicht zu lehren bei Behandlung aller Zustände, bei denen man in Versuchung kommen kann, Muskelspannungen zu erregen, welche man vermeiden konnte. Meine Grundsätze in der Behandlung complicirter Fracturen beruhen im Wesentlichen auf der Idee, daß jede Anspannung eines schon gereizten Muskels Schmerzen erregen müsse, indem sie die Strömungen in den sensiblen Nerven des Gliedes vermehrt. Von diesen Ansichten durchdrungen, habe ich im Felde relativ mehr Oberschenkelschußfracturen geheilt, als meine Gegner, welche die Muskeln in Spannung versetzten.

Es hat mich übrigens gefreut, daß Professor Ludwig, als Geschäftsführer des Naturforschervereins in Leipzig, 1872 in seiner Eröffnungsrede den Passus aussprach, welcher deutlich ausgedrückt ungefähr so lautet: der Mensch müsse wohl einen Geist haben, weil bei allen unseren Sinneswahrnehmungen doch etwas Willkürliches sei. Das ist auch der Sinn meiner Lehre von der Combination, die Ludwig früher in seinem Handbuche der Physiologie mit eben so wenig Respect behandelt hatte, wie Volkmann sen. die Wahrnehmung John Hunter's. In derselben Versammlung sprach Professor Dubois Reymond den Wunsch aus, die Naturforschung möge sich doch etwas idealerer Ziele befleißigen, indem er gleichzeitig etwas

Kritik der reinen Vernunft secernirte und excernirte, wie Carl Vogt sagen würde. Zu diesen Zielen gehört gewiß das Studium der Sinneswahrnehmungen, wenn es dahin führt, zu beweisen, daß der Mensch Geist habe. Ist dieser Satz erst gehörig festgestellt und anerkannt, so brauchen wir Gedanken nicht mehr zu secerniren, und können, wie Kant, unsere Zahnschmerzen durch Abstraction curiren.

Beiträge zur operativen Orthopädik,
oder Erfahrungen über die subcutane Durchschneidung der Muskeln und deren Sehnen.

Hannover bei Helwing 1838.

Den Titel dieser 154 Seiten langen, mit acht Steindrucktafeln versehenen Schrift hatte ich reichlich erwogen. Er spricht den Zweck derselben deutlich aus. Die Orthopädie muß sich nicht blos mit der Mechanik, sondern auch mit der Operativ-Chirurgie verbinden, um Fortschritte zu machen, der Weg dazu liegt im subcutanen Operiren. Der Name subcutane Orthopädik, den Dieffenbach später für denselben Gegenstand wählte, ist nicht logisch, weil der schwierigere Theil der Kunst nicht subcutan wirkt.

In der Vorrede heißt es, die Grenzen der operativen und der mechanischen Orthopädik werden sich durch die Praxis feststellen und immer mehr oder weniger von individueller Geschicklichkeit abhängen. Es ist nicht gerade nothwendig, daß beide Methoden durch dieselben Künstler ausgeübt werden, wenn nur ein Fortschreiten stattfindet.

In der dreiundzwanzig Seiten langen Einleitung werden zunächst die Verkrümmungen des Rumpfes denen des Halses und der Extremitäten gegenüber gestellt. Die ersteren sind kein Gegenstand der operativen Orthopädik, weil bei ihnen die Schwierigkeiten in Formveränderungen der Knochen liegen.

Am Halse und an den Extremitäten liegen sie meistens in den Weichtheilen, Muskeln, Aponeurosen und Bändern, wobei die Mechanik und die subcutane Chirurgie helfen können.

Ich benutze die Einleitung wieder, um die Lehre vom Reflex auf die Aetiologie der Verkrümmungen anzuwenden. Pag. 3 heißt es: durch das Gesetz des Reflexes haben wir eine Triebfeder des Organismus kennen gelernt, die für das Nervensystem etwas Aehnliches leistet, wie der Kreislauf des Blutes für das Gefäßsystem, besonders wenn man die von mir aufgefaßten Combinations-Erscheinungen berücksichtigt. Die Consequenzen dieses Gesetzes zu fassen, ist keine leichte Aufgabe, aber für den Physiologen unerläßlich, denn ihre Nichtbeachtung wäre eben so thöricht, wie wenn man die Lehre vom Kreislaufe ignoriren wollte.

Daran schließt sich, pag. 4, die Fortsetzung eines kleinen Krieges, den ich so unpolitisch gewesen war, mit dem berühmten Physiologen, Johannes Müller, anzufangen. Dieser hatte sich in seinem Handbuche der Physiologie sehr despectirlich über den Mangel an Physiologie bei den Chirurgen ausgesprochen. In meiner Abhandlung über Combination hatte ich ihm John Hunter und Charles Bell entgegen gehalten und meinen Scharfsinn an Müller's Lehre über das Engerwerden der Pupille beim Einwärtssehen geübt. Müller hatte meine früher erschienene Schrift über Paralyse der äußeren Inspirationsmuskeln mit Wohlwollen in seinem Handbuche angeführt, dann aber nach dem Aufsatze über Combination den Bogen umdrucken lassen. Bei der damaligen Gewohnheit, die Bücher nicht brochirt zu versenden, lagen beide Lesarten über mein Buch vor und so erhielt ich Lob und Tadel darüber gleichzeitig. Auf dem umgedruckten Blatte verwarf Müller meine Theorie der Skoliose, indem er die Fälle, auf welche sich dieselbe stützte, als Folgen von Empyem erklärte. Dagegen wehre ich mich

und mache geltend, daß nach geheiltem Empyem, so wie nach zertheiltem pleuritischen Exsudate die Inspirationsbewegungen wieder normal sind.

Müller hatte mich also gelehrt, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen und daß es unpolitisch sei, berühmte Physiologen anzugreifen, wenn man mit physiologischen Ideen Glück machen will. Er hat mich damit nun nichts klüger gemacht, ich blieb nach wie vor der Ansicht, daß die Wahrheit den Sieg erringen müsse, wenn man auch keine Kameraden hat, die ihr dazu verhelfen.

Trotz dieser kleinen Gefechte mit dem seltenen feurigen Manne habe ich ihn stets für das größte deutsche Genie seiner Zeit gehalten und blieb ihm dankbar ergeben für so Vieles, was ich von ihm gelernt. Ich hatte dann auch die Freude, daß er mich in Kiel besuchte bei der glücklichen Heimkehr von jener schrecklichen Reise, auf welcher er an der norwegischen Küste so lange mit einem feuchten Tode ringen mußte. Er hatte damals die Absicht, mir seinen Sohn zuzuschicken, damit derselbe von mir Chirurgie lerne. Es kam nicht dazu, aber schon der Gedanke beglückte mich in hohem Maße. Ich bedauerte sein frühes Ende (1858) auf das tiefste.

Virchow, der ihm drei Monate nach dem Tode eine Gedächtnißrede hielt, läßt Müller an den Erlebnissen des Jahres 1848 und dem als Rector magnificus gezeigten Mangel an politischer Gesinnungstüchtigkeit, der ihn mit Virchow in Conflict brachte, zu Grunde gehen, also nach einer Agonie von zehn Jahren.

Es ist Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen, am wenigsten seiner politischen Gesinnungen wegen.

Mir ist es 1848 bei allem Mangel an politischer Befähigung besser gegangen, als Müller; meine Gesinnungen brachten mir in Freiburg eine brillante Katzenmusik, die mir

sehr gut bekommen ist, wie ich glaube; ich müßte denn seit fünfundzwanzig Jahren schon agonisiren.

In seiner Rede trauert Virchow noch an Müller's Grabe, in den Anmerkungen dazu hat er sich schon getröstet. Er verkündet die Ankunft des Messias für die Lehre von den Geschwülsten und tadelt Müller's Stil an einer Stelle, wo dieser von Goethe spricht, ohne allen Grund. Müller hatte von Goethe selbst gehört, daß dieser in der Phantasie Gegenstände sich körperlich zur Erscheinung bringen konnte, und erklärt dies mit passenden Worten durch die verschiedenen Naturen des Dichters und eines Beobachters, wie er selbst, der es nicht vermochte. Ich halte es theilweise für Sache der Uebung, denn ich konnte es zuweilen, aber nur mit großer Anstrengung.

Die Natur scheint, wie es pag. 12 der Einleitung heißt, wenig Hülfsmittel zu besitzen, Verkrümmungen zu heilen, da dieselben sehr oft fortbestehen, wenn die Ursachen derselben längst aufgehört haben; die Kunst muß also einschreiten. Frictionen sind nach richtigen Principien angewendet sehr wirksam, Bäder desgleichen. Manipulationen sind für Vorbereitungscuren sehr zu empfehlen, aber auch in der Nachcur nützlich. Antispasmodische und narcotische Mittel haben gar keinen Erfolg. Mechanische Apparate haben einen zweifachen Nutzen; indem sie entweder die Form allmählich verbessern, oder die verkürzten Muskeln in einer längeren Ruhe verharren lassen, während welcher sie ihre Neigung zu krankhaften Contractionen verlieren.

Die Durchschneidung von Sehnen und Muskeln hat ähnliche Zwecke, sie erleichtert die Wiederherstellung der Form und heilt die Muskeln von ihrer Neigung zu unwillkürlichen Actionen. Delpech stellte zuerst den Grundsatz auf, man müsse nach der Tenotomie die Bildung einer Zwischensubstanz anstreben, welche dem Muskel erlaube, seine Functionen wieder

zu übernehmen, modificirt durch die von Verlängerung seiner Sehne abzuleitenden Entspannung. Ich gestehe der Tenotomie diese Wirkung vollkommen zu, nehme aber außerdem einen mehr dynamischen Einfluß derselben in Anspruch. Die Länge der Zwischensubstanz scheint mir nicht immer bedeutend genug, das erzielte Resultat zu erklären, es scheint, daß die zeitweilige Unterbrechung der Muskelaction, wie die Tenotomie sie hervorbringt, einen dauernden Einfluß auf die Innervation ausübt. In neuerer Zeit will man davon nichts mehr wissen und mag für viele Fälle Recht haben, für andere aber nicht. Wirkt denn die Myotomie nicht antispasmodisch, wenn sie den mimischen Gesichtskrampf beseitigt oder die schrecklichen habituellen Krämpfe des Kopfnickers? Hat nicht John Hunter bereits bemerkt, daß Zerreißung der Achillessehne die Wadenmuskeln dem Einflusse des Willens entzieht? Habe ich nicht unzählige Male beobachtet, daß die Tenotomie ein ganz verändertes Gefühl in dem operirten Theile zu Wege bringt? Diese streitige Frage ist nicht durch Autopsien operirter Menschen zu beantworten, auch nicht nach Schieloperationen, sie muß ganz allgemein aufgefaßt, durch physiologische Experimente erläutert werden und würde so lauten: Hat die Tenotomie eines großen Muskels wahrnehmbare Folgen für die Innervation des operirten Theils oder nicht?

Die Indication zur Tenotomie liegt besonders in dem Mislingen gelinderer Curversuche. Die Operation muß mit möglichst großer Schonung aller umgebenden Theile gemacht werden, dies geschieht durch subcutanes Operiren, das heißt so, als ob die Haut gar nicht vorhanden wäre. Man umgeht die Sehne mit einem feinen Messer und trennt sie durch vorsichtigen Zug und Druck von Innen nach Außen. Damit dies gut gelinge muß die Sehne so gespannt wie möglich sein, deshalb ist die Haltung des Gliedes während der Operation von

großer Wichtigkeit. Ein eigenthümliches Geräusch verräth uns die vollständige Trennung der Sehne. Wo dieses fehlt, muß man untersuchen, ob nicht ein Theil der Sehne undurchschnitten blieb. Es zeigte sich später, daß man nicht chloroformiren dürfe, wenn man die Tenotomie mit Sicherheit ausführen wollte. Man that es doch und durchschnitt am Knie wohl die Nerven statt der Sehnen. Die von vielen jetzt geübte Tenotomie von Außen nach Innen ist nicht so sicher, wie die von Innen nach Außen, welche man vermuthlich aufgab, weil man fürchtete, dabei die Hautwunde größer zu machen. Dies läßt sich leicht vermeiden und ist jedenfalls weniger gefährlich, als Nebenverletzungen der Nerven und Gefäße. Man sollte sich zur Tenotomie nicht mehrerer Instrumente bedienen, die Operation verliert dadurch etwas von ihrem schonenden Charakter. Nach der Operation läßt man den Theil anfangs in seiner verkrümmten Stellung, bis nach einigen Tagen die kleine Wunde geheilt ist und ihre Umgebung nicht mehr gegen Druck empfindlich scheint. Auf die mechanische Nachbehandlung muß große Aufmerksamkeit verwendet werden, man muß es verstehen, mit den Apparaten umzugehen und den Patienten oft während einer Vorbereitungs-Cur daran gewöhnen. Sie müssen so construirt sein, daß man vollkommen übersieht, wie sie wirken. Man begreift das Mißlingen solcher Curen, wenn man die Abbildungen der gebrauchten Apparate sieht, Klumpfüße zum Beispiel müssen wie Diamanten à jour gefaßt werden, nicht in Stiefel gesteckt, von denen Pitha sehr naiv sagt, es gebe leider kein Mittel, den Fuß darin zu befestigen; und doch gebraucht er sie! Er gesteht dann auch, daß er mit Klumpfüßen kein Glück gehabt habe, nur die Heilung leichter Formen von Pes equinus scheint ihm gut gelungen zu sein. Das ist aber nur die leichtere Aufgabe, welcher die etwas schwierigere des Klumpfußes sich anschließt, wenn man sich

Mühe giebt. Wer dazu keine Geduld hat, sollte doch nicht Andere belehren wollen. Man soll sich mit der Extension nicht übereilen, es dürfen nie Excoriationen gemacht werden. Ein aufmerksamer Arzt braucht aber den Apparat nicht oft abzunehmen, die Fortschritte sind größer, wenn es selten geschieht. Den Schluß der Einleitung bilden zwanzig Zeilen, in denen ich die Schieloperation empfehle und beschreibe, eine Anwendung der Tenotomie, von der ich glänzende Resultate erwarte. Sie sind nicht ausgeblieben. Ich verdankte die Idee dazu meinen Forschungen über die Ursachen der Verkrümmungen an anderen Körpertheilen. Ein einziges Wort in diesen Zeilen gab schon die Andeutung, daß es verschiedene Arten von schielenden Augen gebe. Ich empfahl die Operation zunächst bei spastischem Schielen und rechnete dabei auf die antispasmodische (entspannende) Wirkung des Sehnenschnitts, weil am Auge von einer wirksamen mechanischen Nachbehandlung kaum die Rede sein kann.

Contracturen der Füße. Es wird zunächst hervorgehoben, daß man dieselben oft ohne Operation heilen kann, wenn man Geduld und Zeit hat. Die Curen scheitern aber oft an der Mittellosigkeit und Indolenz der Eltern und man hat nur die Wahl, entweder auf operativem Wege, oder gar nicht zu helfen. In dieser Alternative ist doch die Operation vorzuziehen.

Die Geschichte der Tenotomie bei Fußverkrümmungen ist nur kurz. Sie beginnt mit Thilenius 1781, dann kommt Sartorius 1806, dann Michaelis 1809, der die Sehnen nicht durchschneiden, sondern einschneiden wollte, aber da letzteres gar nichts ausrichtet, vermuthlich das erstere that. Dann folgt 1816 Delpech, welcher gründliche Studien über seinen Gegenstand macht und das Princip ausspricht, man müsse nach der Tenotomie die Bildung einer Zwischensubstanz anstreben, welche die Sehne verlängere. Er trifft aber bei seiner

ersten Operation auf ein vulnerables Individuum, dessen Sehne sich exfoliirt und wiederholt die Operation nicht in anderen Fällen, obgleich sie in dem ersten zur Heilung führte. Seit 1833, wo ich meine ersten Beobachtungen bekannt machte, ist die Tenotomie der Achillessehne in Aufnahme gekommen, sie zählte 1838 schon über vierhundert Erfolge in Deutschland, England und Frankreich.

Astley Cooper begrüßte 1837 die Tenotomie als eine der größten Verbesserungen der neueren Chirurgie und bedauerte, daß dieselbe nicht von einem englischen Wundarzte herrühre. Er sagte, Lord Byron würde die Hälfte seines Vermögens darum gegeben haben, wenn man ihn geheilt hätte, für ihn als Dichter wäre das aber nicht gut gewesen (was ich freilich bezweifle: warum soll ein anderer Dichter nicht glücklich sein, wie Goethe?).

Die Verkürzung der Wadenmuskeln ist die Grundform der drei vorzüglichsten spasmodischen Fußverkrümmungen: Talipes varus, valgus und equinus. Die ältere Ansicht, daß der Klumpfuß durch Action des Tibialis anticus und posticus entstehe, welche Johannes Müller in seinem Handbuche der Physiologie noch aussprach, als Dieffenbach unter seinen Augen schon Dutzende von Klumpfüßen durch Tenotomie der Achillessehne geheilt hatte, ist nicht haltbar. Seiner Lage nach kann der Tibialis anticus nur so lange auf die Klumpfußstellung wirken, als der Fuß mit dem Unterschenkel noch keinen stumpfen Winkel bildet. Da der Fuß jedoch durch die Wadenmuskeln immer über den rechten Winkel in Plantarflexion gebracht wird, so hört der Antheil dieses Muskels alsbald auf, oder kommt vielmehr gar nicht zum Vorschein. Seine Sehne springt beim Klumpfuße oft sehr hervor, sie ist aber nie gespannt. Ich habe sie deshalb auch nie durchschnitten, aber von Anderen ist dies vielfach geschehen und geschieht noch

heute (1873). Ganz anders ist es mit dem Tibialis posticus, der durch seine Lage befähigt ist, länger mit den Wadenmuskeln zusammen zu wirken. Ich habe seine Sehne öfter durchschnitten, blieb aber im Zweifel über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Operation. Jedenfalls ist für die Mehrzahl der Klumpfüße die Durchschneidung der Achillessehne hinreichend. Auf die Durchschneidung der Sehne des Flexor hallucis longus und der Aponeurosis plantaris lege ich dagegen großen Werth, wo dieselben sich verkürzt zeigen.

Es folgt nun ein Abdruck der Aufsätze von Thilenius, Sartorius, Michaelis und meiner beiden ersten Abhandlungen über die Durchschneidung der Achillessehne.

Dann folgen neuere Fälle aus meiner Praxis, die theilweise zur Erläuterung des fraglichen Nutzens der Tenotomie des Tibialis posticus dienen. Meine Aeußerungen darüber sind mehr ablehnend als aufmunternd, doch scheinen mir weitere Untersuchungen wünschenswerth. In England wird die Tenotomie des Tibialis posticus, wie ich noch 1872 gesehen habe, oft geübt, doch fehlt es nicht an Einwendungen und Warnungen wegen der leicht möglichen Nebenverletzungen und weil die Sehne nicht wieder anheile. So bin ich nach fünfunddreißig Jahren noch in Zweifel über diesen Gegenstand, hatte aber 1838 sicherlich Recht, die Tenotomie des Tibialis posticus nicht zu empfehlen; sie würde gewiß viel Unheil angerichtet haben in den Händen der Leute, welche sich der Tenotomie alsbald bemächtigten. Es scheint gegen die Tenotomie des Tibialis zu sprechen, daß ich dieselbe aufgegeben habe und doch meine Patienten heilte; dies geschah aber vermuthlich in viel längerer Zeit, als meine englischen Collegen gebrauchen, zu denen auch Dr. Little gehört, welcher die Tenotomie des Tibialis posticus sehr in Schutz nimmt.

Dr. Little's eigene Krankengeschichte ist aus seiner Disser-

tation übersetzt, mit des Autors Worten in meine Beiträge aufgenommen worden.

Plattfuß. Das Wesen des Plattfußes besteht in Atonie der Aponeurosis plantaris und der Bänder, welche die Knochen des Tarsus unter einander und mit den Knochen des Unterschenkels verbinden. Die Disposition zum Plattfuß ist oft angeboren und vererbt sich von einer Generation auf die andere. Die Fortschritte des Uebels sind nicht regelmäßig, sondern hängen von Umständen ab. Die Verschlimmerung geschieht durch Hinzutreten von chronischer Entzündung der Bänder und auch wohl der Synovial-Membran der Tarsus-Gelenke. Ich fand öfters deutliche Fluctuation in den Gelenken, welche das os naviculare bilden hilft. Auch ohne besondere oder angeborene Disposition bringen diese chronischen Gelenksbänder-Entzündungen Plattfuß hervor, der im Gegensatze zu dem langsam entstehenden acut oder entzündlich genannt werden kann. Meine Auffassung des Uebels, die zuerst von mir gemachte Wahrnehmung deutlicher Spuren chronischer Gelenkentzündung, veranlaßte mich, das Uebel durch Ruhe und Vesicatore zu behandeln. Es kam dabei zum Vorschein, daß Vesicatore am inneren Fußrande nur schwer zum Ziehen zu bringen sind, so daß man vorher Senfteige legen muß. In einem Falle machte ich deshalb ein paar leichte Striche mit dem Glüheisen, weil die Vesicatore gar nicht ziehen wollten. Bei dieser Behandlung wurden die Füße ohne erhebliche mechanische Nachhülfe wieder gerade. In einem Falle konnte ich die Dauerhaftigkeit der Cur fünf Jahre constatiren, in den anderen wenigstens Jahre lang, obgleich die Patienten zu ihrem früheren Berufe zurückgekehrt waren.

Falsche Anchylosen und Contracturen des Kniegelenks. Da sie meistens Folge von Gelenkentzündungen sind, so kommen am Knie noch andere Hindernisse in Betracht, als an

den Füßen, wo die Ursachen der Verkrümmung mehr dynamischer Natur sind. Robert von Froriep hat zuerst nachgewiesen, daß die verkürzte Fascia lata und Fascia cruris sich bei Kniecontracturen der Geraderichtung des Gliedes widersetzen, nachdem sämmtliche Beugemuskeln durchschnitten sind. Ich warne davor, diese Wahrnehmung an der Leiche ohne Weiteres auf das Leben zu übertragen. Mit dem Tode erlischt die Retractionskraft der Muskeln, welche im Leben sich der Extension widersetzt und Schmerzen, sowie andere sympathische Erscheinungen (Combinationssymptome) herbeiführt. Die Nothwendigkeit der Tenotomie ist deshalb am Knie nicht weniger evident, als an anderen Theilen, wie sich dies aus den Krankengeschichten ergiebt, wo die allmähliche Extension unerträgliche Schmerzen, Uebelkeit und Erbrechen zur Folge hatte, welche nach der Tenotomie des Biceps oder Semitendinosus und Semimembranosus nicht mehr eintreten, so daß die Extension ungestört zum Ziele führte. Diese 1838 gemachte Bemerkung könnte noch heute, 1873, der Beachtung empfohlen werden. Man bricht jetzt in der Chloroformnarcose das Knie gerade, die in der Narcose leicht überwundenen Muskeln ziehen sich nachher wieder zusammen und unterhalten eine Spannung, welche theils Schmerzen veranlaßt, theils zu Dislocationen unter dem Gypsverbande führt. Man möchte dies gern vertuschen, aber es ist so und nur die Tenotomie kann dem abhelfen. Die von mir erfundene Extensions-Maschine für das Knie ist abgebildet, sie hat fast allen späteren zum Vorbilde gedient, nur hat man die ewige Schraube dabei mit Vortheil angewendet. Eine andere Verbesserung derselben besteht darin, daß die Halbschienen für Oberschenkel und Unterschenkel mit dem übrigen Apparate durch vier Gelenke in Verbindung stehen und dadurch ihrer ganzen Länge nach dem Gliede flach anliegen können. Diese Verbesserung ist wesentlicher, als die mit der ewigen Schraube. Man fängt

die Behandlung mit Anwendung des Extensionsapparats an und schreitet zur Tenotomie erst, wenn die Extension auf Hindernisse stößt. Man durchschneidet nur das, was sich ganz deutlich spannt, es ist deshalb gar keine Besorgniß vor Nebenverletzungen nöthig. Man muß nur für den Augenblick keinen zu großen Fortschritt erwarten, die Vortheile der Tenotomie liegen darin, daß sie die weitere Extension erleichtert oder möglich macht. Da die Hindernisse derselben erst allmählich zum Vorschein kommen, so sollte man darauf gefaßt sein, die Sehnen und Theile der Aponeurose zu verschiedenen Zeiten durchschneiden zu müssen. In den von mir erzählten acht Fällen behielten die Geheilten die Beweglichkeit des Kniegelenks. Ich habe mich mit dem vollständigen Geradebrechen nie recht befreunden können, weil es meistens den Bewegungen des Knies ein Ende macht. Dies sollte man vermeiden und die Extension in der Chloroformnarcose nicht zu weit treiben, sondern als ein Unterstützungsmittel der Cur mit extendirenden Apparaten benutzen.

Krankheiten am Hüftgelenke. Es werden sechs Fälle erzählt, von denen die vier ersten den Beweis liefern, daß Spondylitis lumbalis manchmal keine anderen auffallenden Reflex-Erscheinungen hervorbringt, als Contractur eines einzigen Hüftgelenks durch Verkürzung des Psoas und Iliacus internus, und daß diese mit Knieschmerz verbunden ist, welcher sich steigert, wenn man die leicht fühlbaren Sehnen dieser beiden Muskeln durch Fingerdruck noch etwas mehr anspannt. Die Heilung in diesen Fällen erfolgte durch Exutoria in der Lendengegend. Der fünfte Fall betrifft eine mit Knieschmerz verbundene Contractur des Pectinäus und Sartorius. Die Durchschneidung dieser beiden Muskeln hob den Knieschmerz augenblicklich und stellte die Functionen des Gelenks wieder her. Der sechste Fall ist Arthritis

deformans bei einem neunzehnjährigen Jüngling, der durch Jodkalium und Dampfbäder geheilt wurde.

Verkrümmungen der Finger. Von den drei mitgetheilten Fällen betraf einer die durch Verbrennung entstandene Contractur der Hand, der zweite die Dupuytren'sche Verkürzung der Palmar-Aponeurose, der dritte die Verkrümmung des rechten Zeigefingers durch Panaritium. Hier wurde die Tenotomie mit glücklichem Erfolge angewendet. Die Sehnen des Perforans und Perforatus hatten sich von einander getrennt, die erste lag vor der zweiten, sie konnten deshalb einzeln an zwei verschiedenen Stellen durchschnitten werden. Unter solchen Verhältnissen vereinigten sich die getrennten Enden isolirt und die Bewegungen des Fingers wurden vollkommen wieder hergestellt. Durchschneidet man gleichzeitig beide Sehnen an derselben Stelle, so schmelzen die Narben zusammen und die vom Perforans auszuführende Bewegung des Endgliedes ist aufgehoben.

Verkrümmungen des Ellenbogengelenks. Sie erfordern keine Tenotomie, da sie sich auf mechanischem Wege beseitigen lassen.

Verkrümmungen des Halses. Die operative Orthopädik des Halses ist älter, als die der Extremitäten; Roonhuysen durchschnitt 1670 den Sternomastoideus. Es wurde am Halse auch schon von Dupuytren und von Dieffenbach subcutan operirt.

Man macht die Durchschneidung des Kopfnickers da, wo sie am leichtesten und sichersten auszuführen ist, womöglich in seinem sehnigen Theile. Es kann dabei von Nutzen sein, das Messer ganz hinter dem Muskel durchzuführen und einen Ausstichspunkt zu gewinnen. In einzelnen Fällen ist es bequemer, die Sehne von außen nach innen unter einer Hautfalte zu durchschneiden. Die Nachbehandlung ist wichtig und muß im Liegen geschehen. Das abgebildete Streckbett giebt die einfache Vorrichtung für die Rotation des Kopfes.

Es ist dann die Rede von den scheinbar mit auf die Welt gebrachten Verkürzungen des Kopfnickers. Es giebt Fälle, in denen die Verkürzung gleich nach der Geburt bemerkt wurde und sich während des Uterinlebens ausgebildet haben mußte, aber in anderen wurde erst während der Geburt der Grund dazu gelegt. Die Kinder sind mit der Zange oder durch die Wendung zur Welt gebracht worden, dabei wurde der Kopfnicker gezerrt oder zerrissen. Nicht jede Verletzung dieser Art führt zu einem Caput obstipum, wie ich beobachtet habe, in anderen tritt Verkürzung ein. Beim Caput obstipum ist der Unterschied der beiden Kopfnicker manchmal enorm. Der verkürzte hat nur den vierten Theil der Länge des gesunden. Die Behandlung durch Extension leistet gar nichts, ohne vorhergehende Tenotomie. Dies allein könnte hinreichen, die Schwätzer zum Schweigen zu bringen, welche von Tenotomie nichts wissen wollen.

Es werden fünf Fälle erzählt, in denen theils nur die Sehne des Sternomastoideus, theils zugleich oder später der Cleidomastoideus durchschnitten wurde. In einem Falle war ein verkürzter Cleidomastoideus secundus die Ursache des schiefen Halses.

Der sechste Fall betrifft den habituellen Krampf des linken Kopfnickers bei einer dreißigjährigen Dame in seiner schrecklichsten Gestalt. Sie wurde mittels Durchschneidung des ganzen Kopfnickers, so wie der Portio clavicularis des Cucullaris geheilt. Die Operation fand 1836 statt, also jetzt vor siebenunddreißig Jahren. Ich sehe die Dame jährlich und kann mich von der Fortdauer ihrer Heilung überzeugen. Mittlerweile ist einer ihrer Brüder im Irrenhause gestorben, ein anderer litt lange vor seinem Tode an Paralysis agitans.

Der siebente Fall betrifft den habituellen Krampf des rechten Kopfnickers bei einer dreiundsiebenzigjährigen vornehmen

Dame. Er ist nur dadurch interessant, daß Professor Carl Krause die Section machen konnte. Er fand keine organische Veränderungen in den Centralorganen des Nervensystems, nur schienen Gehirn und Rückenmark von etwas festerer Textur als gewöhnlich zu sein.

Der achte Fall betrifft das von Spondylitis cervicalis entstehende Caput obstipum, welches für die rechtzeitige Diagnose dieses gefährlichen Uebels sehr wichtig ist. Rust verlor daran alle seine Patienten. Untersucht man bei jedem frisch entstandenen Caput obstipum den Nacken auf Druckschmerz, so wird man denselben dicht unter dem Hinterhauptsbeine nicht vermissen, falls Spondylitis zugegen ist. Bei frühzeitiger Diagnose hat die Heilung keine Schwierigkeit und läßt sich durch mehrfaches Ansetzen von Blutegeln bei vollständiger Ruhe in horizontaler Lage auch ohne Extoria erzielen. Diese sind aber nicht zu entbehren, wenn das Uebel anfangs verkannt oder vernachlässigt wurde.

Der neunte Fall betrifft die Retraction der Nackenmuskeln bei Spondylitis der unteren Halswirbel und der Rückenwirbel. Die Haltung kleiner Kinder ist dabei so absonderlich, daß man die Diagnose auf Spondylitis stellen kann, sobald man ihrer ansichtig wird. Während bei Spondylitis die Reflex-Contracturen meistens unterhalb der kranken Wirbelstelle liegen, scheinen sie hier darüber hinauszugehen. Dies wird erklärt durch die Function des Longissimus dorsi, welcher bis zum Hinterhaupte hinaufsteigt.

Meine Beiträge zur operativen Orthopädik wurden gut aufgenommen; die erste Auflage war binnen Jahresfrist vergriffen, so daß ein zweiter Abdruck stattfinden mußte, den der Verleger in seinem Interesse aber nicht als solchen bezeichnet hat. Ich konnte mich nicht entschließen, an dem eben erst erschienenen Werke etwas zu ändern, und glaubte dringendere

Aufgaben vor mir zu haben. Auch später, als die Literatur über Tenotomie rasch anwuchs, spürte ich gar keine Neigung, mich darüber nochmals vernehmen zu lassen; es lag mir nichts daran, das letzte Wort zu behalten. Mein Schweigen wurde vielfach mißgedeutet. Ich amüsirte mich oft über die sehr vorsichtigen Fragen der Fachgenossen, mit denen sie ermitteln wollten, ob ich das Vertrauen zur Tenotomie etwa verloren habe, da ich nichts wieder darüber drucken ließe. Ohne Zweifel wäre ich im Stande gewesen, etwas Besseres zu liefern, ich hatte aber die geheime Furcht, als Sehnenschneider unterzugehen, ungefähr wie Astley Cooper sich fürchtete, als Ohrendoctor verschrieen zu werden, nachdem er ein einziges Mal mit Erfolg bei Taubheit das Trommelfell durchbohrt hatte und dann einen großen Zulauf von Schwerhörigen bekam. Ich konnte mich damit entschuldigen, daß man in einem einzelnen Gegenstande, den man nach besten Kräften bearbeitet hat, keine weiteren Fortschritte zu machen pflegt, bis die Wissenschaft im Allgemeinen und wir mit ihr weiter gekommen sind.

Wer konnte 1838 ahnen, daß 1846 die Anästhesie sich in der Chirurgie einbürgern würde? Sie hat auf die Beurtheilung und Behandlung der Verkrümmungen nächst der Tenotomie den größten Einfluß gehabt; es lohnt sich wohl der Mühe, zu untersuchen, ob es zum Heile der Leidenden geschehen ist. Eine sehr verständige Vertretung der Tenotomie vor Bekanntwerden der Anästhesie finde ich in den Schriften von Dr. Little und von Tamplin, dessen Schwager, so wie in den Arbeiten von Bouvier. Jules Guerin in Paris war der Heißsporn der operativen Orthopädik. Er wollte um jeden Preis der Erfinder derselben sein und nahm alle paar Jahre einmal einen Anlauf, der Pariser Akademie der Medicin zu beweisen, daß er doch wenigstens der Einzige sei, welcher ihr

wahres Wesen begriffen habe. Es half ihm nichts. Ich ließ ihn ruhig gewähren und machte nur einmal das Bonmot auf ihn, er würde, wenn es darauf ankäme, allenfalls die Priorität seines eigenen Vaters leugnen. Seine Myotomien bei Rückgrats-Verkrümmungen und andere Extravaganzen thaten ihm eben so vielen Schaden, wie seinen Patienten.

Seit 1846 versuchte fast jeder Wundarzt den Einfluß der Anästhesie auf Verkrümmte. Bernhard Langenbeck trat zuerst mit seinen Erfolgen hervor und muß deshalb als Gründer einer Schule betrachtet werden, der den Ruhm und die Verantwortlichkeit derselben zu tragen hat. Er veröffentlichte seine Erfahrungen in der Schrift: Commentatio de contractura et ancylosi genu. Berolin. 1850. Von dieser Zeit datirt sich die Verbreitung der darin geschilderten Methode. Die Erfolge derselben erscheinen darin so glänzend, daß bei Kniecontracturen von Tenotomie nicht mehr die Rede zu sein braucht. Die Extension in der Chloroformnarcose und der Gypsverband leisten Alles. Man vermißt höchstens die Nachricht, daß die Geheilten auch beim Ballet engagirt worden sind.

Der Reformator der Orthopädie, wie er sich selbst genannt hat, Dr. Werner, ein Gegner der Tenotomie, dessen, von ihm selbst veröffentlichten, Resultate in der Behandlung von Klumpfüßen (in zehn Jahren vierzehn Geheilte und einunddreißig Ungeheilte) ich in der Vorrede meiner Beiträge erwähnt hatte, kam Langenbeck zu Hülfe, indem er alles früher Dagewesene in Scherben schlug. Charles Bell, Marshall Hall, Johannes Müller, Delpech und viele Andere wurden zuerst hingerichtet. Ich fing schon an, neidisch zu werden, aber die Reihe kam auch an mich. Es blieb von mir fast nichts übrig, als ich selbst. Dann kamen seine lange vergebens erwarteten Orakelsprüche, unter anderen: die Skoliose ist gar kein somatisches Leiden, sondern ein psychisches! Es macht den

jungen Mädchen Plaisir, schief zu sein, und sie werden es. Damit hatte er alle groben Väter und ärgerlichen Mütter auf seiner Seite, die seit Jahrhunderten derselben Ansicht gewesen waren, und ihre Töchter geknufft und gescholten hatten, weil sie sich nicht gerade halten wollten! Auch in anderen Kreisen wirkten Werner's Aufsätze, welche zuerst in der Zeitschrift für wissenschaftliche Medicin abgedruckt, 1852 in Berlin gesammelt erschienen, sehr wohlthätig. Seit zwanzig Jahren hatte man mich so oft gelobt, daß es nicht mehr auszuhalten war. Mancher athmete jetzt freier und suchte in dem Wust von Unsinn, den Werner vorgebracht hatte, nach einem Körnchen Wahrheit, um es mir triumphirend entgegenzuhalten. Sogar Professor Volkmann lobt Werner, weil er die Entdeckung gemacht habe, daß ein Muskel sich wohl contrahiren, aber nicht selbst wieder extendiren könne. Dieser Satz ist aber falsch, der Muskel dehnt sich wieder aus, wenn die Ursachen seiner Zusammenziehung aufgehört haben. Man möchte jetzt gern den Begriff Elasticität an die Stelle von Tonus setzen, aber auch elastische Körper dehnen sich wieder aus, wenn die Ursache ihrer Compression aufhört. Tonus und Elasticität sind sehr verschiedene Dinge, die letztere ist auch eine Eigenschaft lebloser Körper, der Tonus dagegen gehört dem lebenden Organismus an, als Resultat der Reflex-Action. Wer den Tonus beseitigen will, muß zugleich die Lehre vom Reflex negiren.

Mit dem Jahre 1850 war der Liebesfrühling der Tenotomie vorüber, Extension in der Chloroformnarcose und Gypsverbände wurden die Helden des Tages. In der Narcose sollte jeder Widerstand überwunden werden, der Gypsverband sollte den leichten Sieg zu einer dauernden Eroberung machen. Es ging aber nicht Alles so glatt ab, wie das Programm lautete. Der Gypsverband wurde oft nicht ertragen, unter demselben bildeten sich öfter Dislocationen, dann wurde das Glied völlig

unbrauchbar, übrigens blieb es meistens steif. Dies Alles hinderte aber die Enthusiasten nicht, sie berichteten über ihre Erfolge nach Hunderten und wußten nichts von Schwierigkeiten und üblen Folgen. Professor Pitha, dessen Werk über die Krankheiten der Extremitäten für Billroth's Handbuch, 1868, gleichzeitig mit dem letzten Hefte meiner Chirurgie erschien, spricht noch mit Bewunderung von den Erfolgen der Tenotomie und ist zu derselben Ansicht, wie ich, gelangt, daß dieselbe für die winkelförmigen Verkrümmungen des Kniegelenks oft unentbehrlich sei. Billroth, der übrigens auch der Tenotomie Gerechtigkeit widerfahren läßt, hält sie am Knie für entbehrlich. Professor Lücke und Professor Hüter wenden der Tenotomie schon mehr den Rücken, Lücke hält sie für entbehrlich bei paralytischen Fußverkrümmungen, Hüter bei den angeborenen. So sitzt hier die Tenotomie zwischen zwei Stühlen. Wem soll man folgen? Nach meiner Ansicht beiden, erst dem einen, der sie für paralytische Fälle erlaubt, und dann dem andern. Professor Volkmann versichert in Billroth's Handbuch, 1872, daß die Tenotomie jetzt eine Operation sei, für die sich die Chirurgen im Ganzen wenig interessiren und die stellenweise wohl weniger angewendet werde, als sie verdiene. Von einigen Seiten sei sogar der Versuch gemacht worden, sie ganz zu proscribiren und als unnöthig und nachtheilig hinzustellen, um wieder zu der reinen Maschinenbehandlung zurückzukehren. Dies wäre nach Volkmann ein ungeheurer Rückschritt.

Ich glaube, daß Volkmann Recht hat, die Chirurgen interessiren sich überhaupt wenig für die Orthopädie, die Curen sind ihnen zu mühsam, mit oder ohne Tenotomie und Narcose.

Volkmann möchte die Tenotomie für das Knie nicht wieder in Gebrauch ziehen, ich glaube aber, daß er es thun wird. Schon vor acht Jahren war er aufrichtig genug, einzugestehen, daß Langenbeck's Methode am Knie mitunter auf ungeheure

Schwierigkeiten stößt, wo die gewaltsame Streckung oft wiederholt werden muß (vid. dessen Krankheiten der Bewegungsorgane, I. Abtheilung, pag. 564 in Billroth's Handbuch). Es würde ganz den Principien entsprechen, welche ich 1838 ausgesprochen habe, hier zum Messer zu greifen. Chirurgie und Mechanik müssen Hand in Hand gehen, wo die eine nicht ausreicht, muß die andere aushelfen.

Als praktischer Chirurg, der in der Klinik seine täglichen Aufgaben zu lösen hat, ist Volkmann ganz an seinem Platze, aber seine theoretischen Ideen scheinen mir für das Gedeihen der Orthopädie nicht förderlich zu sein. Er möchte, im Grunde genommen, gern alle Verkrümmungen den Knochen zur Last legen und erlaubt den Nerven und Muskeln nur eine ganz untergeordnete Rolle. Die Muskeln verkürzen sich für ihn nur nutritiv und haben keinen activen Antheil an der Entstehung der Verkrümmung. Dies contrastirt sehr lebhaft mit dem großen Vertrauen, welches er dem Distractionsverfahren bei Gelenkkrankheiten schenkt, dessen Wirkung doch vorzüglich auf die Muskeln gerichtet ist. Er kann sich freilich nicht entschließen, die bei Gelenkentzündungen entstehenden Verkrümmungen im Wesentlichen durch Reflex zu erklären (vid. dessen Krankheiten der Bewegungsorgane, I. Abtheilung, pag. 514, in Billroth's Chirurgie). Physiologische Nothwendigkeiten sollte man doch anerkennen, selbst wenn sie nicht Alles erklären. Für Professor Volkmann ist die geringere Beachtung physiologischer Verhältnisse insofern nachtheilig gewesen, weil sie ihn gehindert hat, den Gelenkneurosen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken (vid. dessen K. d. B., II. Abtheilung). Er hat nur einen einzigen Fall von Gelenkneurose und diesen, nach meiner Erfahrung, nicht richtig behandelt. Er legte einen Gypsverband an und, da das Gelenk, wie zu erwarten war, steif wurde, so zweifelte er an der Richtigkeit der Diagnose. Dies

führt begreiflicher Weise zu der Frage: wie viel Procent unter den glücklich durch das Distractionsverfahren Geheilten müssen wohl mit Fug und Recht unter den Neurosen stehen und nicht unter den Entzündungen? Professor Wernher giebt uns wohl einmal Aufschluß darüber, er ist das enfant terrible dieser Schule, der es ausgeschwätzt hat, daß eben Alles gestreckt wird, die mit Neurosen Behafteten und die mit Entzündungen.

Was soll man zu der Siegesgewißheit sagen, mit welcher Volkmann versichert, bei dem Distractionsverfahren wird es fortan keine Verkrümmungen nach Gelenkkrankheiten mehr geben? Man könnte vielleicht sagen, sicher, denn diejenigen werden sterben oder amputirt werden, welche vielleicht am Leben geblieben oder nicht amputirt wären, wenn man sie nicht gestreckt hätte. Volkmann drückt sich so emphatisch über die Sicherheit aus, mit der sich Difformitäten bei Behandlung der Gelenkentzündungen vermeiden lassen, daß man darin eine Aufforderung für die Patienten finden kann, ihren Arzt wegen eines Kunstfehlers zu verklagen, wenn ein Glied krumm geworden ist, wie in Olims Zeiten wegen versäumter Trepanation.

Volkmann beweist seine mechanische Richtung in den Abbildungen, welche er dem Capitel von den Rückgratsverkrümmungen beigegeben hat. Der ganze alte mechanische Plunder feiert in dem deutschen Nationalwerke für Chirurgie seine Auferstehung. Wenn uns Volkmann nur sagen könnte, daß er mit der einen oder andern Maschine Erfolge erzielt habe. Das ist freilich nicht zu erwarten, denn mit all diesem Kram ist wohl nie eine Skoliose geheilt worden und wird auch nie eine geheilt werden.

In Betracht der Theorie der Skoliose sind die Leser von Billroth's und Pitha's Chirurgie auf Lorinser angewiesen, der (Krankheiten der Wirbelsäule, pag. 33 und folgende) dieselbe als eine gutmüthige Schwester des Pott'schen Uebels hinstellt

und mit der Bühring'schen Maschine zu behandeln räth. Von den praktischen Einsichten Lorinser's bekommt man einen Begriff, wenn man liest, daß er beim Pott'schen Uebel die schnelle Eröffnung der Abscesse anräth. Hinterher ersetzt man den Verlust an Phosphaten durch passende Nahrung. Eine Tabelle von Professor Kletzinsky über die Verluste von Phosphaten durch den Urin unter solchen Umständen giebt Lorinser's Lehren eine ganz exacte Basis. Man bringt dem Patienten durch Eröffnung des Abscesses eine tödtliche Wunde bei und ersetzt dann den Verlust an Phosphaten.

Volkmann befaßt sich nicht mit der Theorie der Skoliose, dagegen giebt er uns die des angeborenen Klumpfußes. Obgleich man durch die in der Einleitung den allerdings sehr vorzüglichen Untersuchungen Henke's über die Gelenke gespendeten Lobsprüche etwas vorbereitet ist, so wird man doch überrascht durch die Erklärung, daß beim Klumpfuße die Verbiegung nicht im Gelenke, sondern in den Knochen liege. Diese Ansicht wurde früher allgemein angenommen, gerieth aber durch die Schnellcuren der operativen Orthopädik in verdiente Vergessenheit. Bei Volkmann's Versuche, sie wieder einzuführen, fielen mir die Berliner Gamins ein, welche 1837, wo Dieffenbach auf Fußverkrümmungen fahnden ließ, Klumpfuß zu spielen pflegten. Sie wurden dann von jungen Aerzten eingefangen, die sie in die Klinik führen wollten, liefen aber lachend davon mit ganz geraden Füßen. Volkmann ist sicher, daß angeborene Klumpfüße nicht durch Neurosen, sondern auf mechanischem Wege entstehen. Er ist so glücklich gewesen, fünf Beobachtungen an Neugeborenen zu machen, welche dies unwiderleglich beweisen. Gleich nachher sagt er aus, daß es gar keine Klumpfüße waren, sondern andere Verkrümmungen und bildet einige davon ab, bei denen allerdings Jeder sagen wird; daß sie durch Druck entstanden sein müssen. Volkmann's Schreibart macht manch-

mal den Eindruck, als schriebe er von unten nach oben, so daß er das eben Geschriebene mit dem Aermel wieder auswischt.

Er beschreibt das genu valgum und den Plattfuß sehr genau vom pathologisch-anatomischen Standpunkte, kann sich aber nicht entschließen, in ihrer Aetiologie der Entzündung irgend einen Antheil zu gestatten und kommt nicht auf den Gedanken, daß die auch von ihm zugestandene Atonie der Bänder schon eine chronische Entzündung niederen Grades sein könne, die gelegentlich acut wird und zu raschen Fortschritten führt. Ich habe noch im Januar und Februar 1873 ein genu valgum bei einem zwanzigjährigen Schlosser binnen sechs Wochen sich bilden und wieder zurückbilden sehen. Bei der Entstehung waren heftige Schmerzen an der Innenseite des Kniegelenks und dieses wich fast einen Zoll weit nach innen aus. Die Behandlung bestand nur in Ruhe und Einreibungen von Salmiakgeist.

Volkmann spottet darüber, daß ich bei Plattfuß Vesicatore angewendet habe, und findet die Behandlung durch Rectification in der Chloroformnarcose und durch Gypsverbände unübertrefflich. Ohne Zweifel kann man auch durch Gypsverbände chronische Gelenkentzündungen heilen, aber vom physiologisch-pathologischen Standpunkte war es doch viel interessanter, zu sehen, wie ein schlimmer Plattfuß durch ein Vesicator wieder gerade wurde. Die von Roser empfohlene Rectification des Plattfußes in der Chloroformnarcose scheint mir von geringem Werthe zu sein; der Muskelwiderstand, den man darin überwindet, schwindet auch von selbst, in vollkommener Ruhe des Gliedes. Immerhin aber ist diese Rectification ein Fortschritt gegen Dieffenbach's Tenotomien beim Plattfuße.

Es scheint fast, als fürchte sich Volkmann auch ein wenig vor den Exacten, wenn er in den Capiteln vom genu valgum und vom Plattfuße der „Entzündung“ aus dem Wege geht.

Aber die Zeiten sind doch vorüber, wo man von Entzündung nur schrieb, indem man das Wort einklammerte, um damit anzudeuten, daß man eigentlich viel zu klug sei, daran zu glauben. Diese exacte Comödie ist jetzt ein überwundener Standpunkt.

Häusliche und persönliche Erlebnisse.

Nach der zweiten Cholerareise wurde unser häusliches Leben nicht wieder gestört. Meine Frau fand Geschmack an dem großen Haushalte, den sie zu regieren hatte, und deshalb auch nicht minder an unserem zurückgezogenen Leben. Sie hatte in Hamburg die große Welt kennen gelernt, und sehnte sich nicht darnach zurück. Wir gingen nur wenig in Gesellschaft, aber liebenswürdige, talentvolle junge Männer wurden unsere Hausfreunde. So bildeten sich in Hannover schon Lebensgewohnheiten, denen ich auch später treu blieb. Dies hat sein Gutes gehabt, weil ich der Geselligkeit keine Zeitopfer zu bringen hatte und meinen schriftstellerischen Arbeiten die Sorgfalt widmen konnte, welche die Achtung vor dem Publikum zur Ehrensache machen sollte. Für den Verkehr mit der Welt wäre es besser gewesen, wenn ich meiner angeborenen Neigung zur Einsamkeit weniger nachgegeben hätte. Ich fühlte dies, wenn meine Frau mich verließ, um, wie es jedes Jahr geschah, ihre Eltern auf sechs Wochen zu besuchen. Ich wußte dann nicht, was ich mit mir anfangen sollte, denn ich mochte eigentlich mit Niemand reden, als mit ihr.

In Hannover wurden unsere drei Töchter geboren, Anna 1832, Helene 1834, Ottilie 1836.

Kurz vor der Geburt unseres ersten Kindes starb meine theure Mutter. In der Reconvalescenz von einem leichten Typhus wurde sie von Diphterie befallen, welche ohne große Leiden ein rasches Sinken der Kräfte herbeiführte. Ich saß

an ihrem Bette, als sie verschied; sie hatte mich noch kurz zuvor angelächelt. Die nahe bevorstehende Ankunft des ungeduldig erwarteten ersten Enkelkindes war ihr letzter Gedanke gewesen.

Im Jahre 1832 wurde ich zum königlichen Hofchirurgus ernannt. Die damit verbundene Besoldung von vierhundert Thalern war als eine Remuneration für meine Thätigkeit an der chirurgischen Schule anzusehen; ich erhielt übrigens keinen großen Zuwachs an Arbeit, da die Zahl der Hofärzte in Hannover sehr groß war: zwei Leibmedici, vier Hofmedici, ein Leibchirurg, zwei Hofchirurgen. Nach dieser Anstellung erschien es mir bei den damaligen Begriffen über Entfernungen angemessen zu sein, meine Wohnung in die Stadt selbst zu verlegen, und ich entschloß mich, zu bauen, da ich kein passendes Haus finden konnte. Ebeling machte den Plan und führte ihn mit seinem Freunde, dem jetzigen Ober-Hofbaurath Molthan, glücklich aus. Unser Haus an der Adolphstraße, deren Anfang das Leibniz-Denkmal bildet, war das erste in einem Stile gebaute, der sich nachher zum hannoverschen Rundbogenstile entwickelte. Wir hatten 1834 ein herrliches Baujahr, in welchem bis jetzt der beste Wein des Jahrhunderts gewachsen ist. Im Herbste 1835 konnten wir unsern kleinen Feenpalast beziehen, bei dessen innerer und äußerer Ausschmückung die beiden Baumeister neben großer Einfachheit ihre ganze Kunst gezeigt hatten.

Im August 1837 zog Ernst August als König von Hannover ein. Ich war, als Mitglied der chirurgischen Prüfungs-Commission für das Staatsexamen, gerade in Holscher's Hause an der Calenbergerstraße beschäftigt, als der König staubbedeckt ankam. Ich habe ihn später gar nicht wieder gesehen. Als ich 1838 Hannover verließ, wollte ich ihm einen Abschiedsbesuch machen, er wollte mich aber nicht sehen; es hatte ihn verdrossen, daß ich seinen Dienst verließ. Als ich in

Berlin studirte, ließ er mich rufen, als Professor ließ er mich zornig ziehen. Die sieben Göttinger Professoren hatten ihm den Kopf warm gemacht.

Im September 1837 besuchte uns Dieffenbach in Hannover. Er war liebenswürdig und glücklich, und konnte mit Bardolph sagen, daß er besser accommodirt sei, als 1831, wo ihn seine erste Frau noch plagte, gegen welche die zweite als ein wahrer Engel erschien. Seit dem 29. Mai 1836, wo er Dr. Little ein Empfehlungsschreiben an mich mitgab, bis zu seinem Tode blieb er mein treuer Correspondent. Ich habe seine Briefe sorgfältig aufbewahrt. Sie sind voll von Leben, voll von Anerkennung für seine zweite Frau, welche ganz für ihn zu passen schien. Er gab mir immer Nachricht über seine neuesten chirurgischen Versuche und Errungenschaften. Man würde seine Briefe nicht ohne Interesse lesen, aber sie sind nicht immer schmeichelhaft für die Zeitgenossen. Er war leicht beleidigt, aber auch leicht wieder versöhnt. Er versuchte es lange, mich als Mitarbeiter einer Zeitschrift für Chirurgie zu betheiligen, ich hatte aber gar keine Neigung; zum Journalisten war ich viel zu schwerfällig. Dieffenbach's Briefe waren auch nicht dazu angethan, mir Lust zu machen. Er ärgerte sich über Vieles, was mich kalt ließ, weil ich nicht daran dachte, es beantworten zu müssen. Ich suchte ihn immer friedlich zu stimmen, deshalb waren ihm meine Briefe angenehm; er mahnte immer, wenn ich lange nicht geschrieben hatte. Ein theures Angedenken an ihn ist mir ein ganz kurzer Brief vom 23. März 1846. Er fühlt sich so krank, daß er seinen baldigen Tod erwartet, dankt mir für meine unendliche und unermüdliche Freundschaft und bittet mich, als seinen wahrscheinlichen Nachfolger, mich seiner Frau und Kinder anzunehmen.

Berufung nach Erlangen.

Meine Mutter lebte nicht mehr, meine drei Schwestern waren verheirathet. Ich hatte der Orthopädie Dienste geleistet, welche mir gestatteten, mich davon zurückzuziehen, ohne mich übler Nachrede auszusetzen. Mein Institut war in blühendem Zustande und würde nach dem Erscheinen meiner Beiträge zur operativen Orthopädik noch mehr in Aufnahme gekommen sein. Für Andere wäre dies vielleicht ein Grund gewesen, zu bleiben, für mich war es das Gegentheil, ich mußte dem Ziele nachstreben, welches mein Vater mir gesteckt hatte. Durch Jäger's Tod wurde die chirurgische Lehrkanzel in Erlangen erledigt; ich beschloß, mich darum zu bewerben. In Erlangen kannte ich Niemand und hatte überall keine einflußreichen Freunde in Bayern. Bewerben mußte ich mich, denn Niemand konnte wissen, daß ich willens sei, meine angenehme Stellung in Hannover aufzugeben. Ich besuchte den königl. bayerischen Minister-Residenten Freiherrn von Hormayr und trug ihm meine Wünsche vor. Er mußte wohl sehr vortheilhaft über mich berichtet haben, denn schon nach vierzehn Tagen erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben des Ministers von Abel, worin er mich fragte, unter welchen Bedingungen ich bereit sei, die Professur in Erlangen zu übernehmen. Es schien mir, als Bewerber, angemessen, nur das zu verlangen, was Jäger gehabt hatte; um mich indeß nicht zu übereilen, schrieb ich an Professor Rudolph Wagner in Erlangen und fragte ihn, ob Jäger mit seinem Gehalte anständig habe leben können. Wagner antwortete mir, daß Jäger 1500 Gulden Besoldung gehabt und auf einem sehr anständigen Fuße gelebt habe. So faßte ich denn mein Schreiben an den Minister sehr kurz dahin ab, daß ich keinen höheren Gehalt beanspruche, als Professor Jäger besessen habe. Auf diese Art kam meine

Ernennung bald zu Stande, und ich hatte die Vorbereitungen zu meinem Abzuge zu machen.

Die Hannoveraner konnten meinen Entschluß, nach Erlangen zu ziehen, gar nicht begreifen; sie kannten kaum den Namen des Ortes, ich wurde öfter gefragt, weshalb ich denn nach Irland gehen wolle? Mein alter Freund Stieglitz hielt es nicht für Ernst und meinte, ich wolle mit dieser Idee nur die Erhöhung meines Gehalts bezwecken, wozu gar keine Aussicht sei. Ich konnte ihm erwiedern, daß es sich um eine abgemachte Sache handle. Ein alter Medicinalrath, der sehr viele Kinder und meistens sehr wenig Geld hatte, war so höflich, mir zu sagen, ich stehe wohl am Bankerott und müßte deshalb fort. Ich lachte ihn aus und ließ ihn bei seiner Meinung, die ihm wohl that. Andere waren freundlicher gesinnt und bedauerten meinen Fortgang. Der ärztliche Verein gab mir am 5. August ein solennes Abschiedsfest, bei welchem der jetzige Sanitätsrath Dr. Lampe mich als Gründer des Vereins in Versen feierte. Dr. Adolph Mühry erhob meine Verdienste um die operative Orthopädik durch ein humoristisches Gedicht, dessen Pointe darin bestand, daß man sich jetzt vor dem Teufel mehr als früher in Acht zu nehmen habe, weil derselbe sich seinen Pferdefuß gewiß von mir habe operiren lassen und deshalb nicht so kenntlich mehr sei.

Ein junger unternehmender Arzt, der mir sehr wohl gefiel, wünschte meine orthopädische Anstalt zu übernehmen und fortzusetzen. Ich rieth ihm davon ab, und würde es mit jedem Anderen ebenso gemacht haben. Es widerstrebte meinem Gefühle, meine kleine Schöpfung zu verkaufen. Ich hatte in meinen Schriften gesagt, wie ich es gemacht, Andere konnten es eben so machen, ohne mir eine Verantwortlichkeit aufzubürden. Meine Patienten wurden im Juli entlassen, im August verkaufte ich die entbehrlichen Sachen. Die Turngeräthe wurden

später wieder benutzt, und haben unter der Leitung von Hofchirurgus Dr. Kohlrausch noch viele Jahre dazu gedient, jungen Mädchen die Gelegenheit zu gymnastischen Uebungen zu geben. Unser schönes Haus wurde vermiethet, aber auf so wenig vortheilhafte Art, daß ich dasselbe 1840 verkaufte. Der Bau hatte 20,000 Thaler gekostet, ich bekam 18,000 wieder. Der nächste Besitzer war der damalige Kammerrath und spätere Finanzminister Graf Eduard Kielmansegg, der dasselbe 1849 an König Georg V. überließ. Der Schwiegervater des Königs, Herzog von Altenburg, hat es lange bewohnt, später wurde dasselbe zum Welfen-Museum gemacht. Es ist jetzt nicht mehr so hübsch, wie zu meiner Zeit, der König hatte einen Anbau gemacht, dem die Pergola an einer Seite zum Opfer wurde, und die früher in der Mitte gelegene Hausthür liegt jetzt seitwärts.

Am 13. September waren unsere Sachen gepackt und dem Spediteur übergeben; ich ging über Bennemühlen nach Hamburg, wohin meine Frau mit den Kindern schon im August vorangegangen war.

Am 15. October brachen wir von Hamburg auf, um in kleinen Tagereisen Erlangen zu erreichen, wo wir am 25. October ankamen.

Auf der Durchreise besuchte ich in Göttingen meine früheren Lehrer und meine Verwandten. Professor Marx äußerte sich sehr unzufrieden mit meinem Entschlusse, nach Erlangen zu gehen. Sie werden es bereuen, sagte er, denn Sie können dort stecken bleiben. In Gotha verlebten wir einen angenehmen Ruhetag im Hause von Friedrich Perthes, der ein alter Freund meines Schwiegervaters war.

Aufenthalt in Erlangen,
vom October 1838 bis Januar 1841.

Der erste Eindruck von Erlangen war nicht sehr günstig. Wir wohnten bis zur Ankunft unserer Mobilien in der blauen Glocke, wo wir freilich gut aufgehoben waren, aber ziemlich unschöne Umgebungen sahen. Ein scharfer Wind strich durch den Schloßgarten und fegte die letzten Blätter von den Bäumen. Doch wurde dieser Eindruck bald verwischt durch die Freundlichkeit, mit welcher man uns entgegenkam. Eine der besten Wohnungen war für uns gemiethet worden, im Hause des Dr. Wollner, welcher damals einer der beliebtesten praktischen Aerzte war. Wir lebten sehr friedlich mit einander und ich danke es Dr. Wollner noch jetzt, wie er mir bei Erkrankungen in meiner eigenen Familie hülfreich zur Seite stand. Seine Frau war die einzige Tochter des berühmten Botanikers Hofrath Koch, meines Collegen.

Ich hatte zunächst mit dem Prorector, Professor Schmidtlein zu schaffen, der mich mit den für meine Einführung erforderlichen Formalitäten bekannt machte. Ich wurde von ihm den versammelten Professoren vorgestellt und hatte diese lateinisch anzureden, dann eine öffentliche lateinische Rede zu halten und zwei lateinische Programme drucken zu lassen, das eine für den Eintritt in den Senat, das andere für den in die Facultät. Das erste handelt von den Ursachen des coxalgischen Knieschmerzes, das zweite von der Combination motorischer und sensitiver Nervenaction.

Bei meiner kurzen Anrede an die versammelten Professoren glaubte ich mich, hinter der lateinischen Sprache, völlig sicher und habe darin gesagt: Auf den Ruf König Ludwigs, des berühmten Königs von Bayern, dessen unsterbliche Werke der Stolz und die Zierde von ganz Deutschland sind, habe ich

mein geliebtes Vaterland, meine theuern Schwestern und Brüder verlassen, in der Hoffnung, daß Bayern mir das Vaterland, die Wissenschaften meine Schwestern, die Collegen meine Brüder wiedergeben würden. Da überwältigte mich die Erinnerung an alle die Theuren, die ich hinter mir gelassen hatte und es entstand eine Pause, nach welcher ich erst den Schlußsatz sprechen konnte, worin ich meinen Dank für die freundliche Aufnahme ausdrückte.

Hinsichtlich der Rede, welche ich öffentlich zu halten hatte, wurde mir gesagt, mein Vorgänger Jäger habe zum Thema der seinigen die Exarticulation des Unterkiefers gewählt und man habe ihm nachher bemerkt: „Aber Herr College, über die Exarticulation des Unterkiefers zu reden, so kurz vor Tische, das war doch grausam!" Ich wählte ein weniger abschreckendes Thema, die Parallele der deutschen, englischen und französischen Chirurgie. Ich führte ihre Unterschiede auf den Nationalcharakter zurück. Die französische Chirurgie ist neuerungssüchtig, die englische voll von Gemeinsinn, die deutsche particularistisch. Man spricht deshalb weniger von deutscher Chirurgie, als von den einzelnen Chirurgen. Es gab aber bei uns stets glänzende Ausnahmen, zu denen meine beiden Vorgänger, Schreger und Jäger gehören, welche den besten deutschen Chirurgen beigezählt werden müssen. Ich drücke meine Freude darüber aus, daß ich mit meinem unmittelbaren Vorgänger Jäger in allen Hauptpunkten hinsichtlich der Obliegenheiten eines klinischen Lehrers übereinstimme, der nicht im Dictiren von Heften das Wesen des Unterrichts fand, sondern in lebendiger Rede, theils am Krankenbette, theils in Katheder-Vorträgen, die namentlich in kleinen Universitätsstädten nicht zu entbehren sind. Man kann dort nicht, wie Dupuytren in Paris, die theoretischen Vorträge ganz in den klinischen aufgehen lassen, weil man nicht für jeden Gegenstand die entsprechenden Kranken zur Hand

hat. Das Heftdictiren ist leichter, freie Vorträge erfordern größere geistige Arbeit, sie machen aber auch größeren Eindruck. Ihre Seele muß Wahrheit sein, es ist verderblich, nach Originalität zu streben auf Kosten der Wahrheit. Die Wahrheit bedarf weder des gelehrten Pompes, noch der witzigen Einkleidung. Durchgreifende Ideen verdanken ihren Ursprung nur den Fortschritten der ganzen Wissenschaft, deshalb können die Universitäten für ihre Entwickelung Großes leisten, wenn sie ein inniges Zusammenwirken bewahren. Der gute Geist, welcher in dieser Beziehung in der Universität Erlangen herrscht, hat mich besonders mit dem Wunsche beseelt, ihr anzugehören. Die Rede war zwölf Seiten lang, in deutscher Sprache vorgetragen hätte sie wohl Eindruck gemacht, man könnte sie mit wenigen Veränderungen noch jetzt halten, würde aber am Schlusse vielleicht die Hoffnung aussprechen, die deutsche Chirurgie werde demnächst ihren particularistischen Charakter abstreifen.

Mit dieser Rede war die Zeit der lateinischen Exercitia für mich vorüber, Cicero konnte ad acta gelegt werden.

Mittlerweile hatte ich ohne alle Formalitäten von der chirurgischen Klinik Besitz genommen. Sie gefiel mir sehr gut und ließ mich Manches übersehen, was mir sonst nicht behagen konnte.

Erlangen hatte damals zehntausend Einwohner, unter denen sich sehr viele Strumpfwirker und Handschuhmacher befanden. Die Matadore unter der Bürgerschaft waren die Bierbrauer und einige Kaufleute. Unter dieser Bevölkerung dominirte natürlich die Universität. Mein College Henke sagte mir beim ersten Besuche: „Hier kann der Professor eine Mütze tragen, er bleibt doch der angesehenste Mann.“ So schaffte ich mir denn auch eine Mütze an, die ich sehr bequem fand. Die Stadt selbst bildete gewissermaßen ein Anhängsel des

großen Schloßgartens, in welchem die Universitätsgebäude lagen. Das in einem hübschen Stile gebaute frühere Residenzschloß war Universitätsgebäude geworden. In dem dahinter anfangenden Schloßgarten lagen zu beiden Seiten die Anatomie, der botanische Garten und ein großes Collegienhaus. Dem Schlosse gegenüber, aber ziemlich weit davon entfernt, liegt das noch neue und ansehnliche akademische Krankenhaus, dessen rechte Hälfte die chirurgische Klinik, die linke die medicinische inne hatten. Jede derselben hatte ungefähr Raum für vierzig Betten. Rechts vom Schloßgarten liegt der neue regelmäßig gebaute Theil von Erlangen, wo fast alle Professoren wohnen. Ganz Erlangen ist von Sandsteinquadern gebaut, die Häuser sehen deshalb ganz stattlich aus, aber nicht interessant; es fehlt ihnen alle malerische Wirkung. Sie sind auch nicht so wohnlich, wie sie aussehen. Der Sandstein ist sehr porös und durchgängig für die Luft. Sie haben fast alle offene Gallerien, welche die hinteren Zimmer miteinander verbinden, so daß man aus seinem Schlafzimmer in die freie Luft tritt und Winters oft in den Schnee, der auf die Gallerie geweht ist. Dazu ist die Feuerung nicht vorzüglich, das weiche Föhrenholz giebt nur wenig Wärme. Ich fing damit an, daß ich für einen Theil der Zimmer doppelte Fenster machen ließ, um uns in gewohnter Weise erwärmen zu können. Die Nahrungsmittel waren gut und billig, man konnte überhaupt in Erlangen wohlfeil leben, weil man auf Luxus keinen Anspruch macht und auf die Mode keine Rücksicht nimmt. Gesellschaften werden selten gegeben, man besucht sich Abends ohne alle Förmlichkeit und trifft sich an öffentlichen Orten. Die Harmonie ist der Vereinigungsplatz der gebildeten Gesellschaft, dort findet man Abends Professoren und Bürger zusammen. Man raucht, conversirt, trinkt einen Schoppen Bier und geht zeitig zu Hause, weil die alten Herren den Ton angeben. Karten werden nicht gespielt. Es

gefiel mir ganz gut dort, aber ich konnte die Tabackswolken und das Bier nicht vertragen und wurde deshalb kein ordentlicher Mensch. Als solcher gilt in Bayern nur, wer jeden Abend in demselben Bierhause, an demselben Platze zu finden ist. Nichts desto weniger wurde ich bald in den Vorstand gewählt, mit zwei anderen jungen Männern. Im Anfange ging Alles gut, ich arrangirte einige kleine Concerte, die früher nicht bestanden. Aber die alten Herren, die uns im Vorstande Platz gemacht hatten, fanden bald Gelegenheit uns auszulachen. Einer meiner Vorstandscollegen, ein liebenswürdiger junger Kaufmann, hatte von Regensburg Stearinkerzen kommen lassen, die bei einem Balle zuerst versucht wurden. Der Saal wurde nur mäßig davon erhellt, aber das Schlimmste kam nach. Es bildete sich in der Höhe ein feiner Nebel, der allmählich immer tiefer sank, nach salzsauren Dämpfen roch und schließlich so dick wurde, wie ein Londoner November-Nebel. Es war ganz abscheulich. Das Oeffnen der Fenster half nichts, der Ball mußte abgebrochen werden, denn andere Kerzen waren nicht vorhanden. Nach dieser Niederlage war es um das Ansehen des jungen Vorstandes geschehen, die alten Herren kamen wieder zur Regierung.

In der schönen Jahrszeit fand ich es sehr anmuthig unter den alten Eichen des nördlich von der Stadt belegenen Hügels, der in seinen Felsenkellern den edlen Gerstensaft, das berühmte Erlanger Bier, zeitigt. Dort versammelte sich die Gesellschaft, welche sich Winters in geschlossenen Räumen zu räuchern pflegte. Erst in der freien Luft fand ich einigen Geschmack an dem Biere, habe es aber nicht weit darin gebracht und wohl nie mehr als zwei Schoppen an einem Tage bezwungen, während ganz mäßige Leute davon acht vertilgen konnten. Die fränkische Schweiz, welche nur einige Stunden entfernt liegt, war für weitere Ausflüge ein erwünschtes Ziel.

In der ersten Zeit war Muggendorf mit seinen trefflichen Forellen der beliebteste Wallfahrtsort, später kam Streitberg in Aufnahme, wo man auf einem Hügel wohnen konnte und vorzügliche Betten fand.. Bamberg lag für öftere Besuche zu fern, so anziehend es auch war durch seine malerische Lage und seinen herrlichen Dom. Desto öfter kam man nach dem näheren Nürnberg, gewöhnlich in Geschäften, aber nie, ohne sich der herrlichen alten Stadt zu freuen und ohne die gute Wirthschaft im Bayrischen Hofe zu loben, wo man sicher war, an der table d'hôte Erlanger Bekannte zu treffen. In diesen an poetischen Eindrücken reichen Umgebungen vergaß man leicht, wie nüchtern Erlangen selbst war, ganz arm an architektonischem Schmuck, auf dürrem Sande gebaut, der die alten Bäume im Schloßgarten nur kümmerlich vegetiren und die Rasenplätze früh verbrennen ließ. Die alten Wasserkünste des Gartens waren aufs Trockene gesetzt und es gehörte zu den angenehmen Träumen der Erlanger, dieselben einst wieder springen zu sehen.

Die damaligen Professoren der Universität gefielen mir sehr; jede Facultät zählte berühmte Namen, achtungswerthe und liebenswürdige Männer.

In der philosophischen Facultät war der Dichter Rückert der Stern erster Größe. Er war damals schon sechsundfunfzig Jahre alt und lebte sehr zurückgezogen, im Sommer auf seinem Gute Neuseß bei Coburg. Man sah ihn nicht einmal in den Senatssitzungen, fast nie auf der Straße, Vorlesungen hielt er nicht. Ich traf ihn nur ein einziges Mal in Gesellschaft bei seinem Freunde Professor Kopp, den er besungen hat, weil er ihm die Federn schnitt. Die Gesellschaft war mir zu Ehren, ich hatte eine von Kopp's Töchtern glücklich durch einen schweren Croup-Anfall gebracht. Sogar Kopp, der kleine geistreiche, lebendige Mann, wußte seinen berühmten Freund kaum zum

Reden zu bringen. Im Winter 1841 war Rückert längere Zeit unpäßlich. Dies gab König Ludwig die Veranlassung, seinen Gehalt um sechshundert Gulden zu erhöhen. Der König hatte befohlen, daß Rückert die Nachricht durch seinen Arzt erhalten sollte; Physicus Dr. Küttlinger meinte jedoch, wenn es sechstausend Gulden wären, möchte die Vorsicht vielleicht nöthig gewesen sein.

Den achtzigjährigen Philosophen Mehmel traf ich zuweilen noch auf Treibjagden, was mir vor seiner Philosophie, mit Rücksicht auf das physische Wohl des Menschen, großen Respect einflößte.

Der gleichfalls schon hochbetagte Philosoph Köppen war mit einer liebenswürdigen, norddeutschen Dame verheirathet; beide gehörten zu unserem liebsten Umgange. Köppen war sehr musikalisch und sprach nie von Philosophie.

In der juristischen Facultät waren Bucher, Feuerbach, von Scheuerl und Schmidtlein die vorzüglichsten Männer, in der theologischen Olshausen, Harleß und Engelhardt. Der jetzt so berühmte Hofmann war damals Privatdocent; mit einer Großtochter Köppen's verheirathet, gehörte er auch zu unserem näheren Kreise.

Von allen Professoren war Schmidtlein derjenige, welchem ich es am meisten zu danken habe, daß es mir in Erlangen so gut gefiel. Er war mit einer Tochter von Hofrath Göschen in Göttingen verheirathet, die meiner Frau mit ganzer Seele anhing. Wir sahen uns täglich und waren eigentlich unzertrennlich. Leider mußten wir Frau Schmidtlein's Tod in Erlangen erleben, welcher in Folge eines Wochenbettes eintrat. Auch der edle Professor Olshausen starb unter meiner Pflege, an Lungentuberculose. Die Erinnerung an diesen herrlichen Mann sollte nicht ohne Einfluß auf mein eigenes Schicksal bleiben, wie die Folge zeigen wird. Seine Frau war nicht minder

anziehend, wie er selbst. Einer adligen Familie angehörend, hatte sie ihren Mann aus reiner Liebe geheirathet und es verstanden ihn glücklich zu machen.

Der Senior der medicinischen Facultät war der berühmte Botaniker Koch, welcher früher praktischer Arzt gewesen war und sich noch für alle ärztlichen Angelegenheiten interessirte. Adolph Henke war Professor der medicinischen Klinik und der gerichtlichen Medicin, ein durch sein in fünf Auflagen erschienenes Handbuch der gerichtlichen Medicin und des über Kinderkrankheiten in ganz Deutschland ehrenvoll bekannter Mann, dessen ernste und würdige Erscheinung ganz dem entsprach, was man nach seinen Schriften erwarten konnte. Im gewöhnlichen Leben fehlte es ihm nicht an Humor, er verehrte die englische Literatur, wie ich selbst. Dies gab uns mehr Anknüpfungspunkte, als die praktische Heilkunst. Er war schon dreiundsechszig Jahre alt und in Beziehung auf seine ärztlichen Grundsätze zurückhaltend geworden. Die gerichtliche Medicin hatte ihn mehr beschäftigt, als für das Fortgehen mit der neueren Entwickelung der praktischen Medicin auf dem Boden der pathologischen Anatomie und der physikalischen Diagnostik gut war. Er hatte die Direction und verantwortliche Verwaltung des akademischen Krankenhauses, ließ mich aber in meiner Klinik ruhig gewähren und ermahnte blos zur Sparsamkeit. Da er mir aber nie sagte, wie viel Geld für die chirurgische Klinik ausgesetzt sei und da ich hörte, daß in der medicinischen Klinik jährlich vierzehnhundert Gulden für verschiedene Thee's ausgegeben würden, von denen jeder Patient, der sich in der ambulatorischen Klinik sehen ließ, ein Päckchen erhielt, so genirte ich mich nicht besonders in der Aufnahme von Patienten und erhielt kein Monitum, obgleich die für beide Kliniken ausgesetzte Summe nur viertausend Gulden betragen sollte. Ich weiß nicht, wie Henke es gemacht

hat, damit auszukommen und hätte es gern gelernt, aber ich erhielt keine Einsicht in die Rechnungen und das war für mich vermuthlich das Beste.

Der Professor der normalen und pathologischen Anatomie Gottfried Fleischmann, bekannt durch seine Leichenöffnungen und die Bearbeitung der Schleimbeutel, ein Mann von sechszig Jahren, war wohl der liebenswürdigste unter den Professoren der medicinischen Facultät. Er betrieb neben seiner Professur auch ärztliche Praxis, und das machte ihn vermuthlich umgänglicher, als Anatomen im Allgemeinen zu sein pflegen. Er war voll von Güte und Freundlichkeit, zu Gefälligkeiten stets bereit. Seine anatomische Anstalt war ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit, ich habe nirgends ihres Gleichen gesehen. Sie war aber auch gut untergebracht in einem früheren Orangerie-Gebäude, das sich vortrefflich dazu eignete. Er hatte seinen Neffen zum Prosector, einen heiteren, liebenswürdigen jungen Mann, dem es an Talent nicht fehlte, wohl aber an Ausdauer, wie sie für die akademische Carriere nöthig ist.

Professor Leupoldt, ein Mann von etwa vierzig Jahren, lehrte Geschichte der Medicin und allgemeine Pathologie und Therapie, vom christlich-germanischen Standpunkte, wie er sagte und drucken ließ. Ich habe nie recht begriffen, wo dieser Standpunkt zu suchen sei, da Germanien zwei christliche Confessionen aufzuweisen hat. Leupoldt war Protestant, da er nicht practisirte, so war es ihm vielleicht nicht eingefallen, daß man bei Verordnung von Klystieren und anderen Mitteln keinen kirchlichen Standpunkt einnehmen kann und daß die Heilkunst confessionslos sein müsse. Er hat seine Biographie geschrieben, aus der man erfährt, daß er in Jean Paul's Hause Informator gewesen ist. Er ist auf den großen Mann aber nicht gut zu sprechen, der ihn vermuthlich ausgelacht hätte, wenn er die christlich-germanische Entwickelung erlebt hätte.

Dr. Eugen Roßhirt, der Professor der Geburtshülfe, ungefähr in demselben Alter wie Leupoldt, war das Gegentheil dieses unerquicklichen Sophisten. Er war ein guter Katholik, aber ohne kirchliche Velleitäten, dabei sehr geschätzt in seinem Fache und äußerst umgänglich und freundlich. Das jüngste Mitglied der medicinischen Facultät war Rudolph Wagner, Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie, dreiunddreißig Jahre alt, eine sehr markirte Persönlichkeit. Er war ein angenehmer Gesellschafter, vielseitig und anregend, aber für Erlangen kein guter Professor, weil er keine Vorlesungen hielt und sich ganz der Schriftstellerei und seinen Privatstudien widmete. Er schien sogar gefährlich für junge Leute, die sich ihm anschlossen, sie mußten für seine Icones zeichnen und lernten dabei nichts von anderen Dingen. Auch seine Collegen profitirten nichts von seiner Physiologie, es war immer Alles bei ihm im Werden und sollte erst im nächsten Werke an den Tag kommen. Es flößte mir keinen Respect vor ihm ein, daß er 1838 die Reflextheorie noch nicht anerkannte. Wenn Marschall Hall's Sätze richtig wären, sagte er zu mir, dann müßte ja fast Alles Reflex sein. Er hatte die Ansicht, jede physiologische Doctrin habe nur eine Lebensdauer von vier Jahren, man könnte sie deshalb ohne allen Kampf eines natürlichen Todes sterben lassen. Für die Heilkunst hatte er gar keinen Sinn, ich konnte ihn nie in meine Klinik locken, wenn ich ihm etwas zu zeigen hatte, was auf Physiologie Bezug hatte. Sein Schwiegervater Henke harmonirte nicht sehr mit ihm, theils weil Wagner seinen Pflichten als Professor nicht ordentlich nachkam, theils weil er seinen kirchlichen Standpunkt gelegentlich zu sehr geltend machte. Als die Universität 1839 einen Deputirten für die Ständeversammlung zu wählen hatte, gab sich Wagner viele Mühe, gewählt zu werden und enthüllte dabei sein ganzes Christenthum. Es half ihm aber nichts, Harleß wurde gewählt, bei

dem sich der confessionelle Standpunkt von selbst verstand, so daß Jedermann einsehen konnte, was die Universität wollte, einen Vertreter der protestantischen Interessen des Landes, wozu man schwerlich einen Physiologen wählen würde, auch wenn er darauf Verzicht leisten sollte, von Affen abzustammen.

Bald nach meiner Ankunft in Erlangen kam König Ludwig auf der Durchreise dahin, die Professoren machten ihm in corpore ihre Aufwartung; als Neuhinzugekommener wurde ich ihm besonders vorgestellt. Er war sehr gnädig gegen mich, erkundigte sich nach meiner Verwandtschaft mit den Stromeyers in Göttingen, welche er als Student gekannt hatte. Dabei bemerkte er plötzlich eine kleine Narbe in meinem Gesichte und fragte: Haben Sie das von Göttingen? Ohne meine Antwort abzuwarten, wandte er sich zu den übrigen Professoren und hielt eine Strafpredigt über die in Erlangen vorgekommenen Duelle. Bei der nächsten Neujahrsgratulation brachte König Ludwig in München denselben Gegenstand wieder zur Sprache, indem er gegen den Rector Döllinger äußerte: es ist auch im vergangenen Jahre viel Unheil angerichtet worden durch Duelle und das unter den Augen Eurer Magnificenz! Der alte Döllinger erwiederte mit einem tiefen Bücklinge: und unter den Augen Eurer Majestät! Daran hatte der König genug und wandte sich schnell zu einem andern. Döllinger's Antwort bezeichnet den Standpunkt der Professoren den Duellen gegenüber. Wenn es der gesetzgebenden Gewalt nicht gelingt, die Duelle auszurotten, was sollen die Professoren dagegen thun? Nach meiner Meinung dahin streben, daß sie so unschädlich wie möglich werden. Dies war in Baiern nicht geschehen, wo der Stichcomment herrschte. Die dabei vorkommenden Wunden, wenn auch nicht gleich tödtlich, hinterlassen, wo Lungen oder Leber getroffen wurden, oft Folgen, die einen frühen Tod nach sich

ziehen. Der viel weniger gefährliche Hiebcomment hat nebenher den Nutzen, daß die jungen Mediciner frische Wunden mit Geschicklichkeit zu behandeln lernen. Dieffenbach hatte als Paukarzt Manches gelernt, was der Welt nützlich wurde.

Meine Collegen in Erlangen gefielen mir nicht blos einzeln, sondern auch da, wo sie corporativ auftraten. Facultäts- und Senatssitzungen, welche nicht allzuhäufig vorkamen, wurden dann immer gut geleitet und unterstützt. Professor Schmidtlein war fast immer die Seele von dem, was durch den Senat Gutes und Zweckmäßiges geschah, theils in dem Amte des Prorectors, wozu er oft gewählt wurde, theils als Prokanzler. Er scheute keine Mühe, die Gegensätze zu vermitteln und dies gelang ihm fast immer durch persönliche Liebenswürdigkeit und durch ein reines Interesse für das Wohl der Universität. Ich habe ihn später oft genug vermißt, wo es an einem Manne fehlte, wie er für Erlangen war.

Ich erinnere mich noch einer sehr eigenthümlichen Senatssitzung von großer Wirkung. Im Fränkischen Courier war eine Reihe von Artikeln erschienen, deren Tendenz es war, die Universität Erlangen herabzusetzen, und von einem ihrer Professoren herrühren mußten. Der Prorector rief den Senat zusammen, legte die Sachlage vor und forderte dann einen Professor nach dem andern auf, zu erklären, ob die Artikel von ihm herrührten oder nicht? Der Sünder wartete, bis die Reihe an ihn kam und wußte seinem Geständnisse nichts zur Entschuldigung hinzuzufügen. Man trennte sich schweigend, der Verläumder war entlarvt und konnte in seines Nichts durchbohrendem Gefühle zu Hause gehen. Er wurde viele Jahre lang bei der Rectoratswahl übergangen, schließlich aber von einer andern Generation damit begnadigt.

Chirurgische Klinik in Erlangen.

Im Sommer 1838 hatte in Erlangen eine große Masern-Epidemie geherrscht, welche unter der scrophulösen Bevölkerung eine unendliche Zahl von Augenentzündungen hinterließ, deren Bekämpfung meine erste klinische Aufgabe war. Ich löste sie sehr glücklich, durch den inneren Gebrauch von Aethispo antimonialis, Magnesia und Rheum und ein Augenwasser von Borax. Diese Mittel wirkten so schnell, daß sie mir gleich in jedem kleinen Hause dankbare Herzen erwarben. Es machte mir Muth, als ich sah, welchen Eindruck eine gute Heilmethode bei einer sehr gewöhnlichen, aber sehr verbreiteten Krankheit machen kann. Ich hatte großen Respect vor meinen Vorgängern, Schreger und Jäger, und fürchtete sehr, hinter ihnen zurückzubleiben. Schreger's Akiurgie und seine chirurgischen Versuche, Jäger's Aufsätze über Resection in dem großen chirurgischen Handwörterbuche von Rust, so wie die über Knochen- und Gelenkkrankheiten in dem von ihm, Walther und Radius herausgegebenen sechsbändigen Handwörterbuche der Chirurgie und Augenheilkunde schätzte ich sehr hoch. Es war mein sehnlichster Wunsch, es wenigstens nicht viel schlechter zu machen, als meine Vorgänger, insofern ist es ein Glück, wenn man bei Uebernahme einer chirurgischen Klinik tüchtige Männer vor sich hatte. Man erbt etwas von ihrem Ruhme und fühlt den Sporn, ihnen nachzustreben. Es schwebte mir dabei immer der Gedanke vor, alles Gute, was der Vorgänger besaß, sorgfältig zu erhalten und keine schroffe Uebergänge eintreten zu lassen, welche die Idee erwecken können, daß man sein Andenken nicht in Ehren halte. Die Zeugen von Jäger's Thätigkeit lebten in meiner Nähe. Dr. Ried, sein früherer Assistent, hatte nach dem Tode des Meisters die interimistische Leitung der Klinik übernommen und übergab mir dieselbe gleich nach

meiner Ankunft. Einen Assistenten für die Klinik hatte Jäger noch kurz vor seinem Tode angestellt, seinen Schüler Dr. Stadelmann, mit dem ich sehr zufrieden war. In Nürnberg lebte, als angesehener Arzt und Operateur, Professor Dietz, welcher, ebenfalls ein Schüler von Jäger, zwei Jahre lang die chirurgische Klinik in Erlangen dirigirt hatte, während Jäger in Würzburg war. Nach dessen Rückkehr hatte Dietz der akademischen Laufbahn für immer entsagt. Bei großer Gewissenhaftigkeit würde er darin sicher Vorzügliches geleistet haben, aber gerade diese Eigenschaft hatte ihm, wie R. Wagner mir sagte, das Lehramt erschwert. Er wollte, wie Schreger und Jäger in ihren Schriften, auch in seinen Vorträgen Jedem gerecht werden und konnte das historische Material nicht bewältigen. Für schriftstellerische Arbeiten hat dieses seine Berechtigung, aber nicht in mündlichen Vorträgen für Anfänger.

Während meiner Studien und Reisen hatte ich von Resectionen wenig gehört und nichts gesehen, jetzt war es offenbar meine Aufgabe, mich damit praktisch bekannt zu machen. Obgleich sich damals nur Syme in Edinburgh, Roux in Paris und Textor in Würzburg mit Resectionen beschäftigten, so durfte ich, als Jäger's Nachfolger, diesen Gegenstand nicht fallen lassen. Ich besuchte Textor von Erlangen aus und sah bei ihm einen wundervollen Fall von Resection des Ellenbogengelenks aus traumatischer Ursache, wo Kraft und Bewegung vollkommen wieder hergestellt waren. Ich sah aber auch andere Resecirte bei ihm, die mir nicht gefielen, wo er bei tuberculoser Rippencaries operirt hatte, oder bei ganz begrenzter Caries der Röhrenknochen, wo die Resection ganz unnöthig war und mehr als Spielerei mit dem Osteotom erschien. Dr. Ried stellte dem Naturforschervereine in Erlangen 1840 das Prachtexemplar deutscher Resection dermaliger Zeit vor, einen von Jäger wegen Caries im Kniegelenk Resecirten.

Das nur wenig verkürzte, fest anchylosirte Bein ließ nichts zu wünschen übrig und doch machte der Fall nicht so viel Eindruck auf mich, als der von Textor am Ellenbogen. In diesem war die Indication vollkommen klar gewesen, in dem andern blieben mir Zweifel, weil Jäger die Grenzen der spontanen Heilbarkeit kranker Gelenke nach meiner Ansicht zu eng gesteckt hatte. Andere Resecirte konnte ich leider nicht ausfindig machen. Dr. Fiedler, ein älterer Militärarzt in Nürnberg, der mir sehr gefiel, machte mich etwas ängstlich mit der Aeußerung: wenn die Resectionswunde heilt, fängt das Husten an! Dies war das Resultat seiner Wahrnehmungen bei den Resectionen von Professor Dietz, dem er zu assistiren pflegte. Ich machte meine erste Resection des cariösen Ellenbogengelenks im Sommersemester 1839. Ried assistirte mir dabei, nachdem er mir an der Leiche Jäger's Methode gezeigt hatte. Der Arm wollte nicht heilen, der Patient wurde abzehrend und mußte amputirt werden, worauf er sich sehr schnell erholte. Professor Ried wird sich des Falles noch gut erinnern, er bezweifelte damals, daß der Mann die Amputation überstehen werde. In dem nächsten ähnlichen Falle amputirte ich gleich, ohne den sehr schwachen Patienten der Resectionsprobe zu unterwerfen. Ich that es ungern, aber mit der Ueberzeugung, daß ich Jäger's Andenken nicht damit ehren könne, indem ich Resectionen unternahm, von deren Mißlingen ich im Voraus überzeugt war. Ich gab mir alle mögliche Mühe mit der Behandlung der Gelenkkrankheiten, um Resectionen und Amputationen entbehrlich zu machen. Das Princip der absoluten Ruhe kranker Gelenke, welche ich vorzüglich durch Kleisterverbände zu erzielen suchte, hatte ich längst als das wichtigste kennen gelernt. Ich gebrauchte Blutegel, Eis, Mercur und Opium bei acuten, Jodkalium, Jodeisen, Eisen, China mit Rheum in kleinen, Leberthran in großen Dosen bei chronischen Gelenkleiden. Ich folgte Jäger

unbedingt in dem Lehrsatze, daß man Gelenke niemals öffnen sollte, ehe nicht eine Amputation oder Resection erforderlich sei, ein Grundsatz, den auch Billroth mit voller Entschiedenheit wiederholt. Man sprach damals noch nicht von periarticulären Abscessen, die man allenfalls öffnen dürfe. Die Fälle, welche man jetzt dahin rechnet, erklärte ich so, daß der entzündliche Reiz im Gelenke liege, die Ablagerungen aber in dessen Umgebungen erfolgten. Man hat darauf in neueren Zeiten nicht viel geachtet und meinte, da, wo der Eiter liege, müsse auch wohl der eigentliche Sitz der Entzündung sein. Daß diese Ansicht verkehrt sei, könnte man schon an den Drüsen lernen, wo der phlogistische Reiz offenbar in den Drüsen liegt, der Eiter aber oft in der Umgebung. Wenn das weiche Drüsengewebe der entzündlichen Congestion widerstehen kann, wie viel leichter muß dies bei den Gelenken geschehen? Ich scheue das viele periarticuläre Gerede, es führt zum Einschneiden in Eiterhöhlen, welche durch die Art ihrer Entstehung mit dem Gelenke in vitaler Verbindung bleiben. Ihre Eröffnung verwandelt den bis dahin milden Eiter in eine giftige Substanz, welche die umgebenden Gewebe durchdringt und zu neuen Abscessen disponirt, durch Aufsaugung aber hektisches Fieber erzeugt. Es kam mir bei der Behandlung chronischer mit Eiterung verbundener Gelenkkrankheiten zu Statten, daß ich gelernt hatte, Eiter könne resorbirt werden. Jahre lang hatte ich die exacten Forscher zu bekämpfen, welche das Gegentheil behaupteten. Jetzt sind sie still geworden, aber den Chirurgen zuckt es noch immer in den Fingern, zum Messer zu greifen, überall, wo sie Eiter wittern. Die Lehre von der möglichen Aufsaugung des Eiters ist einer von den Fundamentalsätzen der Chirurgie und dies ganz besonders für die Behandlung chronischer Gelenkleiden.

Ich kam in Erlangen zu der Ansicht, die Resection eines

großen Gelenks, welches aus inneren Ursachen so destruirt wurde, daß auf spontane Heilung nicht zu rechnen ist, wird immer eine sehr ernsthafte Sache bleiben; das innere Leiden kann später neue Ausbrüche erzeugen, selbst wenn die Resectionswunde heilt, ist das Leben nicht außer Gefahr. Das Allgemeinleiden hindert aber oft die Heilung der Resectionswunde, welche ihrerseits den Patienten mehr abschwächt, als die Amputation. So wird im Großen und Ganzen die Resection in pathologischen Zuständen nur dann Erfolg versprechen, wenn die Fälle weniger durch Constitutionsfehler, als durch accidentelle Schädlichkeiten so schlimm geworden sind, daß sie nur die Wahl zwischen Amputation und Resection offen lassen. Die Gelenkkrankheit ist zum Beispiel anfangs durch mechanische Verletzung entstanden, hat in einer schwachen Constitution Wurzel gefaßt und ist durch Mangel an Ruhe oder verkehrte Behandlung verschlimmert.

Unter diesen Erwägungen und den Eindrücken, welche ich von Erlangen und dessen schlecht genährter, oft scrophulöser und tuberculöser Bevölkerung mitgenommen hatte, sprach ich mich 1846 (Handbuch der Chirurgie, Vol. I, pag. 520) sehr kühl aus über die Resection bei chronischen Gelenkleiden und hielt die in traumatischen Fällen für viel besser berechtigt. Man hat mir dies damals sehr übel genommen. Rudolph Wagner, welcher sich darüber geärgert hatte, daß ich nicht blindlings in Jäger's Fußtapfen trat, drückte mir bei einer besonders unpassenden Gelegenheit sein Erstaunen darüber aus, daß ich einen Unterschied zwischen traumatischer und pathologischer Resection mache. Ich hatte 1850 in Delve seinem in der schleswig-holsteinischen Armee dienenden Schwager Henke das durchschossene Ellenbogengelenk mit dem allerglücklichsten Erfolge resecirt. So sind diese Exacten, sie wissen ganz sicher, daß Eiter nicht resorbirt werde und finden keinen Unterschied

zwischen dem durchschossenen Gelenke eines kerngesunden Mannes und dem langsam durch innere Ursachen zerstörten Gelenke eines von der Schwindsucht bedrohten Scrophulösen. Die Unterschiede sind freilich sehr bedeutend, aber doch näheren sich die Fälle, wenn man die traumatische Resection nicht primär verrichtet, sondern das verletzte Gelenk erst lange eitern läßt.

Die primäre traumatische Resection hat sich in den Kriegen von 1848 bis 1871 besonders nützlich bewährt am Schulter- und Ellenbogengelenke. Am Hüftgelenke hat sie gar keine Chancen, die secundäre einige, weil in den schlimmeren Fällen der Tod erfolgt, ehe an secundäre Resection gedacht werden konnte. Am Kniegelenke hat weder die primäre noch die secundäre traumatische Resection bis jetzt besondere Aussichten. Am Fußgelenke ist die primäre Resection fast nur erfolgreich gewesen an dem bei Verrenkungsbrüchen hervorgetretenen untern Ende der Tibia, bei Schußwunden wurde sie kaum versucht. Die secundäre Resection bei Fußgelenkschüssen hat bessere Aussichten, weil die schlimmsten Fälle tödtlich verlaufen sind, ehe man an die secundäre denken konnte. Darin liegt ein Grund, ihre Nothwendigkeit zu beanstanden. R. Volkmann (Klinische Vorträge, Nr. 51, Resection der Gelenke, 1873) übergeht diesen wichtigen Punkt fast ganz und spricht von Mangel an Zeit für Erwägung der primären Resection, wobei man freilich nicht einsieht, warum der Feldarzt seinen Verstand nur für durchschossene Fußgelenke nicht frühzeitig gebrauchen solle. Sind die Gefahren der ersten Tage und Wochen glücklich überwunden, so kommt die individuelle Geschicklichkeit des Arztes zur Geltung; die Patienten kommen in die Hände von Professor Lücke, der sie alle ohne Resection durchbringt, oder in die eines andern, der sie fast alle umbringt, die Fußgelenkschüsse dann für eben so gefährlich hält, als Knieschüsse und auf mich schilt, weil ich

nicht derselben Meinung bin, obgleich er von meinen Maximen nur den Nachtrag gelesen hat. Endlich können sie auch zu Professor Volkmann gelangt sein, der sie alle resecirt, und als ein guter Operateur auch gute Resultate dabei hat, aber es versäumt, uns zu beweisen, daß die Operation nicht zu entbehren war. Dieser wichtige Gegenstand verdiente wohl eine ähnliche, gründliche Arbeit, wie die von Esmarch (Resectionen nach Schußwunden, Kiel 1851), dessen Schrift von Statham ins Englische übersetzt, die Amerikaner so für die Schulter- und Ellenbogengelenk-Resection begeistert hat. Sie ist nur 136 Seiten lang, hat aber nach meiner Ansicht nicht ihres Gleichen in der ganzen kriegschirurgischen Literatur, obgleich man sich in Deutschland alle Mühe gegeben hat, sie todtzuschweigen, anstatt sie nachzuahmen.

Die traumatische und die pathologische Resection müssen sich jetzt gegenseitig erläutern. Man lernt bei den traumatischen den Vortheil einer guten Constitution kennen und wird sich bemühen, dieselbe bei pathologischen Fällen möglichst zu schonen und zu heben. Man wird also die Gelenkabscesse nicht öffnen und damit die Patienten hektisch machen, wie man in früheren Zeiten absichtlich gethan, damit der Patient sich zu der doch unvermeidlichen Amputation desto leichter entschließe. Man wird auch sonst die Sache nicht auf das Aeußerste kommen lassen, wie R. Volkmann, der für die Kniegelenkresection Bedingungen stellt, die ich nicht einmal für die Amputation gelten lasse, der Patient solle erst hektisch sein! Ich habe in meinem Handbuche (1849, Vol. I, p. 586, und 1868, Vol. II, p. 956) schon sehr hervorgehoben, die Resection des Kniegelenks könne nicht mit der Amputation, sondern nur mit der conservativen Behandlung concurriren. Es erweckte meinen Neid, als ich 1872 in London fast in allen Hospitälern glückliche Fälle von Knieresection sah. Dort wartet man nicht, bis der Patient

hektisch ist, sondern resecirt bei noch gutem Befinden. Volkmann meint, die Racenverschiedenheit mache die Knieresection in England weniger gefährlich. Man hat wohl nicht nöthig, darauf zu greifen, wenn die Unterschiede der angenommenen Indicationen so groß sind, daß man in Deutschland Hektik, in England gutes Befinden verlangt. Außerdem sieht es in den englischen Hospitälern doch besser aus, als bei uns, schon ihre Kamine erscheinen mir wichtiger, als die problematischen Unterschiede der Race.

Obgleich ich in der pathologischen Resection nicht viel leisten konnte, weil meine Bemühungen vorzüglich darauf gerichtet waren, sie unnöthig zu machen, so glaube ich doch, nicht umsonst Jäger's Nachfolger gewesen zu sein, indem ich dazu beitrug, die Resection mehr auf das traumatische Gebiet zu verlegen. In der Kriegschirurgie hat sie festen Fuß gefaßt und wird ihn behaupten, weil die Indicationen bei Gelenkschüssen sich nicht verändern. Bei chronischen Gelenkleiden wird das Bestreben nie aufhören, auch die Resection entbehrlich zu machen. Selbst Billroth war kürzlich noch über den wahren Werth der pathologischen Resection zweifelhaft, als er anfing, dem ferneren Schicksale der von ihm in der Schweiz Resecirten nachzuforschen, ein Weg, der allein volle Belehrung gewähren kann und deshalb auch von Andern eingeschlagen werden sollte.

Schon im ersten Wintersemester hatte ich einen in Erlangen sehr bekannten Klumpfüßigen, den Sohn angesehener Eltern, rasch geheilt. Dieser Fall zog viele andere nach sich, ich konnte sie in der Klinik nicht unterbringen und versammelte sie zum Theil in einem mir nahe gelegenen großen Hause, welches sonst von Studenten bewohnt wurde. Der als Praktiker später so berühmte Dr. Herz unternahm es, mein Privatassistent zu werden. Er war ein so kleiner zierlicher Mann, daß Professor Jäger, bei dem er sich um die Stelle eines

klinischen Assistenten bewarb, ihm scherzend erwiederte: „Meinen Sie denn, daß ich Ihnen immer einen Schemel besorgen soll, wenn Sie mir assistiren?“ Seine Stellung bei mir war keine Sinecure, da er die von mir Operirten zweimal allein und einmal in meiner Gesellschaft besuchen mußte. Wir hatten oft zwanzig bis dreißig Klumpfüßige zu gleicher Zeit zu behandeln, die Erlanger sagten, sie schienen aus der Erde zu wachsen. Herz wurde später Prosector und außerordentlicher Professor der Anatomie. Die operative Orthopädik, welche ihm nach meinem Abgange von Erlangen als Erbtheil zufiel, brachte ihn rasch in eine große medicinisch-chirurgische Praxis, mit der er meinen Nachfolgern sehr im Wege war. Nach seinem 1871 erfolgten Tode wollte man ihm ein Monument errichten. Ich fand dies übertrieben, weil er für die Wissenschaft nichts gethan hat, denn außer seiner Dissertation über das Enchondrom lieferte er nur einen Bericht über die Fortschritte der Orthopädie. Eine Stadt, die für Schreger und Jäger kein Monument aufzuweisen hat, durfte nicht mit Herz anfangen. Man wollte in ihm aber nicht blos den trefflichen Arzt, sondern auch den Vertreter des Judenthums ehren. Er war dem Glauben seiner Väter treu geblieben, obgleich er fand, daß dieser ihm in der academischen Carriere hinderlich sei. Als man ihn bei Vacantwerden einer zweiten Professur der Anatomie übergehen wollte, drohte er, Erlangen zu verlassen und wurde dann zum ordentlichen Professor ernannt, der erste Isralit in Bayern, dem dies gelungen. Er liebte schon in jungen Jahren eine schöne Christin, die Tochter eines der angesehensten Professoren in Erlangen und sie hatte ihm ihre Gegenliebe geschenkt. Heirathen konnten sie sich nicht, weil Herz dem Judenthum nicht entsagen wollte. So blieben sie Beide unvermählt, einander treu ergeben. Ich habe dieses Verhältniß nie begriffen. Herz durfte nicht zum Christenthum übergehen,

um Professor zu werden; aber um seine Geliebte glücklich zu machen, warum nicht? Was sind Moses und die Propheten gegen das Glück eines geliebten Mädchens?

Aber Friede sei seiner Asche, er war ein trefflicher Mensch, dem ich wenige an die Seite stellen kann, edel und liebevoll, als Arzt gründlich und bescheiden, unermüdlich in Erfüllung seiner Pflichten. Ich habe sein Andenken dadurch geehrt, daß ich nie ein hartes Wort über seine Glaubensgenossen aussprechen konnte.

In der chirurgischen Klinik kam es zwei bis drei Mal vor, daß nach Durchschneidung der Achillessehne Eiterung eintrat. Ich mußte dem Eiter mit der Lancette Luft machen, dann kam Alles wieder in das gehörige Geleise, es trat keine Exfoliation der Sehne ein und die Cur wurde nur um acht bis zehn Tage verlängert. Gleichzeitig gingen ein Paar Augen in Eiterung über, an denen ich Nadeloperationen gemacht hatte. Diese Vorfälle deuteten auf Hospital-Miasma; es war leicht wahrnehmbar, denn die fehlerhaften Latrinen füllten die Corridors mit üblen Dünsten. Mit der Pyämie machte ich in Erlangen zuerst Bekanntschaft in einem glücklich verlaufenden Falle. Eine junge Frau, der ich den Unterschenkel amputirt hatte, erlitt Abortus im dritten Monat ihrer nicht vermutheten Schwangerschaft. Sie bekam eine leichte Metritis und dann Schüttelfröste, welche aber nicht zum Tode, sondern zur Bildung eines großen metastatischen Abscesses führten. Ich öffnete denselben, er heilte schnell, aber es kam gleich hinterher ein neuer. Diese Scene wiederholte sich noch einige Male, bis ich das Oeffnen der Abscesse einstellte und den zuletzt entstandenen der Natur überließ. Dieser Fall öffnete mir die Augen über die Behandlung metastatischer Abscesse. Sie entstehen durch Blutvergiftung, diese wird nicht besser dadurch, daß man der Luft den Zutritt zu einer großen Eiterhöhle bahnt. Es ist sicherer, dieselbe exspectativ zu behandeln, bis das Blut sich

gereinigt hat und sich dies durch gesunde Reaction in der Umgebung der Eiteransammlung zu erkennen giebt. Diese entsteht und liegt oft ganz ruhig, ohne besondere Zufälle zu veranlassen. Auch bei nicht pyämischen Abscessen findet etwas Aehnliches statt. Bestandtheile des Eiters gehen in das Blut über, bis sich der Absceß durch Thrombose in den Capillaren seiner Wandungen isolirt. Bei kalten Abscessen ist dies noch nicht geschehen, es kann auch nicht geschehen, wenn Caries dem Abscesse zu Grunde liegt. Cariöse Abscesse darf man deshalb überhaupt nicht frei öffnen, kalte nur dann, wenn sie zu heißen geworden sind und dem Aufbruche nahe stehen. Als ich in späterer Zeit Typhuskranke in großer Zahl zu behandeln bekam, sah ich, daß man auch die bei ihnen vorkommenden metastatischen Abscesse nicht früh öffnen dürfe, wenn man nicht eine Saat von neuen nachkommen sehen will. Es giebt natürlich Ausnahmen, wo der erste Absceß auch der letzte ist; man hat mir deshalb in dieser Beziehung vielfach widersprochen, ohne damit meine sehr positiven Wahrnehmungen zu entkräften. Die in der Klinik in Eiterung übergegangenen Wunden der Achillessehne machten natürlich auf mich großen Eindruck, weil ich in der Privatpraxis schon hunderte solcher Operationen ohne Eiterung hatte verlaufen sehen. Ich hegte von da an nur den einen Gedanken, die Verhältnisse im Hospitale denen der Privatpraxis möglichst ähnlich zu gestalten. Die Säle durften nicht überfüllt werden, mußten gut ventilirt sein, Kranke, deren Ausdünstungen den übrigen gefährlich waren, mußten isolirt werden. Die Latrinen mußten verbessert werden, weil diese alle übrigen Bemühungen zu Schanden machen können. Dies Alles suchte ich in Erlangen durchzuführen, neue Latrinen wurden gewissermaßen auf meine Kosten gebaut, indem ich eine Vocation dazu benutzte, den Bau durchzuführen, anstatt für mich persönlich daraus Nutzen zu ziehen.

Um die Wirkungen meiner Hospital-Hygiene beurtheilen zu können, machte ich es mir zum Gesetz, Operationswunden und complicirte Fracturen Tag für Tag in Gegenwart der Studenten zu verbinden und die eingetretenen Veränderungen zu besprechen. Man kommt dann leicht dahinter, ob dieselben von Witterungsveränderungen, Diätfehlern, örtlichen Schädlichkeiten, oder von Hospital-Miasmen herrühren. Bei solchen Studien ist es nöthig, einfache Localmittel zu gebrauchen, welche das Aussehen der Wunde nicht verändern, Wasser und Oel sind die einfachsten, wobei die Wunden sich reinigen, eine schwache Höllensteinlösung befördert dann die Heilung. Salben dürfen nicht gebraucht werden, weil sie meistens ranzig sind, Pflaster reizen die Haut und sind ganz zu entbehren. Bei frischen Wunden richtig angewendet, bringen blutige Nähte in einem guten Hospitale immer so viel Adhäsion hervor, daß Pflaster unnöthig sind. Mislingt die erste Vereinigung durch starkes Aufschwellen der Wunde, so sind Pflaster positiv schädlich, wenn man die Wundränder damit zusammenquält. Es dauerte lange, ehe John Hunter's Lehren dahin führten, überall, wo es möglich ist, die erste Intention zu erstreben. Roux mußte noch 1830 nach England reisen, um seine Landsleute damit bekannt zu machen. Das in Frankreich übliche Ausstopfen der Wunden wurde noch später auch in Deutschland oft für klüger gehalten, weil man von den Wirkungen der Hospital-Miasmen noch nicht gehörig unterrichtet war. Jetzt wird Niemand mehr auf den Gedanken kommen, ein Amputirter sei deshalb von Pyämie befallen, weil man seine Wunde nicht ausgestopft habe.

Es dauerte lange, ehe ich die Pyämie außer Zusammenhang mit Hospital-Miasmen kennen lernte. Die sporadisch vorkommende Metritis puerperalis beweist nichts, weil Geburtshelfer und Hebammen das Gift an ihren Fingern oder an ihren Kleidern verschleppt haben konnten, wenn sie in einer

Gebäranstalt zu thun hatten. Die chirurgischen Fälle, bei denen man Pyämie außerhalb der Hospitäler antrifft, sind am häufigsten traumatisch-rheumatische Knochenentzündungen, zuweilen sind es Furunkeln, namentlich im Gesichte. Die letzteren sind hinsichtlich ihrer Entstehung völlig räthselhaft. Manche unerwartete Todesfälle nach leichten Verletzungen oder Operationen sind durch Morbus Brightii oder Diabetes herbeigeführt und dürfen nicht mit Pyämie verwechselt werden, wie dies vermuthlich oft schon geschehen ist. Bei den traumatisch-rheumatischen Knochenentzündungen ist ein Knochen gequetscht worden, zugleich hat sich der Patient heftig erkältet. Es bildet sich Osteomyelitis und in deren Gefolge pyämische Ablagerungen, multiple Abscesse, Pericarditis. Uebersteht der Patient diese Gefahren, so ist Necrose der gewöhnliche Ausgang der Osteomyelitis. Es giebt auch ähnliche Fälle, in denen eine traumatische Veranlassung gar nicht vorlag und Erkältung die einzige bekannte Ursache bildet. Ich habe auf die Verbindung von Trauma und Rheuma schon vor vielen Jahren aufmerksam gemacht und den Lehrsatz ausgesprochen, daß bei schon vorhandener Eiterung der Rheumatismus eitrige Ablagerungen bewirken könne. Man hat darauf nicht viel geachtet, am wenigsten in der neueren Zeit, wo man aus Furcht vor den Exacten kaum von Erkältung und Rheumatismus zu reden wagte. Man sollte nicht glauben, daß solche Extravaganzen, die der täglichen Erfahrung widersprechen, jemals Einfluß auf die ärztliche Praxis ausüben könnten, und doch ist es so! Ein hochstehender Arzt sagte mir im Kriege von 1870/71: „Für einen im Bette liegenden Verwundeten sind sechs Grad Wärme genügend.“ Ich fand das Gegentheil, besonders wenn ungenügende Ernährung hinzukam. Bei so niederen Temperaturen sehen fast alle Wunden schlecht aus und haben besonders bei Ost- und Nordost-Winden die Neigung, sich mit diphterischen

Auflagerungen zu bedecken, nicht blos in Hospitälern, sondern auch in der Privatpraxis. Im Februar 1873 sah ich einen zwölfjährigen Knaben, bei welchem eine unbedeutende Wunde des Unterschenkels sich in ein großes phagadänisches Geschwür verwandelt hatte. Die Ränder desselben waren zackig, roth und im höchsten Grade empfindlich, der Grund mit einer zähen diphterischen Membran überzogen, die Leistendrüsen geschwollen. Carbolsäure hatte den Zustand verschlimmert, bei Chamillen-Fomentationen wurde derselbe etwas besser, aber das Geschwür fuhr fort, sich zu vergrößern. Ein Anderer hätte dies vielleicht Hospitalbrand genannt und das Glüheisen angewendet. Ich setzte es durch, daß der Kranke, wie ich gleich anfangs wünschte, aus seinem ungeheizten Zimmer in ein geheiztes verlegt wurde. Von Stunde an wurde es besser, schon nach einigen Tagen hatte sich das Geschwür gereinigt, bei bloßer Forsetzung der Chamillen-Fomente, und fing an zu heilen. Solchen Aufmerksamkeiten mannigfaltiger Art schreibe ich es zu, daß ich in meiner eigenen Praxis, selbst in fünf Kriegen, nie Hospitalbrand gesehen habe und nie die geringste Veranlassung fand, zerstörende Mittel auf eiternde Wunden anzuwenden. Die atmosphärischen Einflüsse auf accidentelle Wundkrankheiten sind vermuthlich viel einfacher, als man sich denkt, man darf bei ihrer Beurtheilung nur nicht von der Idee ausgehen, ein Verwundeter könne sich nicht erkälten. Ich habe dies immer für möglich gehalten und deshalb im Winter nie kalte Umschläge oder Eis angewendet, so lange der Verwundete in einem ungeheizten Raume lag. Thut man dies, so kann man es sogleich erleben, daß bei einer Verletzung am Fuße nach vierundzwanzig Stunden schon Hydrops genu eingetreten ist, welches die Complication mit Rheuma anschaulich macht. Die Zeit liegt noch nicht fern, wo man Rosen, Pyämie und Hospitalbrand nur von atmosphärischen Einflüssen herleiten

wollte und auf die Hospital-Miasmen wenig Werth legte, weil man sich darauf verließ, das Hospital sei vorschriftsmäßig eingerichtet, jetzt ist man im Begriff, das entgegengesetzte Extrem zu verfolgen und möchte alle Hospitäler niederreißen, um Pavillons dafür zu bauen. Man soll dabei ja nicht vergessen, daß einzelne Patienten durchaus isolirt werden müssen und daß der Mensch auch der Wärme bedarf. Verwundete, welche schon in der wärmeren Jahreszeit in Baracken liegen, vertragen auch niedere Temperaturen, wenn sie bei fortrückender Jahreszeit allmählich eintreten; bringt man schwer Verletzte gleich in ungeheizte Räume, so gehen sie darin zu Grunde.

Es machte mir Vergnügen, daß ich in Erlangen schon im ersten Winter die nützliche Anwendung eines physiologischen Grundsatzes zeigen konnte, den ich der Tenotomie zu verdanken habe. Ein dreijähriges Mädchen hatte durch einen fallenden Stein am rechten Unterschenkel eine complicirte Fractur erlitten. Die Tibia hatte nahe über dem Fußgelenke die Haut durchbohrt. Durch Extension und Schienen hatte man vergebens versucht, die Fragmente in guter Lage zu erhalten, die Tibia trat immer wieder und immer weiter hervor, so daß der Entschluß zur Amputation bereits gefaßt war. Der Vater des Kindes war Arbeiter in der großen Spiegelfabrik der Herren Fischer. Diese hatten eine Consultation mit mir veranlaßt. Ich lagerte das gebrochene Bein mit seiner Außenseite auf einen großen Spreusack, der nur durch ein paar Bänder in seiner Lage erhalten wurde, und ließ Bleiwasser-Umschläge machen. Schon am folgenden Tage war der vorstehende Knochen zurückgewichen und die Heilung erfolgte ohne Difformität und nach sehr geringer Exfoliation. Herr Fischer senior schenkte mir aus Freude über die gelungene Cur einen großen Spiegel, den ich noch aufbewahre. Er erinnert mich an eine lange Reihe complicirter Fracturen von Erlangen bis Sedan, in denen ich

auf die spontane Muskelerschlaffung rechnete und mich in meinen Erwartungen nicht getäuscht fand.

Später fand ich Gelegenheit, der Familie Fischer noch einen zweiten Beweis von der Nützlichkeit subcutaner Studien zu geben, das achtjährige Kind des jüngeren Herrn Fischer hatte durch einen umsinkenden Quaderstein, welcher den Kopf einklemmte, eine furchtbare Schädeldepression der linken Schläfe erlitten, man konnte einen Löffel voll Wasser in die Vertiefung gießen; dabei waren die Nähte auseinandergewichen und der Kopf ganz schief. Es war davon die Rede, die deprimirten Schädelstücke zu erheben. Ich erklärte mich aber dagegen, weil keine äußere Wunde vorhanden sei. Das Kind genas bei einer kühlenden Behandlung, die Schiefheit des Schädels durch Nahttrennung verminderte sich allmählich.

Fast zu gleicher Zeit trepanirte ich prophylaktisch in der Klinik einen Mann mit Depression des Seitenwandbeins in offener Wunde und stellte ihn glücklich wieder her. Als ich den Geheilten der Naturforscherversammlung zeigte, äußerte Textor: derselbe würde auch ohne Trepanation geheilt worden sein. Ich verstand dies nicht, vergaß es aber auch nicht, sondern dachte noch lange darüber nach, und kam allmählich dahin, einzusehen, daß es sich im Wesentlichen doch bei diesen Verletzungen um das Gehirn handle und daß die Läsionen dieses Organs noch subcutan bleiben, so lange die dura mater nicht geöffnet ist. Eingedrückte Splitter verwunden oft die dura mater und führen so den Tod herbei, der durch Erhebung der Splitter nicht abgewendet wird, weil das Gehirn dann dem Einflusse der Luft unterworfen ist. Läßt man die Splitter in ihrer Lage, so verschließen sie die Oeffnung in der dura und veranlassen Verwachsungen zwischen ihr und dem Gehirne, welche den Sack der Arachnoïden verschließen. Dieser Ideengang führte mich dahin, nicht blos der Trepanation zu ent=

sagen, sondern auch die Splitter ruhig sitzen zu lassen, bis sie durch eine sehr beschränkte Eiterung vollkommen gelöst sind. Man hält die Reaction im Zaume durch reine Luft, Bettruhe, antiphlogistisches Regime und eine Localbehandlung, welche zugleich antiphlogistisch und antiseptisch wirkt. Dies geschieht durch Kälte, womöglich durch Eisbeutel. Billroth sagt freilich in seinen chirurgischen Briefen, er habe von dem Eis nie antiphlogistische und antiseptische Wirkungen gesehen und wende dasselbe nur an, um Schmerzen zu lindern, er hat also wohl nie einen Eisschrank besessen, oder sich die Finger verbrannt. Das ist schade! Mir hat das Eis bei Kopfverletzungen ausgezeichnete Dienste geleistet und die Blutentziehungen oft, aber nicht immer, entbehrlich gemacht. Diese dienen dazu, einem plötzlichen Blutandrange gegen den Kopf, wie er sich nicht selten in den ersten Tagen nach der Verletzung einstellt, rasch ein Ende zu machen. Man darf nicht zu viel davon erwarten und keine rasche Wiederherstellung des Bewußtseins damit erzielen wollen. Der betäubte Zustand beruht auf Hirnschwellung und der durch die Depression bedingten größeren Enge der Schädelhöhle. Man muß deshalb temporisiren bis der Abgang der Splitter erfolgt und damit das Bewußtsein wieder völlig klar wird. Da bis zu diesem Zeitpunkte manchmal Wochen vergehen, so ist das eine Geduldsprobe, der nicht jeder Arzt gewachsen ist. Es kommt dann wohl die Reue, die Splitter nicht gleich entfernt zu haben und man fängt vorschnell an, dieselben zu beunruhigen. Dies hat dann meistens wieder Verschlimmerung zur Folge. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß man theoretisch immer wieder auf die frühe Trepanation zurückkommt, aber praktisch entsetzlich wenig damit leistet. Der gegenwärtige Dirigent der Erlanger chirurgischen Klinik, Professor Heineke (vid. dessen Compendium der Operations- und Verbandslehre, Erlangen 1872, pag. 340)

bringt wieder die alten Indicationen zum Trepaniren vor und übergeht Alles, was Textor, Dieffenbach und ich darüber gedacht und gelehrt haben. Nach seinen Indicationen hätte ich den jungen Dr. Henke, den ältesten Sohn meines alten Erlanger Collegen, trepaniren müssen. Derselbe war gleichzeitig mit seinem Bruder, dem ich das Ellenbogengelenk resecirte, während des Sturmes auf Friedrichstadt verwundet worden und hatte eine Schußfractur des Seitenwandbeins mit bedeutender Depression und mit Hirnzufällen davon getragen. Er lag in demselben Zimmer in Delve wie sein Bruder und wurde ohne örtliche Eingriffe vollkommen geheilt. Hoffentlich vertheidigt er mich gelegentlich gegen die Feinde, die ich mir damit gemacht habe, daß ich den Chirurgen ihre Kronen entreißen wollte. Ich habe es nie erwartet, daß die Trepanation bald verschwinden werde; eins aber ist erreicht, man kann sie jetzt unterlassen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, deshalb gerichtlich belangt zu werden. In meinen Maximen der Kriegsheilkunst theilte ich nicht blos eine Menge glücklicher Erfolge der nicht-operativen Behandlung Kopfverletzter mit, sondern bemühte mich besonders, dies Verfahren physiologisch zu begründen. Das ist die Art, wie praktische Grundsätze zu Stande kommen sollen. Zuerst tritt uns das Factum einer Heilung unter gewissen Verhältnissen entgegen, dann muß die Physiologie uns helfen, dieselbe zu begreifen, endlich führt uns die Analogie dahin, den gewonnenen Grundsatz auf ähnliche Zustände anzuwenden. Man läßt jetzt ein vorgefallenes Stück Lunge ruhig in der Thoraxwunde stecken und verfährt mit dem vorgefallenen Netze bei Bauchwunden ebenso, obgleich dies einer ganz mechanischen Anschauung ebenso unsinnig erscheinen muß, als das Sitzenlassen niedergedrückter Schädelstücke.

Mit dem Fleiße und den Fortschritten meiner Schüler war ich in Erlangen sehr zufrieden. Sie waren fast ohne Ausnahme die Söhne gebildeter Eltern, nicht reich genug, um viel zu kneipen und nicht zu arm, sich die nöthigen Bücher anzuschaffen. Zu meinen damaligen fleißigsten Schülern gehörte auch der jetzt so berühmte Physiolog Professor Ludwig in Leipzig. Mein jüngster Bruder Ernst kam nach Erlangen, um dort Doctor zu werden und schrieb seine Dissertation: Ueber Atonie fibröser Gewebe, welche von der Entstehung der Hernien, des Plattfußes, des Genu valgum, der angeborenen Verrenkung des Hüftgelenks und ähnlicher Zustände handelt. Congenitale Luxationen der Hüftgelenke, welche Schreger in seinen chirurgischen Versuchen schon sehr gut beschrieben hat, kamen in Erlangen erstaunlich häufig vor. Ich beschäftigte mich damit, sie zu heilen, mein Bruder gab die Abbildung einer Maschine, mit der ich die meistens leicht zu bewerkstelligende Einrichtung unterhalten wollte. Es kam aber nicht viel dabei heraus und ich habe den Gegenstand später, als ziemlich hoffnungslos, aus den Augen verloren. Mit meinem Bruder kam der schon vierzigjährige Stadtchirurgus Fröhlich aus Hannover, ein ganz routinirter Arzt, dem nur der Doctortitel fehlte. Er schrieb seine Dissertation über die Gaumennaht, welche er in Hannover schon drei Mal mit glänzendem Erfolge gemacht hatte. Die von ihm erfundene feine Zange zum Fassen der Ränder habe ich zu diesem und anderen Zwecken viel gebraucht und weiter verbreitet. Meine schriftstellerische Thätigkeit in Erlangen war nur gering und beschränkte sich auf einen Aufsatz für das bayrische Correspondenzblatt über einen Fall von Tenotomie des Flexor pollicis longus, wegen krampfhafter Behinderung im Schreiben und Orgelspielen. Der Krampf war ganz auf den einen Muskel beschränkt und der Erfolg war vollständig; die Sehne heilte leicht wieder an und der

Krampf hatte aufgehört, so daß die Hand zu allen Functionen wieder brauchbar geworden war. Ich benutzte diesen Fall besonders, um den Zusammenhang zwischen Muskelspannung und Gefühl deutlich zu machen. Der sehr intelligente Patient gab über die Veränderungen des Gefühls im Daumen, welche durch die Tenotomie eintraten und so lange dauerten, bis die Sehne wieder angeheilt war, sehr gut Auskunft. Er hatte anfangs nicht blos ein ganz taubes Gefühl im Daumen, sondern empfand auch leichte Berührungen nicht so, wie an der anderen Hand. Dieser kleine Aufsatz hatte keine gute Wirkung, man fing an, bei Schreibekrampf Sehnen zu durchschneiden, ohne zu untersuchen, ob sich der Krampf auf einen bestimmten Muskel beschränke. Die Zustände dabei sind aber sehr verschieden und der Flexor pollicis longus ist nicht immer vorzugsweise ergriffen.

Häusliche und persönliche Erlebnisse in Erlangen.

Im Kreise so liebenswürdiger Freunde, wie wir an den Familien Schmidtlein, Olshausen, Köppen und Hofmann besaßen, ging uns der erste Winter schon in angenehmer Weise hin. In den Osterferien 1839 reiste ich nach München, um die dortigen Professoren kennen zu lernen. Ich fand den alten würdigen Döllinger, welcher als Physiolog nicht minder berühmt war, wie sein Sohn es jetzt als Theologe ist, noch äußerst rüstig, obgleich er nicht lange nachher starb. Ich trug ihm meine Lehre von der Combination motorischer und sensitiver Nerventhätigkeit vor, welche er mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Das ist ein sehr fruchtbarer Gedanke, sagte er mir, den müssen Sie eifrig verfolgen. Professor Wilhelm, der Chirurg, ein kräftiger, blühender Mann von vierzig Jahren, zeigte mir seine schöne Klinik im allgemeinen Krankenhause, seine Instrumente und die hübsche Official-Wohnung, welche er, als Dirigent der Anstalt, dicht neben derselben inne hatte.

Ich zweifelte nicht daran, daß ich mit ihm in ein freundliches Verhältniß treten werde, da wir uns über wichtige Fragen leicht verständigten. Er huldigte freilich der antimercuriellen Behandlung der Syphilis, aber dies würde uns auf die Dauer nicht geschieden haben, da ich wußte, daß der Mercur für viele Fälle ganz unentbehrlich sei. Mein Vorgänger Jäger hatte ungefähr auf demselben Standpunkte, wie Wilhelm, gestanden, und die Syphilis nur mit Zittmann'schem Decocte behandelt. Ich habe, Beiden zu Ehren, diesen Trank ziemlich häufig angewendet, der in veralteten Fällen, wo Mercur und Jodkalium keine Dienste mehr leisten, oft sehr wirksam ist. Von den Quecksilberpräparaten gebrauche ich seit 1863, wo W. Lawrence's „Lectures on Surgèry“ erschienen, fast nur die blauen Pillen (Pil hydrarg. Ph. Londin.), nicht über zehn Gran täglich. Jäger hatte, so wie ich selbst, in Erlangen die Gelegenheit gehabt, die reinen Wirkungen des Mercurs bei den Arbeitern der Spiegelfabrik kennen zu lernen, welche den Beweis liefern, daß dieselben gar keine Aehnlichkeit mit denen der secundären und tertiären Lues haben, die man damals, wie noch jetzt, gern dem Mercur zur Last legen wollte. Dies hatte auf ihn keinen Eindruck gemacht; ich wurde dadurch in meiner Vorliebe für den Mercur bestärkt.

In den Pfingstferien 1839 ging ich auf acht Tage nach Streitberg, um mich selbst durch Baden, Brunnentrinken und Spazierengehen zu curiren. Ich hatte in Erlangen viel weniger Bewegung, als in Hannover, dazu kam das bischen Bier, welches ich Ehren halber trinken mußte, so erlitt ich einen Rückfall des Ischias, womit ich schon einmal in London zu kämpfen hatte. Es wurde in Streitberg besser, aber nicht ganz gut, ich litt mehr oder weniger bis in den Herbst hinein, ohne jedoch in meinen Berufsgeschäften gestört zu werden.

Im Juni 1839 kam mein theurer, alter Schwiegervater

mit seiner Frau, seiner Tochter, der Syndica Banks, und deren Tochter Cäcilie, einem damals achtjährigen, reizenden Kinde, welche später meinen Bruder Carl geheirathet hat. Die Gesellschaft wohnte im „Elephanten" und blieb vierzehn Tage. Da mein Schwiegervater eine hohe Stellung in der Welt der Freimaurer einnahm, so kamen aus allen benachbarten Städten Deputationen, um ihn zu begrüßen. Er war übrigens auf die Freimaurer nicht sonderlich zu sprechen; er hatte sehr kostbare Erfahrungen mit ihnen gemacht. Dann kamen die in Bayern lebenden Brüder meiner Schwiegermutter, die beiden Freiherren von Neck, und beredeten die Meinigen zu einem Ausfluge nach ihrem Familiengute in Autenried bei Augsburg. Meine Frau nahm an dieser Expedition Theil, welche über München und Memmingen, wo eine Schwester meiner Schwiegermutter, Frau von Grimmel, wohnte, stattfand.

In den Herbstferien 1839 beschloß ich, eine Excursion nach Wien zu machen, um dort zu erfahren, was auf dem Gebiete der Augenheilkunde seit 1826 Neues hinzugekommen sein möchte. Meine Frau und einige Freunde von Erlangen begleiteten mich bis Regensburg. Ich wollte ihr die Walhalla zeigen und die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Cousine von mir verschaffen, welche in der Nähe von Regensburg an einen Gutsbesitzer verheirathet war. Wir hatten zu ihr eine sehr anmuthige Fahrt längs des Regenflusses, und das alte Ritterschloß lag sehr reizend auf einer Halbinsel, welche durch eine Krümmung des Flusses gebildet wird. Während ich mit meinem Bruder Ernst die Reise nach Wien auf dem Dampfschiffe fortsetzte, kehrten die Uebrigen nach Erlangen zurück. Meine Frau konnte sich nie lange von ihren Kindern trennen, und war deshalb selten zum Reisen geneigt.

Meine Tour nach Wien war in sofern verfehlt, weil ich Friedrich Jäger nicht antraf. Rosas und Carl Jäger konnten

mir wenig Neues mittheilen. Ich lernte aber bei dieser Gelegenheit Professor Schuh kennen, den ich immer als einen Mann von strenger Wahrheitsliebe und von ernstem wissenschaftlichen Streben sehr hoch geschätzt habe. Professor Wattmann fand ich wie früher. Ich kehrte auf dem Landwege über Linz und Regensburg nach Erlangen zurück, immer noch etwas an Ischias leidend. Aber noch während der Ferien erschien mir Hülfe in Gestalt von Professor Roßhirt, der eines schönen Morgens zu mir kam, um mich zu fragen, ob ich nicht mit auf die Jagd gehen wollte? Ich war gleich bereit, und griff nach Mütze und Stock. Was? mit einem Stocke wollen Sie auf die Jagd gehen? — Ich habe nie ein Gewehr in der Hand gehabt! — Das schadet nichts, ich zeige Ihnen, wie man damit umgeht! — Er holte mir das nöthige Jagdgeräth, und ich schoß im ersten Triebe einen Hasen. Er lag vor mir; es war kein anderer Schuß gefallen, als der meinige. Ich konnte schießen, ohne es gelernt zu haben. Wunderbar! Die Jagdpartie dauerte zehn Stunden; ich kam sehr müde zu Hause, aber, wie sich am folgenden Tage zeigte, mein Ischias war curirt. Ich hatte mich schon eifrig mit dem Gedanken beschäftigt, ein Reitpferd anzuschaffen, um mir mehr Bewegung zu machen, jetzt kaufte ich mir ein schönes doppelläufiges Jagdgewehr, das mir treffliche Dienste geleistet hat. Ich schoß freilich öfter damit vorbei, als mein Debut erwarten ließ, aber die Jagdpartieen, welche ich von Zeit zu Zeit mitmachte, stärkten meine Gesundheit und hielten mich mobil. Ich habe dieselben fortgesetzt, bis ich nach Holstein kam, wo ich, der vielen Knicke wegen, die Jagd weniger nützlich und angenehm fand. Es fing dann die Zeit des regelmäßigen Reitens an, welches mir ungefähr dieselben Dienste leistete. Professor Roßhirt war ein liebenswürdiger Jagdkumpan, und so waren es die Anderen; ich habe sie nirgends so wieder gefunden. Es

fehlte nicht an Wild in der Umgegend, besonders zahlreich waren die Rebhühner, sie wurden nur mit zwölf Kreuzern das Stück bezahlt. Kleinere Treibjagden waren mir angenehmer, wie die großen Treiben, zu denen ich öfter von reichen Gutsbesitzern eingeladen wurde; die Beute war dabei groß, aber die Gesellschaft nicht so gemüthlich.

Während des Sommersemesters 1839 schon erhielt ich von Professor Baumgärtner in Freiburg eine Reihe von Briefen, in denen er mich zu bewegen suchte, nach Freiburg überzusiedeln. Da ich keine Neigung zeigte, Erlangen zu verlassen, so suchten ihm die übrigen Mitglieder der Facultät zu Hülfe zu kommen, und ich muß gestehen, daß sie alle, Jeder in seiner Weise, das Mögliche thaten, mein Widerstreben zu erschüttern. Es half ihnen nichts; ich betrachtete es als einen Ehrenpunkt, in Erlangen zu bleiben, wo ich auf meinen eigenen Wunsch angestellt und sehr freundlich aufgenommen war. Ich kann nicht leugnen, daß mir das Festhalten an dieser Gesinnung doch einiges Herzweh machte. Ich kannte Freiburg und von meinem Aufenthalte in Lahr auch die Bewohner des Breisgaus; der Markgräfler-Wein hatte mir gemundet, das bayrische Bier konnte ich nicht vertragen; die Umgegend von Erlangen mit ihren sandigen Feldern und ihren Kiefernwäldern war doch recht traurig im Vergleiche mit Freiburg, wo die Nußbäume und die Reben gedeihen. Erlangen hatte kein einziges monumentales Gebäude, und Freiburg in seinem Dom eins der schönsten der Welt. Aber was ist die schönste Wirklichkeit dem idealen Ehrenpunkte gegenüber? Meine Freunde in Erlangen fürchteten, daß ich doch gehen werde, und suchten mir neue Verbindlichkeiten aufzulegen. Sie machten ausfindig, daß ich bei meiner Berufung eigentlich nicht gut behandelt sei. Ich hatte denselben Gehalt wie Jäger verlangt, ohne zu wissen, daß ein Unterschied bestehe zwischen Gehalt und Gesammt-

bezügen; Jäger hatte dreihundert Gulden mehr gehabt. Rudolph Wagner hatte nicht für gut gefunden, mich gehörig zu instruiren; die Universität bekam mich so um dreihundert Gulden billiger. Diese wurden mir dann 1839 noch zugelegt, wie es sich gleich anfangs gebührt hätte. Zu danken brauchte ich nicht dafür, und habe es auch nicht gethan.

Im Sommersemester 1840 machten die Freiburger Professoren einen zweiten Versuch, mich zu sich hinüberzuziehen, aber mit demselben Erfolge. Ich benutzte diesmal ihre dringenden Briefe, um einige Verbesserungen der chirurgischen Klinik durchzuführen. Es fehlte an Raum und an einem guten Operationssaale; endlich waren die Latrinen schlecht. Ich entwarf einen Bauplan, um diesem allen abzuhelfen, und wollte neue Zimmer durch einen Anbau gewinnen. Man ging sehr bereitwillig auf meine Ideen ein; es fand sich aber, daß die medicinische Klinik Ueberfluß an Zimmern habe, und so wurde Henke veranlaßt, diese der chirurgischen abzutreten. Ich wußte dies recht gut, wollte den alten Herrn aber nicht kränken durch Uebergriffe auf sein Territorium. Der Operationssaal ließ sich durch Einbrechen eines großen Fensters und durch Wegnahme einer Zwischenwand leicht herstellen; die Latrinen wurden neu angelegt. Diese Verbesserungen wurden um so leichter zugestanden, weil im September 1840 der Naturforscherverein in Erlangen zusammenkommen sollte.

Es kamen gegen vierhundert Gäste, meistens ernste Männer, denn auf rauschende Vergnügungen war dort nicht zu rechnen.

Hofrath Koch war zum ersten, Professor Leupoldt zum zweiten Geschäftsführer erwählt worden. Koch trat noch kurz vor dem Vereine zurück, Leupoldt wurde erster Geschäftsführer, und ich mußte mich nolens volens entschließen, zweiter zu werden. Seit der Affaire mit den Stearinkerzen traute ich mir gar keine Befähigung mehr zu, für die gute Aufnahme

einer großen Gesellschaft zu sorgen. Es ging aber Alles gut ab; ich fand Gelegenheit, in meiner Klinik für Unterhaltung zu sorgen. In dem neu angelegten Operationssaale versammelte sich jeden Morgen für einige Stunden die chirurgische Section. Ich stellte Kranke und Geheilte vor und ließ meine Gäste operiren. Freund Textor machte einige Resectionen, wobei ihm Bernhard Heine, der Erfinder des Osteotoms, mit seinem Instrumente glänzend assistirte. Professor Dietz machte mit der ihm eigenen bewunderungswürdigen Ruhe und Geschicklichkeit einige Cataract-Extractionen. Tenotomien wurden in großer Zahl verrichtet. Ich begnügte mich damit, als Neuigkeit die Gerdy'sche Bruchoperation zu zeigen. Dr. Ried unterstützte mich dabei, indem er geheilte Fälle von Jäger vorstellte. Man war allgemein zufrieden. Unter den Patienten, die ich vorstellte, war ein Mann mit Elephantiasis profluens beider Unterextremitäten, durch Obliteration der Vena cava inferior. Professor Fuchs aus Göttingen war der Einzige, welcher sich für die physiologische Seite des Falles interessirte und auch nach der Sitzung genauer untersuchte, die Anderen achteten gar nicht auf die vorliegenden Beweise für die Obliteration der Vena cava, welche in Erweiterung der oberflächlichen Venen des Rumpfes bis zur Achsel hinauf bestanden. Der Eine wollte den Mann mit Mercur, der Andere mit Jod oder Zittmann'schem Decoct heilen. Ich ließ ihn ruhig in meiner Klinik sterben und schickte Fuchs einen sehr gelungenen colorirten Abguß des einen Unterschenkels nach Göttingen.

Unter den jüngeren Mitgliedern des Naturforschervereins gefiel mir besonders mein Landsmann Dr. Bernhard Langenbeck, damals Privatdocent der Physiologie in Göttingen. Ich fand natürlich gleich, daß Chirurgie sein Hauptfach sei, daß er darin vollkommen bewandert war, aber seinem Onkel gegenüber in Göttingen damit nicht auftreten konnte. Er machte

auch einige Operationen in meiner Klinik, unter anderen die einer complicirten Hasenscharte bei einem zwölfjährigen Knaben mit großer Gewandtheit. Er gefiel Anderen eben so gut, wie mir selbst und wie er jetzt noch Jedem gefällt, der in seine Nähe kommt, denn in seinem liebenswürdigen Wesen ist er sich ganz gleich geblieben von 1840 bis 1871, wo ich ihn zuletzt gesehen habe.

Dieser Naturforscherverein, welcher so gut ausfiel, war der letzte glänzende Punkt in meinem Erlanger Leben, denn es war mir nicht beschieden, dasselbe noch lange in Ruhe zu genießen. Es gefiel mir so gut dort, daß ich schon daran dachte, mein Leben dort zu beschließen, wie Schreger und Jäger. Als ich im October 1840 nach dem Verkaufe des Hauses in Hannover den kleinen Rest meines väterlichen Vermögens ausbezahlt erhielt, wollte ich denselben durch Ankauf eines Hauses in Erlangen anlegen; es fand sich aber nichts Passendes, und das war auch gut für uns, denn ich bedurfte des Geldes bald zu weniger nützlichen Zwecken.

Im December 1840 starb der junge, kräftige, glückliche Professor Wilhelm in München eines plötzlichen Todes. Er hatte noch Tags zuvor eine Amputation gemacht, war dabei schon unwohl gewesen, hatte Bittersalz eingenommen und war darauf unter den Zufällen einer Darmperforation gestorben. Bei der Section fanden sich vierzehn Typhus-Geschwüre im Dünndarm, von denen eins in die Bauchhöhle durchgebrochen war.

König Ludwig war dann selbst auf die Idee gekommen, daß ich Wilhelm's Nachfolger werden solle. Ob ich wolle oder nicht, kam nicht in Betracht, es handelte sich nicht um eine Vocation, sondern um eine Versetzung, unter Beibehaltung der bisherigen Bezüge, wie es in dem Rescripte heißt. Auf Erlangen wurde keine Rücksicht genommen, ich mußte schon im Laufe des Semesters meine neue Stelle antreten. Die

Erlanger nahmen sehr herzlichen Abschied von mir, die Professoren gaben mir einen solennen Abschiedsschmaus und meine Schüler verehrten mir einen schönen silbernen Pokal. Vor meiner Abreise consultirte mich die medicinische Facultät über die Wahl meines Nachfolgers, und entschied sich dahin, auf meinen Vorschlag einstimmig Bernhard Langenbeck allein in Vorschlag zu bringen. Am 31. Januar langte ich, noch ohne Familie, in München an.

Aufenthalt in München,

vom Februar 1841 bis October 1842.

Mit Hülfe guter Freunde fand ich bald eine Wohnung, in welche ich meine Familie nachkommen lassen konnte. Sie lag im Hause des Grafen Rechberg-Rothenlöwen an der Hundskugel, nicht weit entfernt vom Sendlinger Thore und dem davor liegenden allgemeinen Krankenhause. Neben dem Hause war ein allerliebster Garten mit reizenden Fontainen. Graf Rechberg bewohnte selbst nur einen kleinen Theil seines großen Palais, alles Uebrige war vermiethet. Ich konnte von Glück sagen, daß ich dies Quartier fand, denn da ich Equipage halten mußte, so war die Auswahl nicht groß. Eben so schnell fanden sich Pferde, Wagen und ein vortrefflicher Kutscher. Eine Uniform war schon am Tage meiner Ankunft bestellt, ohne diese konnte ich dem Könige nicht vorgestellt werden. Sie kostete hundertundfunfzig Gulden und war reich gestickt, denn in Bayern hat ein Universitätsprofessor einen ziemlich hohen Rang. Ich habe sie nur einmal getragen, am 12. Februar 1841, wo König Ludwig mich in seinem Residenzschlosse empfing, dessen Inneres mir sehr imponirte. Er war sehr gnädig gegen mich, wünschte, daß es mir in München gut gefallen möge und erkundigte sich nach Rückert in Erlangen, dessen Leben er für gefährdet hielt. Ich konnte ihn darüber

vollständig beruhigen, und suchte das Gespräch auf meinen Nachfolger zu bringen. Der König äußerte sich darüber mit vielem Interesse, aber nur im Allgemeinen, und schloß mit dem Complimente für mich, daß ich in Erlangen schwerlich ersetzt werden würde. Ich habe König Ludwig später nicht wieder gesprochen, und wohl nicht ohne Grund.

Am 19. Februar wurde ich ersucht, mich in das Ministerium des Innern zu verfügen, wo der königliche Ministerialrath von Zenetti mir mittheilte, der König habe beschlossen, Bernhard Langenbeck zu meinem Nachfolger zu ernennen, und der Minister von Abel wünsche, daß ich mit diesem in Unterhandlungen trete. Sie waren sehr einfach. Herr von Zenetti dictirte mir die Bedingungen in die Feder, welche ich Langenbeck anzubieten habe; ich schrieb an ihn, er war mit Allem zufrieden, auch mit der Bedingung, schon Ostern anzutreten. Ich schickte Langenbeck's Brief an Herrn von Zenetti, und damit war mein activer Antheil an dieser Geschichte abgethan. Langenbeck wartete vergebens auf sein Anstellungsdecret, schrieb an König Ludwig, dieser schickte den Brief an den Minister von Abel, mit der Randbemerkung: warum hat der Professor Langenbeck noch nicht sein Anstellungsdecret erhalten? Antwort: weil Ew. Majestät die Stelle inzwischen einem Andern verliehen haben!

Dieser Andere war Heyfelder, Leibarzt des Fürsten von Siegmaringen. Ich erfuhr erst 1844, wo ich in Siegmaringen war, um den alten Fürsten zu sehen, der sich eine schlimme complicirte Fractur des Unterschenkels zugezogen hatte, den Zusammenhang der Geschichte. Der Fürst hatte sich bei einer besonderen Veranlassung durch Heyfelder beleidigt gefühlt und wollte ihn verabschieden. Da er demselben jedoch für diesen Fall eine Pension von tausend Gulden versprochen hatte, so suchte er ihm eine andere Stelle zu verschaffen. Dies gelang

ihm durch seinen Schwiegersohn, den Herzog von Altenburg, welcher der Bruder der regierenden Königin von Bayern war.

Ich hätte, im Grunde genommen, gar nicht nöthig gehabt, mir diese Geschichte zu Herzen zu nehmen, denn Langenbeck wurde bald darauf nach Kiel berufen und machte mir mit jedem Jahre mehr die Ehre, ein berühmter Mann zu werden. Aber es geschah; ich fühlte es als eine tiefe Kränkung, daß zwei Gelehrte mit solcher Geringschätzung behandelt wurden. Und von wem? Dies war nicht zu erforschen. Ich warf in meiner Verehrung für König Ludwig alle Schuld auf den Minister von Abel, und wohl mit Recht, denn wenn dieser erklärt hätte, die Stelle ist vergeben, so würde der König es vermieden haben, mich zu kränken, dem er eben erst gesagt hatte, ich sei unersetzlich. Es gab für mich keine Satisfaction, als Bayern zu verlassen, und ich sprach es gleich aus, daß ich dies bei der ersten Gelegenheit thun werde, und gleich gehen würde, wenn meine Mittel es mir erlaubten.

Der Minister hatte mir gegenüber kein gutes Gewissen, und wollte mich gern versöhnen. Eine alte Bonne seiner Kinder mußte ihren Kopf dazu hergeben, den ich von einigen Atheromen befreite. Der Herr Minister und die Frau Ministerin waren bei der Operation zugegen; er reichte mir nach derselben das Waschbecken und sie das Handtuch. Es half nichts!

Ich habe diese Geschichte hier gleich erzählt, weil sie einen Schatten auf meinen ganzen Aufenthalt in München warf. Mit dem ewig nagenden Groll im Herzen gefiel mir nichts in dieser Stadt, die ich in meiner Jugend als das glänzendste Ziel meiner Wünsche betrachtet hatte. Leider fand ich nirgends Sympathie; man gab mir zu verstehen, mein Verdruß rühre nur davon her, daß mir der Coup mißlungen sei, einen Landsmann an meine Stelle zu bringen. Die edlen Münchener

fanden in dem Verfahren des Ministers nichts Anstößiges. Der Einzige, welcher mich verstand und meine Gesinnungen zu würdigen wußte, war Herr von Zenetti, der das unschuldige Zwischenglied gewesen war. Als ich im nächsten Jahre München verließ, machte ich ihm einen Abschiedsbesuch und dankte ihm für seine Theilnahme. In seinen tiefen, dunkeln Augen glaubte ich zu lesen: Du gehst und ich muß bleiben, um meine Ketten weiter zu tragen.

Hätte mein Herz an München gehangen, so wäre es mir von Vortheil gewesen, daß der Minister sich in meiner Schuld fühlte; ich hätte die bald nachher an mich ergehenden Vocationen dazu benutzen können, Alles zu erreichen, was mir zu wünschen übrig blieb, aber ich hatte nicht die geringste Anwandlung, mich zu aviliren.

Meine damaligen Collegen in der medicinischen Facultät waren: von Ringseis für medicinische Klinik; von Breslau für innere Heilkunst und Materia medica; von Walther für Chirurgie; Buchner für Chemie; Weißbrodt für Geburtshülfe; Gietl für medicinische Klinik; der außerordentliche Professor Schneider für Anatomie, und Horner für syphilitische Klinik, als Honorarprofessor.

Ringseis war ein Original in seiner Erscheinung und Geistesrichtung; für Viele, wegen seiner Hinneigung zu den Ultramontanen, eine problematische Natur. Ich hielt ihn immer für einen ehrlichen Mann, aber für einen religiösen Schwärmer, wie Clemens Brentano und Andere, die seine Freunde waren. Er hatte dabei viele gute Eigenschaften; er war ein heiterer, angenehmer Gesellschafter, dem nie ein triviales Wort entschlüpfte. Seine Bekanntschaft mit der Literatur war sehr umfassend, man mochte anklopfen, wo man wollte. Er liebte die schönen Künste und hatte viel davon gesehen, denn er begleitete

König Ludwig als Kronprinzen auf seinen Reisen. Er interessirte sich für die Natur und trieb Mineralogie mit großem Eifer. Seine Resultate im Hospitale waren, wie man allgemein sagte, viel besser, als die von Gietl, doch zweifle ich etwas an seinem specifisch-ärztlichen Talente. In einer Stadt wie München, wo der Typhus nie ausging, hätte er dahinter kommen müssen, daß Typhuskranke der frischen Luft bedürfen. Der alte Herzog von Modena, welcher unser Hospital sehr gründlich besah, mußte ihn erst darauf aufmerksam machen. Er war mir anfangs offenbar sehr gewogen, wir stimmten in einer Beziehung überein, in unserer Verehrung für die barmherzigen Schwestern. Unser Verhältniß wurde aber bald gestört. Es kam in meine Klinik ein sehr schlimmer Fall von Pott'schem Uebel, welcher von einem Laien, dem Bildhauer Professor Schlothauer, mit Streck- und Druckapparaten behandelt war, bis Hektik eintrat. Ich hielt darüber einen klinischen Vortrag, in welchem ich das Hineinwagen der ultramontanen Welt in die Chirurgie nicht respectvoll behandelte. Ringseis nahm das sehr übel. Ich hatte ohne Zweifel Unrecht, damals war die Anwendung von Streckapparaten bei Caries der Wirbelsäule das Resultat höherer Eingebung eines frommen Mannes, heutzutage ist sie die Errungenschaft der exacten Wissenschaft, welche die Distractionsmethode erfunden hat. Ich zog auch in München entschieden den Kürzeren mit meiner Orthopädie, welche keinen Anspruch darauf machte, directen höheren Eingebungen gefolgt zu sein. Wenn man mich in Erlangen unter Dutzenden von Kindern mit Klumpfüßen sah, hatte man öfter geäußert: es ist, als hätten Sie auch gesagt, lasset die Kindlein zu mir kommen! In München hätte dies Anstoß gegeben, und es war dafür gesorgt, daß es nicht geschah. Während des ganzen Aufenthalts daselbst hatte ich, mit Ausnahme eines Torticollis in der Klinik, weder dort noch sonst eine einzige Tenotomie zu machen.

Es kränkte mich nicht sehr, diese Curen waren mir eher lästig, als angenehm, aber es war ein Zeichen des großen Einflusses, welchen kirchliche Gesinnungen ausübten. Ich dachte mir immer, Ringseis mit seinem Feuereifer für die allein selig machende Kirche, mit seinem ausdrucksvollen Kopfe, seiner durchdringenden Stimme hätte Missionair werden sollen, meinethalben in Begleitung einer wunderthätigen Heilkunst. An der Spitze des Medicinalwesens eines deutschen Königreichs war er wohl nicht an seinem Platze. Man hat ihm als Staatsarzt viel Uebles nachgesagt; ich erinnere mich nur, daß er einmal ganz ernsthaft den Vorschlag machte, die Landärzte sollten die Badstuben ankaufen, um ihre Lage durch die für sie arbeitenden Barbiergesellen zu verbessern. Die Chirurgie mag, wie Aphrodite, einst dem Schaum entsprossen sein, aber im neunzehnten Jahrhundert sollte sie sich mit dem Seifenschaume nicht mehr befassen.

Professor von Breslau war zugleich königlicher Leibarzt und ohne Zweifel der angesehnste Praktiker in München. Er war sehr klug und sehr unterrichtet, ohne alle religiösen Prätensionen, die ihm als getauften Juden nicht wohl angestanden hätten. Als junger Mann hatte er 1812 den Feldzug nach Rußland mitgemacht und dabei durch Erfrieren seine Zehen verloren, wodurch sein Gang sehr beschwerlich geworden war. Er verdankte seine Popularität als Arzt, wie ich glaube, der einfachen Art, wie er den Typhus ohne Reizmittel behandelte. In den Sitzungen des Obermedicinal-Ausschusses, zu welchem ich auch gehörte, war er nach meiner Ansicht der einsichtsvollste Votant. Er nahm mich sehr freundlich auf, es mißfiel mir aber, daß er mit Walther nicht auf gutem Fuße stand. Ich erfuhr es bald warum; er betrachtete die Chirurgen als Werkzeuge und erwartete, daß dieselben nach seinen Indicationen operiren sollten. Ich wurde von ihm eines Abends zu einer Dame beschieden, mit dem Ersuchen, einen Trocar zum Bauch-

stich mitzubringen. Ich fand die Patientin an Peritonitis leidend, mit einem geringen Ergusse in der Bauchhöhle und erklärte den Bauchstich für unnöthig und gefährlich. Ich glaubte, die Sache sei damit abgemacht. Nach einigen Tagen fand eine zweite Consultation statt, bei welcher auch Gietl zugezogen war, der meiner Ansicht vollkommen beitrat. Auch damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Bei einer dritten Consultation und übrigens unveränderter Sachlage hatte Gietl sich umstimmen lassen. Die beiden Medici puri glaubten, daß ich nun operiren werde. Ich erklärte jedoch, daß ich als Operateur die ganze Verantwortung zu tragen habe und nicht nach fremden Indicationen operire. Erst drei Wochen später fand Breslau einen jungen Operateur, der sich dazu hergab, den Bauchstich zu machen, der freilich nicht den Tod, aber sehr schlimme Erscheinungen nach sich zog. Die Patientin ging dann wieder in die Hände des mit dem Könige aus Italien zurückgekehrten Leibarztes von Wenzel über, der mich alsbald aufsuchte, um seiner Entrüstung über das Vorgefallene Luft zu machen. Er schrieb darüber einen langen, für die Veröffentlichung bestimmten Aufsatz, den er mir zur Durchsicht mittheilte. Ich behielt denselben, bis die erste Hitze verraucht war und verhütete dadurch eine offene Kriegserklärung zwischen zwei königlichen Leibärzten. Durch Wenzel erfuhr ich erst den ganzen Zusammenhang der Geschichte. Die Dame hatte vor Jahren in einem Anfalle von Schwermuth ein Packet Nähnadeln verschluckt und seitdem von Zeit zu Zeit Anfälle von Peritonitis bekommen, da ein Theil der Nadeln ohne Zweifel in den Baucheingeweiden stecken geblieben war. Als ich Walther die Geschichte erzählte, sagte er mir, er habe mit Breslau eine ganz ähnliche erlebt, wo der Patient sich jedoch ins Mittel legte, indem er gegen Breslau äußerte: als Sie mir in den Bauch stachen, kam ja gar nichts heraus! Breslau war alles

Ernstes der Meinung, das peritonitische Exsudat wirkte corrodirend und müsse deshalb abgelassen werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß es an den Fingern des secirenden Arztes oft sehr übel wirkt, aber das geschieht nach dem Tode und nachdem es mit der Luft in Berührung getreten ist.

Philipp von Walther ragte unter den Collegen von der medicinischen Facultät hervor, wie unter niederem Gestrüpp die Palme, welche in hohen Lüften ihr einsames Haupt wiegt. Im ruhigen Bewußtsein seiner Würde und seiner fleckenlosen Ehre ging er seinen eigenen Weg, vertrat das Gute und Nützliche, wo sich der Anlaß darbot, aber er suchte ihn nicht. Es schien mir, als verzweifle er an gedeihlicher Entwickelung der Verhältnisse. Man hatte ihm übel mitgespielt, von der Klinik war er durch eine Intrigue verdrängt worden, bei der Masse fand er keinen Anklang, bei der Aristokratie der Bildung war er ein gesuchter Arzt. Nur durch seine völlige Resignation konnte ich mir erklären, daß er manches Ungehörige ruhig fortbestehen ließ, daß er, der frühere Gefährte von Johannes Müller in Bonn, nichts dafür that, Döllinger zu ersetzen, dessen Verdienste er in einer Gedächtnißrede vor der Akademie so beredt gepriesen hatte. Er konnte es sogar mit anhören, daß man den Versuch machen wollte, einen ultramontanen Vertreter der Physiologie aufzufuttern. Er suchte sich andere Kreise, indem er damals sehr fleißig an seinem Handbuche der Chirurgie schrieb. Abgesehen von seiner praktischen Thätigkeit und dem Theater, welches er zu lieben schien, lebte er sehr einsam, ohne Verkehr mit den Collegen. Schelling war sein einziger Freund, aber auch dieser wurde ihm entrissen durch seine 1841 erfolgte Berufung nach Berlin. Ich sah die beiden Freunde zusammen auf einer Landpartie nach der Menterschwaig, die Walther veranlaßt hatte, an der auch unsere Familien theilnahmen. Ich hatte öfter gehört, Schelling sei Walther's böser Engel, da er aber an dessen Humor

Geschmack fand, so schien mir die Gefahr nicht groß, weil der Humor die Philosophie stets aus dem Felde schlägt. Für mich selbst gebrauchte ich aber die Vorsicht, mich mehr mit Schelling's reizender Tochter Julie zu unterhalten, als mit dem Vater. So ernsthaft Walther auch in seinen Schriften und Vorträgen war, so verschmähte er doch nicht eine heitere Auffassung des Lebens und der Wissenschaft bei den Doctordisputationen, welche in München nach alter Weise mit Präses und Respondenten vor sich gingen. Der Doctorand hatte dabei einen leichten Stand, der Präses nahm für ihn das Wort und stritt sich mit dem Professor, welcher die Rolle des Teufelsadvocaten übernahm. Walther und ich theilten uns oft in diese Rollen und brachten etwas Leben in die sonst so sterilen Formalitäten mit ihren auswendig gelernten Comödien. Bei diesen kleinen geistigen Turnieren waren wir fast unter uns, denn die ziemlich häufigen Promotionen zogen nur Wenige an.

Es schien mir für das Gedeihen der Chirurgie in München nothwendig zu sein, mit Walther womöglich Hand in Hand zu gehen. Er kam auf meine Einladung bald einmal wieder in die Klinik, sah sich alle ihm so wohlbekannten Räume mit Wohlgefallen an und begrüßte die Schwestern. Ich consultirte ihn in der Klinik und in der Privatpraxis und wußte mich gut mit ihm zu verständigen, er war auch öfter bei meinen Operationen gegenwärtig. Einen Beweis von Vertrauen gab er mir dadurch, daß er mir seinen Neffen, einen jungen Arzt, zuschickte, welcher an einem traumatischen arteriös-venösen Aneurysma der Temporalis litt. Bei einem Duelle waren ihm die linke Temporalarterie, die große Gesichtsvene und der Gesichtsnerv durchschlagen worden. Die Lähmung des Facialis hatte sich allmählich bis auf geringe Spuren verloren, ein Aneurysma war geblieben, welches, durch Communication von

Arterie und Vene entstanden, ein sehr entstellendes Hervortreten der Frontalvenen an der Stirn und der übrigen Kopfvenen linker Seite veranlaßt hatte. Der junge Mann sah aus wie Medusa, die große Gesichtsvene war dicht unter dem Ohr verschlossen. Chelius in Heidelberg hatte ohne Erfolg bereits die Carotis unterbunden. Die Aufgabe bestand darin, das Uebel jetzt an Ort und Stelle anzugreifen, ohne den Facialnerven wieder zu verletzen, denn eine bleibende Lähmung desselben hätte eine Deformität an die Stelle einer anderen gesetzt. Ich löste sie glücklich, indem ich den Sack aufschnitt, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß die Communication der Arterie mit der Vene zu tief liege, um sie ohne Verletzung des Facialis frei zu legen, den Venensack unterband; zuerst unten und dann oben, denn nach der ersten Ligatur kam arterielles Blut von oben. Die durchschlagene Temporalarterie hatte sich also weit zurückgezogen und durch beide Mündungen mit dem Sacke communicirt. Das untere Ende der Arterie blieb mit dem Reste des Venensackes in Verbindung, welcher noch einige Tage lang pulsirte, dann aber einschrumpfte. In diesem Falle war die Unterbindung des Venensackes ohne Gefahr, weil die Facialvene schon in Folge der ursprünglichen Verletzung unterhalb des Ohres sich geschlossen hatte. Der junge Mann wurde durch die Operation so verschönert, daß man ihn kaum wieder erkennen konnte.

Mein gutes Vernehmen mit Walther gehörte zu den lichtesten Punkten meines Aufenthaltes in München. Er war es später allein, welcher meinen Entschluß fortzuziehen bekämpfte. Die Münchener konnten es gar nicht begreifen, warum ich Walther anhing, ich hatte ja nicht den mindesten Profit davon, ganz im Gegentheil, seine Feinde wurden auch die meinigen. Man beruhigte sich nur mit dem Gedanken, ich müsse wohl ein Schüler von Walther sein und habe ihm

meine Stelle zu verdanken. Er war aber ganz unschuldig an meiner Versetzung nach München, die er selbst wohl kaum für eine Verbesserung hielt, dagegen hatte er, wie er mir selbst sagte, meine Berufung nach Erlangen auf Befragen befürwortet.

Buchner, der Chemiker, und Weißbrodt, der Geburtshelfer, waren sehr freundliche alte Herren, die mit Allen in gutem Vernehmen standen, auch Horner war ein ehrenwerther College.

Professor Gietl war das jüngste Mitglied der medicinischen Facultät, kaum vierzig Jahre alt. Er hatte den Kronprinzen und späteren König Maximilian II. bei seinen Studien und Reisen als Leibarzt begleitet und war dann Professor der medicinischen Klinik geworden. Wir zogen uns nicht gegenseitig an, aber lebten in Frieden neben einander, bis es Gietl einfiel, sämmtlichen klinischen Lehrern im allgemeinen Krankenhause, dessen Dirigent er nach Wilhelm's Tode geworden, den Krieg zu erklären. Dies geschah durch ein Schreiben vom 27. Juni 1842, in welchem er Ringseis, Horner und mir mittheilte, der Magistrat habe beschlossen: 1) daß die klinischen Assistenten, nicht wie bisher von dem Vorstande der Klinik, sondern von dem Director ausgewählt und angestellt werden sollten; 2) daß dieselben alle sechs Monate von einer Klinik auf die andere übergehen sollten, so daß sie binnen zwei Jahren alle vier Abtheilungen durchmachen konnten. Ich schrieb sogleich einen energischen Protest gegen diese ganz unzweckmäßige Anordnung, worin ich zugleich hervorhob, daß der Magistrat nicht berechtigt sei, dergleichen zu verfügen, weil die Universität die Assistenten besolde. Aber ehe ich denselben abschickte, fiel es mir ein, der Magistrat könne dieser Geschichte ganz fremd sein. Ich hatte den Bürgermeister Bauer, einen äußerst verständigen Mann, erst vor wenigen Tagen gesprochen und er hatte mir nichts davon gesagt. Ich ließ sogleich anspannen und fuhr zum Bürgermeister, welcher mir dann auch

erklärte, daß ich recht gerathen habe. Mit dieser überraschenden Nachricht begab ich mich zu Ringseis, welcher gegen Gietl's Wahrheitsliebe keinen Verdacht gefaßt hatte und nun gegen diesen in Feuer und Flammen gerieth. Als zeitiger Decan berief er auf den folgenden Tag eine Facultätssitzung, in welcher Gietl bekennen mußte, daß er auf keine Art autorisirt gewesen sei. Er entschuldigte sich damit, daß er es unmöglich gefunden habe, sein Ansehen als Dirigent den Assistenten gegenüber geltend zu machen. Damit war diese übel angelegte Intrigue zu Boden gefallen. Sie trug wesentlich dazu bei, meinen Entschluß zu befestigen, München bei der ersten Gelegenheit zu verlassen.

Chirurgische Klinik in München.

Sie hatte auf den ersten Anblick etwas sehr Bestechendes. Man zog mit einer ansehnlichen Schaar von Schülern durch die schönen Krankensäle, welche von den barmherzigen Schwestern in der vollkommensten Ordnung gehalten wurden. Es war Raum genug vorhanden, um mit den Sälen zu wechseln, die neu ankommenden Patienten wurden in die frisch belegten Säle gebracht und waren deshalb leicht zu finden. Der Operationssaal war eine hohe, durch zwei Etagen gehende Rotunde, welche beim Eintreten einen sehr imposanten Eindruck machte. Ich fand aber bald, daß es darin an Licht fehlte, weil nur das sehr hohe Oberlicht und gar kein Seitenlicht vorhanden war und fing an, wie von Walther wieder in einem gewöhnlichen Krankensaale zu operiren. Da dieser aber nicht gut zu entbehren war, ging der Magistrat sehr bereitwillig auf die Idee ein, dem sonst sehr schönen Operationssaale ein großes Seitenfenster zu geben, welches mit sechs herrlichen Spiegelscheiben, jede zu vier Fuß Quadrat, vortrefflich wirkte. Die Salubrität der chirurgischen Abtheilung ließ nichts zu wünschen übrig, nur

die Zimmer für Augenkranke lagen mir zu dumpfig, ich legte deshalb die Augenoperirten in die gewöhnlichen Säle und umstellte ihre Betten mit großen Schirmen, ließ auch außerhalb des Fensters einen Drellvorhang anbringen, der, das Fenster an allen Seiten überragend, einige Zoll davon entfernt war, so daß er die Ventilation nicht unterbrach. Diese Einrichtung, welche man Sommers jetzt in Berlin an manchen Häusern sieht, ist nicht schön, aber sehr zweckmäßig, besonders in Parterre-Räumen, wo man leicht ankommen kann, den Vorhang zu senken oder zu heben. So ließen die Localitäten kaum etwas zu wünschen übrig, wohl aber hatte ich Ursache, mit der Qualität der Patienten unzufrieden zu sein, die zum großen Theil für den klinischen Unterricht nicht sehr geeignet waren. Walther hatte schon darüber geklagt, daß seine Klinik in dem kleinen Landshut interessanter gewesen sei, als in München. Ich konnte dasselbe von Erlangen sagen. Der Fehler lag daran: 1) daß eine ambulatorische Kinik nicht bestand, 2) daß die Universität ihren Verpflichtungen nicht gehörig nachkam, die Kosten zu bezahlen, welche der klinische Unterricht dem Magistrate verursachte. Zu meiner Zeit schuldete die Universität dem Magistrate 14,000 Gulden an Auslagen für die chirurgische Klinik. Unter diesen Umständen war natürlich keine große Bereitwilligkeit vorhanden, nicht zahlende Kranke aufzunehmen. Besonders fühlbar machte sich mir der Mangel einer ambulatorischen Klinik, welche täglich eine Anzahl Fälle herbeiführt, an denen man die Studenten in der Diagnose üben kann. Ich dachte viel darüber nach, wie ich dieselbe zu Stande bringen könne, fand es aber unmöglich. Hätte ich die von meinem Vorgänger Wilhelm inne gehabte, ursprünglich nur für den chirurgischen Kliniker bestimmte Officialwohnung gehabt, so wäre die Sache leicht gewesen. Im Krankenhause selbst war es unmöglich, ebensowenig in einer gemietheten Privatwohnung, zwei Treppen

hoch. Ich hätte sonst keinen Augenblick gezögert, die Politlinik auf eigene Kosten anzufangen.

Nach Professor Wilhelm's Beispiele fing ich in München an, den einzeitigen Cirkelschnitt auszuüben, welcher bei mageren Individuen am Oberarme und Oberschenkel besonders geeignet ist. Wilhelm amputirte mit Hülfe seiner beiden Messer äußerst rapide. Mit dem großen trennte er die Weichtheile bis auf den Knochen in einem Zuge, mit dem kleineren kolbigen löste er den Knochen weiter ab, ungefähr wie man einem Stocke die Rinde abschält oder abschiebt. Es sah sehr gewaltsam aus; ich hatte keine Neigung, es nachzuahmen und machte den einzeitigen Cirkelschnitt mit gewöhnlichen Messern, indem ich unter beständigem Zurückziehen der Weichtheile die kleinen vortretenden Fleischkegel so oft durchschnitt, daß sich vor dem abgesägten Knochen ein Hohlcylinder von Fleisch befindet, der zur ersten Adhäsion sehr geneigt ist. Ich hatte in Erlangen nur zweizeitige Cirkelschnitte gemacht, in München fing ich auch an, C. J. M. Langenbeck's Methoden und den Umständen gemäß, auch andere Lappenschnitte zu machen. Ich kam bald dahinter, daß die Amputationsmethode in chronischen Fällen keinen besondern Einfluß auf die Mortalität ausübt. In München fand ich zuerst Gelegenheit, Steinkranke zu behandeln und Steinschnitte und Steinzertrümmerungen zu machen. Beides gelang mir ohne besondere Schwierigkeiten, ich hatte aber bei einem Steinschnitte das Unglück, den Mastdarm zu verletzen. Dies gab mir die Gelegenheit, reiflich in Erwägung zu ziehen, wie dieser Fehler, welcher in meinem Falle die Heilung sehr in die Länge zog, vermieden werden könne. Ich kam schon in München auf die Methode, welche mir später sehr gute Dienste leistete. Von meinen Schülern in München kann ich nur berichten, daß sie es an Fleiß nicht fehlen ließen, so weit sich dieser durch den Besuch der Vorlesungen und der Klinik be-

urtheilen ließ. Die Mehrzahl derselben war aber zu wenig vorgebildet, um großen Vortheil daraus zu ziehen. Ich mußte mich in der Klinik beim Examiniren am Krankenbette fast immer an dieselben drei bis vier jungen Leute wenden, wenn ich eine Antwort haben wollte. Mein vorzüglichster Schüler war der jetzige Professor der Anatomie in Erlangen, Gerlach, der nie um eine Antwort verlegen war, weil er gut beobachtete. Auch der berühmte Professor von Pettenkofer in München gehörte zu meinen Schülern. Wenn der größte Theil der Kliniciſten unfähig iſt zu antworten, wird man faſt gezwungen, die Sokratiſche Lehrmethode fallen zu laſſen und am Krankenbette längere Vorträge zu halten, die dann auch wohl nicht viel nützen. Die Mediciner waren meiſt ſo arm, daß nur der zehnte Theil von ihnen Honorar bezahlte, die Söhne von Tagelöhnern und kleinen Handwerkern, oft junge Leute, die für die Theologie beſtimmt waren, dann zur Heilkunſt flüchteten, wenn ſie erſt auf der Univerſität waren und dadurch die ihnen zugeſicherten Unterſtützungen verloren. Kurz, das kliniſche Material war in keiner Beziehung erwünſcht. Was aus den jungen Leuten werden würde, konnte ich bei dem Doctor-Examen beurtheilen. Dieſes war auf ſehr unzweckmäßige Weiſe eingerichtet, jeder Profeſſor examinirte für ſich allein und gab ſein Votum ſchriftlich ab. Ließ er den Candidaten durchfallen, ſo hatte er dieſen nach ſechs Monaten allein wieder zu prüfen. Auf dieſe Art fiel nur ſelten einer durch, der Decan entſchied nach den vorliegenden ſchriftlichen Voten über Annahme oder Nichtannahme. Ich bemitleidete die armen jungen Leute, aber auch ihre künftigen Patienten und ſehnte mich nach dem Augenblicke, der mich von der Mitſchuld befreite, ſie zu Aerzten zu ſtempeln.

Zu den häufigen Beſuchern meiner Klinik gehörte der vortreffliche Dr. Julius Vogel, welcher damals in München

privatisirte. Er war mir ein stets willkommener Gast, nicht blos in der Klinik, sondern auch in meiner Familie. Er unterstützte mich redlich durch mikroskopisch-chemische Untersuchungen und leistete mir alle Dienste, welche ich von R. Wagner vergebens erwartet hatte. Seine späteren Schriften haben mir die reichlichste Belehrung gewährt und stets das größte Zutrauen eingeflößt. Hätten wir an einem Orte zusammenwirken können, ich glaube, es wäre für uns Beide gut gewesen, er hatte mir geholfen und ich ihm in der mehr praktischen Laufbahn, welche er später einschlug. Was mir besonders an Julius Vogel gefiel, war bei aller Gründlichkeit seiner Untersuchungen die große Bescheidenheit im Reden und im Schreiben, welche unter den mikroskopisch-chemischen Forschern wenig ihres Gleichen hat.

Häusliche und persönliche Erlebnisse in München.

Das für Fremde sonst gefährliche Münchener Klima übte glücklicher Weise keinen schädlichen Einfluß auf uns. Es war sonst eine schlimme Zeit; es starben nicht weniger als achtzehn barmherzige Schwestern am Typhus im Jahre 1841. Wir erlebten schon in den ersten Monaten ein Trauerspiel im Rechberg'schen Hause. Eine Parterre wohnende irländische Familie verlor von zwei Töchtern die schönste, ein sechszehnjähriges Mädchen. Die Eltern waren umsomehr in Verzweiflung, weil sie sich große Vorwürfe machen mußten. Sie hielten die Tochter nicht für besonders krank und mißachteten die Warnungen ihres verständigen Arztes, Dr. Ullersberger. Noch trauriger war eine andere Geschichte ähnlicher Art. Eine reiche Wittwe, welche zu ihrem Vergnügen in München lebte, verlor ihre schönste Tochter am Typhus, welche Walther behandelt hatte. Als auch die zweite Tochter erkrankte, wurde ich gerufen. So lange dieselbe sich in Gefahr befand, war das Benehmen der

Mutter ganz angemessen, als es sich aber zeigte, daß dieselbe durchkommen werde, verlor sie den Verstand und wüthete darüber, daß ihr das liebste Kind genommen sei, während das andere durchkomme, an welchem ihr nichts gelegen sei. Dies war die Frau, welche später viel von sich reden machte, weil sie zu einer Broschüre Veranlassung gab, welche unter dem Titel: „Eine Mutter im Irrenhause“ erschienen ist. Die Kinder werden darin fälschlich beschuldigt, aus Eigennutz ihre Mutter eingesperrt zu haben. Sie war erst sehr spät, ungefähr ein Jahr nach dem Tode der Tochter, in Illenau untergebracht worden. Nach ihrer Entlassung hatte sich ein verkommener Scribent gefunden, der die noch immer wirre Frau oder ihre Kinder auszubeuten suchte. Die Kinder wollten ihm sein Libell nicht abkaufen, und so ließ er es drucken.

Wir führten in München ein sehr eingezogenes Leben, eine Geselligkeit, wie im Norden oder in Erlangen existirte dort nicht. Um mich nicht zu sehr zu isoliren, ließ ich mich in dem ärztlichen Vereine aufnehmen, wo es mir sehr gut gefiel, und wo ich bei längerem Bleiben in München nützlich hätte wirken können. Ich trat in eine der besten Liedertafeln, wo sehr gut gesungen wurde. Reizende Feste, welche dieselbe auf einer Insel in der Isar zu geben pflegte, gaben auch den Familien Gelegenheit, Theil zu nehmen. Einige norddeutsche Künstler, welche uns fleißig besuchten, machten mich in Künstlerkreisen bekannt; ich verlebte manchen angenehmen Abend im „Stubenvoll“, wo die Künstler damals zusammenkamen. Louis Asher aus Hamburg, der mit Kaulbach sehr befreundet war, gab wohl die Veranlassung, daß dieser mich rufen ließ, als seine jüngste Tochter von Eklampsie befallen wurde. Da das Kind unter meinen Händen genas, so führte dies zu einem dauernden Verkehr. Ehe ich München verließ, zeichnete er mein lebensgroßes Portrait in seinem Atelier, wo ich vor dem

großen Carton saß, welcher die Eroberung von Jerusalem darstellt. Kaulbach fühlte sich so glücklich in seinem Familienkreise und unter seinen Schöpfungen, daß er keines Umgangs bedurfte. Er wurde für misanthropisch gehalten, wovon bei näherer Bekanntschaft nichts zu entdecken war. Es geht den Malern wie den Aerzten, sie finden es schwer, sich aneinander zu schließen, wenn ihre Richtungen auseinander gehen. Welcher Künstler in München konnte sich damals rühmen, denselben Weg zu gehen, wie Kaulbach mit seinem Schönheitssinne, seiner unerschöpflichen Phantasie und seiner correcten Zeichnung? Cornelius lebte in der Ferne, wenn auch noch in allen Herzen. Rottmann stand als Landschaftsmaler unerreicht da. Schnorr von Carolsfeld, Heß und Andere machten durch ihre Compositionen Kaulbach den Rang streitig, aber vergebens, nur Cornelius konnte sich mit ihm messen, obgleich er weder Kaulbach's Farbensinn, noch dessen correcte Zeichnung besaß. Ein so origineller Geist bedurfte der Einsamkeit; außer mit dem harmlosen Louis Asher hatte Kaulbach gar keinen Verkehr mit anderen Künstlern. Mir flößte der schöne, tief denkende Mann großes Interesse ein; ich dachte oft darüber nach, ob es besser sei, sich von der Welt abzuschließen oder sich ihr hinzugeben, um die Fehler vermeiden zu lernen, welche Andere machen? Der bildende Künstler kann sich eher von den Personen abschließen, weil in den Werken die Seele des Künstlers zu Tage tritt. Mit schriftstellerischen Arbeiten sollte es eben so sein, aber um die Schriften der Aerzte zu beurtheilen, sollte man sie selber kennen, um zu ermessen, wie viel Wahrheit von ihnen ausgehen möge. Bei einem Bilde sieht man dies auf den ersten Blick.

L. Asher malte für uns ein schönes Bild: meine drei Töchter im Rechberg'schen Garten mit einem Cacadu beschäftigt, der dem Grafen gehörte. Es ist jetzt eine theure Erinnerung an bessere Zeiten geworden.

Einmal nahm ich mit meiner Frau Antheil an dem Frühlingsfeste der Künstler auf der Menterschwaige; ein anderes Mal (1841) war ich zugegen bei einem Bankett, dem großen Thorwaldsen zu Ehren. Es war rührend und erhebend, wie der herrliche Mann alle Herzen an sich zog und wie freundlich und gütig er gegen Jeden sich benahm. Ich fand das im höchsten Grade beneidenswerth, aber nicht Jedem ist es gegeben, durch seine Persönlichkeit ebenso anziehend zu wirken, wie durch seine Werke. Ich beneidete Kaulbach nicht um seine Einsamkeit, aber ich hielt ihn deshalb nicht für minder groß und glücklich, wie Thorwaldsen. Sie sind jetzt auf ewig vereint; Thorwaldsen starb 1844, Kaulbach 1874. Sein letztes Werk verherrlichte den deutschen Michel, dem er sein Leben lang aus dem Wege zu gehen suchte, während er für Deutschlands Ruhm arbeitete. Auch im Scheiden verließ ihn nicht sein alter Humor, der ihm so viele Feinde machte. Es war fast, als wollte er sagen: den Dank, Michel, begehre ich nicht, Du wirst bald einen stillen Mann an mir haben.

In München fing ich zuerst an, mit Pistolen zu schießen, um während der guten Jahreszeit wöchentlich einige Stunden in freier Luft zu sein. Ich fand es sehr nützlich, weil es eine sehr ruhige Stimmung des Nervensystems erfordert; die geringste Störung des Befindens macht sich durch schlechteres Schießen bemerklich, man kann seine Diät darnach reguliren. Im Herbste und Winter fehlte es nicht an Gelegenheit, auf die Jagd zu gehen. Feldhühner gab es in der Nähe von München so viele, daß man fast in jedem Kartoffelacker eine Kette fand, Fasanen an einigen Plätzen. Einer meiner Patienten, Fürst Löwenstein, nahm mich öfter mit auf die Hirschjagd, wo ich das Hirschfieber kennen lernte, die Aufregung, in welche der weniger Erfahrene geräth, wenn das gewaltige Thier durch die Büsche bricht und dem Jäger zum Schusse kommt. Einmal begleitete

ich ihn auf einer eingestellten königlichen Jagd und sah dieselbe von seinem Stande aus. Sie machte mir wenig Vergnügen. König Ludwig mochte gern Kaninchen schießen; da sich diese aber nicht treiben lassen, so wurden sie eingefangen und aus Körben in der Nähe des königlichen Standes in Freiheit gesetzt. Der König schoß noch mit Steinschloß-Gewehren, er traute den Percussions-Gewehren noch nicht. Ich erwähne dieser Zerstreuungen, weil sie gewiß sehr nützlich für mich gewesen sind; ohne dieselben hätte ich wohl nicht im siebenundsechszigsten Jahre den großen Krieg mitgemacht.

In den Herbstferien 1841 war Professor Schmidtlein unser lieber Gast, noch tief gebeugt durch den Verlust seiner Gattin. Um ihn zu zerstreuen, nahmen wir einen zwölftägigen Aufenthalt im Gebirge, wo Partenkirchen unser Standquartier war. Unterwegs dahin bekam ich Sonnenbrand und mußte mich mehrere Tage ruhig halten, dann badete ich in dem dicht bei Partenkirchen liegenden kleinen Schwefelbade Kainzenbad, welches damals ein ärmliches kleines Haus war. Auf der Rückreise sahen wir das herrliche Schloß Hohenschwangau. In Reutte, wo wir gegen Abend ankamen, sollte gefüttert werden. Außer meiner eigenen Equipage hatten wir einen Einspänner bei uns, der mit einem muthigen jungen Thiere bespannt war. Die Pferde standen mit den Köpfen gegen einen Winkel gerichtet, welchen das Wirthshaus mit einem Stalle bildete, so daß ihr Davonlaufen unmöglich schien. Dies hatte unsere Kutscher sorglos gemacht. Ein geringes Geräusch auf der Straße veranlaßte das Einspännerpferd mit dem Wagen, in welchem meine Frau und Professor Schmidtlein saßen, vorüber an den Köpfen meiner Pferde davon zu rennen, wobei die Deichsel meines Wagens zerbrochen wurde. Es war ein angstvoller Moment, da das scheue Pferd ohne Zügel war. Ein alter Cavallerist, der gerade am Wege stand, erschien als

rettender Engel. Er wußte das Pferd am Kopfe zu fassen und ihm die Nüstern zuzudrücken, wodurch es augenblicklich zum Stehen kam. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er beiden im Wägelchen Sitzenden das Leben rettete, denn das schwache Geräth würde bald zerschellt sein. Meine Frau zeigte bei dieser Gelegenheit große Geistesgegenwart, indem sie ihren Gefährten verhinderte, aus dem Wagen zu springen, um dann das Pferd zum Stehen zu bringen.

Vocationen nach Tübingen und Freiburg.

Am 4. September 1842 war ich mit Freunden auf der Hühnerjagd. Wir hatten herrliches Wetter und gute Beute. Um 2 Uhr Nachmittags saßen wir der Blutenburg gegenüber am Rande eines anmuthigen Gehölzes, um unsere kleine Mahlzeit einzunehmen. Da sah ich meinen Kutscher hoch zu Roß durch den Wald herankommen; als er uns sah, setzte er das Pferd in raschen Trab. Meine Frau hatte mir ihn nachgeschickt, um zwei chargirte Briefe zu überbringen. Sie enthielten zwei officielle Vocationen, die eine nach Tübingen und die andere nach Freiburg. Sie kamen beide nicht ganz unvermuthet; daß sie gleichzeitig eintrafen, war doch merkwürdig und für mich sehr nützlich, weil es mir den Gedanken eingab, erst an Ort und Stelle den Entschluß zu fassen, welcher Universität ich den Vorzug geben wolle. Ich schrieb an den Canzler von Wächter in Tübingen ungefähr dasselbe, wie nach Freiburg: ich werde in einigen Tagen kommen, um das Weitere zu besprechen.

Am 10. September reiste ich nach Tübingen, welches mir anfangs einen weniger ungünstigen Eindruck machte, als ich erwartet hatte. Professor Wunderlich, der sich besonders für meine Vocation interessirt hatte, empfing mich sehr liebenswürdig; er wohnte im schönsten Theile der Stadt, am Neckar, und führte mich Abends zu Uhland, dessen Wohnung auch sehr

romantisch lag. Die Stadt fing an, sich für mich in poetischen Duft zu hüllen. Aber am folgenden Morgen verschwand dieser wieder; ich besuchte die Professoren der medicinischen Facultät und traf auf giftgeschwollene Seelen, die mir alles mögliche Ueble von den Collegen sagen mußten, welche ich eben besucht hatte oder besuchen wollte. Dies wirkte wie ein Sturzbad! Ich besah die neuerbaute Anatomie und fand dieselbe so abgeschmackt unpraktisch, daß ich von dem zu erbauenden neuen Krankenhause keine großen Erwartungen faßte. Bis zu dessen Vollendung hätte ich in dem scheußlichen alten Locale Klinik halten müssen. Für die zu bauenden Kliniken war der Platz bereits gewählt, er lag einem neu angelegten Kirchhofe gerade gegenüber; ein anderer Platz, sagte man mir, sei gar nicht vorhanden. Abends traf ich in der Post, wo ich wohnte, die dort sich regelmäßig einfindenden Professoren aller Facultäten. Es gefiel mir sehr gut unter ihnen, und ich fing schon an, zu vergessen, was ich Morgens gehört hatte. Da schlug es 10 Uhr, und mit dem Glockenschlage trat ein Polizeidiener in den Saal mit den Worten: Meine Herren, es ist Feierabend! Da standen die alten Knaben sammt und sonders auf und gingen gehorsam nach Hause. Das fand ich unerträglich! Ich gehe freilich fast nie des Abends aus, aber wenn ich dazu geneigt sein sollte, darf die Polizei mich nicht um 10 Uhr nach Hause schicken, wie einen Trunkenbold und Nachtsitzer. Ich hatte die Idee gehabt, noch den folgenden Tag in Tübingen zu bleiben, wo man mich zu einem Feste der Liedertafel eingeladen hatte, aber nun reiste ich schon am folgenden Tage.

In Freiburg war es ganz anders. Collegen, die ich aus ihren Briefen schon kannte, wetteiferten mit einander, mir Alles im rosigen Lichte zu zeigen: die schöne Klinik, die reizende Stadt mit ihren herrlichen Umgebungen. Ich dachte gar nicht mehr an Tübingen und an die goldenen Berge, welche

man mir in Aussicht gestellt hatte. Ich würde mich dort in pecuniärer Beziehung viel besser gestanden haben, aber was hilft das Geld, wenn man nicht glücklich ist, und vielleicht Reue fühlen muß darüber, daß man des Geldes wegen gewählt habe. Eine alte Dame in München, welche mit meiner Frau verwandt war, hatte dieser gesagt: Sie sollten doch nach Tübingen gehen; in Würtemberg wird viel geheirathet, und Sie haben drei Töchter. Auch dies schlug ich in den Wind und dachte, im Großherzogthum Baden werde wohl auch geheirathet. Am 16. September war mein Entschluß gefaßt und ich erklärte mich zufrieden mit den mir angebotenen Bedingungen, bat nur, mir keinen Geheimraths-Titel zu geben, welchen man mir nebst 2200 Gulden Gehalt zugedacht hatte. Da ich nicht im entferntesten daran dachte, nach Tübingen zu gehen, so schien es mir nicht anständig, die Vocation dahin zu benutzen, um für Freiburg bessere Bedingungen zu erlangen. Ich miethete gleich in Freiburg eine sehr passende Wohnung, da ich voraussetzen konnte, daß mein Abgang von München keine Schwierigkeiten machen werde.

Am 18. September schrieb ich im Trampler'schen Hause zu Lahr den Brief an den Minister von Abel, in welchem ich aus Gesundheitsrücksichten um meinen Abschied bat. Ich hatte wohl Grund, mich so auszudrücken, denn mit den Folgen der Verdrießlichkeiten in München für meine Gesundheit hatte ich Jahre lang zu kämpfen. Rücksichten der Delicatesse konnten mich in München nicht zurückhalten, wie früher in Erlangen. Man hatte mich dort überall nicht gut behandelt. Die Officialwohnung meines Vorgängers hatte man mir vorenthalten und mein Gehalt nicht erhöht. Meine Anstellung in München war nicht viel mehr, als die Erlaubniß, mir meinen Lebensunterhalt durch Praxis zu erwerben. Dazu war ich nicht Professor der Chirurgie geworden, das konnte ich auch in Hannover.

Vor meiner Rückreise nach München wollte ich meinen kranken Bruder Carl in Ems besuchen. Auf dem Wege dahin brachte ich den 21. September bei dem Naturforschervereine in Mainz zu, wo ich Chelius traf und mit Sedillot aus Straßburg und anderen französischen Professoren Bekanntschaft machte. Meine deutschen Freunde wunderten sich nicht über meinen bevorstehenden Abgang von München, die Franzosen konnten ihn nicht begreifen. Ich bemühte mich vergebens, geltend zu machen, daß in Deutschland nicht so viel darauf ankomme, wo ein Professor wohne, ob an einem großen oder einem kleineren Orte; Sedillot erwiederte mir nur: mais enfin, il nous faut du retentissement! Das ausdrucksvolle Wort gefiel mir, aber es weckte kein Echo in meiner Seele. Dann besuchte ich Dr. Schmitz in seiner schönen Wasserheilanstalt Marienberg bei Boppard und ließ mir die Behandlungsweise erklären; wir waren in Wien befreundet gewesen. Unter seinen damaligen Patienten befand sich der englische Chirurg Herbert Mayo, welcher, durch Gicht ganz invalide geworden, mein ganzes Mitleid erregte. In Ems fand ich meinen Bruder besser, als ich erwartet; er hatte sich durch übermäßige nächtliche Anstrengungen, als Protokollführer der Ständeversammlung, ein Lungenleiden zugezogen, welches bei einer ruhigen Lebensweise jetzt seit einunddreißig Jahren keine weiteren Folgen gehabt hat. Auf der Rückreise nach München besuchte ich in Stuttgart den Canzler von Wächter, welchen ich in Tübingen nicht getroffen hatte. Er bedauerte meinen Entschluß, nach Freiburg zu ziehen und sagte, daß man mir in Tübingen gern 3000 Gulden Gehalt gegeben hätte. Mirza Schaffy würde darauf erwiedert haben: was soll man mit dem Gelde anfangen, wenn um 10 Uhr Polizeistunde ist?

Aufenthalt in Freiburg,
vom November 1842 bis October 1848.

Meine Entlassung aus dem bayerischen Staatsdienste wurde am 2. October ausgefertigt, und ich betrieb dann fröhlichen Herzens die Anstalten zum Umzuge. Die Pferde wurden verkauft, den Wagen behielt ich, um die Reise mit Extrapost machen zu können. Wir verließen München am 20. October und blieben unterwegs gern einige Tage in dem großen warmen Hause der Tante von Grimmel in Memmingen, denn der Winter war früh eingetreten. Das ganze Land von Memmingen bis zum Höllenthale war mit Schnee bedeckt. Durch diese felsige Schlucht steigt man von den Höhen des Schwarzwaldes am linken Ufer der Treisam herab. Das breite, schöne Thal, welches auf die Hölle folgt, wird das Himmelreich genannt, und so erschien es uns am 1. November, denn dort war es grün und sonnig. Wir kamen zeitig genug in Freiburg an, um den ersten günstigen Eindruck der reizenden Stadt zu genießen. Im Gasthause zum Pfauen fanden wir für die ersten zehn Tage ein gutes Unterkommen. Die Ankunft der Mobilien bildete in dem Leben meiner Frau immer einen tragischen Moment, bis alle auf der Reise beschädigten Gegenstände gemustert waren. Ihre Gefühle wurden dadurch um nichts gemildert, daß ich ihr sagte: für zerbrochene Stuhlbeine hätte ich keine Sympathie mehr übrig, ich müßte sie für menschliche Glieder total verbrauchen.

Unsere erste Wohnung in Freiburg, welche wir nach Ankunft der Sachen bezogen, lag am nördlichen Ende der Stadt, gleich innerhalb des Zähringer Thors, nur hundert Schritte seitwärts davon lag das städtische Krankenhaus mit den klinischen Anstalten. Vom Zähringer bis zum Breisacher Thor läuft die Hauptverkehrsader der Stadt, die schöne Kaiser-

straße, welche, mit alterthümlichen Brunnen geschmückt, die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt.

Vom Zähringer Thore kommend sieht man rechts, nahe bei unserer Wohnung, auf einem freien Platze die protestantische Kirche, einen schönen Bau im Rundbogenstil mit Kuppel, welcher früher einem Kloster im Gebirge angehörte und nach Freiburg versetzt wurde. Dann sieht man links an der Infanteriekaserne vorbei den großen Karlsplatz, dessen Hintergrund der Schloßberg bildet. Eine der nächsten Verbindungsstraßen führt links von der Kaiserstraße auf den Münsterplatz, an dessen rechter Seite sich das Palais des Erzbischofs und das alte gothische Rathhaus befinden. Wenige berühmte Kirchen stehen auf so schönen und so großen Plätzen, wie das Freiburger Münster. Der ganz vollendete Bau ist von Außen und von Innen so herrlich, daß man nie müde wird, ihn zu bewundern. Seiner Größe und freien Lage wegen sieht man ihn fast überall und das geringste Haus bekommt einen poetischen Reiz dadurch, wenn man daraus nur den durchbrochenen Thurm in der Abendsonne erglühend sehen kann. Das ganze Münster ist von rothem Sandstein gebaut, der bei jeder Beleuchtung einen wohlthätigen Eindruck macht. Von dem Breisacher Thore führt eine neue gerade Straße in derselben Richtung von Norden nach Süden, wie die Kaiserstraße bis zur Treisam-Brücke. In dem älteren, früher befestigten Theile der Stadt folgen die ganz naturwüchsigen Straßen der Schönheitslinie, welche niemals schnurgerade verläuft. Die Treisam spielt in dem Leben der Stadt keine so bedeutende Rolle, wie der Neckar bei Heidelberg, sie berührt die Stadt nur an ihrem südlichen Ende. Der hinter der Stadt liegende Schloßberg, welcher am Fuße mit Reben, in der Höhe mit Wald bedeckt ist, bildet den Endpunkt des Schwarzwaldes am rechten Treisamufer; der mit einer hübschen Capelle gezierte Lorettoberg am linken Ufer. Er

springt weiter in der Ebene hervor, als der höhere Schloßberg und gewährt dadurch eine weite, herrliche Aussicht in das vom Schwarzwalde und von den Vogesen eingerahmte Rheinthal. Man sieht den Rhein selbst nur wie einen Silberfaden nach Süden zu, Freiburg gegenüber wird er von dem kleinen vulkanischen Gebirge, dem Kaiserstuhle, versteckt, welches sich am rechten Rheinufer in einer Länge von vier Wegstunden erstreckt. Von den Vogesen überragt, erhöht der Kaiserstuhl die Schönheit der Landschaft, besonders beim Sonnenuntergange, indem er die Monotonie der Ebene unterbricht und ein mannigfaltigeres Farbenspiel hervorruft. Zahlreiche reizende kleine Nebenthäler münden in das Treisamthal und das Rheinthal, eine unerschöpfliche Quelle anmuthiger Ausflüge, wie kein anderer Ort sie darbietet. Einen besondern Reiz besitzt die Stadt durch die kleinen, klaren Bäche, welche die zwei Fuß breiten und einen Fuß tiefen Rinnsteine durchfließen. Sie werden von dem Wasser der Treisam gespeist, während die zahlreichen laufenden Brunnen ein anderes, reineres Wasser zuführen. Diese Fülle von klarem, rasch fließendem Wasser macht den Eindruck der Reinlichkeit und Frische und hat unzweifelhaft großen Einfluß auf die Salubrität der Stadt, deren massiv gebauten Häuser, alterthümliche sowohl wie neue, den angeerbten Sinn für Zierlichkeit und architektonischen Schmuck verrathen. So ist die Stadt, in welcher ich sechs Jahre des reinsten Glückes genießen sollte und wohl zum Augenblicke sagen konnte:

O, weile doch, du bist so schön!

Ich führte dort ein mühsam angestrengtes Leben, und war oft recht krank, aber dennoch fühlte ich mich glücklich; von Freunden umgeben hatte ich mich selbst wieder gefunden und die Anmuth des Ortes hörte nie auf, ihren Zauber zu üben.

In München kannte ich nur die Professoren der medicinischen Facultät, in Freiburg lernte ich sie bald alle kennen.

Sie versammelten sich einmal wöchentlich Abends im Gasthause zum Pfauen, wo man bei einem mäßigen Abendessen und einem Schoppen Wein einige heitere Stunden mit einander zubrachte. Nur einige wenige Sonderbündler, welche ganz andere Zwecke verfolgten als den, die Universität durch Einigkeit und guten Ton zu heben, schlossen sich von diesen Zusammenkünften aus.

Meine Collegen in der medicinischen Facultät waren Fromherz für Chemie und Mineralogie, Baumgärtner für medicinische Klinik, Schwörer für Geburtshülfe, Werber für Poliklinik und Materia medica, Leuckart für vergleichende Anatomie, Arnold für Anatomie und Physiologie, die außerordentlichen Professoren Kobelt als Prosector und Hecker als Assistent der chirurgischen Klinik. Mit Ausnahme von Professor Schwörer waren sie alle fleißige und beliebte Lehrer. Es fehlte auch Schwörer nicht an Talent und Erfahrung, aber seine Hauptbeschäftigung war die Politik. Er hatte sich mit den Ultramontanen verbündet, um den Thron zu stützen, mußte aber später die Erfahrung machen, daß seine loyalen Gesinnungen bei solchen Helfern wenig fruchteten, weil diese ihn um allen Einfluß brachten. Professor Arnold war für mich das nützlichste Mitglied der Facultät, dessen Umgang ich viel zu danken hatte. Er war Lehrer mit Leib und Seele, zugleich einer der ersten Anatomen seiner Zeit. Auch Kobelt war als solcher sehr vorzüglich, aber ein wunderlicher, alter Junggeselle. Baumgärtner und Werber waren beide geistreich und liebenswürdig, Fromherz ein großer Musikfreund.

Die theologische Facultät war glänzend besetzt, Hirscher, Staudenmeyer und Meier waren edle Charaktere, Hirscher ein Mann von sehr einnehmender Persönlichkeit, voll evangelischer Milde, ein großer Kunstfreund, Staudenmeyer bei unscheinbarem Aeußern feurig und poetisch, Meier voll Güte und Freundlichkeit. Hug, vermuthlich der berühmteste und klügste

von Allen, war ein eingefleischter Voltairianer, sehr witzig und vielseitig. Er mochte mich gern leiden und wählte mich zu seinem Arzte, als sein letztes Stündlein nahte. Er starb, einundachtzig Jahre alt, an carcinomatöser Exulceration des Alveolarrandes des Unterkiefers und Lebermarkschwämmen. In seinem vierundzwanzigsten Jahre hatte er an Unterleibsbeschwerden gelitten und Peter Frank consultirt, der damals in Freiburg lebte. Dieser hatte ihm nicht helfen können und Luftwechsel angerathen. Hug war nach Rom gegangen, wo er sich auch nicht besser befand. Ein römischer Arzt hatte ihm die Frank'schen Aloepillen verschrieben, an die Frank selbst nicht gedacht hatte. Sie waren Hug gut bekommen, aber er mußte sie lebenslänglich fortsetzen. Bei der von mir vorgenommenen Section fand es sich warum? Dicht über dem Coecum lag eine alte ringförmige Strictur des Dünndarms, welche nur eine gewöhnliche Federspule durchließ. Während seines nur einige Wochen dauerden Krankseins fiel es mir auf, daß er sich nie die geringste Bequemlichkeit gestattete, er starb in der That auf einem Rohrstuhle sitzend. Als ich ihm am 11. März 1846, dem Tage seines Todes, meinen letzten Besuch machen wollte, wurde ich von einem Domcapitular empfangen, welcher darüber in Verzweiflung war, daß Hug Tags zuvor sein Testament zerschnitten hatte. Seine Mägde, von denen ihm die eine vierzig, die andere zwanzig Jahre gedient hatte, würden dadurch leer ausgegangen sein. Aber Hug lebt ja noch und kann das wieder gut machen, erwiederte ich. Ja! durch eine donatio intes vivos! Ich wußte nicht, was das sei, sie wurde auf mein Zureden gleich ins Werk gesetzt. Die älteste Magd erhielt 750 Gulden, die jüngere 500. Ich fand die donatio intes vivos sehr praktisch, weil das baare Geld sogleich verabfolgt wird.

Der einzige Krakehler in der theologischen Facultät war

ein kleiner, zarter Mann, Professor Schleyer, der mich anfangs für sich eingenommen hatte durch eine rührende Jugendgeschichte, ungefähr wie die von Eckermann. Ich hatte mich in ihm getäuscht. So lange die Leute ehrlich sind, gönne ich ihnen ihren religiösen Fanatismus, aber nicht weiter. Als ich 1845 in den aus vier Mitgliedern und dem Prorector bestehenden engeren Senat gewählt wurde, kam eine Geschichte zur Krisis, von welcher lange die Rede gewesen war. Ein Student hatte Anspruch auf ein Familienstipendium, welches ihm streitig gemacht wurde, weil er Protestant sei. Er war darüber klagbar geworden und hatte seinen Proceß in allen Instanzen gewonnen, weil die Stiftung schon vor der Reformation gemacht war. Jetzt sollte das in 1200 Gulden bestehende Stipendium ausbezahlt werden, der Senat mußte die Anweisung dazu geben. Dieser entschied aber, daß ein katholischer Concurrent das Geld haben solle und er erhielt es wirklich; Professor Schleyer war die Seele dieser Intrigue gewesen, die nur dadurch nicht mißlang, daß das Mitglied der philosophischen Facultät zu Hause blieb, als die Sache zur Entscheidung kam. Schleyer hatte den Prorector auf seiner Seite, dessen Votum bei Stimmengleichheit entschied. Ich war so indignirt über diese Geschichte, daß ich aus dem Senate trat. Professor Schleyer hatte keinen Segen davon, denn nach einigen Jahren wurde er von der Universität entfernt.

Die juristische Facultät bestand aus den Professoren Fritz für Pandecten, Warnkönig für Staatsrecht, Stabel für Civilrecht, von Woringen für Criminalrecht und Buß für Kirchenrecht, lauter sehr befähigten Männern. Buß war der einzige Querkopf, der von einem über seine Fähigkeiten hinausgehenden Ehrgeize angestachelt, sich mit Hülfe der Ultramontanen aufschwingen wollte. Er mußte deshalb die Protestanten anfeinden, welche an der medicinischen Facultät zahlreich waren.

Er betrieb die Einführung der barmherzigen Schwestern im Krankenhause hinter dem Rücken der klinischen Lehrer mit unverhehlter Schadenfreude und war dann sehr verblüfft, als Baumgärtner und ich damit sehr zufrieden waren. Es ging ihm wie dem Geiste, der stets das Böse will und stets das Gute schafft. Ich dankte dem Erzbischof für den Antheil, welchen er an der Einführung der Schwestern gehabt hatte, und lachte Buß aus, als ich ihn bei einem Feste traf, welches der alte Erzbischof dem Ereignisse zu Ehren veranstaltet hatte. Für den sanften Mann mußte der heftige, plumpe Buß ein sehr unbequemer Bundesgenosse sein, es war angenehmer, ihn zum Feinde zu haben.

Mitglieder der philosophischen Facultät waren: Oettinger für Mathemathik, Sengler für Philosophie, Schreiber und Gförer für Geschichte, Feuerbach für Archäologie, Müller für Physik, zuerst Perleb, dann Braun für Botanik, Helferich für Nationalökonomie.

Schreiber hatte sich 1844 den Deutschkatholiken angeschlossen und dadurch den ganzen Zorn der Ultramontanen auf sich geladen. Professor Schwörer hatte 1845 sein Rectorat damit angefangen, daß er Schreiber's Lectionsanzeige vom schwarzen Brette entfernen ließ und damit Sturm läutete. Es war viel Lärm um Nichts, denn Ronge hatte in Freiburg nur zwei Anhänger gefunden. Im Sommer 1846 wurde ich Abends zu einem Conditor gerufen, welcher an Delirium tremens litt. Da er im Sterben lag, sagte ich der Frau gleich, sie möge doch den Geistlichen kommen lassen. Sie sah mich so verwundert an, daß ich die Aufforderung mit dem Zusatze wiederholte, der Tod werde nicht lange auf sich warten lassen. Da klärten sich ihre Gesichtszüge auf, wie durch plötzliche Inspiration, und sie that, wie ich gerathen. Es kam nachher zum Vorschein, daß der Mann ein Deutschkatholik gewesen war, der nun im

Sterben in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrte. Die Frau hatte es nicht gewagt, zu einem katholischen Geistlichen zu schicken, erst meine Aufforderung hatte ihr den Gedanken eingegeben. Ich bekam für meine Intervention ganz unerwartete Lobsprüche, denn ich wußte gar nichts davon, daß er der Mutterkirche ungetreu geworden war.

Professor Gfrörer wurde 1846 gerufen, um die Geschichte vom katholischen Standpunkte vorzutragen. Er war ein Mann gebaut wie Hercules, mit einer prachtvollen Stimme. In seiner Antrittsrede besprach er den dreißigjährigen Krieg und führte denselben ganz auf die materiellen Interessen zurück. Ich dachte mir dabei, das ist die Geschichte vom Standpunkte einer Ratte! Stammen wir denn von Ratten ab? Trotz ihren unermeßlichen Fortschritten, ist heute die Naturforschung noch nicht dahin gediehen, dies anzunehmen; bis dahin muß der exacte, höhere Blödsinn noch größere Fortschritte machen.

Mit dem Philosophen Sengler lebte ich im freundlichsten Verkehr als Hausarzt. Ich verschonte ihn mit meiner Chirurgie und er mich mit seiner Philosophie, an welcher ich auszusetzen hatte, daß er nicht an Engel glaubte. Ich sagte ihm, Engel sind die guten Gedanken, deren vergleichende Anatomie man gar nicht zu kennen braucht, um an sie zu glauben. Jedenfalls war er von der Richtigkeit seiner Ansicht vollkommen überzeugt, die den Katholiken gar nicht anstand. Die Protestanten wunderten sich über die Kühnheit seiner Behauptung, in Goethe's Faust stände mehr wie in der Bibel. Er hielt damals Vorträge für ein gemischtes Publikum über den Faust, die er 1873 hat drucken lassen. Ungeachtet solcher muthigen Anwandlungen, lebte er damals nach dem Satze, daß Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit sei. Deshalb blieb er zu Hause, als im Senate die Stipendien-Frage erledigt werden sollte. Sein Gewissen erlaubte ihm nicht, für ein Unrecht zu

stimmen, aber es fehlte ihm der Muth, den Ultramontanen entgegen zu treten. Ich sagte ihm nachher: Das kommt davon, wenn man nicht an Engel glaubt, dann fürchtet man sich vor Gespenstern. Bei späteren Anlässen versäumte er nie, seine guten Gesinnungen muthig zu vertreten.

Es ist eine Schattenseite kleiner Universitäten, welche in vieler Beziehung große Vorzüge haben, daß ausgezeichnete Lehrer ihnen so oft wieder entführt werden. Der vortreffliche Botaniker Braun wurde nach Berlin berufen, Arnold zog leider 1845 nach Tübingen. Professor Kobelt erhielt dann die Anatomie, Carl von Siebold wurde von Erlangen herangezogen, an des verstorbenen Leuckart Stelle, für vergleichende Anatomie, an Arnold's Stelle für Physiologie.

Diese Wanderungen sind unvermeidlich und haben ihr Gutes; für die Universitäten oft mehr als für den Einzelnen. Ich würde in keiner Beziehung dabei verloren haben, wenn ich in Erlangen hätte bleiben müssen, und würde vielleicht Charakter genug besessen haben, es durchzuführen, wenn es in meiner Wahl gestanden hätte. Die Nachtheile des häufigen Wechsels werden erst aufhören, wenn man von der Ueberschätzung der großen Universitäten zurückkommt. Dies wird nicht ausbleiben, weil der kostbare Aufenthalt in großen Residenzen für Studenten und Professoren gleich nachtheilig wirkt. Man wird die großen Universitäten nicht eingehen lassen, weil man in den Residenzen der Männer bedarf, welche nur an Universitäten zu finden sind, aber man wird die kleineren heben, um nicht diejenigen zu verscheuchen, welche nur der Wissenschaft zu dienen wünschen und gar kein Verlangen fühlen, in der Residenz eine Rolle zu spielen.

Chirurgische Klinik in Freiburg.

Das städtische Krankenhaus, welches damals die medicinische, chirurgische und geburtshülfliche Klinik enthielt, ist ein stattliches Gebäude, mit Einsicht und Verständniß aufgeführt. Das Hauptgebäude von drei Stockwerken ist mit der Façade nach Süden gerichtet, an seiner Rückseite springen zwei Flügel vor, der eine am östlichen, der andere am westlichen Ende. Beide haben nur zwei Stockwerke, sie umschließen einen grünen Platz, welcher durch ein eisernes Gitter von der Straße getrennt ist. Vor dem Hauptgebäude liegt ein großer Garten, der leider mit Obstbäumen bepflanzt war, die man in der Nähe eines Krankenhauses nicht dulden sollte, weil die Patienten sich mit dem unreifen Obste verderben. Zwei schöne Operationssäle, der eine für die geburtshülfliche, der andere für die chirurgische Klinik, lagen in den Flügeln nach Norden, die Krankenzimmer an einem an der hinteren Außenwand liegenden Corridor, nach Süden, Osten und Westen. Die medicinische Klinik befand sich im zweiten Stock des Hauptgebäudes und hatte ein kleines Absonderungshaus, die geburtshülfliche Klinik im westlichen Flügel. Die chirurgische Klinik hatte den östlichen Flügel, einen großen Theil des Parterres und des ersten Stockes im Hauptgebäude.

Dieses durch seine schöne freie Lage und gute Einrichtung sehr ansprechende Hospital hatte einige Mängel, welche durch meine Bemühungen beseitigt wurden. Einer derselben war die Heizung durch erwärmte Luft, welche immer etwas nach den Röhren duftete und durch ihre Trockenheit beschwerlich wurde. Sie verursachte mir selbst eine gewisse Eingenommenheit des Kopfes, die ich im Winter nach jeder klinischen Visite spüren konnte. Glücklicherweise waren die für Luftheizung bestimmten Oefen im Souterrain schon so ruinirt, daß man

sich leicht entschloß, sie abzuschaffen und Oefen in die Zimmer zu stellen. Wo man Kamine nicht gebrauchen kann, die ich für das Beste halte, sollte man in Krankenzimmern nur von Innen zu heizende Oefen anwenden. Anstatt daß die Luftheizung eine ausgedörrte und anderweitig corrumpirte Luft in die Zimmer führt, ziehen die von Innen geheizten Oefen frische Luft von Außen an, die sich erst am Ofen und besonders an den warmen Wänden temperirt. Die Heizung mit Röhren, welche durch heißes Wasser oder durch Dämpfe erwärmt werden, ist besser als Luftheizung, aber sie bringt auch nicht dieselbe Lufterneuerung hervor wie, ein Windofen, welcher durch das offene Feuer raschere Strömungen einleitet. Man fühlt sich deshalb in seiner Nähe behaglicher, als bei der Röhrenheizung, nur darf man nie erlauben, daß der Ofen auf irgend eine Art luftdicht verschlossen werde, sobald das Feuer ausgebrannt ist, weder durch Zuschrauben der Thür, noch durch eine Klappe am Rohr. Der Ofen kühlt sich dann freilich schneller ab, aber er fährt auch fort zu ventiliren. Dies halten die Leute für eine ruchlose Verschwendung, ohne daran zu denken, daß es nicht der Ofen allein ist, welcher Wärme spendet, sondern auch die durchwärmten Wände des Zimmers und besonders die sehr warme Decke desselben. Der Antheil welchen diese an der nachhaltigen Erwärmung des Zimmers haben, ist von großer Wichtigkeit und hat vielen Einfluß auf die baulichen Einrichtungen. Ein Zimmer mit einer Ueberzahl von Fenstern, oder mit einer nicht gewellerten Decke, wird nie behaglich warm sein. Ventilationsröhren sollten im Winter nie am höchsten Punkte des Zimmers geöffnet sein, weil sie sonst die Decke zu sehr abkühlen. Es wird im Allgemeinen das Richtige sein, sie sechs Fuß über dem Fußboden, also auf Mannshöhe münden zu lassen, sie können dann die Luft erneuern da, wo der Mensch sich aufhält, ohne den Theil der

Wände zu erkälten, welcher vorzüglich Wärme spendet. In den für Affen gebauten Häusern ist es bekanntlich anders, diese Thiere sterben, wenn die Ventilation nicht in der Höhe stattfindet, wo sie sich meistens aufhalten.

Giebt man den Ventilationsröhren zwei Oeffnungen, die eine sechs Fuß über dem Fußboden, die andere in der Nähe der Decke, so kann man den Umständen gemäß, die eine oder die andere offen halten. In meinem jetzigen Hause wirken seit einer Reihe von Jahren Ventilatoren von 2½ Zoll Durchmesser sehr angenehm, welche auf sechs Fuß Höhe angebracht, direct in den Schornstein münden. Sie bleiben im Winter offen, ohne auf die Temperatur erheblichen Einfluß zu zeigen. Wenn man neu baut, sollte man Ventilatoren anlegen, welche von den Schornsteinen isolirt sind, wie dies in London und Hamburg schon vielfach geschieht. Ventilatoren, welche in den Schornstein führen, können üblen Geruch verursachen, wenn man sie offen läßt unter Umständen, wo die Oefen nicht ziehen würden. Erfahrungen in gewöhnlichen Wohnhäusern müssen dazu dienen, einfache Ventilationsprincipien für Hospitäler zur Geltung zu bringen. Der doctrinäre Standpunkt, welchen man in neuerer Zeit in der Ventilationsfrage behauptet hat, war nicht wünschenswerth. Es sind Millionen unnütz verausgabt worden, um seinen Ansprüchen zu genügen. Der Erfolg davon ist gewesen, daß man alles Vertrauen zu diesen Experimenten verloren hat und jetzt wieder von vorne anfangen muß. Mit den verticalen Dunströhren muß man wieder beginnen, sie geben eine angenehme fortwährende Lufterneuerung im Winter, wie sie sich durch Oeffnen der Fenster oder Luftscheiben nicht erzielen läßt. Ich fand in Freiburg zuerst Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Die Anregung dazu bot ein ganz vorzügliches Leichenhaus auf dem Kirchhofe, welches zu meiner Zeit in Freiburg eben vollendet war. Verticale, von der Decke

ausgehende und durch das Dach in das Freie tretende Dunströhren wirkten darin so vortrefflich, daß gar kein Geruch zu bemerken war. Sie sind im Kleinen das, was die amerikanische Ridge-Ventilation (Dachfirst-Ventilation) im Großen darstellt. Ich konnte dieselben leicht in meinem Flügel anbringen für Zimmer, in welche ich die Augenoperirten legte und deshalb verdunkelte. Sie wirkten dort im Sommer ganz vorzüglich, im Winter waren sie kaum nöthig, weil die Oefen hinreichend ventilirten. Sie hatten dann auch wohl die Unbequemlichkeit, daß die feuchten Dünste des Zimmers sich darin verdichteten und abtropften, wie von Fensterscheiben. Sie wurden dann meist geschlossen gehalten. Dieser geringe Uebelstand würde nicht stattgefunden haben, wenn die Röhren von Holz oder Backsteinen statt von Metall gewesen wären. Für mich hatten diese Röhren den großen Nutzen, daß ich daran allmählich die Principien einer einfachen auf Temperatur-Unterschieden beruhenden Ventilation kennen lernte.

Ein anderer Fehler des Hospitals lag in der Einrichtung der Latrinen. In Erlangen mußte ich das Kübel-System verschwinden lassen, in Freiburg hatte der Baumeister sich verrechnet, indem er einem der kleinen Bäche, wie sie die Rinnsteine der Stadt durchfließen, zumuthete, die Fäcalstoffe fortzuschwemmen. Sie häuften sich an und stauten den kleinen Bach, welcher dann wohl ganz verunreinigt in das Souterrain überfloß. Nur durch beständige Aufmerksamkeit war diesem großen Uebelstande abzuhelfen. Es wurden deshalb auf meine Veranlassung zwei große Latrinengruben angelegt, welche die besten Dienste leisteten.

Ein dritter Uebelstand war, daß kein Assistent im Hause wohnte, wie es sich für eine chirurgische Klinik gebührt. Es gelang mir nicht ohne Mühe, auch dies zu beseitigen. Professor Hecker war nur nominell Assistent der chirurgischen

Klinik, meine eigentlichen Assistenten waren zuerst Dr. Bernhard Beck, der jetzige Generalarzt in Carlsruhe, dann Dr. Luschka, der berühmte Anatom in Tübingen, zuletzt Herr Seramin, welcher als praktischer Arzt früh gestorben ist. Professor Hecker kam täglich in die Klinik, an deren Geschäften er sich aber nur als mein Vertreter betheiligte, wenn ich abwesend war. Ich überließ ihm die Vorträge über Augenheilkunde und war deshalb mit Vorlesungen nicht überladen. Morgens von 10 bis 12 Uhr hielt ich Klinik, Nachmittags von 5 bis 6 Uhr meine chirurgischen Vorlesungen. Dazu kamen im Sommer die Uebungen an der Leiche, für die es an Material nicht fehlte.

Mein vortrefflicher Vorgänger, der Geheime Hofrath Beck, war schon seit vier Jahren nicht mehr; sein Stiefbruder Professor Schwörer hatte die interimistische Direction der Klinik übernommen. Mit Professor Hecker's Hülfe war dieses lange Interregnum erträglich geworden, aber die Geburtshülfe hatte dabei Noth gelitten, so daß die Facultät stets darauf bedacht gewesen war, die chirurgische Lehrkanzel definitiv zu besetzen.

Von den vier chirurgischen Kliniken, welche ich zu dirigiren hatte, war die in Freiburg die reichhaltigste an Zahl und Mannigfaltigkeit der Fälle; die erste Stunde verging mit Besorgung der Ambulanten, die zweite mit der Visite. Die Zahl der großen Operationen war beträchtlich.

Ich hatte in sechs Jahren siebenundvierzig große Amputationen zu machen, zwanzig am Oberschenkel, mit sieben Todten oder fünfunddreißig Procent Mortalität (fünf traumatische mit zwei Todten, fünfzehn chronische Fälle mit fünf Todten), am Unterschenkel sechszehn mit fünf Todten (drei traumatische, welche tödtlich verliefen, dreizehn chronische, von denen zwei starben), einunddreißig Procent Mortalität. Am

Oberarm sieben Fälle ohne Todten (vier traumatische, drei chronische Fälle). Am Vorderarm vier chronische Fälle ohne Todten. In Summa siebenundvierzig Amputationen mit zwölf Todten oder 25,5 Procent Mortalität. Pyämie war acht Mal Todesursache.

Bei meinen Freiburger Amputationen zeigte sich der Einfluß meines Vorgängers Wilhelm in München. Zwanzig Mal machte ich den einzeitigen Cirkelschnitt, den zweizeitigen nur sechs Mal, den doppelten Lappenschnitt achtzehn Mal. Einfache Lappenschnitte machte ich principiell gar nicht, also nur wo die Umstände es nicht anders gestatteten. Nach der Amputation legte ich gleich die blutige Naht an, die ich jedoch rechtzeitig wieder entfernte; deshalb schon wurde der Stumpf nur mit einer feuchten Compresse bedeckt. Chelius in Heidelberg mußte wohl bei Amputirten gar nicht genäht haben, denn meine Schüler kamen anfangs bei den Staatsexamen in Karlsruhe nicht gut an, als sie davon sprachen. Nach den verschiedensten Methoden erhielt ich gute Stümpfe, die besten am Oberschenkel, vielleicht mit Hülfe von zwei Lappen, deren größerer, vorderer, durch sein eigenes Gewicht die vortheilhafteste Lage annimmt. Auf die Gefäßunterbindung und die Lagerung des Stumpfes verwandte ich große Sorgfalt. Unter allen siebenundvierzig Amputationen fand nur bei einer einzigen Nachblutung statt und dies durch Schuld des ungehorsamen Patienten.

Von neun Steinschnitten und einer Steinzertrümmerung, die ich in Freiburg machte, verlief ein Steinschnitt tödtlich, in einem Falle wo der rechte Ureter oblitterirt war.

Meine Erfolge beim Steinschnitte verdankte ich den eingehenden Studien, welche ich über diesen Gegenstand schon in München angefangen hatte. Ich entschied mich für den Seitensteinschnitt und überschritt beim Einschneiden der Pro-

stata nicht die Grenzen dieses Organs, weil dasselbe seiner partiell musculösen Structur wegen sehr ausdehnungsfähig ist. Ich machte darüber mit Professor Arnold sehr genaue Versuche, welche nicht den mindesten Zweifel ließen. Ich freute mich 1872 in England zu erfahren, daß der vortreffliche Professor Humphry in Cambridge, welcher außer der Chirurgie auch die Anatomie dort zu vertreten hat, derselben Ansicht sei, obgleich Carr Jackson und andere neuere englische Operateure ihre Einschnitte bis über die Prostata hinausführen, aus denselben Gründen, welche Malgaigne dafür geltend machte. Die Frage ist also noch immer streitig. Es ist erfreulich zu erfahren, daß man auch bei größeren Einschnitten, welche die Prostata überschreiten, gute Erfolge haben kann, man braucht deshalb aber nicht die Ausdehnbarkeit der Prostata zu leugnen, indem man sich auf Versuche stützt, welche vermuthlich gar keine Beweiskraft haben, denn durch brüske Gewalt kann man elastische Gewebe zerreißen, welche, allmählich ausgedehnt, sehr nachgiebig sind.

Für den inneren Einschnitt bediente ich mich eines von mir modificirten lithotome caché, welches viel zarter gebaut ist, als die älteren und einen federnden Schneidendecker besitzt, welcher zurückweicht, wenn der zu durchschneidende Theil in Spannung geräth, so daß Theile, welche ausweichen können, nicht verletzt werden, also beim Ausziehen des geöffneten Lithotoms auch nicht der Mastdarm; der Schneidendecker schiebt ihn wie ein schützender Finger zurück. Ich folgte Boyer's Rath, den inneren Einschnitt in die Quere zu machen, indem man den Rücken des Lithotoms nicht gegen den Schambogen, sondern gegen den Ast des rechten Schambeins andrückt, so daß die Klinge fast gerade nach außen gerichtet ist; dabei hört freilich der Parallelismus der äußern und innern Wunde auf, aber dies macht weder beim Ausziehen des Steins, noch bei

der Nachbehandlung die geringsten Schwierigkeiten. Boyer's Methode ist schon darauf berechnet, die Verletzung des Mastdarms zu vermeiden, da dieser aber bei Kindern oft zu einem weiten Sacke geworden ist, so glaube ich, daß mein Schneidendecker die Sicherheit der Operation wesentlich erhöht. Bei Kindern machte ich den Einschnitt in die Prostata nicht über fünf Linien, bei Erwachsenen nicht über neun, wovon dann doch noch die Weite der Harnröhre abzurechnen ist.

Ehe ich zur Operation schritt, unterwarf ich den Patienten einer sorgfältigen Vorbereitung, um den gewöhnlich bestehenden Blasenkatarrh zu beseitigen. Dies geschah durch Bettliegen, kohlensaures Natron, kohlensaures Wasser und Hyoscyamus, dabei hütete ich mich, durch öfteres Eingehen mit der Sonde die Blase zu reizen.

Einer meiner ersten Steinschnitte in Freiburg im Sommer 1843 war das Mittel, mir schnell eine gewisse Popularität zu verschaffen. Er betraf einen angesehenen Bürger, den Gastwirth zum Pfauen, der bei der liberalen Partei in großem Ansehen stand. Als ich einige Stunden nach der Operation zu ihm gehen wollte, fand ich sein ganzes Haus voll von lärmenden Gästen, die ihrer Freude Luft machen mußten. Ich bat sie sehr höflich, es anderswo zu thun. Der Fall hätte leicht schief gehen können, der Mann war sehr corpulent, sehr plethorisch, der Stein groß, das Wetter warm. Nach einigen Stürmen am ersten Tage, welche durch Opium beschwichtigt wurden, ging Alles glatt ab.

Auf die Operation des Balgkropfes, welche ich in Freiburg siebzehn Mal ohne Todesfall machte, verwendete ich um so mehr Sorgfalt, weil mein Vorgänger Beck darin excellirt und nie einen Patienten dabei verloren hatte. Ich folgte der von ihm eingehaltenen Methode des Einschnitts und habe die Regeln dafür möglichst festzustellen gesucht (Handbuch der Chi-

rurgie, vol. II. pag. 398). Man interessirt sich jetzt nicht sehr dafür, weil man die Injection vorzieht und des Schnittes nicht mehr zu bedürfen glaubt. Es wird damit gehen, wie mit der Hydrocele, bei welcher die Jodinjection Regel, der Einschnitt die Ausnahme ist. Meine Erfahrungen auf diesem Gebiete werden deshalb immer ihren Werth behalten. Ich habe die Operation selbst auf ihren einfachsten und vorsichtigsten Typus zurückgeführt, sie erfordert aber eine sorgfältige Nachbehandlung. Wenn der Operateur den Operirten Nachmittags nicht noch einmal besucht, um zu sehen, ob etwa eine Aderlässe nöthig ist, so kann dies dem Patienten das Leben kosten, wie dies zweimal in Freiburg vorkam, während ich dort war. Das Anlegen von Eisbeuteln schützt nicht immer gegen plötzliche Congestivzustände, wobei die Wunde anfangen kann zu bluten, und den Operateur verleitet, sie, der Blutstillung wegen, zu insultiren, während eine rechtzeitige Venäsection, sobald der Puls und die rothen Backen dazu auffordern, allem vorbeugt. Meine Kropfoperationen in Freiburg führten mich zu der Entdeckung einer klinisch wichtigen Form, die ohne Einschnitt nicht mit Sicherheit erkennbar ist, wo der Kystenkropf junges Schilddrüsengewebe von so zarter Textur enthält, daß man dasselbe wie eine weiche Gallerte mit dem Finger ausheben kann. Da dies aber Blutung erregt, so ist es besser darauf zu verzichten und dies Gewebe dem nicht ausbleibenden Zerfalle durch Eiterung und Necrose zu überlassen. Ich habe diese Form Struma cystica parenchymatosa genannt; es wäre zu wünschen, daß man in den Lehrbüchern darauf Bezug nehme, aber da man der Incision entsagt zu haben scheint, so wissen die heutigen Chirurgen nichts davon. Virchow, der eine Menge ganz überflüssiger Kropfformen aufführt, hat gerade diese übergangen. Professor Hecker, mein Nachfolger in Freiburg und Generalarzt Beck sind übrigens dem Einschnitte treu geblieben, wie ich 1873

erfuhr. Professor von Bruns sagte zu Beck, von den mit Jod injicirten Balgkröpfen gehe die Hälfte in Eiterung über, so daß der Einschnitt dann unvermeidlich werde. Mackenzie empfiehlt nach siebzig Erfahrungen die Injection von einigen Drachmen Eisenchloridlösung, welche bei Liegenbleiben der Canäle drei Tage in der Cyste bleiben und Eiterung machen. Jodinjection erklärt er für gefährlich, weil sie oft Brand erzeuge. Er operirt schon, wenn die Cyste den Umfang eines Hühnereies erreicht hat (vid. Medical Times 1874, Nr. 1246, Clinical Society).

In Freiburg hatte ich die ersten beiden Erfolge nach Operation der Blasenscheidenfistel. Ich schrieb dieselben besonders der Nachbehandlung zu, welche die ersten vier bis fünf Tage und Nächte im permanenten Bade stattfand. Ich hatte dazu eine Sitzbadewanne im Bette angebracht, in welcher die Patientin sehr bequem lag, während das warme Wasser sich durch fortwährenden Zufluß und Abfluß erneuerte. Das Liegenlassen des Catheters macht dabei gar keine Reizung und die Wunde in der Vagina bleibt rein. Ich theilte meine damals noch seltenen glücklichen Fälle dem Naturforschervereine in Aachen von 1847 mit, ließ aber nichts darüber drucken, weil ich mich später überzeugte, daß das sorgfältige Nähen die Hauptsache sei. Ich hatte einen französischen Aufsatz darüber geschrieben, den ich der Pariser Akademie der Medicin zusenden wollte, aber schließlich liegen ließ.

Während meines Aufenthaltes in München hatte ich ein neues Instrument zur Operation angewachsener Staare erfunden und glücklich angewendet. Ich beschrieb dasselbe 1841 in der Münchener Allgemeinen Zeitung für Heilkunst unter dem Namen Korectom. Man macht damit einen Hornhautschnitt, der zugleich einen Theil des Pupillenrandes ausschneidet. In Freiburg fand ich öfter Gelegenheit dasselbe anzuwenden und

hatte sehr gute Resultate davon. Es kam dann aber die Zeit der Anästhesie, in welcher man solcher Instrumente nicht mehr bedurfte, das wundervolle Weinjahr 1846 brachte uns diese große Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, welche ich mit Begeisterung ergriff. Ich machte die ersten Versuche an mir selbst und erinnere mich noch der angenehmen Aether-Träume, in denen man Jahre zu durchleben glaubt. Mein Assistent Herr Seramin beschrieb unsere Experimente in einem populären Aufsatze für die Freiburger Zeitung. Nach dem ersten Steinschnitte, welchen ich in der Aethernarcose machte, sagte der neununddreißigjährige Patient, als ich ihm den Stein zeigte: „O das ist herrlich, wenn ich aber gewußt hätte, daß die Operation gar nicht schmerzhaft sei, so hätte ich mich nicht ätherisiren lassen.“ Ein junger Mann, welcher von einem Heuwagen herunter auf die ausgestreckten Hände gefallen war, hatte sich gleichzeitig beide Schultergelenke verrenkt. Sie wurden in der Aethernarcose gleichzeitig eingerenkt. Der Mann sagte nachher, es habe ihm geträumt, er hätte einen großen Eichbaum ausreißen wollen und sei glücklich damit zu Stande gekommen. Die Chloroformnarcose ist traumlos, man hörte nach ihr keine ähnlichen Aeußerungen mehr. Ich ging natürlich auch gleich zum Chloroform über, aber es war mir doch nicht recht, daß ich schon 1849 damit zu Felde ziehen mußte, ich hätte mich gern erst noch genauer damit bekannt gemacht. Es ging damit aber besser, als ich erwartet hatte, die Gefahren des Chloroforms sind bei kräftigen Soldaten nicht so groß, als bei den Patienten des Civilstandes. Im Felde habe ich überall keinen Chloroformtodesfall erlebt und überhaupt nur einen, in der Kieler Klinik 1853, welchen ich in meinem Handbuche der Chirurgie, vol. II. p. 1111, beschrieben habe.

Meine Schüler in Freiburg waren meist Inländer und

Schweizer, aufgeweckte junge Leute, mit denen sich etwas anfangen ließ. Da sie sich beim Operationscursus fleißig und anstellig zeigten, so konnte ich sie wie in Erlangen am Lebenden in der Klinik operiren lassen, was in München nicht möglich war.

Unter den älteren Medicinern, welche sich in meiner Klinik fleißig einfanden, muß ich den Assistenten der medicinischen Klinik Herrn Gramm nennen, welcher sich durch die Bravour auszeichnete, womit er bei Amputationen den Hauptstamm comprimirte. Als ich 1850 nach der Schlacht von Idstedt aus dänischer Gefangenschaft zurückkehrte, fand ich in Rendsburg diese treue Seele in einem heftigen Choleraanfalle liegend. Er hatte mir zu Hülfe kommen wollen und war bald nach seiner Ankunft erkrankt. Glücklicherweise überwand er den bösen Feind.

Häusliche und persönliche Erlebnisse in Freiburg.

Mit unserer ersten Wohnung ging es uns hinderlich, weil das Haus verkauft wurde. Wir gelangten erst nach mehreren Umzügen in ein herrliches Quartier, den ersten Stock eines großen Eckhauses am Carlsplatze, welches nichts zu wünschen übrig ließ. Es bot nach Süden die Aussicht auf das Münster, welches sich über einem reizenden Akazien-Wäldchen vor uns erhob. Die Ostfronte war dem Schloßberge zugewendet, nach Westen konnte man hinter dem Kaiserstuhle die Sonne untergehen sehen.

Ich bekam sehr bald Praxis in der Stadt, welche sich auf alle Stände erstreckte, mit Ausnahme des eingeborenen katholischen Adels, welcher sich vor einem protestantischen Doctor fürchtete, während die katholischen Geistlichen kein Bedenken trugen, mich zu Rathe zu ziehen. Ich lebte mit ihnen auf dem freundlichsten Fuße; sie waren mir auf dem Lande sogar bei Operationen behülflich. Meine auswärtigen Consultationen

erstreckten sich nördlich bis Baden-Baden und Carlsruhe, südlich bis Basel, westlich bis Mühlhausen und Colmar im Elsaß, östlich in die Thäler und auf die Höhen des Schwarzwaldes, einmal 1844 bis Siegmaringen. Die kleinen Reisen, welche ich womöglich am Sonnabend oder Sonntag machte, brachten eine angenehme Abwechselung. Mit den Fortschritten der Eisenbahn verloren sie etwas an poetischem Reiz, es blieb aber noch genug davon übrig, besonders da ich die Vollendung der Bahn bis Basel dort nicht mehr erlebte. Am Tage, wo die Bahn nach Emmendingen eröffnet wurde, rief man mich zu einem an Darmperforation Leidenden, der unfehlbar zu Grunde gegangen wäre, wenn ich die Tour zu Wagen gemacht hätte, bei schneller Hülfe aber genas. Das hat denn auch seinen Reiz. Sehr einträglich waren die meisten dieser Reisen nicht. Mein Vorgänger Beck war ein sehr uneigennütziger Mann gewesen, und ich folgte nur seinem Beispiele, wenn ich mit dem zufrieden war, was die Leute mir freiwillig brachten. Das Honorar bestand oft nur in einer großen Flasche Kirschwasser, mit dem meine Frau die Fenster putzen ließ.

Sehr interessant waren mir die halbjährigen Zusammenkünfte der Elsässer Aerzte, abwechselnd in Mühlhausen und Colmar, bei denen ich die Professoren von Basel und Straßberg zu finden pflegte. Sie dauerten nur einen einzigen Nachmittag, waren aber so gut geordnet, daß man nie ohne reichliche Belehrung heimkehrte. Meine besten Freunde in weiteren Kreisen waren Professor Sedillot in Straßburg, die Doctoren Weber und Bauer in Mühlhausen und Professor Jung in Basel. Bauer war ein trefflicher Chirurg, der es durch große Aufmerksamkeit verstand, der Tracheotomie glückliche Erfolge abzuringen; Jung war ein vorzüglicher Medico chirurg, welcher damals mit großem Eifer und Erfolg die Thoracenthese bei pleuritischen Exsudaten machte, ohne mich von meiner An-

nicht zu bekehren, daß die Operation nur selten indicirt sei. Es sind seitdem dreißig Jahre verflossen und noch immer ringt die Operation nach einer Anerkennung, die sie nicht finden kann.

Dr. Weber war ein sehr vorzüglicher innerer Arzt von seltener Genauigkeit in der Diagnose und sehr einfacher Therapie.

Unser Umgang erstreckte sich fast nur auf Familien, welche aus dem nördlichen Deutschland stammten; meine Frau fand keinen Geschmack an den Kaffeegesellschaften der eingeborenen Damen. Unsere besten Freunde waren Professor Franz von Woringen und seine Frau, Angelika, geborene Schleiden, welche sich in den letzten Jahren einen bedeutenden Namen durch ihre schönen Illustrationen poetischer Blumenlesen erworben hat, in denen sich ein frommer, patriotischer Sinn auf wohlthuende Art geltend macht. Auch Woringen selbst war, obgleich Criminalist, eine ganz poetisch angelegte Natur; er wäre vermuthlich ein großer dramatischer Künstler geworden. Die Art, wie er selbst erfundene Scenen allein vortrug, war unnachahmlich und machte um so mehr Eindruck, weil er sich nur selten dazu verstand. Er war aus Düsseldorf gebürtig, hatte in Berlin die akademische Carriere angefangen und dort mit Felix Mendelssohn einen Freundschaftsbund geschlossen, welcher den edlen Künstler öfter auf Wochen nach Freiburg führte. Angelika von Woringen liebte meine Töchter sehr und hat sich um deren Bildung großes Verdienst erworben.

Professor Arnold und Frau, Carl von Siebold und Frau, so wie Regierungsrath Stephani und Frau waren mit uns sehr befreundet. Der Minister von Wessemberg und Frau, eine Frankfurter Bürgerstochter, waren uns sehr zugethan und erwiesen uns alle möglichen Aufmerksamkeiten. Der Minister war ein kluger, muthiger, freisinniger Mann, welcher Oesterreich bedeutende Dienste geleistet hatte, aber, dem Metternich'schen

Systeme abhold, schon 1831 pensionirt worden war. In der Zeit der höchsten Noth (1848) wurde er, schon dreiundsiebzig Jahre alt, reactivirt und erlebte in Wien die schreckliche Zeit, wo die Minister Latour und Lamberg ermordet wurden. Wessemberg selbst mußte unter persönlichen großen Gefahren aus Wien fliehen, begleitete den Kaiser nach Olmütz und kehrte von dort im November nach Freiburg zurück. Als er im September 1848 von meiner Frau Abschied nahm, um nach Wien zu gehen, sagte er dieser: meine Freunde können wohl für mich beten, denn ich gehe einer schlimmen Zeit entgegen.

Der alte Baron von Ungern-Sternberg und Frau nebst drei talentvollen Kindern waren uns auch sehr zugethan. Der Baron hatte lange in Dresden gelebt, war mit Tieck sehr befreundet gewesen, ein großer Kunstfreund und Kenner der Literatur, der Sohn ein trefflicher Sänger, die jüngere Tochter, welche später zwei Prinzessinnen erzogen hat (die Kronprinzessin von Sachsen und die Großherzogin von Baden), war eine treffliche Pianistin. Unter den Bürgerfamilien, die wir kannten, hat die Familie Santier mit ihrer liebenswürdigen Nachkommenschaft die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen. Professor von Dumreicher aus Wien ist mit einer Santier'schen Tochter verheirathet, dadurch sah ich ihn öfter in Freiburg in meiner Klinik und beim Operationscursus, wo er mir seine Methoden zeigte, die er mit großer Eleganz ausführte.

Die dankbarsten Erinnerungen habe ich an die Wittwe meines Vorgängers Beck in Freiburg, welche mir reichlich vergalt, was ich für ihren talentvollen Erstgeborenen, Bernhard, thun konnte. Er war ein etwas wilder Student gewesen und hatte sich gerade funfzig Mal duellirt, als ich ihn kennen lernte. Das gab er dann auf und faßte in meiner Klinik ein Interesse für Chirurgie, wie es seinem Talente entsprach. Er war ein geborener Operateur, der seine ersten Amputationen unter

meinen Augen wie ein alter Meister machte. Seine schriftstellerischen Arbeiten, welche gleich einen praktischen Sinn verriethen, geben ihm das Zeugniß eines fortwährenden Ringens nach größerer Vollkommenheit. Man wird es allmählich anerkennen, daß seine Mittheilungen aus dem großen Kriege 1870 71 trotz großer Concurrenz die besten sind. Dies ist, wie ich meine, kein geringes Verdienst, denn, Gott sei Dank, solche Kriege kommen nicht häufig vor, und die chirurgische Welt muß mittlerweile ihre Belehrung in Werken suchen, welche das Nothwendige und Nützliche mit Wahrheitsliebe und Nachdruck vortragen und gelehrte Spitzfindigkeiten kühn bei Seite schieben. Glänzende Neuerungen sind dabei überflüssig, der gesunde Menschenverstand ist bei weitem das Wichtigste. Gründerthum und Zukunftsmusik passen am allerwenigsten in die Kriegschirurgie.

Ein Bruder Bernhard Beck's ist Flügeladjutant des Kaisers von Oesterreich, ein anderer war badischer Beamter, seine einzige Schwester ist an einen Arzt aus Danzig, Dr. Berendt, verheirathet. Sie war ein schönes, sehr talentvolles Mädchen, ich sah sie 1851 in Hamburg, als sie im Begriffe war, mit ihrem Gatten und zwei Kindern nach Amerika überzusiedeln.

Im Sommer 1843 fing ich an, leberkrank zu werden; es stellten sich bei geringen Anlässen Gallenkoliken ein, denen eine leichte Gelbsucht folgte. Anstatt diese Symptome gehörig zu beachten, legte ich keinen großen Werth darauf, weil sie mich in meinen Geschäften nicht unterbrachen. Eine Brunnencur in den Herbstferien hätte vermuthlich Alles in Ordnung gebracht. Statt dieser begann ich sehr eifrig an einem Handbuche der Chirurgie zu schreiben, und vollendete das erste, 208 Seiten lange Heft im Winter 1843 44. Im März 1844 herrschte die Grippe in großer Ausdehnung, von der ich, wie gewöhnlich, befallen wurde, ohne mich zu schonen. Eine

interessante Section, welche ich am 5. April in der Privatpraxis in einem sehr kalten Locale machte, gab mir den Rest. Ich erinnere mich noch jetzt ihrer Einzelheiten, aber kaum hatte ich nach derselben meine Wohnung erreicht, als ich das Bewußtsein verlor. In diesem Zustande lag ich bei Fieber und Delirien acht Tage lang, dann kehrte mit dem Aufhören des Fiebers das Bewußtsein wieder. Hofrath von Wänker, ein angesehener praktischer Arzt, und Professor Schwörer hatten mich mit Eis, Blutegeln und Bittersalz behandelt. Ich litt aber noch drei Wochen lang an Kopfschmerzen und einer fast vollständigen Schlaflosigkeit. Ich kam dann selbst auf den Gedanken, daß Schweißkrisen vielleicht nöthig gewesen wären, weil meine Krankheit durch Erkältung entstanden war. Ich hatte kaum einen halben Gran Brechweinstein in getheilten Dosen genommen, als sich ein sehr prefuser Schweiß einstellte, der meinen Kopfschmerzen ein Ende machte. Die noch zurückbleibende Schlaflosigkeit wich einigen Dosen Extractum aconiti aquosum. Während meiner schlaflosen Nächte und auch sonst hatte ich ein dringendes Verlangen nach historischer Lectüre und verschlang damals die zwölf Bände von Gibbon's History of the decline and fall op the roman empire; acht Bände von Mitford: History of Greece; zwei Bände von Middleton: History of Cicero. Es war, als bedürfte mein Gehirn eines Gegengiftes für die Chirurgie, mit der ich dasselbe im Winter insultirt hatte.

Während dieses bedenklichen Leidens war die geheime Hofräthin Beck meine treue Pflegerin, und durch ihre Erfahrungen am Krankenbette eine große Stütze für meine Frau.

Als ich, noch sehr schwach, meine ersten Ausgänge machte, um frische Luft zu genießen, zog es mich immer nach einem in der Nähe liegenden schönen Kirchhofe. Ich kehrte aber immer dicht davor wieder um, und hatte das Gefühl, als

könne mich der Tod dort noch an den Beinen fassen, nachdem er es am Kopfe vergebens versucht hatte.

Die Studenten feierten meine Genesung am 24. Mai durch einen prächtigen Fackelzug. Am folgenden Tage reiste ich nach Baden-Baden, um mich dort vollends zu erholen, wo ich das Glück hatte, sogleich Berthold Auerbach kennen zu lernen, der, damals jung und heiter, der liebenswürdigste Gesellschafter war und mich täglich aufsuchte. Auch Franz Dingelstedt mit seiner Gattin war gerade anwesend und gesellte sich oft zu uns. Ich hatte Frau Dingelstedt als Jenny Lutzen in Wien gehört und bewundert, sie war die einzige deutsche Sängerin, die man nach Henriette Sontag hören mochte. Schon nach vierzehn Tagen konnte ich mit frischen Kräften nach Freiburg zurückkehren.

Während meines Krankenlagers war von Paris die Nachricht gekommen, daß die Academie des Sciences mir für Erfindung der Schieloperation 3000 Franken votirt habe, Dieffenbach erhielt dieselbe Summe für die erste Ausführung der Operation.

Am 1. Juli 1844 reiste meine Frau mit den Kindern nach Hamburg zu ihren Eltern, die sich sehr nach ihr sehnten. Ich benutzte diesen Anlaß, um eine längst beabsichtigte zweite Reise nach London zu machen, wohin mich Dr. Little fortwährend einlud. Am 28. August reiste ich dahin ab und kam über Bonn, Brüssel und Antwerpen am 5. September dort an. Die vier Wochen, welche ich in Dr. Little's Hause zubrachte, waren mehr der Freundschaft als der Chirurgie gewidmet. Es war die Zeit der Ferien und viele meiner älteren Freunde waren abwesend. Ich fand nur Aston Key und Lawrence, die mich beide zu ihren Familien auf ihre Landsitze für einige Tage mitnahmen. Unter den neuen Bekanntschaften, die ich damals machte, war mir die von Liston sehr interessant.

Er war ein großer stattlicher Mann, dessen Aussehen auf ein längeres Leben hätte schließen lassen, als ihm zu Theil geworden ist. Er starb schon am 1. December 1847 an einem Aneurysma der Aorta, wenige Wochen nach Dieffenbach. Ich hatte leider keine Gelegenheit, seine fabelhafte Geschicklichkeit im Operiren selbst zu sehen, kaufte mir aber alle seine Schriften, die ich noch jetzt sehr hoch schätze. Dr. Little hatte die von ihm gestiftete öffentliche orthopädische Anstalt schon an seinen Schwager Tamplin abgetreten. Als mir dieser die für vierzig Betten eingerichtete Klinik zeigte, kamen nicht weniger als hundertundfunfzig Ambulanten, meistens Mütter mit klumpfüßigen Kindern. Dr. Little errichtete später in einem andern Stadttheile auf den Wunsch seiner zahlreichen Freunde eine zweite Wohlthätigkeitsanstalt für Verkrümmte, an welcher er sich noch jetzt als consultirender Arzt betheiligt. Im Jahre 1844 war er klinischer Lehrer der inneren Heilkunst am London-Hospital und ist es bis zu seiner Resignation vor einigen Jahren geblieben. Ich benutzte meinen Aufenthalt in London, um chirurgische Instrumente für die Freiburger Klinik bei Weiß und Fergusson zu kaufen. Sie waren vortrefflich; Professor Hecker war über die Schärfe ganz erschrocken, als er zum ersten Male mit einem englischen Messer amputirte. Mir waren besonders die Staarmesser erwünscht, deren Schärfe von deutschen Instrumenten selten erreicht wird. Von London ging ich direct nach Hamburg, wo ich die Meinigen sehr heiter antraf.

Von dort machte ich einen Abstecher nach Berlin, um Dieffenbach zu besuchen. Auf der Reise dahin, welche ich bis Potsdam auf einem der kleinen Dampfer, Falken genannt, machte, erlebte ich ein kleines Abenteuer. Nachts auf der Elbe gerieth das Schiff in Brand, wir wurden durch den in die Cajüte dringenden dicken Rauch geweckt, das Kohlenreservoir dicht neben derselben brannte. Glücklicherweise wurde das Feuer

gelöscht, wir standen schon auf dem Punkte, das Ufer durch Schwimmen erreichen zu wollen. Dieffenbach empfing mich sehr herzlich, unser Zusammenleben wurde aber dadurch etwas gestört, daß eine hohe Person in Potsdam den Arm brach und viele Zeit in Anspruch nahm. Es gefiel mir übrigens nicht sonderlich in Berlin, da ich eben von London kam, auch fand ich keine Gelegenheit, Dieffenbach operiren zu sehen, ein paar Tenotomien abgerechnet. Nach dreitägigem Aufenthalte reiste ich nach Hannover, wohin die Meinigen aus Hamburg kamen. Am 18. October traten wir von dort unsere Rückreise an. In Freiburg begriff ich es, warum es mir auch in London zum zweiten Male nicht so gut gefallen hatte, wie beim ersten. Damals hatte ich Zeit gehabt, mich an die Rauchatmosphäre zu gewöhnen und wußte noch nicht, was es heißt, in einer freien, schönen Natur zu leben.

Im Jahre 1846 war es herrlich in Freiburg, ein ewig heiterer Himmel war den Reben so günstig, daß 1846 zu den berühmtesten Weinjahren des Jahrhunderts zählt. Ich lernte das Weinland von seiner vortheilhaftesten Seite kennen, man berechnete den Weinertrag des Oberrheinkreises auf sechs Millionen Gulden. Aus Würtemberg und Bayern kamen ganze Züge von Wagen, um den süßen Most zu holen. Freude und Heiterkeit herrschten überall. Die Universität hatte dicht bei der Stadt ein großes Rebgut, wo während der Weinlese die Professoren mit ihren Familien Zutritt hatten, um sich die schönsten Trauben auszusuchen. Wenn die Zahl der Ohme hundert überstieg, wurde für jedes weitere Ohm eine Kanone gelöst, es war 1846 eine tüchtige Kanonade, wobei Niemand ahnte, daß wir bald eine weniger harmlose erleben würden. Das schöne Rebgut der Universität ist leider später verkauft worden und hat langweiligen geraden Straßen Platz gemacht. Im Jahre 1847 versprach die Weinlese eben so gut zu

werden, wie das Jahr vorher, Jedermann kaufte sich Fässer, auch ich schaffte vier mächtige Gebinde an, deren Inhalt bis an mein Lebensende ausgereicht haben würde. Aber sie blieben leer, denn schließlich wurde der Wein sauer. Professor Baumgärtner, welcher ein großes eigenes Haus besaß, hatte ein Capital in Fässern angelegt und mußte sie mit saurem Weine füllen, trotz der schönen Namen Mozart, Beethoven, Schiller und Goethe, mit denen er die größten Fässer getauft hatte. Ich fand es grausam, seine besten Freunde mit saurem Weine zu tractiren, aber bei solchen Weingeschäften ist nichts Sentimentales, man kann mit saurem Weine eben so viel Geld verdienen, wie mit dem besten. Im Weinlande speculirt man mit Wein, wie anderswo mit Papieren, nicht blos durch Ankauf von Most, sondern auch mit größeren Capitalien, durch Anlegung neuer Weinberge. Ich sah die Sache mehr von der romantischen Seite an und dachte mir später, wenn ich 1846 meine großen Fässer hätte füllen können, würde ich 1848 keine Lust gehabt haben, Freiburg zu verlassen.

Am 4. November 1847 starb Felix Mendelssohn in Leipzig; am 11. November desselben Jahres auch Dieffenbach, ganz plötzlich während der Klinik. Ich hatte meine Trauer über diese unerwarteten Todesfälle in einem Briefe an Professor Baum, der damals noch in Greifswald war, ausgedrückt und erhielt eine Erwiederung vom 11. Januar 1848, der ich hier einige Zeilen entlehne, da er beide großen Männer persönlich viel genauer, als ich selbst, gekannt hat:

„Dieffenbach war ein entschiedenes Genie, voll der edelsten, großartigsten Züge; er hatte eine gewaltige, göttliche Liebe zu seiner Wissenschaft. Andere neben sich ließ er nicht gern aufkommen, weil er dann nicht so viel sehen, so viel operiren konnte. Geldinteresse hatte er gar nicht; er kannte den Werth des Geldes nicht. Unter den Berliner Schlemmern lebte er

auf das Mäßigste; er trank fast nichts, aß auffallend wenig; er schlief fast nie mehr, als sechs Stunden, denn Abends arbeitete er regelmäßig von 11 bis 2 Uhr in der Nacht, oft noch später.

Und Felix! Ich denke, der hat lange schon halb im Himmel gelebt und ist mit Freuden zu seines Vaters Haus gezogen. Die Verherrlichung Gottes und die Sehnsucht nach ihm sind ja die Hauptzüge seiner göttlichen Muse. Mit ihm wird die Musik wohl zu Grabe getragen sein."

Ich hatte an Baum geschrieben, daß ich erwarte, er werde Dieffenbach's Nachfolger werden. Darauf antwortete er mir, die Berliner medicinische Facultät habe mich prima loco, Bernhard Langenbeck secunda loco und Böhm tertia loco vorgeschlagen. Er hoffe, daß die Wahl des Ministers auf mich fallen werde, weil er Langenbeck's Richtung für zu ausschließend operativ halte.

Auf mich machte diese Nachricht gar keinen Eindruck, die Klinik in der Ziegelstraße war ihrer ganzen Anlage nach und der Geistesrichtung ihrer berühmten Dirigenten Gräfe und Dieffenbach entsprechend, ein Operations-Institut. Man kann die Zweckmäßigkeit einer solchen Schöpfung beanstanden, aber wenn dieselbe bestehen soll, so muß man auch den richtigen Mann dafür suchen. Ich wußte, daß ich es nicht war. Eine Klinik, welche vorzugsweise zum Operiren bestimmt ist, hat ihre großen Gefahren, sie widerspricht im Principe einer Hauptaufgabe der Chirurgie, der, sich selbst entbehrlich zu machen. Dies lernt man nicht in Fällen, bei welchen der Zeitpunkt für die conservative Behandlung verstrichen ist. Nur das göttliche Genie bannt diese Gefahren und erfaßt das Richtige mit einem kühnen Griffe, was Andere durch mühsame Studien und Beobachtungen suchten. Von dieser Art war Dieffenbach's letzte Leistung, der Elfenbeinnagel bei Pseudarthrose.

Baum's Besorgnisse bei Felix Mendelssohn's Tode sind

seit fünfundzwanzig Jahren leider gerechtfertigt worden, die Musik ist vorläufig zu Grabe getragen. Man könnte fragen, wie steht es mit der deutschen Chirurgie? hat sie seit Dieffenbach's Tode ein so belebendes Element, wie er war, wiedergefunden? Ich bezweifle es, wegen des krampfhaften Schweigens, mit dem man seinen großen Namen zu verhüllen bemüht ist. Es steht nicht gut um die Kunst, wenn man große Künstler nicht zu nennen wagt!

1848.

Am 24. Februar 1848 war Louis Philipp's Thron gefallen, in Frankreich herrschte das Chaos. Man erwartete in Freiburg allgemein, daß sich die Franzosen durch einen Invasionskrieg Luft machen würden. Für diesen Fall bot ich mit vier anderen Aerzten dem Großherzoge meine Dienste als Militairarzt an. Ein freundliches Dankschreiben desselben vom 16. März bewahre ich als ein theures Andenken. Es sollte aber ganz anders kommen.

Die deutsche Umsturzpartei hielt den Augenblick für günstig, ihre Pläne ins Werk zu setzen; das Großherzogthum Baden war dazu ausersehen, der Tummelplatz ihrer Experimente zu werden. Es eignete sich gut dazu, mit der einen langgestreckten Seite an Frankreich, mit der andern an die Schweiz gelehnt, wo die Verschwörer stets sichere Zuflucht fanden. Dazu ist es ein Weinland, in welchem der Mensch nicht den ganzen Tag unter moralischen Einflüssen steht, wo der gute Geist oft dem Weingeiste weichen muß. Während ich dies copire, kommt die Nachricht, daß am 16. April 1873 in Mannheim drei Bierbrauereien demolirt wurden wegen Erhöhung des Bierpreises, die vierte blieb verschont, weil die Brauer nachgaben. Am 21. April 1873 wurden in Frankfurt am Main sechszehn Bierbrauereien und Bierlocale zertrümmert! Wie werden die

Franzosen sich freuen über diese Heldenthaten! In großen Staaten kann ein Putsch gelingen, aber ihre Heere sind nicht so leicht zu demoralisiren, wie die zerstreuten Bataillone eines Großherzogthums, wie Baden, dem es 1848 und 1849 wenig half, daß es eins der freiesten und glücklichsten Länder war. Petroleum für die Köpfe, Wein und Bier für die Kehlen einer leicht bethörten Menge thaten das ihrige.

Die erste Bekanntschaft mit der badischen Umsturzpartei machte ich in Offenburg bei der daselbst am Sonntag den 19. März 1848 stattfindenden Volksversammlung. Es wurde unter den Freiburger Professoren ausgesprochen, daß es nothwendig sei, dieselbe zu besuchen, um die Proclamirung einer Republik zu verhindern. Wir fanden uns zahlreich ein und schaarten uns um ein schwarz-roth-goldenes Banner, dessen Träger der herkulisch gebaute Mediciner Gramm war. Es sprach wenigstens den nationalen Gedanken des großen einigen Deutschlands aus, aber davon war in Offenburg nichts zu hören, nur Klagen, wie sie allenfalls vor eine badische Ständeversammlung gehörten, nicht vor eine Versammlung, welche einen Bruchtheil des deutschen Vaterlandes darstellen sollte. Keiner von den Rednern flößte mir den geringsten Respect ein, sogar der sogenannte Vater Itzstein schien mir nichts, als ein boshafter alter Mann zu sein. Am meisten mißfiel mir Friedrich Hecker, der in seiner Rede gegen den Großherzog selbst loszog und dessen Verschwendung rügte. Er beklagte sich unter anderm über die Größe seines Marstalls. Ich sagte nachher, Hecker hat einen viel größeren Marstall, als der Großherzog, aber nicht von Pferden, sondern von Eseln! Die Republik wurde in Offenburg noch nicht proclamirt, aber die aus allen Theilen des Landes zusammengekommenen Genossen der Umsturzpartei theilten sich dort in die Rollen, welche sie daheim zu spielen hatten, um die bestehende Regierung zu

stürzen. Die Beschlüsse der Versammlung betrafen die Sammlung von Beiträgen zu Umsturzzwecken, Mißtrauensvota gegen einzelne Rathgeber des Großherzogs und gegen Beamte von erprobter Treue, vorzüglich aber die allgemeine Volksbewaffnung. Die zu schaffende Bürgerwehr sollte mit dem stehenden Heere verschmolzen werden. Da lag des Pudels Kern. Die Bürger in den Garnisonstädten sollten die Soldaten besoffen machen, damit sie zur Aufrechthaltung der Ordnung unbrauchbar würden. Im Jahre 1848 traten alle anständigen Leute in die Bürgerwehr und machten sie dadurch ziemlich unschädlich, erst im Jahre 1849 ging die in Offenburg ausgestreute Saat vollends auf, mit dem Abfalle des Militairs, auf dessen Treulosigkeit Hecker zu früh gerechnet hatte.

Die Freiburger Studenten betheiligten sich gar nicht bei dem Aufruhr, mit Ausnahme einiger, zum Turnercorps gehörigen jungen Leute, unter denen ein windiger Student der Medicin, Langsdorf, die leitende Rolle übernahm.

Am Sonntag den 26. März fand eine der Offenburger ähnliche Volksversammlung auf dem Münsterplatze in Freiburg statt, wo bei veränderter Besetzung der Rollen dieselben Reden gehalten wurden. Hecker, welcher erwartet wurde, erschien nicht, Gustav Struve war der Held des Tages, ein blasser, bartloser Mann mit platten Gesichtszügen und einer kreischenden Stimme. Hecker's Beredsamkeit hatte den Grundton sittlicher Entrüstung, Struve's Reden trugen mehr den Charakter des giftigsten Hasses gegen alles Bestehende. Die Pfaffen haben zu viel, die Lehrer zu wenig, das war die Spitze seines Vortrags, welchen er von dem Altan des Gasthauses zum Geist, dem Münsterportale gegenüber, dicht neben der Wohnung des Erzbischofs, hielt. Das verstanden die Bauern gleich, sie gaben den Lehrern keinen Kreuzer mehr, aber sie jagten ihre Geistlichen dutzendweise fort. Diese kamen dann nach Freiburg,

kehrten nach einer Unterredung mit dem Erzbischof zu ihrer Gemeinde zurück, und wiederholt verjagt, blieben sie doch ihrem Posten getreu. Man mußte Respect vor ihnen haben.

Auch die übrigen Redner in Freiburg arbeiteten zunächst für eine sociale Revolution und ließen die politische noch nicht recht zum Vorschein kommen, doch wurde die Republik schon mit größerer Dreistigkeit genannt, als in Offenburg. Dies bewog mich, von meinem Platze vor dem Münsterportale einige Worte gegen Republik zu sprechen, die mit einem Lebehoch für den Großherzog endigten. Ein künstliches Gedränge, welches gut dirigirt war, riß mich dann von meinem Platze weg. Bald nachher betrat Professor Gfrörer den als Rednerbühne dienenden Altan, um gegen Republik zu sprechen. Ein fürchterliches Geheul unterbrach ihn, als die Richtung seiner Rede deutlich wurde.

Es war vielleicht thöricht, dort gegen den Strom schwimmen zu wollen, aber ein Vorfall am 26. bewies, wie leicht es gewesen wäre, die Aufrührer zu Paaren zu treiben. Ein schwerer Wagen rasselte die Kaiserstraße hinauf, zugleich wurde die Wache abgelöst. Auf den Ruf: Militair kommt! stob die Volksversammlung auseinander und ihre Führer rüsteten sich schon zur Flucht.

Zwei Tage nach dieser Volksversammlung wurden Professor Gfrörer, Kaufmann Kreuzer, ein treuer Anhänger des Großherzogs, und ich selbst durch eine Katzenmusik ausgezeichnet. In der Dämmerung erschien Professor Baumgärtner bei uns, um diese Heimsuchung anzukündigen. Er rieth, die Jalousieläden und gleich hinter ihm die Hausthür zu schließen, da das wilde Heer bereits im Anzuge sei. Unserm Hause gegenüber, im Akazienwäldchen, hatte sich das bewaffnete Studentencorps aufgestellt, um größere Excesse zu verhüten. Die Läden wurden geschlossen und ein Mädchen ging mit Baumgärtner, um hinter ihm die Thüre zu verschließen. Sie war dabei so eilig gewesen,

daß Baumgärtner's Rock sich in der Thür eingeklemmt hatte. Er empfing daher das gleich heranbrausende Geheul und Geschrei aus erster Hand und wurde erst aus seiner Gefangenschaft befreit, als der Zug vorüber war, der von mir zu Gfrörer ging, welcher auch am Carlsplatze wohnte. Das kleine Intermezzo mit Baumgärtner's Gefangenschaft war uns so komisch, daß Frau und Kinder lachten und die ganze Geschichte zum Lustspiel wurde.

Ich that, als ob nichts vorgefallen wäre, Professor Gfrörer nahm die Sache etwas ernster und zog sich für einige Zeit ins Gebirge zurück, wo er allerlei Unannehmlichkeiten zu erleben hatte, während ich nicht weiter molestirt wurde.

Die Führer des badischen Aufstandes, welche bei dem Vorparlamente in Frankfurt mit ihren republikanischen Ideen nicht durchgedrungen waren, drängten zu einer Krisis. Friedrich Hecker ging am 11. April nach Constanz, um die Republik zu proclamiren und die 40,000 Republikaner in den Kampf zu führen, welche sein Freund Fickler ihm in Aussicht gestellt hatte. Sie fanden sich nicht! Hecker ging am 13. auf den Schwarzwald mit sechszig Getreuen, in der Hoffnung, daß seine Schaar, mit welcher er Freiburg bedrohte, sich dort ansehnlich vermehren werde. Es geschah nicht! Man wußte dies in Freiburg, es brachte mich auf den Gedanken, Professor Hecker zu bereden, seinen Bruder auf dem Schwarzwalde zu suchen, um ihn zu vermögen, sich zurückzuziehen. Er hielt es für unnütz, fügte sich aber meinem Wunsche, da die Idee, Blutvergießen zu verhindern, Beifall gefunden hatte. Er reiste unter sicherm Geleite zu seinem Bruder, den er in Boll bei Löffingen traf, kam aber unverrichteter Sache zurück.

Auf den 22. April war eine bewaffnete Volksversammlung nach Freiburg beschieden worden, mittels welcher die Aufrührer sich der Stadt bemächtigen wollten. Wir hofften, daß dieselbe

nicht zu Stande kommen werde und glaubten dessen sicher zu sein, als am 18. großherzoglich hessische Truppen einrückten; wir hatten selbst hessische Einquartierung. Ich nahm deshalb keinen Anstand, den Minister von Wessemberg am 19. April nach Frankfurt zu begleiten, wohin er in wichtigen Aufträgen reisen mußte. Er war kurz vorher krank gewesen und kaum wieder hergestellt, so daß die Ministerin meine Begleitung dringend für ihn wünschte. Ich wohnte in Frankfurt mit dem Minister im Römischen Kaiser und hatte die Freude, bei der Tafel an meiner Rechten Dahlmann, an meiner Linken Uhland und gegenüber Gervinus zu sehen. Es war eine große Erquickung für mich, solchen Vertretern deutscher Nation und deutschen Ruhmes nahe zu treten, nachdem ich kurz zuvor eine Sorte Patrioten kennen gelernt hatte, die mir Abscheu einflößten. Die Fähigkeit zu hassen ist nicht sehr entwickelt bei mir, aber Gustav Struve und seines Gleichen flößten mir dieses Gefühl in vollem Maße ein. Bildung und Wohlstand zu zerstören, um eine Republik zu schaffen, das schien mir ein Verbrechen sondergleichen.

In Frankfurt schon erfuhren wir, daß General von Gagern am 20. April bei Kandern gefallen sei. Er hatte dort an der Spitze seiner Truppen die Hecker'sche Schaar erreicht, eine Unterredung mit Hecker gehabt, in welcher er ihn zu bewegen suchte, seine Schaar aufzulösen. Der General brach die Unterredung ab, weil die Freischärler versuchten, die Truppen zu sich hinüberzulocken. Im Begriffe, sein Pferd zu besteigen, fiel der General, von drei Kugeln durchbohrt. Sein Tod war das Signal zum Angriff der Truppen, welche die Freischärler sprengten. Hecker floh in die Schweiz und von dort nach Amerika. Seine politische Rolle in Deutschland war zu Ende.

Am 22. April kehrte ich mit Herrn von Wessemberg von Frankfurt nach Freiburg zurück, wo wir gegen Abend ankamen. Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir auf den Land=

straßen eine Menge ländlicher Fuhrwerke mit abenteuerlich bewaffneten Bauern besetzt heimkehren und schlossen daraus, daß die bewaffnete Volksversammlung doch stattgehabt haben müsse. Die hessischen Truppen waren am 19. wieder abgezogen, weil sie nicht in der Lage waren, die Volksversammlung zu verhindern und Befehl hatten, sich auf Straßenkämpfe nicht einzulassen. Meine liebe Frau hatte große Angst ausgestanden, die Versammlung fand vor ihren Augen auf dem Carlsplatze statt. Bewaffnete waren in das Haus gedrungen, unter dem Vorwande, dasselbe zu beschützen, aber eigentlich in der Absicht, die Versammlung gegen einen Ueberfall durch die in der Nähe gebliebenen Truppen zu vertheidigen. Wären die hessischen Truppen eingerückt, um die Versammlung zu sprengen, so hätte es den Meinigen übel ergehen können, falls die im Hause befindlichen Freischärler von ihren Schußwaffen Gebrauch gemacht hätten. Ihre Gewehre hatten sie einem in unserer Nähe wohnenden alten Edelmanne geraubt, der eine große Sammlung ausgezeichneter Jagdgewehre besaß. Meine Frau hatte sich einige Male am Fenster gezeigt, konnte aber die Reden nicht verstehen. Einmal hatte sich ein alter betrunkener Bauer vor sie hingestellt und mit passenden Handbewegungen demonstrirt: Was zu oberst ist, muß nach unten kommen und was unten, nach oben. Das war Alles, was sie verstanden hatte und aussagen konnte, als sie später mit Professor Oettinger, der über uns wohnte, vernommen wurde über das, was sie von der Versammlung berichten konnte. Sie copirte den alten Bauer und thut es noch zuweilen. Ich glaube nicht, daß sie je wieder einer bewaffneten Versammlung zusehen wird.

Ein Theil der Bewaffneten war in der Stadt geblieben, andere zogen noch zu.

Am 23. April fand bei Freiburg der erste Zusammenstoß zwischen Militair und Freischaaren statt und enttäuschte wie bei

Kandern die Aufrührer über die Sympathien, welche sie bei den Truppen voraussetzten. Ein unter Siegel's Leitung südlich von der Stadt am linken Treisamufer vom Gebirge herabkommender Zug Freischaaren wurde von dem badischen General von Hoffmann mit einigen Kartätschenschüssen empfangen und in die Flucht geschlagen. Ich sprach den General gegen Abend, er zeigte mir die Stelle, wo die Kartätschen eine Gasse in die gedrängt anstürmenden Freischaaren gebrochen hatten. Die Hingemähten waren aber fast alle wieder aufgestanden und davon gelaufen, einige kamen am andern Tage in meine Klinik.

In der Stadt wurden von den Freischaaren gegen Süden und Westen Barrikaden gebaut und einige der Stadt gehörige Geschütze erpreßt.

Früh Morgens des 24. April griff die eben durch die nassauischen Truppen verstärkte militairische Macht von Hessen und Badensern die Barrikaden an. Der Donner der Geschütze, welche die Barrikaden niederwarfen, und das Kleingewehrfeuer waren sehr lebhaft, Kanonenkugeln rollten bis vor unsere Hausthür. Kurz vor 10 Uhr, ehe ich in meine Klinik ging, sah ich einen hellen Haufen Freischärler über den Karlsplatz in das Gebirge fliehen, unter ihnen Langsdorf, welcher als Höchstcommandirender der Freischaaren dem Gefechte vom Münsterthurme zugesehen hatte.

Als ich zur gewohnten Zeit das Hospital betreten hatte und im Parterre-Zimmer meines Assistenten Seramin dessen Bericht anhörte, stürzte sich ein fliehender Freischärler durch eine Fensterscheibe in das Zimmer. Es wurde hinter ihm her gefeuert, und er verdankte sein Leben nur der Behendigkeit, mit welcher er durch das Glas gebrochen war. Seine Verfolger hatten gut gezielt, man sah die Spuren ihrer Kugeln dicht neben der zerbrochenen Fensterscheibe. Er fiel aber seinen Verfolgern in die Hände. Die barmherzigen Schwestern waren

tief ergriffen, sie hatten es mit angesehen, wie ein auf der Straße hinter dem Hospitale liegender Soldat mit zerbrochenem Oberschenkel von Freischärlern grausam ermordet war.

Es dauerte nicht lange, so füllte sich die Klinik mit Verwundeten. Ich hatte, in Erwartung des bevorstehenden Kampfes, die Zimmer größtentheils leer gemacht. Soldaten und Freischärler, Bürger und Bauern wurden mir zugeführt. Es wurde bis gegen 2 Uhr operirt, dann konnte ich mich um die in der Stadt liegenden Verwundeten bekümmern. Einer meiner Freunde, der jüngere Dr. von Wänker, war schwer verwundet, andere Bekannte leichter, einem alten Bürger war, während er am Fenster saß, durch Kartätschenkugeln der Arm so zerschmettert, daß ich ihn in die Klinik schickte und Nachmittags im Collum chirurgicum amputirte.

Gegen Abend sah ich auf der Anatomie die gefallenen Freischärler, es lagen vierzehn Leichen in einer Reihe, darunter ein ganz alter Mann, der, mit einer Trommel auf der Barrikade stehend, von einer Kanonenkugel herabgeworfen war. Sie hatte das Brustbein zertrümmert und lag noch im Brustkasten.

Nachdem die tödtlich Getroffenen in den ersten Tagen gestorben waren, blieb noch eine Elite von Schußwunden in meiner Klinik, an denen ich dies Capitel mit Ruhe und Gründlichkeit studiren konnte. Nassauische, hessische und badische Militairärzte, welche damals längere Zeit in Freiburg blieben, um ihre zahlreichen Verwundeten zu behandeln, besuchten meine Klinik täglich. Wir besprachen dann unsere Wahrnehmungen auf gemüthliche Art in einer auf die Klinik folgenden Stunde. Der interessanteste unter meinen damaligen Gästen war der Chef des nassauischen Militair-Sanitätswesens, Dr. Ebhardt, dessen äußerst einfache und praktische Einrichtungen für den Felddienst mir sehr gefielen. Wir trafen uns später in Schleswig-Holstein wieder. Viel Interesse er-

regte bei den Militairärzten eine Resection, welche ich nach Liston's Methode am Ellenbogengelenke machte, die zweite seit 1844, wo ich Liston kennen gelernt hatte. Es hatte damals Niemand eine Ahnung davon, wie oft sie in den nächsten Jahren zur Anwendung kommen werde. Der damalige Fall betraf ein Frauenzimmer von dreißig Jahren, bei welchem eine Nekrose des Olekranons das Gelenk in Mitleidenschaft gezogen hatte.

Am 29. April fand vorläufig der letzte Kampf bei Dossenbach zwischen würtembergischen Truppen und Herwegh's Freischaar statt, wobei diese übel zugerichtet wurde. Unter den in diesem Gefechte Verwundeten, welche in meine Klinik kamen, befand sich ein russischer Schneidergesell, der durch die Hand geschossen war. Ich fand es sehr gütig von ihm, daß er sich Deutschlands hatte annehmen wollen. Ich gönne jeder Nation das Beste, aber bei der badischen Revolution ekelte es mich am meisten an, daß man sich auf fremde, namentlich französische Hülfe stützte. Herwegh's Schaar hatte sich auf französischem Boden versammelt und war bei Hüningen über den Rhein gegangen, ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten, mit dem man einen edlen deutschen Füsten vom Throne stoßen wollte. Nicht minder ekelhaft waren die beständigen Versuche, die in Freiburg liegenden Truppen zum Treubruch zu verleiten. Sie wurden schon früh Morgens betrunken gemacht und torkelten dann in den Straßen herum. Mit großer Mühe gelang es dem trefflichen Obristen von Röder, sie einigermaßen zum Gehorsam zurückzuführen. Wir waren in unserm Hause am Carlsplatze öfter Zeuge solcher Scenen, welche bewiesen, daß schon 1848 der Erfolg nur an einem dünnen Faden hing. Die Kämpfe mit den Insurgenten befestigten damals die Treue der Truppen wieder, aber leider nicht auf lange.

Professoren-Congreß in Jena, Berufung nach Kiel.

Die erste badische Revolution schien beendigt zu sein, wir genossen einer kurzen Ruhe, in Erwartung der weiteren Entwickelung deutscher Verhältnisse unter den Auspicien des in Frankfurt tagenden Parlaments. Die Universität Jena war auf den Gedanken gekommen, eine Zusammenkunft von Abgeordneten sämmtlicher deutschen Universitäten, mit Einschluß der österreichischen, in ihren Mauern zu veranstalten und hatte den 20. September dazu vorgeschlagen. Es fanden in dieser Angelegenheit Berathungen des großen Senats in Freiburg statt, die mir Interesse einflößten. Ich suchte meine Gedanken über die in Jena zu besprechenden Fragen möglichst zu ordnen und hielt den Collegen einen Vortrag darüber, welcher sie veranlaßte mich nebst Professor von Woringen zu ihrem Abgeordneten zu wählen.

Während ich mit meinen Vorbereitungen zur Reise dahin beschäftigt war, erhielt ich einen Brief von Professor Bernhard Langenbeck in Kiel, worin dieser mir seine Berufung nach Berlin anzeigte und den Wunsch aussprach, daß ich in Kiel sein Nachfolger werden möge, nicht blos als Professor, sondern auch als Generalstabsarzt der schleswig-holsteinischen Armee, welcher für die nächsten Jahre neue Kämpfe bevorstanden. Diese Anerbietungen reizten mich gar nicht, ich liebte Freiburg und war dort beliebt, der Großherzog zeichnete mich aus. Er hatte mich im August 1847 zum Medicinalrath, im Februar 1848 zum Hofrath ernannt. Titel zu führen hat mir nie Vergnügen gemacht, aber als Zeichen von Huld und Anerkennung waren sie mir doch willkommen. Meine Ernennung zum Medicinalreferenten des Freiburger Hofgerichts mit einer Besoldung von dreihundert Gulden stand nahe bevor, sie wurde mir in der That unter dem 3. October 1848 notificirt. Was

konnte mir Kiel bieten, um das Alles zu ersetzen, die Gnade des Regenten, freundliche Collegen, eine vortreffliche Klinik, eine angenehme, einträgliche Praxis in einem Orte und in einer Gegend, die mir ans Herz gewachsen waren, dazu eine Besoldung von 2500 Gulden. Aus pecuniären Motiven durfte ich nicht nach Kiel gehen. Aber es giebt andere! Zog es mich wieder nach dem Norden? Nein, ich hatte mich in das süddeutsche Wesen eingelebt und verstand es, mit sehr wenig Wein fröhlich zu sein, weil ich unter fröhlichen Menschen lebte. Hatten die badischen Zustände des ersten Revolutionsjahres meine Sympathien für das schöne Land abgekühlt? Ohne Zweifel, aber das war kein Grund, nach einem andern Orte zu ziehen, denn fast überall waren 1848 ähnliche Scenen vorgefallen wie in Freiburg! Es war etwas anderes, was mich verhinderte, eine Berufung nach Kiel ohne Weiteres abzulehnen. Ich dachte mir, das Vaterland bedürfe meiner vielleicht in einer andern Eigenschaft als der eines Professors an einer kleinen Universität. Ungeachtet meiner geringen Theilnahme an der Politik, sagte mir meine Ueberlegung, Deutschland gehe jetzt einer kriegerischen Zeit entgegen, in welcher es gut sei, daß ich meine Kräfte der Militairchirurgie widme. Es giebt gewisse Eigenschaften, welche vom Vater auf den Sohn übergehen; mein Vater war Militairarzt gewesen, bei mir hatte sich der Sinn für Kriegschirurgie schon öfter geregt, 1828 in London, 1831 zur Zeit der Belagerung der Citadelle von Antwerpen, dann 1847 während des Sonderbundkrieges in der Schweiz. Es kam mir wie ein Unrecht vor, nicht dabei zu sein, aber ich war gebunden! Jetzt wurde mir ein ehrenvoller Platz geboten. Sollte ich ihn ausschlagen, weil ich mich in Freiburg glücklich fühlte? Ich hätte es gern gethan, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. So steht der Mensch unter dem Zwange der Eigenschaften, welche

das Geschick ihm in die Wiege gelegt hat. Ich schrieb an Langenbeck, daß ich von Jena nach Kiel kommen wolle, um das Weitere zu besprechen.

Auf der Reise dahin wollte ich einen Tag in Frankfurt verweilen, und es traf sich, daß gerade dieser der verhängnißvolle 18. September sein mußte. Schon der 17., wo ich dort ankam, war ein stürmischer Tag gewesen: auf der Pfingstwiese hatte eine Volksversammlung stattgefunden, in welcher die Vertreter der republikanischen Partei aufreizende Reden der schlimmsten Art gehalten hatten. Einer meiner Freunde, der damalige Reichsminister Detmold, verschaffte mir den Eintritt in die Diplomatenloge der Paulskirche, in welcher ich mich am 18. September Morgens mit einem älteren, sehr würdig aussehenden Herrn allein befand. Heinrich von Gagern präsidirte. Der Gegenstand der Verhandlungen war der Waffenstillstand von Malmö, durch welchen die den Dänen abgerungenen Vortheile preisgegeben waren. Die äußerste Linke bemächtigte sich dieses Anlasses zu den heftigsten Angriffen gegen die conservative Partei, ja gegen alles Bestehende; es war auf Sprengung des Parlaments abgesehen. Die Führer der äußersten Linken handelten im Einverständnisse mit Werkzeugen, die zu Allem fähig waren. Ihre Claque füllte die Gallerien und suchte von dort aus die Verhandlungen zu unterbrechen, durch ihr Gebrüll Furcht und Schrecken zu verbreiten und allen Widerstand gegen die von außen zum Sturm der Paulskirche Beorderten zu lähmen. Diese niederträchtige Conspiration scheiterte an eines einzigen Mannes Kraft. Heinrich von Gagern, wie ein erprobter Steuermann im heftigsten Sturme, verlor keinen Augenblick seine Ruhe und brachte mit einer Donnerstimme, die ich nie vergessen werde, die Schreier auf den Gallerien zum Schweigen. Man hörte dann ihre Genossen an dem Haupteingange der Paulskirche toben. Sie

wollten die Thür eindrücken, es gelang aber nicht, weil die muthigen Mitglieder der Versammlung sich dagegen stemmten, der Sturm wurde abgeschlagen. Gegen 2 Uhr konnten wir die Paulskirche durch eine Seitenthür verlassen und unsern Weg durch eine nicht feindselige Volksmasse finden.

Ich erfuhr jetzt erst, mit wem ich in der Diplomatenloge gesessen hatte, es war Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Er hatte keine Miene verzogen, als sein Name in gehässiger Weise von den Mitgliedern der Linken genannt wurde. Tags zuvor hatte er in der Mitte der Paulskirche, unter den Beamten des Parlaments, gesessen. Die Linke wollte deshalb den Beschluß des Parlaments vom 17. über Anerkennung des Waffenstillstandes von Malmö für ungültig erklären.

Bei meiner Rückkehr in das Hotel zum Weidenbusch kam ich an dem Englischen Hofe vorbei und sah den Fürsten Lichnowsky in der Thür stehen. Er erwartete wohl schon sein Pferd, das ihn zu seinem nahen Tode tragen sollte. Bald nach 4 Uhr erfuhr ich die Ermordung des Fürsten und des Generals von Auerswald. Eine aufregende Scene folgte der andern. Die Aufrührer hatten den ganzen Tag Barrikaden gebaut, man erwartete Militair und Geschütze von Mainz, um dieselben zu nehmen. Gegen 5 Uhr sah ich Ludwig Simon mit einer Parlamentairfahne die Zeil entlang eilen. Tags zuvor hatte er auf der Pfingstwiese mit gehetzt, jetzt wollte er die Insurgenten aus der Klemme ziehen. Nachdem der Anschlag, das Parlament zu sprengen, mißglückt war, konnte der Kampf mit den Truppen keinen Erfolg mehr bringen. Um 6 Uhr kamen Truppen und Geschütze, bald nachher begann der Kampf gegen die Barrikaden. Bei einbrechender Dunkelheit wurden auf obrigkeitlichen Befehl die dem Gefechte nahe liegenden Straßen auf das hellste erleuchtet, es sah auf der Zeil

aus, als würde ein Freudenfest gefeiert; unbetheiligte Bürger wogten darauf hin und her, während dicht daneben die Truppen mit den Aufrührern kämpften und der Donner des Geschützes die Musik des schrecklichen Festes abgab.

Um 8 Uhr sollte die Post nach Jena abgehen, es geschah erst um 10 Uhr, dann waren die Thore wieder geöffnet. Ich wäre gern in Frankfurt geblieben, um die Verwundeten zu sehen, die man an mir vorbeigetragen hatte, aber meine Pflicht rief mich nach Jena. Der Postwagen war nur schwach besetzt, aber nicht weit von Frankfurt entfernt, wurden blinde Passagiere aufgenommen, die mir sehr verdächtig vorkamen und vermuthlich zu den Insurgenten gehörten.

In Jena ging es sehr friedlich zu. Der Canzler von Wächter als Präsident that das Seinige dazu, aber es fehlte auch der Anlaß zum Streiten. Es ging uns wie Chamisso's Schneidergesellen, nur etwas anders; diese konnten wenigstens gegen das Rauchverbot und die Schneidermamsellen petitioniren, uns blieb nur ihr dritter Wunsch, den wir selber nicht wußten! So wurde die Zeit mit Reden hingebracht, denen man theilnahmlos zuhörte. Einmal wurde mir das Gerede der Juristen zu viel, welche für Beibehaltung des Latein im Examen stundenlang perorirten. Ich sagte zuletzt, die Herren, welche dafür reden wollten, möchten es doch lateinisch thun, damit man erführe, was etwa zu verlieren sei. Vangerow und andere Icti wurden darüber sehr zornig, aber es war dann nicht mehr vom Latein die Rede; was nachkam, war freilich um nichts besser. Am meisten interessirten mich noch die Privatdocenten, welche ihre Lage zu verbessern wünschten. Die armen Leute, ich fürchte, es hat ihnen nicht viel geholfen! Wenn ihnen Gott, außer anderen vorzüglichen Gaben, nicht auch Geduld mit auf den Weg gegeben hat, so geht es ihnen schlimm. Baron Schmuck, der Gastfreund von Immermann's Münchhausen,

hat Recht, wenn er die Geheimrathswürde für angeboren hält, er verwechselt nur angeboren mit erblich, und das thun auch manche Professoren, wenn sie Söhne haben.

Ich freute mich, Dr. Ried als Professor der chirurgischen Klinik in Jena wieder zu sehen und mir seine Geheilten zeigen zu lassen. Wir Beide stimmten darin überein, daß eine chirurgische Klinik ohne gute Resultate ein trauriges Institut sei.

Philipp von Walther war auch in Jena, ich saß während der Verhandlungen an seiner Seite und wetteiferte mit ihm im Schweigen.

Das Schönste, was wir in Jena erlebten, war ein Fest, welches uns Professor Göttling in seinem Weinberge gab. Die Trauben waren süß, die Damen liebenswürdig, und man konnte den Schwätzern entfliehen, denen man in den Sitzungen ohne Erbarmen zuhören mußte.

Nach Beendigung des Professoren-Congresses reiste ich nach Hannover, um von dort gleich weiter nach Kiel zu gehen. Ich erhielt aber gleich nach meiner Ankunft den Besuch des Ministerialraths B., welcher mich im Auftrage des Cultusministers ersuchte, ein paar Tage in Hannover zu bleiben, da der Minister die Absicht habe, mich für die Professur der Chirurgie in Göttingen, an C. J. M. Langenbeck's Stelle, vorzuschlagen. Ich hatte dann auch eine Unterredung mit dem Minister, welcher mein Schulkamerad gewesen war. Am dritten Tage kam der Ministerialrath wieder mit der lakonischen Nachricht, es sei nichts mit der Berufung. Ich habe mich nie nach dem näheren Sachverhalte erkundigt, und begnügte mich mit der nahe liegenden Vermuthung, König Ernst August habe mich nicht gewollt.

Ich erhielt in Hannover einen Brief meiner Frau aus Freiburg vom 23. September mit sehr schlimmen Nachrichten. Gustav Struve war am 21. September mit einer großen

Zahl Freischärler in das badische Oberland eingebrochen und hatte Furcht und Schrecken verbreitet. Man hatte oberhalb Freiburg die Eisenbahn demolirt, um die Freischärler abzuhalten. Viele Familien waren aus Freiburg geflohen, meine Frau war mit ihren Kindern in dem großen Hause allein. Sie stand auf dem Punkte, nach Lahr zu fliehen, besann sich aber und blieb.

Am 28. September wurde die Struve'sche Schaar bei Staufen gesprengt und Struve mit seiner Frau gefangen genommen. Als ihm später der Proceß gemacht wurde, äußerte Struve im Verhör: „Bei der Freiburger Volksversammlung stimmten nur drei Männer gegen die Republik!" „Ja", entgegnete ihm der Staatsprocurator, „und diese waren dann ihres Lebens nicht sicher!"

Am 1. October kam ich nach Kiel, wo ich Langenbeck schon mit seinem Umzuge nach Berlin beschäftigt fand. Die Stadt gefiel mir gar nicht, sie liegt an einer schönen Bucht, aber dicht hinter derselben befindet sich ein Sumpf oder Muddereservoir, welches mit dem Hafen in Verbindung steht und damals fast so groß wie die Stadt selbst war. Er verpestet an heißen Sommertagen bei niedrigem Wasserstande die Luft der Art, daß in den angrenzenden Häusern das Silber schwarz wird. Die Kieler Bürger hielten die Ausdünstungen des sogenannten Kleinen Kiels für gesund, weil die Sage ging, die Ruhr habe einmal im vorigen Jahrhundert die Umgebungen dieses Sumpfes verschont. Am Hafen selbst duftete das dort angeschwemmte Seegras auch nicht lieblich. Das Beste an Kiel war der Schloßgarten und das daneben liegende Düsternbrooker Holz mit den herrlichsten Buchen. Auch von den Hügeln der Umgegend hat man hübsche Aussichten nach dem Hafen, aber die Stadt selbst machte einen sehr prosaischen Eindruck, weil sie kein einziges schönes Gebäude enthielt.

Langenbeck führte mich zu Professor Justus Olshausen,

welcher die Geschäfte eines Curators der Universität vertrat und Auftrag hatte, mit mir zu unterhandeln. Ich fand an den Bedingungen nichts auszusetzen, sie schienen mir den Umständen zu entsprechen, obgleich sie nicht der Art waren, mich zu verlocken, 1500 Thaler als Professor, 1000 als Generalstabsarzt, das war meine Freiburger Besoldung von Gulden in Thaler verwandelt. Wären die Bedingungen auch glänzender gewesen, so würde es auf meinen Entschluß keinen Einfluß gehabt haben. Die Stadt mißfiel mir und noch mehr die chirurgische Klinik, welche sich in einer engen Straße, in einem gewöhnlichen, schon sehr baufälligen Bürgerhause befand. Sie war freilich so schlecht, daß Jedermann sagen mußte, ein neues Local sei nöthig, aber wie lange hätte ich mich vielleicht mit dem alten behelfen müssen? Die übrigen klinischen Anstalten waren um nichts besser. In der Gebäranstalt hatte das Kindbettfieber in dem Grade geherrscht, daß ihr letzter Dirigent den Verstand darüber verlor und sich das Leben nahm, weil alle seine Künste nichts gegen die Krankheit ausrichteten. Ich reiste nach drei Tagen von Kiel wieder ab, ohne die Vocation angenommen zu haben und mit dem Gefühle, einer großen Gefahr glücklich entronnen zu sein.

Im Hause meines Schwiegervaters in Hamburg ereilte mich mein Geschick in Gestalt eines Briefes von Professor Olshausen. Sein Schreiben war kurz, aber eindringlich, er appellirte an meinen deutschen Patriotismus und traf damit den rechten Ton, mich umzustimmen. Ich hatte nicht umsonst in Frankfurt mit Dahlmann an einem Tische gesessen, ich hatte es auch begriffen, daß Schleswig-Holstein der Wendepunkt der deutschen Geschichte sein werde. Im Großherzogthum Baden waren die zerstörenden Elemente entfesselt und liebäugelten mit Frankreich, in Schleswig-Holstein kämpfte ein edles Volk seiner deutschen Gesinnung wegen.

Bei dem nahe bevorstehenden Aussterben des dänischen Mannesstammes würde Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg, welchen ich eben in Frankfurt gesehen hatte, der gesetzmäßige Erbe gewesen sein. Die Dänen wollten ihn verleiten, die Anwartschaft auf die dänische Königskrone anzunehmen, wodurch die Herzogthümer mit Dänemark vereinigt geblieben wären. Aber Herzog Christian war zu gut deutsch gesinnt, sich verlocken zu lassen, er verlangte nur sein Recht als demnächstiger Erbe der Herzogthümer und damit deren Trennung von Dänemark. Christian VIII. hatte durch seinen offenen Brief vom 8. Juli 1846, worin er dieses Recht antastete, obgleich er mit einer Schwester des Herzogs Christian verheirathet war, die größte Aufregung in den Herzogthümern hervorgebracht. Nach dem am 20. Januar 1848 erfolgten Tode Christian VIII. hatte sein Sohn Friedrich VII. den offenen Brief gut geheißen. Die Pariser Revolution, welche Louis Philipp vom Throne stieß, hatte in Kopenhagen eine Bewegung veranlaßt, welche an die Stelle gemäßigter Männer die Partei der Eiderdänen zur Herrschaft brachte. Diese wollte Holstein aufgeben, aber Schleswig incorporiren. Die Schleswig-Holsteiner betrachteten die Vorgänge in Kopenhagen als revolutionair und ihren König-Herzog als unfrei in den Händen der Eiderdänen, welche das alte Recht der beiden Herzogthümer, ungedeelt zu bleiben, mit Füßen traten. Sie erhoben sich für ihre Rechte, aber zugleich für ihren, von einer dänischen Partei in Fesseln gehaltenen Herrscher. Am 23. März 1848 wurde in Kiel eine provisorische Regierung gebildet, am 24. März wurde Rendsburg den Dänen entrissen. Das in die Herzogthümer geworfene dänische Heer war am 23. April bei Schleswig durch die Preußen unter Wrangel, die Hannoveraner unter Halkett und die Schleswig-Holsteiner unter dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer geschlagen worden, ein

erwünschtes Ende des Krieges schien nahe bevorzustehen, als der Waffenstillstand von Malmö die Hoffnungen der Patrioten niederschlug. Der zweite Act des Dramas stand 1849 bevor, man begehrte meine Hülfe. Sollte ich sie versagen? Ich hätte es gethan, wenn ich einen besseren vorzuschlagen gewußt hätte, aber ich kannte keinen.

So schrieb ich von Hamburg an Olshausen, daß ich kommen werde. Die Persönlichkeit dieses Mannes übte großen Einfluß auf meinen Entschluß, ich hatte Vertrauen zu ihm gefaßt, er sah seinem in Erlangen verstorbenen Bruder sehr ähnlich.

Von Hamburg ging ich zunächst nach Carlsruhe, dem Großherzoge zu danken für die glücklichen Jahre, welche ich in seinem Lande verlebt hatte und ihm die Gründe darzulegen, welche mich jetzt bewogen, um meine Entlassung nachzusuchen. Sie wurde in huldvollen Worten gewährt, und es blieb mir jetzt nur der letzte Schritt übrig, der Abschied von Freiburg. Es war dort anders wie in München, wo ich fröhlichen Herzens abzog. In Freiburg nahm ich Abschied von der Poesie des Lebens, was nachfolgte, war tiefer Ernst und Heimweh nach einer besseren, vergangenen Zeit.

Schriftstellerische Arbeiten in Freiburg.

Handbuch der Chirurgie. I. Band.

Bei meiner fortwährenden Abneigung gegen Journal-Aufsätze reifte allmählich der Gedanke in mir, ein Handbuch der Chirurgie zu schreiben, um den idealen Pflichten zu genügen, welche fast jeder Professor übernimmt, sich und Anderen von seinem Thun Rechenschaft abzulegen und wo möglich der Wissenschaft zu nützen. Es läßt sich nicht leugnen, daß dies durch Monographien oft besser geschehen könnte, als durch ein Handbuch, aber für erstere sind die Verhältnisse nicht immer

günstig, das Material scheint nicht ausreichend, auch hat die fortwährende Beschäftigung mit einem Lieblingscapitel ihre Gefahren. In einem Handbuche kann man auf anspruchlose Weise das einfließen lassen, was man in einer Monographie vorzutragen hätte, diese bietet aber keine Gelegenheit, eine Menge von Wahrnehmungen auf anderen Gebieten zu benutzen, welche man gern vor dem Untergange bewahren möchte. Journalaufsätze müssen, um nicht gleich vergessen zu werden, durchgreifende Neuerungen anbahnen, ein Handbuch wird nicht blos gelesen, sondern oft wieder hervorgesucht, um sich Rath zu holen, selbst wenn es ganz ohne Originalität geschrieben ist, aber gute praktische Grundsätze vertritt.

Nachdem ich längere Zeit nicht mit Dieffenbach correspondirt hatte, kam es zum Vorschein, daß wir gleichzeitig auf die Idee gekommen waren, ein Handbuch zu schreiben, Dieffenbach über die operative, ich über die gesammte Chirurgie. Er wollte dann gern mit mir Hand in Hand gehen, mein Werk sollte das seinige ergänzen; sein Verleger Brockhaus machte mir den Vorschlag, den meinigen abfinden zu wollen. Ich hatte aber keine Neigung, auf diesen in jeder Beziehung verführerischen Plan einzugehen, theils weil wir nicht an einem Orte wohnten, theils weil ich wußte, daß ich nichts produciren könne, wenn der innere Trieb dazu fehlt; jeder äußere Zwang macht mich stumm. Der Gedanke, mit Dieffenbach, dem älteren, sehr erfahrenen Manne, welcher viele Capitel schon in früheren Schriften bearbeitet hatte, Schritt halten zu müssen, war allein hinreichend, mich abzuschrecken. Wie die Folge lehrte, war das für beide Theile gut, ich producirte langsam und Dieffenbach konnte sein berühmtes Werk bis auf wenige Capitel vollendet hinterlassen, als der Tod ihn abrief; ein Zusammenwirken mit mir hätte ihn vielleicht aufgehalten.

Ich hatte es mir leichter gedacht, ein Handbuch der

Chirurgie zu schreiben, als ich es fand. Seit 1829 hatte ich die Chirurgie alljährlich vorgetragen und hoffte, ich würde sie ungefähr eben so niederschreiben können. Aber davon war keine Rede, ich konnte nichts produciren, ehe nicht der ganze Abschnitt so klar vor meiner Seele stand, daß ich ohne literarische Hülfsmittel, die einzelnen Capitel desselben schreiben konnte. Diese Art zu schriftstellern hat den Vortheil, daß man durch nichts mehr gestört wird, aber sie erfordert große Concentration, man lebt dabei in einer doppelten Welt, der äußeren und der inneren. Viel leichter ist es, wenn man, anstatt die wichtigsten Schriften vorher zu lesen und mit den eigenen Ansichten zu vergleichen, nach dem angelegten Plane gleich zu schreiben anfängt und fremde Materialien allmählich zusammen sucht. Dabei leidet aber die Lebendigkeit der Darstellung und der innere Zusammenhang, beide sind jedoch nöthig, um den Leser zu fesseln und zu überzeugen. Ich bereue es deshalb nicht, den schwierigeren Weg gewählt zu haben, denn wenn meine Schriften Eindruck gemacht haben sollten, so verdanken sie dies vermuthlich mehr der Art ihrer Abfassung, als dem, was mir speciell angehört und theilweise spurlos vorübergegangen ist.

In Freiburg schrieb ich den 776 Seiten langen ersten Band meines Handbuchs, welches in Heften erschien; das erste 1844, das zweite 1845, das dritte 1846, das vierte 1849, während ich schon im Felde stand, wo die Correcturbogen mich bis Jütland verfolgten. Einen Nachtrag zum ersten Bande schrieb ich in Kiel, nach dem ersten Feldzug, über Schußfracturen, welcher sich dem unmittelbar vorhergehenden Capitel über Knochenbrüche ganz naturwüchsig anschloß.

Obgleich ich meine Laufbahn, als chirurgischer Schriftsteller mit einer Specialität angefangen hatte, so interessirte ich mich doch besonders für die allgemeineren Fragen, deren Be-

arbeitung die größten Schwierigkeiten macht und selten Dank erwirbt. Wollte man sich dieser Arbeit entschlagen, so hieße das, jedem wesentlichen Fortschritte entsagen, welcher viel weniger in dem Detail, als in den allgemeinen Ideen liegt. Ausnahmen davon sind oft nur scheinbar. Man könnte z. B. sagen, Heurteloup's Percenteur habe die Steinzertrümmerung geschaffen, aber die allgemeine Idee, den Stein in der Blase zu zertrümmern, mußte vorhergehen, um das Nachdenken über die Art der Ausführung anzuregen. Heurteloup hätte diese nicht gefunden. Es giebt heutzutage Leute, welche den Gypsverband für eine Idee halten, er ist aber nur eine Art von Ausführung des Princips der vollkommenen Ruhe eines verletzten Theils und wirkt diesem bei gedankenloser Anwendung oft entgegen.

In dem ersten Bande meiner Chirurgie habe ich der allgemeinen Pathologie und Therapie Capitel entlehnt, welche sonst in chirurgischen Lehrbüchern nicht gebräuchlich waren. Ich halte es gut, allgemeine Begriffe über Fundamentalerkrankungen, wenn auch nur in Gestalt einer Einleitung, vorauszuschicken, damit die Wichtigkeit derselben gehörig betont werde. Sie kommen gar zu leicht in Vergessenheit. Was kann aber in der Praxis wichtiger sein, als die Frage, ist Pyämie vorhanden, liegt Rheuma oder Neuralgie den Symptomen zu Grunde?

Wollen die Chirurgen sich nicht mehr mit allgemeinen Fragen befassen, so gerathen sie in die Gefahr, einer ganz mechanischen Richtung zu verfallen. Die Scheu davor ist aus ganz ehrenwerthen Motiven entstanden, aus der Abneigung, bei den großen Fortschritten der mikroskopisch-chemischen Richtung zu irgend einem Abschlusse zu gelangen. Für ein Handbuch ist dieser nicht zu entbehren. Entweder muß man diese Forschungen ganz bei Seite liegen lassen, oder sich mit ihnen

verständigen. Ein chirurgischer Schriftsteller sollte von seinen Lesern nicht mehr verlangen, als er selbst leisten kann. Was er selbst nicht zu bewältigen vermag, sollte er nicht von Anderen abschreiben. Jeder muß darin seinem eigenen Genius folgen; der meinige führte mich mehr zur naiven klinischen Beobachtung, zu dem, was man mit bloßen Augen sieht und auch sonst mit unbewaffneten Sinnen erkennt. Die Praxis ist makroskopisch und so muß die dazu führende Beobachtung es auch sein. Ihre Resultate sind nicht ganz so wandelbar, wie die der sogenannten exacten Forschung. Mikroskop und Chemie, mit einem Worte, die physikalische Forschung, müssen die naive Beobachtung ergänzen, werden sie aber nie ersetzen. Man kann sie beide gleich hoch achten, aber keine muß je dominiren wollen. Dies war der Fall zu Dieffenbach's Zeit, der sich oft darüber ärgerte, daß die jungen Leute in Berlin für nichts mehr Interesse hatten, was sie mit bloßen Augen sehen konnten. Das hat wieder aufgehört, es ist auch nicht schwer, den Studenten beizubringen, sich ihrer Augen gehörig zu bedienen, man braucht sie nur Diagnosen stellen zu lassen, ohne die Patienten anzurühren oder auszufragen.

Auf Priorität habe ich nie den mindesten Werth gelegt, und verzichte deshalb gern darauf, hier irgend etwas hervorzuheben, was ich in meinem Handbuche etwa anders vorgetragen habe, als meine Vorgänger. Es giebt bekanntlich nichts Neues unter der Sonne, aber Manches ist neu durch die Stelle, welche man ihm anweist, wie 1838 die Tenotomie bei den Schielenden.

Mein Handbuch wurde gut aufgenommen, die ersten Hefte mußten 1851 wieder abgedruckt werden. Professor Donders in Utrecht erzeigte ihm die Ehre, es zu übersetzen und gab mir dadurch die Zuversicht, daß es nicht ganz ohne physiologischen Geist geschrieben sei. Er verehrt Johannes Müller, wie

ich selbst. Im Jahre 1873, bei seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, wurde Donders von seinen Freunden die Marmorbüste des großen deutschen Physiologen zum Geschenk gemacht. Sein Andenken lebt also noch im Herzen der Holländer, während die Deutschen ihn fast vergessen haben.

In Schleswig-Holstein,

vom November 1848 bis April 1854.

Obgleich meine Frau sehr gern in Freiburg gewesen war, so hatten ihr die Erlebnisse von 1848 doch einen zu üblen Eindruck gemacht, und die Aussicht, in der Nähe ihrer Eltern zu wohnen, erleichterte die Trennung. Wir verkauften unser Mobiliar, welches durch so viele Reisen gelitten hatte, konnten am 5. November Freiburg verlassen, übernachteten in Mannheim, gingen zu Schiffe nach Köln, am folgenden Tage nach Düsseldorf und von dort über Hannover nach Hamburg. Meine Familie blieb im Hause meines Schwiegervaters, ich selbst kam am 10. November nach Kiel, wo ich die erste Zeit in Brandt's Hôtel wohnte. Nachdem ich die nothwendigsten Besuche gemacht hatte, ging ich nach Schleswig, um mich den Mitgliedern der gemeinsamen Regierung, dem commandirenden General von Bonin und dem Kriegsminister General von Krohn, vorzustellen. Der Letztere empfing mich ziemlich barsch und gab mir zu verstehen, ein Professor sei wohl kein wünschenswerther Generalstabsarzt. Da ich ihm jedoch sehr determinirt antwortete: das werde sich finden, wurde er plötzlich ganz höflich und blieb es auch in der Folge. Die fünf improvisirten Staatsmänner der gemeinsamen Regierung, welche für die Dauer des Waffenstillstandes eben eingesetzt waren, gefielen mir auch nicht sonderlich. Einer derselben, Herr von Moltke, fragte mich, ob ich denn in Freiburg auch auf den Barrikaden gekämpft hätte? Desto besser gefiel mir der commandirende

General von Bonin, ein Mann von sehr gewinnender Persönlichkeit. Er war damals fünfundfunfzig Jahre alt, aber, bei schlanker Figur, ganz jugendlich in seinen Bewegungen. Seine feinen Züge trugen das Gepräge der Klugheit und Milde. Das Interesse, welches er selbst für das Armee-Medicinalwesen hatte, wußte er auch Anderen einzuflößen durch die Art, wie er mit Aerzten verkehrte und keine Gelegenheit versäumte, die Verwundeten nicht blos einmal des Scheines wegen zu besuchen, sondern öfter, zum Gedeihen des Ganzen und aus Theilnahme für die Einzelnen.

Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noër, der Bruder des Herzogs, welcher als Mitglied der im März 1848 eingesetzten provisorischen Regierung das Commando der Armee übernahm, hatte deren Organisation mit großem Eifer betrieben. Durch die unglückliche Affaire von Bau bei Flensburg am 9. April 1848 hatte er das Vertrauen seiner Collegen in der provisorischen Regierung eingebüßt; sie suchten ihm das Commando der Armee zu verleiden und kamen schließlich damit zu Stande. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war, daß er am 9. April Morgens nicht in Flensburg war, anstatt sich in Rendsburg durch seinen Eifer für Organisation der Armee aufhalten zu lassen. Als er um 12½ Uhr in Flensburg ankam, mußte er den Befehl zum Rückzuge geben, welcher den doppelt so starken Dänen gegenüber nur mit verhältnißmäßig großen Verlusten ausgeführt werden konnte. Die unter der Führung des alten Generals von Krohn stehende, fünftausend Mann starke Brigade verlor den fünften Theil ihrer Mannschaft an Verwundeten und Gefangenen, zu denen auch das Kieler Studenten-Corps gehörte. Zu seiner Vertheidigung konnte der Prinz geltend machen, daß er von dem allzufrühen Aufbruche nach dem Norden entschieden abgerathen hatte; da er denselben aber zuließ, so mußte er ihn so unschädlich wie

möglich zu machen suchen. Dies wäre ihm ohne Zweifel gelungen, wenn er selbst in Flensburg commandirt hätte. Am 9. September 1848 legte der Prinz das Commando nieder, welches interimistisch auf den tapferen Haudegen General von Baudissin überging. Am 27. September hatte General von Bonin das Commando übernommen und benutzte den Waffenstillstand dazu, die kleine Armee von vierzehntausend Mann auf das Vollständigste zu organisiren. Sie bestand aus zehn Infanterie-Bataillonen, vier Jäger-Corps, zwei Cavallerie-Regimentern, sechs Batterien Feldartillerie von achtundvierzig Feldgeschützen und zwei Compagnien Pionnieren. Bonin ging von dem Gedanken aus, eine möglichst gut ausgebildete Truppe ins Feld zu führen, und beschränkte sich fast ganz auf die schon von dem Prinzen normirte Stärke.

Mit dem Prinzen hatte Langenbeck als Generalstabsarzt am 9. September ebenfalls seinen Abschied genommen. Eine seiner letzten Thaten war die Sorge für seinen Nachfolger gewesen; er hatte die Unterhandlungen mit mir angeknüpft, welche schließlich zu meiner Annahme führten. Die Leute, welche mich berufen hatten, waren nicht mehr am Ruder, daher mein etwas curioser Empfang. Es hatte damit aber nichts auf sich, weil ich sogleich das Glück hatte, General von Bonin auf meiner Seite zu finden. Es traf sich in den ersten Tagen schon, daß ich in wichtigen Fragen ganz seiner Ansicht war, z. B. in Betreff der Anschaffung von leinenen Sommerbeinkleidern für die Mannschaft, gegen welche ich mich erklärte.

Nach Langenbeck's Abgange hatte der Oberarzt Dr. Niese die Geschäfte eines Generalstabsarztes übernommen. Er war zur Zeit der Erhebung der Herzogthümer Physikus auf der Insel Arroe, hatte sich gleich der Bewegung angeschlossen und war in die Armee getreten. Seine patriotischen Gesinnungen,

sein Diensteifer, so wie seine besondere Befähigung für Bureau-Arbeiten hatten die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt.

Ein von Langenbeck geschaffenes statistisches Bureau stand unter der Leitung des zum Oberarzte ernannten Privatdocenten Dr. Kirchner, welcher dazu durch großen Fleiß und große Genauigkeit, so wie durch eine sehr gewandte Feder besonders befähigt war. Da sein Hauptfach als Docent die Materia medica war, so brachte mich dies gleich auf die Idee, der schleswig-holsteinischen Armee eine Central-Militair-Apotheke zu geben, wie die hannoversche Armee sie durch meinen Vater erhalten hatte. Dr. Kirchner kannte alle Apotheker und fand gleich den richtigen Mann, um dieses Institut ins Leben zu rufen, welches von Altona aus 1849 und 1850 der Armee gute Dienste geleistet hat. Es wurde zum Grundsatze gemacht, daß jedes Hospital von fünfzig Betten einen Feldapotheker erhalten solle, für kleinere wurde die Ortsapotheke benutzt. Das statistische Medicinal-Bureau blieb 1849 in Schleswig, 1850 in Kiel. Es erhielt die Rapporte aus den Hospitälern und stellte mir dieselben übersichtlich geordnet zu, mit Bemerkungen und monatlichen wissenschaftlichen Ausarbeitungen begleitet. Die Rapporte von den Truppentheilen gingen an Dr. Niese, welcher, auf mein Gutachten vom 22. November 1848 zum Generalarzt ernannt, die Aufgabe hatte, dem commandirenden Generale bei allen seinen Bewegungen zu folgen.

Mein erster Aufenthalt in Schleswig war nicht von langer Dauer, obgleich derselbe schon dazu diente, so wichtige Fragen zu erledigen, daß ich mit der Beruhigung nach Kiel zurückkehren konnte, meine Thätigkeit als Arzt im Felde werde nicht durch Verpflichtungen gestört sein, welche sonst wohl für höhere Militairärzte ein unübersteigliches Hinderniß bilden, sich mit den Kranken und Verwundeten zu befassen. Langenbeck hatte mir als Adjutanten im Felde seinen früheren Assistenten,

Dr. Esmarch, empfohlen, welcher als Oberarzt in der Armee angestellt war. Er hatte zuerst das Kieler Studenten-Corps als Arzt begleitet und war bei Bau in die Hände dänischer Dragoner gefallen, während er einen Verwundeten, dem die Brachialis durchschossen war, vor Verblutung schützte. Nach neunwöchentlicher Gefangenschaft bei Kopenhagen auf der Dronning Maria, einem abgetakelten Kriegsschiffe, war er glücklich heimgekehrt. Er wurde auf meinen Vorschlag nach Kiel commandirt, um dort die Stelle meines ersten Assistenten zu übernehmen und mich zu vertreten, wenn ich verreist war. Im Winter 1848/49 brachte ich mehrere Male Wochen lang in Schleswig zu. Ich hatte dort mit einer Commission von vier Militairärzten unter meinem Präsidio ein Dienstreglement für Militairärzte zu berathen, womit wir ohne besondere Schwierigkeiten zu Stande kamen. Generalarzt Niese hatte das Concept dazu gemacht, welches ich in aller Ruhe durcharbeitete, redigirte und dann Punkt für Punkt zur Berathung und Feststellung vorlegte. Es war kurz und bündig, enthielt aber auf sechszig Seiten alles Nöthige über den Dienst in der Garnison, auf dem Marsche, im Bivouac, auf dem Schlachtfelde, im Hospitale und über das Rapportwesen. General von Bonin hatte nichts dagegen einzuwenden und publicirte dasselbe im Februar 1849 mit seiner Unterschrift als commandirender General. Bei der großen Zahl neu anzuwerbender junger Aerzte war das Vorhandensein dieses Reglements von großem Nutzen. Im Februar 1849 nahm ich Theil an den Berathungen über eine neue Civil-Medicinal-Ordnung, welche unter Dr. Steindorff's Leitung in Schleswig stattfanden. Die anderen Mitglieder der Commission waren: Physikus Dr. Thomsen aus Tönning, Physikus Dr. Jessen aus Pinneberg, Dr. Kirchhöfer aus Altona, so wie die beiden Apotheker Siemssen aus Altona und Paulsen aus Husum. Das schleswig-holsteinische Sanitäts-Collegium in Kiel

hatte bis dahin die Leitung des Civil-Sanitätswesens besorgt und viel Gutes geleistet. Es fehlte ihm aber die Executive; diese sollte in die Hände einer Behörde gelegt werden, welche am Sitze der Regierung selbst ihren Platz hätte. Der Generalstabsarzt sollte mit zu ihren Räthen gehören. Die medicinische und pharmaceutische Staatsprüfung sollte der Kieler Facultät verbleiben. Ihre Examina standen in großem Ansehen dadurch, daß sie theilweise öffentlich waren. Bei der anatomischen Demonstration wurde Jeder zugelassen. Es wurde dem Candidaten ein trockenes Knochenpräparat und ein Spirituspräparat vorgelegt; er mußte daran demonstriren, so viel er konnte, während der Professor der Anatomie nur mit einzelnen Fragen etwas nachhalf. Nach dem Ausfalle der Demonstration konnte man in der Regel den Charakter berechnen, welchen der junge Doctor davontragen werde. Es war mitunter interessant, wie sich das Urtheil der Commilitonen nach der Demonstration berichtigte, wenn das stille Wasser des einsamen Fleißes seine Tiefe erkennen ließ. Klinische Prüfungen fanden nicht statt; über die praktische Befähigung gaben die klinischen Lehrer ihre Stimmen ab. Eine Clausur-Arbeit ging dem Examen voraus. Themata dazu wurden von der Facultät entworfen; der Candidat zog eines davon aus der Urne und blieb so lange im Hause des Decans, bis er mit seiner Arbeit fertig war. Die von den Candidaten erworbenen Charaktere wurden durch öffentliche Blätter bekannt gemacht, und gaben dadurch einen Sporn, welcher beim Anschlagen der Diplome am schwarzen Brette nicht zu erreichen ist.

Langenbeck hatte seine Schüler gut gekannt; er stellte die talentvollsten unter ihnen als provisorische Oberärzte, nicht blos für die Truppentheile, sondern auch für die Hospitäler an. Als General von Bonin die Organisation der Armee in die Hand nahm, sollten die provisorisch eingetretenen Aerzte definitiv

bei den einzelnen Truppentheilen angestellt werden. Kurz nach meinem Dienstantritte, am 2. December 1848, waren die provisorisch angestellten Oberärzte schriftlich befragt worden, ob sie geneigt wären, mit Beibehaltung ihres Ranges als Oberärzte eine definitive Anstellung als Assistenzärzte anzunehmen; sie hatten sich dazu bereit erklärt. Nun war aber das Kriegsdepartement zu der Ansicht gekommen, die Ancienneтät der definitiv anzustellenden jungen Aerzte nach ihrem Lebensalter zu bestimmen. Bei gleicher Qualification hat dies seine Berechtigung, aber im vorliegenden Falle wäre das Urtheil Langenbeck's über die Qualification gar nicht in Betracht gekommen. Der erste wesentliche Dienst, welchen ich der schleswig-holsteinischen Armee leistete, bestand darin, daß ich mich der von meinem Vorgänger angestellten jungen Oberärzte annahm und bewirkte, daß diejenigen, für welche sich bei den Truppentheilen kein Platz fand, als Assistenzärzte erster Classe mit der Ancienneтät hinter den wirklichen Oberärzten angestellt wurden. Bei der später stattfindenden bedeutenden Vergrößerung der Armee avancirten sie auch alle zu wirklichen Oberärzten.

Ich machte es mir zur besonderen Aufgabe, die Eigenschaften der in der Armee dienenden Militairärzte und solcher Civilärzte, welche an ihren Wohnorten für die Hospitäler verwendet werden konnten, kennen zu lernen. Dr. Kirchner für die ältere Generation und Dr. Esmarch für die jüngere waren mir dabei von großem Nutzen. Ehe ich die Herren gesehen hatte, wußte ich bereits, wozu sie besonders brauchbar seien, der eine für die Truppe, der andere im Hospitale, der eine für innere, der andere für äußere Fälle, der eine für ein kleines, der andere für ein großes Hospital. Ich suchte diejenigen ausfindig zu machen, welche sich dazu eigneten, Mitglieder der Lazarethcommission zu werden. Die älteren Aerzte der schleswig-holsteinischen Armee würden sich dazu geeignet

haben, da sie aber nicht zahlreich waren und ich mit Recht Anstand nahm, sie den Truppen größtentheils zu entziehen, so kam ich auf den Gedanken, mich nach Hannover zu wenden, um von dort einige ältere gediente Militairärzte zu erhalten. Ich wurde aber vom königlich hannoverschen Kriegsministerio abschlägig beschieden. Der den Reichstruppen folgende königlich preußische Generalarzt Klatten hatte später insofern mehr Erfolg als ich, indem auf seinen Wunsch ein älterer hannoverscher Militairarzt nach Altona commandirt wurde, um dort die Stelle eines Mitgliedes der Lazarethcommission zu übernehmen. Er hatte dies schon 1848 zur Zufriedenheit des königlich preußischen Generalarztes Wasserfuhr gethan. Altona war mit 1400 Betten ein wichtiger Platz, besonders in Betreff der Simulanten, weil es dem Kriegstheater am fernsten lag. Der betreffende alte Herr verstand die Kunst, es mit Niemand zu verderben, und übte sie auch zu Gunsten der Simulanten. Jüngere Aerzte sind diesen gegenüber oft schüchtern, weil sie ihrer Diagnose nicht sicher sind. Im Verlaufe des Feldzuges von 1849 traf ich in Flensburg eine Einrichtung, welche Beifall fand. Die Hospitalärzte wählten unter sich eine Commission von drei Mitgliedern, welche sich wöchentlich einmal in alle Hospitäler verfügte, um über fragliche Fälle ihre Ansicht abzugeben, welche für den Dirigenten aber keineswegs bindend war, weil seine Ansicht doch am meisten Gewicht haben konnte.

Im Winter 1848/49 ließ ich in Kiel von Beckmann neue Instrumente für die Armee anfertigen, welche sehr gut ausfielen. Die im Zeughause von Rendsburg aufbewahrten zahlreichen, noch ganz unbenutzten Instrumente waren so erbärmlich, daß sie nicht einmal zu Uebungen an der Leiche zu benutzen waren. Die Schneiden der Amputationsmesser legten sich schon bei einem Hautschnitte um. An der übrigen Ausrüstung nahm ich, mit Ausnahme der Tragbahren, nur wenig Antheil;

ich traute mir darin weniger zu, wie Dr. Niese, welcher 1848 die Ausrüstungen der deutschen Hülfstruppen gesehen hatte. Medicinwagen, Krankentransportwagen wurden nach guten Entwürfen in der Lauenstein'schen Fabrik in Hamburg gearbeitet, fielen aber zu schwerfällig aus, und haben deshalb wenig genützt. Man hatte nicht die Zeit gehabt, Probewagen anfertigen zu lassen. Als Generalstabsarzt der königlich hannoverschen Armee richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Leichtigkeit der Sanitätsfuhrwerke, und fand dabei allseitige Unterstützung. Es war mir ein kleiner Trost über die mißlungenen Sanitätswagen der schleswig-holsteinischen Armee, daß ich 1870 die dreißig Fuhrwerke der sogenannten Woolwich-Ambulance in St. Germain bei Paris sah, welche das englische Gouvernement für den internationalen Dienst ausgerüstet hatte. Sie waren sehr schwerfällig; man freute sich, daß hundertundzwanzig kräftige normannische Pferde vorhanden waren, sie fortzuschaffen.

Eine besondere Sanitäts-Compagnie für den Dienst auf dem Schlachtfelde hatte die schleswig-holsteinische Armee nicht, jede Compagnie enthielt vier für den Sanitätsdienst eingeübte und mit Verbandmitteln und Tragbahren versehene Leute. Das fliegende Feldlazareth war mit einer Ueberzahl von Krankenwärtern versehen, um jedes neu anzulegende Hospital damit auszurüsten. Unter General von Bonin's Commando würde eine Sanitäts-Compagnie von keinem Nutzen gewesen sein. Er wollte im Rücken der Armee keine Veranlassung zur Stockung dulden, welche bei einem Rückzuge hinderlich gewesen wäre; auch das fliegende Feldlazareth mußte in angemessener Entfernung bleiben, war aber doch nach jedem Gefechte von großem Nutzen und wurde immer mehr cultivirt. Im Feldzuge von 1848 hatte dasselbe nur die Requisiten für dreihundert Betten, welche, meinem Wunsche entsprechend, auf fünfhundert

vermehrt wurden. Ein alter, kräftiger Capitain, Petersen, führte den Befehl über die zur Ambulance gehörenden Krankenwärter und Trainsoldaten. Beim Vorrücken der Armee wurden nach Gefechten die Requisiten der Ambulance dazu benutzt, Hospitäler einzurichten. Die zur Ambulance commandirten Aerzte blieben dann bei den Verwundeten zurück und wurden sogleich durch andere ersetzt, die abgegebenen Requisiten aus den allgemeinen Vorräthen. Der Vortheil dieser Einrichtung bestand darin, daß die Verwundeten von denselben Aerzten weiter behandelt wurden, welche dieselben zuerst übernommen hatten und daß ein Wechsel unter den an die Ambulance Commandirten stattfand. Jeder tüchtige Militairarzt hat das Verlangen, im Felde auch Verwundete behandeln zu dürfen und für die, längere Zeit an einem Hospitale beschäftigt gewesenen ist es eine Wohlthat, einmal wieder bei der Truppe zu dienen. Einrichtungen, welche dies möglich machen und erleichtern, halte ich für die Grundlage einer guten feldärztlichen Organisation und das Gegentheil für höchst nachtheilig. Wenn der Chefarzt eines Feldlazareths sicher ist, während des ganzen Feldzuges an seinem Platze zu bleiben, so wird er sich weniger Mühe geben, als wenn sein Verbleiben von seinen Leistungen abhängig ist. Die Correspondenz, welche ich beständig zu führen hatte, um die Stellen an den Hospitälern passend besetzt zu halten, hat mir freilich viele Mühe gemacht, aber vermuthlich mehr Nutzen gehabt, als meine chirurgische Thätigkeit.

Bei unserer Art, die Ambulance zu verwenden, zeigte sich noch der Vortheil, daß dieselbe verhältnißmäßig nur geringen Aufwand an Pferden und Wagen erforderte, weil dieselben Transportmittel gleich wieder verwendet werden konnten, sobald das letzte Lazareth angelegt war. In dieser Beziehung ist das Feldsanitätswesen noch einer gänzlichen Umgestaltung fähig, wobei man nur den Grundsatz aufzustellen nöthig hat: Jedes

fliegende Feldlazareth, welches Aerzte und Requisiten abgegeben hat, wird sogleich wieder mobil gemacht durch andere Aerzte und andere Requisiten.

Die einzige Klage, welche ich in Schleswig-Holstein über das von mir befolgte Princip des Wechsels unter den an die Hospitäler commandirten Aerzten gehört habe, war, daß dasselbe Reisekosten für Aerzte verursache. In einer Zeit, wo Tausende von Patienten transportirt werden müssen, kann diese Klage wohl kaum in Betracht kommen, noch weniger jetzt, wo die Eisenbahnen so große Erleichterung gewähren. Bei der Abcommandirung der bei den Truppen stehenden Aerzte wurde der Grundsatz festgehalten, daß von allen mit vier Aerzten versehenen Bataillonen höchstens zwei an die Hospitäler kamen und entweder der Oberarzt oder der Assistenzarzt erster Classe bei seinem Truppentheile blieb. Die Abcommandirung geschah auf meinen schriftlichen Antrag durch das General-Commando, und wurde durch den täglich ausgegebenen Armeebefehl den Betreffenden bekannt gemacht. Dabei hatten wir immer noch doppelt so viele Aerzte bei den Truppen wie die Dänen, welche nur einen Arzt für das Bataillon besaßen.

Es gewährte mir eine große Beruhigung, daß ich bald zu der Ueberzeugung kam, der ärztliche Dienst bei der Armee könne im Wesentlichen durch die eingeborenen Aerzte besorgt werden und daß wir nur für die Stellen der Assistenzärzte zweiter Classe auf das übrige Deutschland angewiesen waren. Dies war hauptsächlich Langenbeck's Verdienst, der bei seiner achtjährigen Wirksamkeit in Kiel großen Eifer für die Chirurgie geweckt und talentvolle junge Leute an sich gezogen hatte.

Nach meiner ersten Rückkehr aus Schleswig kam meine Frau auf einige Tage nach Kiel, um die nöthigen Mobilien zu kaufen. Am 1. December konnten wir unsere eigene Wohnung

beziehen. Sie bestand aus zwei Etagen eines neugebauten Hauses an der Holstenstraße, war an sich sehr schön, aber, mitten in der Stadt gelegen, für uns nicht reizend. Nichtsdestoweniger sind wir die sechs Jahre darin geblieben, weil es in Kiel überhaupt an freundlich gelegenen Häusern fehlt und die Professoren, der sogenannten Hausfreiheit wegen, auf die Stadt selbst angewiesen sind. Ein Professor, welcher in einem Bürgerhause zur Miethe wohnt, macht dasselbe abgabenfrei, es werden ihm dafür 200 Mark an der Miethe abgesetzt. Diese Einrichtung hatte die Folge, daß es Niemand einfiel, außerhalb des Stadtgebiets angenehme Wohnungen für Professoren zu bauen. Ich übernahm die Leitung der chirurgischen Klinik, welche während des Krieges von dem Justizrath Dr. Seestern Pauly besorgt wurde, sowohl 1848 als auch während der beiden folgenden Feldzüge.

Als Mitglied der medicinischen Facultät hatte ich an den Arbeiten des schleswig-holsteinischen Sanitätscollegiums theilzunehmen, zu welchem auch der Professor der Chemie, ein Sohn meines Lehrers Himly in Göttingen, gehörte. Meine Facultäts-Collegen waren fast alle sehr bejahrte Leute. Unser Senior war Etatsrath Pfaff, der Chemiker und Physiker, welcher, obgleich durch Glaucom völlig erblindet, doch seine ganze geistige Regsamkeit und Liebenswürdigkeit bewahrt hatte. Er votirte und examinirte sehr gut, seine treffliche Gattin mußte ihm Alles vorlesen und seine Dictate schreiben. Etatsrath Meyn war Professor der medicinischen Klinik, ein braver Mann, der aber mit seiner Wissenschaft nicht fortgeschritten und erst in die akademische Laufbahn eingetreten war, nachdem er den besten Theil seines Lebens als praktischer Arzt in einem kleinen Orte zugebracht hatte. Etatsrath Ritter hatte die Professur der allgemeinen Pathologie und Therapie, ein Mann von edler Erscheinung und Denkungsart, aber schon ganz invalide. Die

vacante Professur der Geburtshülfe wurde von einem sehr befähigten jüngeren Docenten, Dr. Thygesen, versehen, der aber während des Krieges als Oberarzt in Dienst trat. Das vorzüglichste Mitglied der Facultät war der Anatom Professor Behn, welcher bei bedeutenden Geistesgaben und Kenntnissen auch für die Wissenschaft viel hätte leisten können, wenn er nicht durch seine Reise um die Welt mit dem dänischen Kriegsschiffe Galathea der Anatomie etwas entfremdet worden wäre, gerade als diese sich in Deutschland so blühend entwickelte. Die von seiner Reise mitgebrachten naturwissenschaftlichen Sammlungen wollte er demnächst zu schriftstellerischen Arbeiten benutzen und las deshalb auch über Zoologie und vergleichende Anatomie. Er neckte mich zuweilen mit meiner Schreibseligkeit und hat sich gehütet, in diesen Fehler zu verfallen. Nach Carus' Tode ist er dessen Nachfolger als Präsident der Leopoldinischen Akademie geworden und hat sich von der Professur zurückgezogen. Er war ein vortrefflicher Lehrer der Anatomie, wie eine Universität ihn haben muß, um tüchtige Aerzte zu bilden. Der Professoren-Congreß in Jena, an welchem er theilnahm, hat ihm wenigstens Segen gebracht, er gewann dabei Herz und Hand einer Tochter vom Hofrath Kieser, welche er bald darauf heimführte. Als Prosector fungirte der außerordentliche Professor Dr. Ferdinand Weber, ein äußerst strebsamer, liebenswürdiger Mann, welcher sich mit gutem Erfolge der pathologischen Anatomie angenommen hatte. Sein Verdienst war es, daß nicht blos in den Kliniken, sondern auch in der Privatpraxis Leichenöffnungen gemacht wurden. Er hatte eine eigene Gabe, den Widerstand der Angehörigen zu beschwichtigen.

Da die Professoren keine regelmäßige Zusammenkünfte unter einander hatten, so lernte ich die Mitglieder der übrigen Facultäten, welche zum Theil viel besser besetzt waren als die medicinische, erst sehr allmählich kennen.

Etatsrath Olshausen, Professor der orientalischen Sprachen, war als Curator damals die Seele der Universität; da er mich mit seinem Vertrauen beehrte, so hatte ich einigen Antheil an der Regeneration der medicinischen Facultät. Es fehlten uns die Männer für medicinische Klinik, Geburtshülfe und Physiologie. Eine der ersten Berufungen war die von Griesinger für medicinische Klinik. Er kam im Herbst 1849, wurde uns aber durch den Ruf nach Kairo schon im folgenden Jahre entführt. Für Geburtshülfe wurde Professor Litzmann berufen, welcher noch in Kiel ist. Für Physiologie wurde Dubois-Reymond in Aussicht genommen, aber durch den unglücklichen Ausgang des Krieges und Olshausen's Abgang unterblieb diese wie andere Vocationen. Nachdem Griesinger uns verlassen hatte, wurde Frerichs berufen, welcher in Kiel zuerst als klinischer Lehrer auftrat. Er blieb auch nicht lange, machte aber gleich großen Eindruck und vollendete damals sein Werk über die Bright'sche Krankheit, wodurch er sich den Weg über Breslau nach Berlin bahnte.

Es war eine üble Observanz der Kieler Universität, daß man es vorzog, die Geschäfte schriftlich abzumachen, anstatt sich darüber in persönlichen Zusammenkünften zu besprechen. Die Circulation der ledernen Mappen war unabläßig, es kamen wenigstens drei täglich und das zu verschiedenen Zeiten, eine mit Universitäts-, eine zweite mit Facultäts- und eine dritte mit Sanitäts-Collegiums-Acten. Ich bin fest überzeugt, diese ledernen Mappen haben schon manchen Professor aus Kiel vertrieben. Es kostete nur wenig Mühe, sie zu erledigen, aber es war verdrießlich, die Zopftrabanten stets vor Augen zu haben.

Feldzug von 1849,
von März bis August.

Nachdem die Friedensverhandlungen in London unter Lord Palmerston's Vorsitz gescheitert waren, kündigten die Dänen am 26. Februar den Waffenstillstand und ich erhielt den Befehl, die noch fehlenden Aerzte zu engagiren. Durch eine Bekanntmachung in öffentlichen Blättern forderte ich jüngere Aerzte auf, sich persönlich bei mir in Schleswig zu melden. Es gingen gleich zahlreiche schriftliche Anmeldungen bei mir ein, von denen ich nur diejenigen berücksichtigte, deren Schreiber mir persönlich bekannt waren. Am 20. März ging ich nach Schleswig, wo ich mit der sehr geschickten Beihülfe des Oberarztes Dr. Kirchner die sich meldenden jungen Aerzte einem Colloquium unterwarf und ihre Zeugnisse prüfte. Die von mir ausgestellten Patente für die Anzustellenden wurden von dem commandirenden General mit unterzeichnet. Nach Erledigung dieser Aufgabe folgte ich dem Generalcommando am 26. März nach Flensburg.

Da die nachfolgenden Briefe an meine Frau, während des Feldzuges selbst geschrieben, ein lebendigeres Bild desselben geben, als ich jetzt entwerfen könnte, so habe ich sie hier aufgenommen. Sie sind theils nach Kiel, theils nach Hamburg gerichtet, wie sich aus ihrem Inhalte ergiebt.

Flensburg, 28. März 1849.

Seit drei Tagen bin ich mit dem Hauptquartier hier in Flensburg und zum ersten Male in meinem Leben einquartiert bei sehr freundlichen Leuten am Südermarkt. Flensburg hat viele Aehnlichkeit mit Kiel und mag im Sommer wohl noch hübscher sein, als dies Paradies der Schleswig-Holsteiner. Es wimmelt hier von Soldaten, täglich kommen neue an und andere gehen ab. Wir bilden hier die Avantgarde, kommt

es zum Schlagen, so schließe ich mich der Ambulance an. Ich habe Dr. Harald Schwartz dazu commandirt, der nächst Dr. Esmarch der beste Operateur sein soll, an guter Hülfe wird es mir also nicht fehlen.

General von Bonin hat mich als ständigen Gast zu seiner Tafel geladen, an welcher ungefähr zwanzig Personen theilnehmen, meistens jüngere Leute, die zum Generalstab gehören. Unter ihnen befindet sich auch der Erbprinz von Augustenburg, einstiger Erbe der Herzogthümer, in dessen Interesse dieser Krieg zum Theil geführt wird. Er hat sehr schöne blaue Augen, feine Züge und eine elegante Figur; man kann ihn unter den übrigen leicht als den echten Prinzen herausfinden.

Ich habe bis jetzt achtzehn neue Aerzte provisorisch angestellt und noch dreizehn mir bekannte verschrieben, die Zahl der meistens nutzlosen schriftlichen Meldungen war enorm. Einer schrieb mir, es würde sein höchstes Glück sein, unter dem Nestor der deutschen Chirurgie zu dienen. Ich freue mich, daß ich erst halb so alt wie Nestor bin, der mit neunzig Jahren zu Felde zog. Ein Anderer schrieb, es sei ihm ganz egal, ob ich ihm die Stelle eines Assistenzarztes oder eines Cavallerie-Lieutenants verschaffen könne. Ein Vetter von mir, der früher in der hannoverschen Armee zur Zeit der Befreiungskriege gedient hatte, wollte wenigstens Generalarzt werden. Er hatte zu seiner Empfehlung zwei Briefe meines seligen Vaters beigelegt, in welchen dieser ihn darüber rüffelt, daß er in Frankreich mit seiner Gage als Oberarzt nicht auszukommen wisse und seinem Vater noch zur Last falle. Ich hätte die Briefe von Papa gern behalten.

General von Bonin läßt Dich und Deinen Vater, den er in Hamburg besucht hatte, schönstens grüßen. Er meint, Du könntest ruhig in Kiel bleiben, die Batterien von Friedrichsort würden den Dänen wohl die Lust vertreiben, in den Kieler

Hafen einzulaufen. Unsere Reichshülfstruppen müssen in starkem Anmarsche sein, in Schleswig werden achthundert Betten für Kranke bereit gemacht.

Flensburg, 31. März 1849.

Deine plötzliche Abreise von Kiel nach Hamburg hat mich nicht überrascht, Dein letzter Brief ließ sie erwarten. Daß Professor Himly über die Bedeutung der Batterien von Friedrichsort nicht derselben Ansicht ist wie General von Bonin, wundert mich nicht, er will den Kieler Hafen durch submarine Minen schützen. Daß Helene die Flucht von Kiel ehrenrührig findet, braucht Dich nicht zu beunruhigen. Deine Gegenwart in Hamburg wird für Deine alten Eltern eine wahre Wohlthat sein. Gestern Abend war ich bei Dr. Esmarch's Eltern, wo es mir gut gefallen hat. Sein Vater, Justizrath Esmarch, Physicus von Flensburg, ist ein ausgezeichneter Arzt von scharfem Verstande. Andere Bekanntschaften habe ich an General von Bonin's Tafel gemacht, wo in der Regel einige neue Gäste zu finden sind. Am angenehmsten ist es dort, wenn nur die gewöhnliche Gesellschaft da ist, die Conversation geht dann am lebhaftesten und ungezwungensten von Statten. Der General ist voll Freundlichkeit und Güte, so daß ich mich bei ihm bald heimisch fühlen werde, trotz meiner Scheu vor Menschen und der Sehnsucht, allein zu sein, die mir wohl immer anhängen wird. Ich glaube, daß dieser Feldzug eine gute Cur für mich sein wird. An das Tragen der Uniform habe ich mich schon so gewöhnt, daß ich sie ganz bequem finde.

Neuigkeiten habe ich nicht zu berichten. Man zweifelt noch immer an dem Ausbruche der Feindseligkeiten. Ich hoffe, daß es zum Kriege kommt, denn ohne diesen würde das schließliche Abkommen vermuthlich sehr schlecht ausfallen. Daß der König von Preußen die deutsche Kaiserkrone annimmt, glaube ich nicht; an seiner Stelle thäte ich es auch nicht. Er hat mit

seinen eigenen Unterthanen so viel Sorge und Noth gehabt, daß er nicht Lust haben wird, noch die Aufrührer aller übrigen deutschen Länder mit zu übernehmen und ihre unwilligen Fürsten in den Kauf zu bekommen. Heute ist der erste schöne Tag, bis dahin habe ich oft frieren müssen.

Flensburg, 2. April 1849.

Jetzt geht es vorwärts, um 1 Uhr Nachmittags folge ich dem General von Bonin, der den Dänen kühn entgegen rückt. Ich befinde mich recht wohl und interessire mich aufs Höchste für meinen gegenwärtigen Wirkungskreis. Mit Generalarzt Riese habe ich alles Nöthige verabredet; sollte ich mich von dem Hauptquartier trennen müssen, um bei den Verwundeten zu bleiben, so erhalte ich täglich von ihm schriftliche Nachricht. Bei dem General bin ich gut angeschrieben, hoffentlich kann ich seine Gunst durch wirkliche Dienste befestigen. Ich fürchte nur, daß den Dänen der Muth sinkt, wenn sie sehen, wie ernsthaft diesmal der Krieg vorbereitet wird. Der General der Reichsarmee von Prittwitz wird heute sein Hauptquartier in Flensburg aufschlagen.

Apenrade, 3. April 1849.

Wir kamen gestern noch früh genug an, um uns an der Schönheit der Gegend zu erfreuen, die kleine Stadt liegt am Ufer einer offenen Bucht, hinter ihr schön bewaldete Hügel. Wir wohnen dicht am Wasser, vor unseren Augen liegt der Feind, das heißt ein dänisches Kriegsschiff, die Corvette Galathea, aber wohl eine Meile weit entfernt. Seit gestern sind noch sieben Kanonenböte dazu gekommen. So eben nähert sich uns ein Parlamentairboot mit weißer Flagge. Die Dänen werden spioniren wollen, wie stark wir sind. In einer Stunde werden wir wissen, was sie vorhaben. Sollten sie die Stadt beschießen wollen, so werden wir dieselbe wahrscheinlich verlassen. Ich habe hier einen schönen, kräftigen Schimmel versucht, der mir

von Kennern empfohlen war. Ein reicher Schiffszimmermann will denselben verkaufen, weil er wohl besorgt, daß es im Kriege Pferdeliebhaber giebt, die nicht baar bezahlen. Ehe ich mich zum Ankauf entschließe, werde ich nach Tische den Prinzen von Augustenburg consultiren, der sich gütigst erboten hat, mir beim Ankaufe eines Reitpferdes behülflich zu sein. Unsere Equipage ist ein alter Rumpelkasten, um den mich glücklicherweise Niemand beneidet, aber bequem, besonders um Koffer und Instrumente schnell aufzupacken. Der Kutscher ist ein ehrlicher alter Schleswiger, der sich mit unserm Diener Möller gut verträgt. Zwischen Beiden auf dem Bocke sitzt sein alter gelber Köter, der seinem Herrn frappant ähnlich sieht.

Flensburg, 5. April 1849.

Du siehst, wir sind schon wieder in Flensburg, unser Aufenthalt in Apenrade war nur von kurzer Dauer. Ich war am 3. April gegen 5 Uhr Nachmittags gerade im Begriffe, zum Diner beim General von Bonin zu gehen, als die Nachricht ankam, das Hauptquartier sei nach Hockerup aufgebrochen. Wir folgten sogleich, kamen bei Dunkelheit nach Hockerup, wo unsere Truppen sehr wohlgemuth bei ihren flammenden Wachtfeuern saßen. Sie hatten sich des Morgens, am 3., bei Atzbüll gegen dänische Uebermacht gut geschlagen. Die Nachricht von dem Erscheinen bedeutender dänischer Streitkräfte im Sundewitt hatte den General bewogen, seiner bedrohten ersten Brigade zu Hülfe zu kommen und die Avantgarde-Brigade unter Oberst von Zastrow, welche schon bis Christiansfelde vorgerückt war, nach Apenrade zurückzuziehen. Da wir den General in Hockerup nicht fanden, folgten wir ihm nach dem Gute Seegard, wo uns ein Strohlager erwartete. Ich schlief darauf sehr gut zwischen Dr. Esmarch und dem jetzigen Kriegsminister Jacobsen, aber nicht lange. Um 3 ½ Uhr Morgens des 4. April trennte ich mich von dem General, um hierher zu

gehen, wohin alle Verwundeten gebracht werden. Es sind in Flensburg über tausend Betten bereit, aber in dreizehn Hospitälern zerstreut, ohne Equipage könnten wir gar nicht fertig werden. Gestern und heute habe ich vier Amputationen machen lassen. Ich gönnte den jüngeren Aerzten die Ehre, selbst zu operiren und da sie ihre Sachen gut machten, werde ich dabei bleiben und nur solche Operationen selbst vornehmen, die ein Anderer nicht wohl machen könnte. Bis jetzt ist die Zahl der Verwundeten aus den Gefechten vom 3. und 4. nicht bedeutend und beläuft sich auf siebzig bis achtzig. Während meine jungen Aerzte mit Ruhe und Kaltblütigkeit operirten, fielen die Aerzte der deutschen Hülfstruppen, welche dabei waren, einer nach dem andern in Ohnmacht! —

Flensburg, 8. April 1849.

Im Kriege liegt Freud und Leid einander nahe. Am 6. Abends feierte ich mit meinen jungen ärztlichen Freunden den glänzenden Sieg bei Eckernförde vom 5., wo die Dänen zwei herrliche Kriegsschiffe und mehr als tausend Mann verloren, als die Nachricht kam, daß am 6. bei Ulderup ein für die Hannoveraner ungünstiges Gefecht vorgefallen sei. In der Nacht vom 6./7. April kamen hier allmählich 164 verwundete Soldaten und elf Officiere an, von denen einer schon unterwegs gestorben war, ein zweiter im Sterben lag und zwei sehr schwer verwundet sind. So haben wir denn viel zu thun gehabt. Dr. Esmarch amputirte gestern einen schönen, jungen dänischen Officier am Unterschenkel. Als ich diesem sein Schicksal verkündigte, sagte er lachend: „Dann tanze ich auf einem Beine!“ Heute fanden wir ihn ganz verstört aussehend. In der Nacht war ein Kamerad von ihm angekommen und in dasselbe Zimmer gelegt worden, der den jetzt Amputirten aus dem Feuer getragen hatte und später selbst verletzt war. Da er durch den Unterleib geschossen war, schien er

hoffnungslos und fast sterbend. Bei dem Amputirten hatte die Gemüthsbewegung eine Nachblutung zur Folge gehabt, welche einen üblen Ausgang vorhersehen läßt. Solche Scenen erlebt man im Kriege, aber doch freue ich mich, daß mich das Schicksal auf einen Platz gestellt hat, wo ich viel Gutes wirken kann. Ich selbst habe erst eine größere Operation gemacht und lasse die Jüngeren operiren, wofür sie mir sehr dankbar sind.

Flensburg, 16. April 1849.

Wir hatten in der letzten Woche so viel zu thun, daß ich keine Zeit fand, Dir zu schreiben. Außer der Sorge für die Verwundeten, von denen die schwersten alle unter meiner Leitung behandelt werden, habe ich eine beträchtliche Correspondenz zu führen, bei welcher mir Dr. Esmarch hilft, indem ich ihm Alles dictire, so daß ich nur zu unterzeichnen nöthig habe.

Am 9. April wurden wir durch die Nachricht allarmirt, daß unsere Ambulance nach Apenrade gehen solle. Da ich in Flensburg noch viel Wichtiges zu thun hatte, so fuhr ich nach Seegard in das Hauptquartier des Generals von Prittwitz, um diesen selbst zu befragen. Er rieth mir, einstweilen noch in Flensburg zu bleiben, da bei der schleswig-holsteinischen Armee schwerlich etwas vorfallen werde, nachdem er den Befehl ertheilt habe, sich auf ernsthafte Gefechte nicht einzulassen.

Der schöne dänische Officier ist gestorben, sein Kamerad, um den er sich so betrübt hatte, scheint durchzukommen und macht sich nur wenig aus dem Tode seines Freundes.

Erst am 10. April konnte ich auf zwei Tage nach Eckernförde gehen, um die dänischen Verwundeten zu sehen und ein gegen die Kugeln feindlicher Schiffe geschütztes Haus zum Hospitale einzurichten. Mit dem Linienschiffe Christian VIII. sind Abends 8 ½ Uhr viele Verwundete und zwei Aerzte in die Luft geflogen, nur der Oberarzt Dr. Courländer hatte das

Schiff bereits verlassen. Es war mir auffallend, daß von den auf dem Verdeck Befindlichen, welche mit aufflogen, zehn lebendig aus dem Wasser gefischt werden konnten, von denen nur einer gestorben ist. Unter den Opfern der Katastrophe befand sich leider auch der tapfere Unterofficier Preußer, welcher in der Südbatterie commandirte und durch seine Geschicklichkeit und unermüdliche Thätigkeit das Meiste dazu gethan hat, den Sieg zu erringen. Als das Linienschiff sich ergeben hatte, ging er an Bord desselben, um es zu retten, während es schon brannte und jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte. So endete er, ruhmvoll bis zum letzten Augenblicke, an dem Tage, welcher seinen Namen unsterblich machen wird.

Die Gefion ist ein herrliches Schiff, aber jetzt übel zugerichtet. Von seiner Besatzung wurden dreißig getödtet, vierundsechzig größtentheils schwer verwundet. Der Oberarzt Hornemann hatte während des Gefechts, welches von Morgens 7 Uhr bis 6 Uhr Nachmittags dauerte, elf Amputationen gemacht, von denen viele ein gutes Resultat versprechen. Ich sah das Operationslocal in den unteren Schiffsräumen; es erfordert jedenfalls viele Kaltblütigkeit, ruhig zu operiren, während das Schiff beständig dem schwersten Geschütze ausgesetzt ist und die Mannschaft, welche die Geschütze auf dem Deck bedient, von Feldgeschützen weggefegt wird. Dies geschah durch die unter dem Befehl des Herzogs von Coburg stehenden acht Feldgeschütze der nassauischen Batterie. Dreimal war diese Mannschaft erneuert worden, dann konnte sie nicht mehr ersetzt werden. Dieser Sieg von zwei Landbatterien, von denen die nördliche sechs schwere Geschütze, die südliche vier Geschütze hatte, und von acht Feldgeschützen über zwei große Kriegsschiffe soll unerhört in der Kriegsgeschichte sein.

Unser Verlust besteht in 4 Todten und 14 Verwundeten,

während die Dänen an Todten 6 Officiere und 125 Mann, 12 verwundete Officiere, 68 verwundete Mann, an Gefangenen 39 Officiere und 904 Mann verloren haben. Die dänischen Aerzte, welche bis jetzt ihre verwundeten Landsleute behandelt haben, wünschen zu den Ihrigen zurückzukehren, ich habe bereits die nöthigen Schritte gethan, um ihre Freilassung zu bewirken.

Am 13. April wurden die Düppeler Höhen von den Sachsen und Bayern genommen. Sie haben uns von ihren 174 Verwundeten freilich die meisten nach Flensburg geschickt, aber die Sachsen sind so klug gewesen, eine Anzahl schwer Verletzter in ihren Cantonnements zu behalten und selbst zu operiren, anstatt sie den fünf Meilen langen Weg auf holprigen Straßen machen zu lassen. Mit Einnahme der Düppeler Höhen ist das Loch zugemacht, durch welches die dänischen Ratten so bequem herauskommen konnten, sie beherrschen den Uebergang nach Alsen.

Seit gestern ist Langenbeck hier, welcher acht Tage bei uns bleiben will. Es gefällt ihm noch nicht sonderlich in Berlin, es scheint fast, als wäre er im Stande, es dort so zu machen wie ich in München, wenn sich eine passende Gelegenheit für ihn darböte. Er machte hier gleich einige Operationen, wie schon unterwegs in Eckernförde an zwei Patienten, die ich zwei Tage vorher mit gutem Grunde für hoffnungslos erklärt hatte.

Ich wünsche gar nicht, daß Du jetzt nach Kiel zurückkehrst, Rachegelüste für Eckernförde könnten die Dänen veranlassen, das verhaßte Kiel anzugreifen.

Der einliegende Brief von Frau Dieffenbach wird Dich interessiren. Ich habe ihren Protegé, einen früheren Assistenten ihres verstorbenen Mannes, gleich angestellt.

Flensburg, 22. April 1849.

Professor Langenbeck ist hoffentlich bei Dir gewesen, wie es seine Absicht war. Er trennte sich vorgestern von hier mit schwerem Herzen. Wir haben Tags über die Hospitäler besucht, mit einander operirt und saßen dann Abends bis 1 Uhr zusammen, in chirurgische Gespräche vertieft, bei denen wir unsere Ansichten zu ergänzen und zu berichtigen suchten. Obgleich wir in vielen Punkten verschiedener Meinung sind, so ist mir der Verkehr mit ihm doch sehr anziehend. Er hat ein warmes Interesse für Chirurgie und findet, wie ich, nur Geschmack an talentvollen jungen Männern, nicht wie sein Onkel in Göttingen an Bedientenseelen. Er hat Dich hoffentlich über mein Ergehen völlig beruhigt, da er sah, daß ich nach den Mühen des Tages noch Kräfte genug übrig hatte, um heiter zu sein. Mit meiner Stellung bin ich durchaus zufrieden, Verdrießlichkeiten gehe ich dadurch aus dem Wege, daß ich mich nicht vordränge, sondern die Sachen mehr an mich kommen lasse. Ueber die Aerzte könnte ich mich mitunter ärgern, die Schleswig-Holsteiner sind eigensinnig und sehen ihre Fehler nicht leicht ein; aber erstens habe ich mir vorgenommen, mich nie zu ereifern, zweitens kommen meine Jünger meistens bald dahinter, daß ich gewöhnlich Recht habe. Der aufmerksamste und lernbegierigste ist Dr. Esmarch's Vater, ein Mann mit grauen Haaren, obgleich er erst fünfzig zählt. Er ist gegen Resectionen sehr eingenommen und sagte neulich: „Wenn man seine Feinde gründlich vernichten will, so muß man sie mit Kartätschen beschießen und dann reseciren." Darin liegt aber eine Uebertreibung, die dadurch entstanden ist, daß Langenbeck nicht blos Gelenke, sondern auch Röhrenknochen resecirte, während nur die Gelenke solche Eingriffe erfordern.

Ich bezweifle, daß ich noch lange hier bleiben werde, da unsere Armee in Jütland eingerückt ist. Ich folge ihr, sobald

dort etwas vorfällt. Der mit General von Prittwitz angekommene königlich preußische Generalarzt Klatten machte mir schon vor längerer Zeit einen Besuch, um unsere Dienstverhältnisse zu ordnen. Er war der Ansicht, daß es mir zukäme, den Obergeneral zu begleiten, weil ich unter allen Aerzten den höchsten Rang habe. Ich erwiederte ihm jedoch, daß ich darauf keinen Werth lege und mich gern unter seinen Befehl stellen wolle, wenn er fortführe, den General von Prittwitz zu begleiten, ich zöge es vor, der schleswig-holsteinischen Armee anzugehören. Dies muß eine große Concession gewesen sein, denn der alte Herr vergoß Thränen der Rührung, welche hoffentlich von guter Bedeutung sind für unser einiges Zusammenwirken. Es wurde verabredet, daß ich die Hospitäler in den beiden Herzogthümern und er selbst die in Jütland dirigiren solle. Ich stellte seine freundlichen Gesinnungen gleich auf die Probe, indem ich ihm auseinandersetzte, es sei nicht mehr wie billig, daß die Reichstruppen Aerzte an die Hospitäler der Herzogthümer abgäben, in denen ja ihre Kranken behandelt würden. Demzufolge hat Klatten dafür gesorgt, daß schon am 15. dieses Monats einige sehr vorzügliche preußische Aerzte an schleswig-holsteinische Hospitäler commandirt wurden, denen noch königlich sächsische und hannoversche folgen sollen.

Flensburg, 24. April 1849, Abends 11 Uhr.

Wir sind im Begriffe, nach Norden aufzubrechen, nachdem wir die sichere Nachricht erhalten haben, daß gestern die schleswig-holsteinische Armee bei Kolding mit den Dänen gekämpft hat. Schon am 20. April fand ein Gefecht unserer Avantgarde unter Oberst von Zastrow statt, bei welchem mit sehr geringen Opfern von unserer Seite die Dänen aus Kolding vertrieben wurden. Aus Hadersleben oder Christiansfelde erhältst Du weitere Nachrichten.

Christiansfelde, 28. April 1849.

In den letzten drei Tagen habe ich mich zweihundertsechsundsechszig Verwundeten durchgearbeitet, zuerst in Hadersleben, wo wir am 25. ankamen und meistens Leichtverwundete antrafen, unter denen aber doch Manches zu thun und zu ordnen war. Ich machte noch nach eingetretener Dunkelheit eine Resection des Ellenbogengelenks, wobei Professor Forchhammer, der Archäolog, die Lichter hielt. Hier in Christiansfelde, wo wir am 26. Morgens anlangten, liegen die meisten Schwerverwundeten. Unsere Ambulance, welche während der Schlacht hier anlangte, bewährte sich sehr nützlich, und Dr. Harald Schwartz hat sich sehr ausgezeichnet, indem er mit Oberarzt Lüders und vier Assistenten unermüdlich thätig gewesen ist. Die nothwendigsten Amputationen sind gemacht, aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Christiansfelde ist ein von Herrenhutern bewohnter, regelmäßig gebauter, allerliebster Ort. Die schöne große Kirche in seiner Mitte ist mit hundertundfunfzig Betten zum Hospitale eingerichtet.

Am 27. speiste ich in Wonsyld, eine Stunde von hier, bei General von Bonin zu Mittag. Er empfing mich sehr freundlich und umarmte mich einmal über das andere. Er ist ganz glücklich über seinen Sieg, der ihm und der von ihm organisirten schleswig-holsteinischen Armee große Ehre macht, da die dänische Armee um Vieles stärker war und König Friedrich VII. der Schlacht beiwohnte. Bonin's Generalstab war nicht so zufrieden mit dem Erfolge der Schlacht. Wir haben keine Trophäen, und unser Hauptquartier ist, wie vor der Schlacht, in Wonsyld, sagte Hauptmann von Delius. An Verfolgung war nicht zu denken, sagte Hauptmann von Blumenthal, die Dänen zogen sich in der größten Ordnung zurück. Die Resultate dieses Sieges wären wohl größer gewesen, wenn die Reichstruppen näher gestanden hätten. Die Dänen, welche

unsere Stellung südlich von Kolding angriffen, sollen sich sehr tapfer geschlagen haben. Der Kampf dauerte von 7½ Uhr Morgens bis 3½ Uhr Nachmittags. Kolding wurde in Brand geschossen, weil die Bürger sich von den Fenstern aus an dem Kampfe betheiligten, während unsere Avantgarde, welche sich vor der dänischen Uebermacht zurückzog, in den Straßen focht. Es liegt hier in Christiansfelde ein unglücklicher Schleswig-Holsteiner, welcher, schon verwundet auf der Straße liegend, zur Zielscheibe unzähliger Schüsse gemacht wurde, von denen fünf trafen. Beide Oberschenkelknochen sind zertrümmert, der linke Oberarm ist an drei Stellen verletzt, außerdem der rechte Fuß. Eine penetrirende Brustwunde wird seinem Leben bald ein Ende machen. Die Koldinger haben solche thörichte Grausamkeiten schwer büßen müssen, der dritte Theil ihrer Stadt liegt in Asche.

Christiansfelde, 2. Mai 1849.

Deinen Brief hierher habe ich heute erhalten, und schreibe Dir, so gut ich kann; meine Finger sind von den vielen Operationen sehr müde und wund von unzähligen Knochensplittern, die ich ausgezogen habe. Es ist hier viel angenehmer für mich, als in Flensburg, wo die Patienten in dreizehn Hospitälern zerstreut lagen, während ich sie hier in der kleinen Stadt leicht übersehe. So kann ich mich um jeden Einzelnen bekümmern und größeren Einfluß ausüben. Die jungen Aerzte machen mir große Freude, da sie vielen Eifer und zum Theil große Geschicklichkeit zeigen. Ich operire auch hier fast gar nicht, assistire aber bei jeder Operation, was übrigens meistens mühsamer ist, als das Selbstoperiren. General von Bonin war schon zweimal hier, und sprach mit jedem Verwundeten, was den Leuten große Freude machte. Als wir an das Bett eines Mannes kamen, der am Wundstarrkrampf litt, wollte er zurücktreten, ich konnte ihm jedoch versichern, daß einige Worte

von ihm sehr wohlthätig wirken würden, weil sichere Aussicht auf Genesung vorhanden sei.

Der General bezweifelt, daß die Dänen noch einmal wieder Stand halten würden.

Unter den bei Kolding Verwundeten befindet sich ein junger Officier, Lieutenant Dallmer, der großes Talent zum Zeichnen hat, und schon daran denkt, sich damit zu zerstreuen, obgleich er noch sehr leidend ist. Schicke mir doch großes Zeichnenpapier, Bleifedern und schwarze Kreide mit Crayon und Gummi.

Kolding, 8. Mai 1849.

Seit gestern, wo unsere tapferen Truppen sich wieder mit den Dänen geschlagen haben, sind wir mit der Ambulance hier in Kolding. Die Dänen hatten auf der Straße nach Fridericia bei Gudsoe eine sehr gut zu vertheidigende Stellung genommen, die sie nach einem Kampfe von 7½ Uhr Morgens bis Nachmittags 2½ Uhr eiligst verlassen mußten, weil sie umgangen waren. Gleichzeitig sind die Preußen gegen Veile vorgegangen, und haben mit sehr geringen Verlusten ein starkes dänisches Corps zurückgedrängt. Unser Verlust bei Gudsoe besteht in zwei Todten und neunundneunzig Verwundeten. Fridericia ist zur Uebergabe aufgefordert worden. Die Dänen haben sich achtundvierzig Stunden Bedenkzeit ausgebeten, um in Kopenhagen anzufragen. Vermuthlich ist ihnen diese bewilligt worden, denn heute scheint bei Fridericia nicht gekämpft zu werden.

Von meinem schönen Hospitale in Christiansfelde habe ich mich sehr ungern getrennt. Auf die Zeit, welche ich dort verlebte, werde ich wohl immer mit Befriedigung zurücksehen. Hier in Kolding sieht es traurig aus, die Hospitäler sind erbärmlich, und es wird schwer halten, etwas Wesentliches zu ihrer Verbesserung zu thun. Es ist hier nur ein einziges Haus, die lateinische Schule, welches ein gutes Hospital ab-

geben würde, aber man macht mir große Schwierigkeiten, es herauszuziehen, angeblich aus Rücksicht für die Koldinger, denen man ihres feindlichen Benehmens wegen ihre Stadt in Brand schießen mußte. Dr. Esmarch hatte einen Brief von Frau Professorin Langenbeck; ihr Mann hofft, bald wieder bei uns zu sein. Es hat ihm also gut bei uns gefallen, aber ich glaube, der Krieg wird früher zu Ende sein, als das Semester.

Mit Bedauern sehe ich aus Deinen Briefen, daß Deine Sorge um mich statt allmählich abzunehmen noch zunimmt. Beruhige Dich! vermuthlich kann ich in der nächsten Zeit einmal eine Inspectionsreise machen, bei welcher Du Gelegenheit findest, mich zu inspiciren und Dich zu überzeugen, daß mein Schatten nicht abgenommen hat.

Christiansfelde, 12. Mai 1849.

Seit vorgestern Abend sind wir wieder in unserm lieben Christiansfelde, wo es noch immer Arbeit giebt. Es scheint fast, als ob man in unserm Hauptquartier keine neue Feindseligkeiten erwartet. Generalarzt Riese hat dasselbe gestern verlassen, um einen Theil der Hospitäler zu inspiciren. In einer Woche kommt er wieder zurück, dann werde ich die übrigen besuchen, namentlich die von Flensburg, Eckernförde, Kiel und Altona; so wirst Du mich bald auf einige Stunden sehen.

In Deutschland sieht es jetzt so aus, als ob die Noth am höchsten gestiegen wäre, die Hülfe also nahe sein müsse. Worin diese aber bestehen werde, weiß ich so wenig wie Du. Ich habe es insofern besser, weil ich nicht dazu gelange, Zeitungen zu lesen, und mich deshalb nicht zu ärgern brauche. Meine Finger sind wieder gesund, danke für gütige Nachfrage; wenn ich jetzt schlecht schreibe, so geschieht es nur aus alter Gewohnheit.

Kolding, 21. Mai 1849.

Mein Leben in der letzten Zeit ist ein beständiges Hin- und Herfahren gewesen; ich komme mir vor wie ein Perpendikel. Einmal war ich im Hauptquartier des Generals von Bonin vor Friedericia und einmal bei General von Prittwitz in Veile, wo ich die Gegend sehr schön fand. Generalarzt Klatten führte mich in den dortigen Hospitälern umher, welche nicht viel besser sind, als die von Kolding. Beim Vorrücken gegen Veile wurde Klatten selbst an der Seite seines Generals von einer matten Kugel an der Hand verletzt. Er zeigte mir einen Brief des Generalstabsarztes Lohmeyer in Berlin, worin dieser ihm Vorwürfe darüber macht, daß er sich unnöthiger Weise den Kugeln ausgesetzt habe. Von Kolding fuhr ich alle paar Tage nach Christiansfelde, wie dies auch heute geschehen wird. Nachdem ich hier Morgens die Patienten gesehen habe, breche ich um 3 Uhr auf, mache in Christiansfelde die Abendvisite, bleibe dort über Nacht und bin den andern Mittag wieder hier, um noch die hiesigen Kranken besuchen zu können.

Mit der Einnahme von Friedericia scheint es gute Weile zu haben, die Verwundeten, welche jetzt noch kommen, sind meistens Leute, die sich durch Unvorsichtigkeit selbst verletzt haben. Dies passirt am leichtesten in Zeiten, wo nach großer Aufregung eine gewisse Erschlaffung eintritt und die Soldaten sorgloser im Umgange mit ihren Waffen werden. Nach meiner Ansicht kann dieses Stadium nicht von Dauer sein; ein Volk, wie die Dänen, welches für seine Existenz kämpft, wird nach zwei Monaten seine Sache noch nicht verloren geben.

Aus Freiburg sind wir zu guter Zeit fortgezogen; ich dachte mir wohl, daß in Baden die Revolution nicht so bald zu Ende sein werde, aber das Regiment solcher Bösewichter, wie die gegenwärtigen Machthaber, wird sicher nicht lange dauern.

Mit meinem Befinden geht es fortwährend sehr gut, obgleich ich hier nicht sonderlich verpflegt werde, einen Tag mit Speck und Erbsen, den andern mit Suppe und Rindfleisch. Gemüse giebt es hier gar nicht; die Kartoffeln sind nicht zu genießen.

Zum Schlusse noch die angenehme Nachricht, daß Dr. Niese wieder zurückgekehrt ist, und ich in den nächsten Tagen den Befehl zu meiner Inspectionsreise erwarte.

Kolding, 26. Mai 1849.

Meine Reise ist wieder verschoben worden durch die am 23. dieses Monats eingetretene Verwundung des Hauptmanns von Delius, welcher durch den Kopf geschossen wurde, während er beim Aufwerfen eines Laufgrabens gegenwärtig war. Der feindliche Schütze muß gut gezielt haben und seines Opfers sicher gewesen sein, sonst hätte er bei der großen Entfernung tiefer gehalten. Die Kugel ging von einer Schläfe bis zur andern. Ich besuche Delius täglich in Sonderbyegaard bei Fridericia und werde es bis zu seinem Ende trotz der weiten Reise fortsetzen. Er ist bei vollem Bewußtsein, thut Alles, was man von ihm verlangt, reicht die Hand, zeigt die Zunge, hat aber die Sprache verloren und ist ganz blind. In dieser hoffnungslosen Lage bleibt ihm sicher noch das Gefühl für die Theilnahme, welche er Andern einflößt. Ich habe deshalb seine Umgebungen ermahnt, sich mit Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht zu nehmen. Sehr merkwürdig, aber wissenschaftlich wohl zu erklären ist es, daß er bei völliger Unfähigkeit, das auszusprechen, was er will, doch unwillkürlich zuweilen einige Worte, wie: ach Gott ja, spricht. Der Aermste, hoffentlich hat er bald ausgelitten! Die Trauer um ihn ist allgemein und tief gefühlt, er war die rechte Hand des Generals. Dieser Unglücksfall fehlte nur noch, um unsere Stimmung vollends zu drücken. Die Reichstruppen greifen nicht an und

die Schleswig-Holsteiner liegen vor Fridericia, ohne viel ausrichten zu können. Mit ihrem Belagerungsgeschütz sieht es nicht gut aus und das Bombardement thut der Stadt auch nur wenig Schaden, die Häuser stehen so weit auseinander, daß das Feuer nicht um sich greifen kann und leicht gelöscht wird. Unsere Leute müssen vor Fridericia fast alle auf freiem Felde schlafen und haben deshalb viele Kranke, glücklicherweise meist leichter Art. Es ist gut, daß wir ihnen keine Sommerkleider gegeben haben. Mit der Sterblichkeit unter den Verwundeten geht es erträglich, aber es giebt fast keine leicht Verwundete mehr, so gut treffen die Dänen.

Seit den neueren Unruhen in Baden lese ich wieder Zeitungen, ich liebe dieses Land doch sehr und bedauere den Großherzog wegen seiner treulosen Soldaten und seiner verrückten Unterthanen.

Geburtstage kann ich hier im Reiche des Todes nicht beachten, ich war nie stark darin, und verleihe Dir hiermit Generalvollmacht, bei allen vorkommenden Fällen für mich zu gratuliren und zwar in Versen.

Kolding, 29. Mai 1849.

Mein heutiger Brief wird Dir vermuthlich besser gefallen, als alle seine Vorgänger. Morgen trete ich meine Inspectionsreise an. Delius ist am 26. gestorben. Ich gehe über Hadersleben, Flensburg, Schleswig, Rendsburg nach Neumünster und hoffe am 4. Juni in Hamburg zu sein, um von dort aus Altona zu inspiciren. Meine Reise wird keine Vergnügungstour sein. Wenn man so mit der Zeit beschränkt ist, muß man sie sehr zu Rathe halten und genau beobachten, um binnen Kurzem viel zu sehen. Die äußere Ordnung eines Hospitals kann man leicht erkennen, aber mir kommt es darauf an, auch den Geist der Heilkunst kennen zu lernen, welcher darin herrscht. Ich bin für die gute Besetzung der Stellen an den Hospitälern

verantwortlich und kann abhelfen, wo es nöthig ist. Außerdem habe ich nicht blos mit Militairärzten zu thun, sondern auch mit Civilärzten, welche an ihren Wohnorten Hospitäler übernommen haben und meistens sehr stabile, aber doch mitunter sehr verkehrte Grundsätze festhalten, z. B. den, die Fenster nicht zu öffnen, damit die Patienten sich nicht erkälten. Da hat man denn seine Noth, die Herren eines Besseren zu belehren, ohne sie vor den Kopf zu stoßen. Das gelingt natürlich nicht immer, aber es ist ja nicht möglich, Jedem zu gefallen.

Von der Reise schreibe ich Dir noch den Tag meiner Ankunft, damit die lieben Kinder ihre weißen Kleider nicht um einen Tag zu früh anziehen.

Kolding, 17. Juni 1849.

Die heitere Sonne, welche uns am 4. und 5. in Hamburg, am 6. während unserer ersten gemeinschaftlichen Reise nach Kiel und auch dort beglückte, verhüllte sich gleich nach unserer Trennung. In Gettorf besuchte ich den Herzog von Koburg, welcher dort bei dem Apotheker wohnt. Ich brauche ihn Dir nicht zu beschreiben, da Du ihn eben in Kiel auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Balle gesehen hast. Er lud mich zum Luncheon ein, ich eilte aber weiter, um nicht gar zu spät nach Schleswig zu kommen, wo ich übernachtete. Als ich in aller Frühe weiter reiste, war es so kalt, daß ich ganz verfroren in Flensburg ankam und mich Nachmittags ein paar Stunden zu Bett legen mußte, um wieder warm zu werden. Abends waren wir bei Dr. Esmarch's Eltern.

Am 10. Morgens fuhren wir nach Gravenstein, wo ich meinen Freund aus dem Kriege von 1848, den nassauischen Oberstabsarzt Ebhard, wiederfand. Als Schwager des Obersten von Röder in Freiburg wußte er viel von den dortigen Zuständen zu erzählen, aber nichts Erbauliches. Ich freute mich über die einsichtsvolle Thätigkeit, welche Ebhard in Gravenstein

entwickelt, wo er ein unter seiner Leitung stehendes Hospital angelegt hat, welches in jeder Beziehung musterhaft genannt werden konnte. Nachmittags fuhren wir über Stock und Stein im sausenden Galopp mit ihm nach den Düppeler Höhen am Alser Sande, von denen man eine weite, schöne Aussicht über Land und Meer hat. Die Insel Alsen liegt ihnen gerade gegenüber, die Stadt Sonderburg wie zu ihren Füßen. Man sieht die dänischen Rothröcke sehr nahe vor sich herumspazieren, in der Ferne auf Alsen die Dächer des Augustenburger Schlosses. Man warnte uns, an den Schießscharten unsere dicken Epauletten zu lange zu zeigen, am 6. Juni war der Telegraphist Petersen aus Gravenstein dort erschossen worden. In Gravenstein ist es sehr anmuthig, ein herrlicher Park umgiebt das herzogliche Schloß und ein guter Gasthof bewährte seine höhere Cultur durch den feinsten Rauenthaler, bei dem wir mit Ebhard den Abend verplauderten. Am 11. besuchten wir den hannoverschen General Wyneken in Feldstedt und sahen dort den hannoverschen Oberstabsarzt und seinen Assistenten. Sie litten Beide die schmählichste Langeweile, und hätten sich doch eben so gut wie Ebhard und wie die sächsischen Aerzte eine nützliche und interessante Wirksamkeit schaffen können. Auf dem Wege nach Hadersleben, wo wir die Nacht blieben, fragte ich in Apenrade nach dem schönen Schimmel, er war aber verkauft. Während der ganzen Reise habe ich täglich Pferde besehen und probirt, ohne ein für mich passendes zu finden.

Am 12. besuchten wir unser liebes Christiansfelde und erfreuten uns an den vielen dankbaren, wieder aufblühenden Gesichtern unserer Patienten. Gegen Abend kamen wir wieder nach Kolding, wo wir unser altes Quartier bezogen. Der Wirth hatte die Gefälligkeit gehabt, uns ein anderes Schlafzimmer einzuräumen, wo wir nicht mehr des Nachts die Ratten über uns lärmen hören. Sämmtliche kleinen Bestien, welche

früher die verbrannten Häuser bewohnten, gaben sich über unseren Häuptern ein Rendezvous. Ein leichtes rheumatisches Fieber hat mich seit meiner Rückkehr einige Tage an das Haus gefesselt, was mir insofern nicht unangenehm war, weil ich viele schriftliche Arbeiten zu erledigen fand. Morgen gehe ich wieder zu meinen Patienten und fahre dann zum General von Bonin.

Kolding, 27. Juni 1849.

Endlich habe ich ein Pferd für mich gefunden, eine große braune Stute mit einem kleinen Sterne. Sie gehörte früher dem Obersten von St. Paul, welcher am 7. Juni vor Friedericia fiel. Die Dänen hatten gesehen, daß ein höherer Officier in eine unserer Batterien gegangen war, und eröffneten sogleich ein heftiges Feuer gegen dieselbe. Eine Bombe hat ihn zerrissen. Sein Tod muß augenblicklich gewesen sein, denn seine edlen Züge haben keinen Ausdruck von Schmerz gezeigt. Ich hatte ihn einmal in Christiansfelde gesehen, wo ich ihn bei den Verwundeten umherführte. Er war von hoher, ritterlicher Gestalt und herzgewinnendem Ausdruck. Der Oberst hatte das Pferd „Kolding" genannt, weil er dasselbe am Tage der Schlacht erhielt; ich habe ihm seinen früheren Namen „Leila" wieder gegeben. Das edle Thier hat viel Temperament, so daß es keines Sporns bedarf, und trabt wundervoll. Ich erwarte viel Gutes vom Reiten für meine Gesundheit, meine Constitution rebellirt jetzt gegen die animalische Nahrung ohne frische Vegetabilien; ich habe gar keinen Appetit mehr. Wir gaben uns vergebens viele Mühe, frische Gemüse von Hadersleben zu erhalten; es wird nicht viel dort zu finden sein, nur einmal erhielten wir junge Erbsen. Gestern ritt ich nach Christiansfelde und zurück, aber solche lange Touren machen mich zu müde, so daß ich für diese auf den Wagen angewiesen bin.

Als ich am 23. dieses Monats zuletzt im Hauptquartier

war, fand ich den General etwas unpäßlich und werde deshalb heute wieder hinfahren. Mit dem Aufenthalte dauert diese Excursion sieben Stunden. Sie würde mir bei der schönen Gegend doch Vergnügen machen, wenn ich nicht immer zu besorgen hätte, hier etwas zu versäumen. Endlich ist es mir gelungen, aus dem Hauptquartier des Obergenerals die Erlaubniß zu erhalten, die lateinische Schule zum Hospitale einzurichten; so haben wir jetzt ein sehr gutes und geräumiges Local, woran es so lange fehlte.

Kolding, 3. Juli 1849.

Es ist sehr nett von Dir, daß Du uns mit frischem Gemüse zu Hülfe kommen willst. Um meine Patienten brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen, sie werden besser verpflegt, als wir. Hunderte von jungen Hühnern werden ihnen zugeschickt; jedes Hospital hat seinen Hühnerstall; Fruchtsäfte, Citronen, Apfelsinen, Wein sind in Ueberfluß vorhanden. Die gute Frau Arnemann brachte mir vor einigen Tagen ein reiches Geschenk der Osnabrücker, zwanzig Centner Hemden, Betttücher, Decken, Charpie und Binden, die ich unserer Ambulance zufließen ließ. General von Prittwitz schickte mir fünfundsiebenzig Thaler zur Vertheilung an Verwundete, die Damen von Oldenburg in Holstein achthundert Mark zur Anschaffung von künstlichen Gliedern. Um diese machen zu lassen, schicke ich die geheilten Amputirten nach Kiel. Gestern war ich in Christiansfelde, um das Geld zu vertheilen und einige Officiere zu besuchen. Lieutenant Dallmer hat sechs wunderschöne, lebensgroße Köpfe in schwarzer Kreide vollendet, die ich dem General mitnehmen will, der sich sehr für ihn interessirt. Leider kommen jetzt wieder fast täglich Verwundungen bei Fridericia vor, die zu gar keinem Resultate führen. Sachverständige versichern, es sei dort nichts auszurichten, weil es noch immer an Belagerungsgeschütz fehlt, von dem ein Theil

stets durch Ueberladung zu Grunde gerichtet wird. Im Norden geschieht nichts; man geht sich höflich aus dem Wege, ohne sich etwas zu Leide zu thun. Die Stimmung unter den Schleswig-Holsteinern ist sehr gereizt; ich bedauere den Obergeneral, der sich gewiß seiner Macht gern bediente, aber nach gemessenen Befehlen handeln muß. Bei den übrigen deutschen Contingenten kann die Stimmung kaum besser sein, als bei uns; man spricht allgemein von einem Scheinkriege, den wir führten. Vorgestern war ich wieder im Hauptquartier, und fand den General ganz wohl. Du willst gern etwas über meine hiesigen Umgebungen erfahren; sie würden Dich nicht sehr interessiren, da sie nur aus Aerzten bestehen, die von ihren Patienten sprechen oder über den Gang des Krieges schelten. Es sind hier zwei Kieler Aerzte, Oberarzt Scheuerlein, ein funfzigjähriger Mann, der mir sehr die Cour macht, weil er sich nach seiner jungen Frau sehnt und deshalb gern nach Kiel versetzt werden möchte; Oberarzt Georg Weber, ein Demokrat vom reinsten Wasser, wie die Zeitungen sagen, aber ein gescheuter, ehrlicher Mann und geschickter Arzt. Er hat mich freilich gestern bei einer Amputation in den Finger geschnitten, es ist aber schon wieder heil. Der preußische Stabsarzt Wagner mit drei Assistenten gehört auch zu meinem Stabe, ein sehr eifriger, fleißiger Mann. Zwei seiner Assistenten sind Berliner Professoren-Söhne, Hecker (jetzt Professor der Geburtshülfe in München) und Wagner (der im großen Kriege gestorbene Professor der Chirurgie in Königsberg), sehr vorzügliche junge Männer. Vom 7. bis 29. Mai hatte ich hier den mecklenburgischen Oberarzt Dr. Stahl und vom 7. bis 22. den preußischen Oberstabsarzt Dr. Loeffler, Beide sehr vorzügliche Militairärzte, die sich auf einige Wochen von ihren Truppentheilen Urlaub verschafft hatten, um hier etwas Kriegschirurgie zu treiben. Vor einigen Tagen gab ich meinen

ärztlichen Kameraden eine kleine Soirée, bei der es sehr heiter zuging.

Dein Wunsch, ich möge einmal später als Generalstabsarzt nach Hannover berufen werden, freut mich insofern, als er beweist, daß es Dir dort gut gefallen hat, aber ich hänge zu sehr an der akademischen Carriere, als daß ich die militairische für die Dauer wünschen könnte. Außerdem wird mich König Ernst August noch weniger in Hannover, als in Göttingen haben wollen. Er vergißt es Keinem, daß er einmal seine Dienste verlassen hat. Ich bin ihm jetzt sehr dankbar, daß er mich in Göttingen nicht wollte, ich hätte ja sonst diesen Krieg nicht mitgemacht. Es hat meinem Herzen wohlgethan, daß ich den Hannoveranern nach dem Gefechte bei Ulderup so viele Aufmerksamkeit schenken konnte. Das war die beste Satisfaction für die unhöfliche Behandlung in Hannover gelegentlich der Göttinger Vocation.

Das Wetter ist abscheulich, ich bedauere es jetzt doppelt, weil ich mich hoch zu Roß der Schönheit der Gegend mehr als im Wagen erfreuen könnte, wo man durch die hohen Hecken gestört wird.

Kolding, 4. Juli 1849.

Nachdem ich heute bei dem General zu Tische gewesen, gab ich hier nach meiner Rückkehr sogleich Befehl, am folgenden Tage alle transportabeln Patienten von hier und Christiansfelde nach dem Süden zu schicken. Ich brachte die Ueberzeugung mit zu Hause, daß wir uns auf einen heftigen Ausfall der Dänen gefaßt machen müßten. Die Communication zwischen der Insel Fühnen und Friedericia war in den letzten Nächten ungewöhnlich lebhaft gewesen, man hatte auch Cavallerie überschiffen sehen. Der General wollte es nicht glauben. Ich hörte ihn selbst am Tische sagen: Man will mich glauben machen, es sei auch Cavallerie übergesetzt, aber es wird wohl

Schlachtvieh gewesen sein mit berittenen Ordonnanzen. Was mich besonders zu der Ueberzeugung gebracht hat, ein Ausfall müsse nahe bevorstehen, war die Nachricht, daß in einer der nächsten Nächte die am weitesten nördlich gelegene von unseren Batterien mit Geschützen versehen werden sollte. Dies können die Dänen nicht leiden, denn diese Geschütze würden die Communication mit Fühnen unterbrechen. Durch diese Verbindung allein hält sich Fridericia.

Christiansfelde, 7. Juli 1849.

Die schleswig-holsteinische Armee ist gestern bei Friedericia von dem ganzen dänischen Heere angegriffen und zurückgeworfen worden mit großem Verluste an Todten und Verwundeten, unter denen sich auch Major von Woringen befindet, dem ich das Bein über dem Knie habe abnehmen müssen. Er wollte durchaus nicht in dänische Gefangenschaft fallen, so mußte ich ihn mit nach Christiansfelde nehmen, wohin ich mich zurückgezogen habe in Begleitung eines langen Zuges von transportabeln Verwundeten.

Christiansfelde, 8. Juli 1849, 8 Uhr Morgens.

Der Major von Woringen ist so eben gestorben. Da Du von diesem traurigen Ereignisse der Familie Nachricht geben wirst, so theile ich Dir Alles mit, was ich über seine letzten Lebenstage weiß. Am 6. Juli erfolgte der Ausfall der Dänen 1½ Uhr Morgens. Das Bataillon des Herrn von Woringen war eins der ersten, die ins Gefecht kamen. Er wurde verwundet, während er eine weichende Compagnie wieder gegen den Feind führte, hielt sich aber noch eine halbe Stunde zu Pferde, eine heldenmüthige Anstrengung, da sein linkes Kniegelenk zerschmettert war. Um 10 Uhr Morgens ungefähr kam er nach Kolding, wo er mich rufen ließ. Nachdem ich seine Wunde untersucht hatte, erklärte ich ihm, daß die Abnahme des Beins erforderlich sei, womit er sofort zufrieden war und

die er mit Hülfe von Chloroform leicht und schmerzlos überstand. Während ich mit ihm beschäftigt war, kam die Nachricht, daß Kolding schnell geräumt werden müsse, da die Dänen nur noch eine Stunde davon entfernt wären. Herr von Woringen, der um keinen Preis in die Hände derselben fallen wollte, ließ sich deshalb nach Christiansfelde transportiren, begleitet von einem Diener und einem Oberkrankenwärter. Sein Wagen fuhr hinter dem meinigen. Auf der Mitte des Weges fing die Wunde an etwas zu bluten, ich legte ihm deshalb ein Tourniquet an. In Christiansfelde, wo wir um 2 Uhr ankamen, verschaffte ich ihm gleich eine Wohnung bei sehr guten Leuten. Bei Erneuerung des Verbandes zeigte es sich, daß die Blutung aufgehört habe. Sie war vermuthlich aus dem Knochen gekommen, aus welchem bei der Amputation eine Arterie hervorspritzte.

Den Nachmittag und die darauf folgende Nacht verbrachte er sehr ruhig und größtentheils in sanftem Schlummer, so daß ich gestern Morgen Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens zu schöpfen anfing. Gegen Mittag verschlimmerte sich sein Zustand, er wurde von Erbrechen befallen, welches aller angewandten Mittel ungeachtet nicht zu stillen war und mit einigen Unterbrechungen bis zu seinem Tode anhielt. Von seiner Wunde hatte er keine Schmerzen, aber das beständige Erbrechen war sehr quälend. Er benahm sich während dieser Leiden mit dem gleichen Heldenmuthe, wollte seiner Familie selbst schreiben, war dazu aber nicht fähig. Er wird nun auf dem schönen Kirchhofe in Christiansfelde beerdigt werden, wo schon so viele unserer tapferen Krieger begraben liegen. Die Dänen sollen gestern in Kolding eingerückt sein. Von der schleswig-holsteinischen Armee sind wir getrennt und ohne sichere Nachrichten, aber gedeckt durch Reichstruppen, welche zwischen hier und Kolding stehen. In einigen Stunden gehe ich nach Hadersleben, denke aber in der Nacht wieder zurückzukehren.

Hadersleben, 11. Juli 1849.

Seit dem 9. bin ich hier, wo in sieben Hospitälern über vierhundert Verwundete liegen. Schon am 8. wollte ich von Christiansfelde aufbrechen, bekam aber einen Anfall meiner alten Leberschmerzen und schickte deshalb Dr. Esmarch und Dr. Harald Schwartz voraus, welche mitten in der Nacht wiederkamen, nachdem sie drei Gelenkresectionen gemacht und sich überzeugt hatten, daß noch viel zu thun sei. Ich werde meinen Wohnsitz jetzt in Hadersleben behalten und Christiansfelde von hier aus besuchen. Harald Schwartz weiß sich dort auch allein besser zu helfen, als die hiesigen Aerzte, denen ich noch Succurs verschrieben habe. Generalarzt Niese war hier; während der Schlacht hatte er sich der Verwundeten angenommen und war dadurch auf die Straße nach Kolding gerathen, während die Armee sich auf Veile zurückzog. Da die Straße nach Veile jetzt wieder frei ist, so habe ich ihn veranlaßt, sich ins Hauptquartier zu begeben. In einigen Tagen wird hier die schöne große Kirche zum Hospitale eingerichtet sein, dann werden die Patienten es gut haben. Es hat mich nicht wenig Mühe und Ueberredung gekostet, daß sie mir eingeräumt wurde, sie war eben ganz neu hergerichtet worden. Ein Theil des Materials unserer Ambulance, welche halbwegs zwischen Kolding und Friedericia lag, ist in die Hände der Dänen gefallen, darunter auch die schönen Sachen aus Osnabrück, welche nun den Verwundeten zu Gute kommen, die in dänische Gefangenschaft gefallen sind. An deutschen Aerzten wird es ihnen nicht fehlen, die mit in Gefangenschaft gerathen sind. Sie mögen viele Arbeit haben, ich fürchte, es liegen viele schwer Verwundete in Friedericia, die Anzahl derselben ist verhältnißmäßig nicht so groß, wie nach anderen Gefechten, wenngleich an sich bedeutend genug.

Deines Vaters Sendschreiben an seine Mitbürger habe

ich mit wahrer Bewunderung gelesen. Daß ein fast neunzigjähriger Mann noch mit solcher Kraft und Klarheit schreibt, daß seine patriotischen Worte solchen Eindruck machen, um binnen wenigen Tagen drei Auflagen der Schrift nöthig zu machen, ist gewiß ein seltener Triumph des menschlichen Geistes. Ich kann mir wohl denken, daß Ihr Damen es nicht gern seht, wenn der Vater sich die revolutionären Kämpfe seiner geliebten Vaterstadt so zu Herzen nimmt, aber ich rathe Euch, laßt ihn gewähren, widersprecht ihm nicht und sucht ihn nicht durch Andere zu beeinflußen. Es hilft Euch nichts, weil er Recht hat. Ich würde an seiner Stelle eben so fühlen und handeln, auch wenn ich darüber zu Grunde ginge. Es wäre gut, wenn Banks bald käme, der ihm durch sein ruhiges Wesen so wohl thut. Sage doch Deinem Papa, wie sehr ich mit ihm übereinstimme und der Hoffnung lebe, daß die gute Sache siegen werde. Das Einfachste würde sein, wenn der König von Preußen die Constituante zum Teufel jagte, und so wird es schließlich wohl kommen.

Hadersleben, 19. Juli 1849.

Ich freue mich, daß Schwager Banks und Frau wieder in Hamburg sind, so kannst Du nach Kiel zurückkehren, ohne Deine Eltern allein zu lassen. Banks wird vermuthlich bald wieder nach Berlin zurück müssen, aber Deine Schwester zieht es hoffentlich vor zu bleiben. Es giebt hier noch viel zu thun, eine schwere Operation folgt der andern, ich ernte jetzt aber schon, was ich im Anfange des Feldzuges gesäet habe, die jungen Aerzte operiren so gut, daß ich nicht nöthig habe, meine Hände beständig preiszugeben. Du erkennst dies hoffentlich an meiner Handschrift, die nach den ersten Gefechten immer viel zu wünschen übrig ließ. Am 16. hat ein Theil der Verwundeten die schöne Kirche bezogen, sie sind glücklich darüber, weil sie aus überfüllten Räumen erlöst wurden. Die

Kirche mit ihrer ganz neuen Ausstattung ist vermuthlich jetzt das schönste Hospital im Lande. Ich hatte das Vergnügen, sie dem Herzog von Koburg zeigen zu können. Die guten Schleswig-Holsteiner verdienen es, daß man auf jede Weise für sie sorgt. Ihre Tapferkeit im Kampfe, ihre Geduld im Leiden sind bewunderungswürdig. Nie wird man mit unnützen Klagen behelligt, Jeder freut sich, wenn er dem Arzte sagen kann, daß es ihm gut gehe.

Gestern Abend war Generalarzt Klatten hier, mit dem ich in Kolding zusammentreffen wollte, das ist nun nicht nöthig. Er befragte mich zuerst im Auftrage des Obergenerals, warum die Patienten von Hadersleben weiter nach dem Süden geschickt worden wären, obgleich er vor einigen Wochen befohlen habe, daß dies nicht geschehen solle. Ich sah ihn zuerst ganz erstaunt an und ersuchte ihn dann, Seine Excellenz daran zu erinnern, daß wir bei Fridericia sehr viele Verwundete gehabt hätten, deren Zahl noch nicht genau feststehe, aber so bedeutend sei, daß die retrograde Bewegung der Patienten sich bis Altona fühlbar gemacht habe. Er befragte mich dann, auch in höherem Auftrage, über einige schleswig-holsteinische Aerzte, welche er zur Ordensertheilung vorschlagen wollte. Nach dem am 10. zwischen Preußen und Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstande, der hier gerüchtsweise am 13., seinem Wortlaute nach am 14. bekannt wurde, kannst Du Dir denken, wie die Stimmung der Schleswig-Holsteiner jetzt sein möge. Die Zeitungen werden sie nicht verschweigen. Für Deine Sendungen von jungem Gemüse bin ich Dir sehr dankbar. Hätten wir die erste, welche in Kolding am 5. Juli eintraf, nicht dort zurückgelassen, so wäre bei mir die Krise am 8. vermuthlich gar nicht eingetreten. Mit dem Pferde bin ich sehr zufrieden und reite täglich.

Hadersleben, 29. Juli 1849.

Deinen ersten Brief aus Kiel habe ich heute erhalten. Es scheint fast, als habest Du das bequeme Leben und das viele Politisiren nicht mehr aushalten können. Hoffentlich werden wir bald wieder mit einander vereinigt, in etwa vierzehn Tagen werden die Patienten hier und in Christiansfelde so weit sein, daß sie meiner nicht mehr bedürfen. Oberarzt Hermann Schwartz, den ich nach Veile geschickt hatte, um sich nach den dort liegenden schleswig-holsteinischen Verwundeten umzusehen, hat uns von den neunzig dort liegenden, siebzig zugeschickt und die nicht transportabeln, preußischen Aerzten übergeben. General von Bonin war am 25. hier und ließ sich von mir in allen Hospitälern umherführen. Er sprach wie früher freundlich mit den Verwundeten; seine gereizte Stimmung kam aber einmal zum Vorschein, als er mehrere verwundete Dänen fand und sagte: „Die hätten wir doch wohl in Kolding lassen können." Ich erwiederte ihm blos, daß sie schon vor der Schlacht nach Hadersleben geschickt wären, ohne hinzuzufügen, daß es am 5. Juli in sicherer Erwartung des Ausfalls geschehen sei. Bonin muß sich große Vorwürfe machen. Hätte er auf die warnenden Stimmen seiner einsichtsvollsten Officiere gehört, so würde er vielleicht einen glänzenden Sieg errungen haben, wenn auch nicht unter den Mauern von Friedericia. Wie die Officiere sagen, mußte er seine weit auseinanderliegenden Truppen zusammenziehen, weiter rückwärts Stellung nehmen und die Batterien aufgeben, nachdem sie das ihrige gethan, die Ausfallsthore von Friedericia zu bombardiren. Man weiß es sich nicht zu erklären, warum er von alledem nichts gethan hat und meint, er sei confus geworden, nachdem er schließlich selbst zu der Ueberzeugung gekommen war, die ganze dänische Armee sei in Friedricia bereit, über ihn herzufallen. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, den Obersten von Gersdorff zu sprechen, der

mir ein am 5. Abends mit Bleistift geschriebenes Billet des Stabschefs Hauptmann von Blumenthal zeigte, des Inhalts: „Der General will nicht hören, morgen werden wir Alle klüger sein!“ Ich habe den General von Bonin um den Befehl gebeten, mich nach Fühnen und Alsen zu begeben, um die dort liegenden schleswig-holsteinischen Verwundeten zu besuchen. Er versprach mir Erkundigungen einzuziehen, ob dies ausführbar sein werde. Sollte ich diesen Auftrag erhalten, so würde ich nach dessen Erledigung von Alsen gleich nach Kiel gehen. Die Sache der Herzogthümer halte ich für verloren, seitdem die Großmächte, namentlich Preußen, sich davon losgesagt haben. Wir rüsten jetzt wieder, um die Verluste zu decken, welche die Armee bei Friedericia erlitten hat, wo sie den fünften Theil ihrer Mannschaft einbüßte. Es geschieht der Ehre wegen und um beim Friedensschlusse ein kleines Gewicht damit in die Wagschale zu legen. Dies ist die Ansicht der beiden Statthalter, Reventlow und Beseler, welche am 20. mit dem General von Bonin in Kolding unterhandelten. Ich bezweifle fast, daß es nochmals zum Kriege kommt, da die Großmächte ihn leicht verhindern können, wenn sie wollen. Aber in unserer Zeit kann man nicht vierundzwanzig Stunden vorher wissen, was geschehen wird. Gestern war mein schönes Pferd in Gefahr, gestohlen zu werden. Ein jütländischer Bauer hatte es aus dem Stalle gezogen, und war im Begriff, sich damit aus dem Staube zu machen, als unsere Diener es bemerkten. Sie holten ihn auf dem Marktplatze wieder ein, rissen ihn herunter und prügelten ihn gehörig durch.

Hadersleben, 3. August 1849.

Heute war der Obergeneral von Prittwitz hier. Ich machte ihm in Begleitung des Generalarztes Klatten meinen Besuch. Er schien sehr niedergeschlagen und erzählte mir mit Thränen in den Augen, daß er in Christiansfelde die Verwun-

deten besuchen wollte, es aber unterließ, weil der Commandant ihm sagte, sein Besuch werde die Kranken zu sehr aufregen, da sie geäußert hätten, er wolle sich seine Schlachtopfer wohl einmal ansehen. Er dauerte mich, für Bonin's Unvorsichtigkeit kann man ihn doch nicht verantwortlich machen! Ich trennte mich von ihm in gutem Vernehmen, ebenso von Generalarzt Klatten, dem ich nur nachrühmen kann, daß er sich mir gegenüber stets zuvorkommend und hülfreich gezeigt hat .Jetzt, wo die schwerste Arbeit hinter mir liegt, führe ich hier ein ganz angenehmes Leben im Kreise tüchtiger Collegen, zu denen die beiden Civilärzte Dr. Hansen und Dr. Marcus, so wie die Oberärzte Francke, Hermann Schwartz, Goeze und Dohrn gehören. Wir kommen jeden Abend in ganz gemüthlicher Weise zusammen. Die Schleswig-Holsteiner haben außer ihrer Tüchtigkeit im Allgemeinen viel Talent für die Heilkunst, einen Humor, der mir zusagt und den meinigen belebt. Heute gaben mir die Collegen ein Diner; wir wurden aber leider schon bei der Suppe durch einen blutenden Patienten gestört. Morgen gehe ich, bald zum letzten Male, nach Christiansfelde und komme Abends zurück. Auf baldiges Wiedersehen!

Hadersleben, 11. August 1849.

Morgen denke ich von hier abzureisen; da ich aber in Flensburg und Schleswig Hospitäler inspiciren muß, so werde ich erst in fünf bis sechs Tagen bei Euch eintreffen. Die Patienten von Christiansfelde und Hadersleben lasse ich in guten Händen; am 7. war der liebenswürdige Dr. Wagner jun. hier, um Abschied von mir zu nehmen, nachdem der letzte seiner Patienten in Kolding gestorben war. Die Reise nach Fühnen und Alsen habe ich aufgeben müssen, General von Bonin war zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Dänen mich nicht zulassen oder mich insultiren würden, wenn sie mich zuließen.

Mein erster Feldzug wäre also beendigt! Hätte derselbe

nicht durch die Schlacht von Fridericia und den Waffenstillstand vom 10. ein so trauriges Ende genommen, so würde ich sehr zufrieden damit sein. Ich konnte unter einem klugen, feingebildeten General meine ärztliche Wirksamkeit ungestört entfalten. In anderen deutschen Heeren ist dies kaum möglich, weil sich der Observanz nach, die Thätigkeit der höheren Militairärzte auf das Einsammeln von Rapporten beschränkt. Sie führen dabei ein ganz bequemes Leben, können ihre Geschäfte auf dem Zimmer abmachen und brauchen nur auszugehen, um mit dem General zu Mittag zu speisen. Dabei verlieren sie zuletzt die Befähigung für die rein ärztlichen Geschäfte. Es wurde mir, wie Du weißt, freigestellt, eine ähnliche Rolle im Hauptquartier des Obergenerals zu übernehmen, weil ich in meinen Epauletten zwei Sterne trug und der preußische Generalarzt keinen. Glücklicherweise schien mir dieser Grund nicht ausreichend, und jeder von uns Beiden kam an den richtigen Platz. Vermuthlich habe ich auf dem meinigen die interessanteste Periode meines Lebens durchgemacht, wenn nicht andere nachkommen. Ich kann nicht sagen, daß ich dies jetzt gerade wünsche, mit Vergnügen denke ich an die idyllischen Zeiten von Hannover, Erlangen und Freiburg zurück. Die chirurgischen Resultate, obgleich nicht arm an wissenschaftlicher Ausbeute, ließen viel zu wünschen übrig. Die Verwundeten mußten fast immer auf holprigen Wegen weit transportirt werden und kamen nach der Schlacht von Friedericia in Locale, die schon lange von anderen Verwundeten benutzt waren. Mit den jüngeren Aerzten stand ich immer im besten Einvernehmen, obgleich ich ihnen mit meinen Ansichten oft durch den Sinn fahren mußte, bis sich eine gewisse Harmonie der Grundsätze herausstellte. Ich gewann ihre Herzen dadurch, daß ich gar keinen Werth darauf legte, selbst zu operiren, sondern Andere operiren ließ, nicht um ihnen Vergnügen zu machen,

sondern weil es sich so gehört. Der Generalstabsarzt kann nicht überall sein, um zu operiren, wo es nöthig ist, um so weniger, als baldiges Operiren einer der ersten wichtigsten Grundsätze ist. Außerdem interessiren sich die Aerzte viel mehr für die, welche sie selbst operirt haben, als für die von Andern Operirten. Ich hoffe mit meinen Jüngern auch während des Waffenstillstandes in regem Verkehr zu bleiben. Hier in Hadersleben erwachte bei mir der Gedanke, nächsten Winter Mittheilungen schleswig-holsteinischer Aerzte aus den Feldzügen von 1848 und 1849 herauszugeben, deren Hauptzweck es sein soll, die hier gewonnenen Grundsätze zu besprechen und der allgemeinen Kritik zu unterwerfen.

Deinen letzten Brief an mich hoffe ich in Schleswig unter der Adresse Oberarzt Kirchner zu erhalten.

Waffenstillstand vom 10. Juli 1849 bis zum 14. Juli 1850.

Nach meiner am 16. August 1849 erfolgten Rückkehr erfreute ich mich zunächst an dem lange entbehrten Zusammensein mit meiner Familie und an dem befriedigenden Gefühle, daß ich durch den Feldzug mit einem Male Land und Leute kennen und lieben gelernt hatte, so daß ich alles das weniger hoch anschlug, was mir auf den ersten Anblick mißfallen hatte. So mißlich es auch um die Sache der Herzogthümer aussah, um meine eigene Zukunft machte ich mir keine Sorgen. Ich glaubte recht gehandelt zu haben, indem ich eine Stelle einnahm, für die man meiner bedurfte, wo ich mich nützlich gemacht hatte, nicht blos für die kleine schleswig-holsteinische Armee, sondern auch für die 80,000 Mann Reichstruppen, deren Patienten größtentheils von schleswig-holsteinischen Aerzten behandelt wurden. Unsere Hospitäler mit 14,000 Betten erstreckten sich von Altona bis Kolding.

Am 2. September nahmen die beiden Statthalter und

der commandirende General ihren Wohnsitz in Kiel; die öfteren Reisen nach Schleswig, welche mich im ersten Winter so viel Zeit gekostet hatten, fielen damit weg. Während des Waffenstillstandes trat das Herzogthum Schleswig unter die Verwaltung eines preußischen und eines dänischen Commissairs, der Norden des Landes wurde von norwegischen, der Süden von preußischen Truppen besetzt. Während der Herbstferien suchte ich mir die chirurgische Klinik etwas mehr nach meinem Sinne einzurichten. Von ihren siebzig Betten cassirte ich zwanzig wegen augenscheinlicher Ueberfüllung. Ich ließ die Beine der Bettstellen um vierzehn Zoll erhöhen; so wie ich sie fand, konnte ich nur knieend untersuchen. Ich las im Winter ein Publikum über Schußwunden, wobei mir die aus dem Felde mitgebrachten Knochen-Präparate sehr gute Dienste leisteten. Dr. Esmarch hatte sie in einem Blechkasten bei Operationen und Sectionen gesammelt. Ein trefflicher junger Militairarzt, Dr. Kästner (welcher später mein Assistent wurde und jetzt in Bordesholm bei Kiel als praktischer Arzt lebt), hatte sie getrocknet und mit Etiquetten versehen. Ich hatte auch eine reiche Sammlung ausgezogener Projectile angelegt, sie wurde mir aber in Hadersleben gestohlen; ich kannte den Dieb, wollte ihn aber nicht verfolgen.

In den Weihnachtstagen gingen Frau und Kinder wieder nach Hamburg, ich konnte sie aber nicht begleiten, weil die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge meine Anwesenheit im Hauptquartiere nöthig machten. Zu diesen gehörte auch eine Abhandlung über Schußfracturen, welche ich zu schreiben beschlossen hatte, nachdem ich mich überzeugt, daß der in Hadersleben entworfene Plan gemeinschaftlicher Mittheilungen nicht leicht ausführbar sein werde. Ich dictirte dieselbe einem jungen Mediciner und corrigirte sie mit großer Sorgfalt, zuerst im Concept und dann in einer Reinschrift. Diese in mein Hand-

buch der Chirurgie aufgenommene Arbeit enthält die Quintessenz von mehr als 2000 Beobachtungen über Schußwunden, welche ich 1848 in Freiburg und 1849 im Felde gemacht hatte, sie giebt schon die Grundzüge der in meinen Maximen der Kriegsheilkunst weiter bearbeiteten Lehren. Ich habe sie jetzt nach langer Zeit einmal wieder gelesen. Gegen das Ende derselben scheint mir ihre Haltung nicht so entschieden und umsichtig, zum Beispiel bei den Schußfracturen des Unterschenkels und des Fußes. Meine Kräfte hatten mich allmählich verlassen; ich erinnere mich noch recht gut, daß ich mich immer mehr zusammennehmen mußte, um spät Abends, wenn andere Leute zu Bett gingen, über Schußfracturen dictiren zu können. Ich stand vor einer Krisis, welche nur noch einiger Stöße bedurfte, um einzutreten.

Der Tod meines Schwiegervaters, des Bürgermeisters Johann Heinrich Bartels in Hamburg, am 1. Februar 1850.

Am 29. Januar 1850 kam die Nachricht der Erkrankung meines Schwiegervaters, welche meine Frau und mich veranlaßte, gleich nach Hamburg aufzubrechen. Wir fanden ihn an einem Lungenkatarrh leidend, den er sich auf einem seiner gewöhnlichen anderthalbstündigen Spaziergänge bei sechszehn Grad Kälte zugezogen hatte. Ein sanfter Tod beendigte am 1. Februar 1850, Abends 8 Uhr, sein thatenreiches Leben. Er war am 20. Mai 1761 in Hamburg geboren, also fast neunundachtzig Jahre alt geworden. Sein Vater war der Kaufmann und Zuckerfabrikant Claes Bartels am Kehrwieder. Dieser hatte sich, mit geringen Mitteln anfangend, durch Fleiß zu großer Wohlhabenheit emporgearbeitet, durch scharfen Verstand und genaue Bekanntschaft mit Hamburger Gesetzen das Ehrenamt eines Präsidenten des Collegiums der Oberalten erworben. Aus seiner ersten Ehe mit dem einzigen Kinde

eines angesehenen Geistlichen, Pastor Seeland, waren sieben Kinder entsprungen, unter welchen Johann Heinrich das zweitgeborene war. Nach vierzehnjähriger Ehe starb 1764 die erste Frau. Nach Jahr und Tag gab Claes Bartels seinen Kindern eine zweite gute Mutter durch seine Heirath mit der Wittwe Maria Beata Meyer, geb. Kroon, welche ihm aus ihrer ersten Ehe fünf Kinder mitbrachte, so daß ihrer ein ganzes Häuflein in dem Hause am Kehrwieder zusammenkam. Johann Heinrich Bartels wurde der Liebling seiner Stiefmutter, welche er bis zu ihrem 1797 erfolgten Tode wie eine wahre Mutter geliebt und geehrt hat. Seine vorzüglichen Geistesgaben hatte der Vater früh erkannt und ihn zum Studiren bestimmt. Seine Schulbildung erhielt er theils durch den Pastor Alers zu Rellingen in Holstein, einen Mann von feiner Sitte und Bildung, bei dem er vier Jahre zubrachte, theils auf dem Gymnasium in Hamburg. Ostern 1780 bezog er die Universität Göttingen, wo er vier Jahre lang Theologie studirte, zu welcher ihn frühe Jugendeindrücke geführt hatten, zugleich aber Geschichte, Literatur, Kunstgeschichte und Archäologie mit großem Eifer trieb. In Göttingen wurde er Freimaurer und schon während seiner Studien noch Meister. Im Herbste 1784 machte er sein Candidaten-Examen und predigte einige Male in Hamburg, übernahm dann aber gleich die Stelle eines Hofmeisters bei einem reichen jungen Engländer, John Ives, der unter seiner Aufsicht die Welt sehen sollte. Sie lebten fast ein Jahr zusammen in Frankfurt am Main, mit Vorbereitungen zu einer italienischen Reise beschäftigt. Es zeigte sich dort schon, daß mit dem jungen Wildfang nicht viel anzufangen sein werde. Im September 1785 gingen sie nach Venedig, wo Bartels seinen Universitätsfreund Dr. Heeren, den späteren Professor der Geschichte in Göttingen, wiederfand. Dieser war es, welcher ihn in dem Hause eines angesehenen Kaufmannes,

von Reck, einführte und es mit ansehen mußte, daß er sich nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte mit der ältesten Tochter des Hauses, Regina von Reck, verlobte. Heeren selbst war nicht so glücklich in seinen Bemühungen um die zweite Tochter, Marietta, zum Heil für Bartels, denn es war Gottes Wille, daß nicht Regina, sondern Marietta die Seinige werden sollte; Regina starb 1790 am Typhus. Eine während ihrer Krankheit angefangene Correspondenz der Schwester Marietta mit Bartels machte auf diesen solchen Eindruck, daß er sich später um ihre Hand bewarb und mit ihr verlobte. Es hatte sich in Venedig auf dem Speicher des von Reck'schen Hauses am Canale grande ein schönes Oelbild meiner Schwiegermutter erhalten, welches erst vor wenigen Jahren in unsere Hände gelangt ist, worin sie als achtzehnjährige Jungfrau sehr zart und reizend erscheint.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Florenz trennte sich Bartels von seinem Zöglinge und setzte seine Reise durch Italien und Sicilien auf väterliche Kosten fort. Im Mai 1787 kam er nach Hamburg zurück und eröffnete dort den Seinigen, daß er die Theologie nicht ferner als seinen Lebensberuf ansehen könne und noch Jura studiren wolle. In diesem Wendepunkte seiner Geschichte stand ihm die Stiefmutter treulich bei, indem sie den Vater für des Sohnes Wünsche zu gewinnen wußte. Der Vater beruhigte sich mit dem Gedanken, daß es göttliche Fügung sei, die den Sohn auf Reisen und zu anderen Lebensanschauungen geführt habe. Bartels ging wieder nach Göttingen, um dort drei Jahre die Rechte zu studiren, fing aber auch die Herausgabe seiner berühmten Briefe über Calabrien und Sicilien an, welche in drei Bänden von 1787 bis 1792 erschienen. Am 6. April 1790 bestand er in Göttingen das juristische Doctorexamen und ließ sich dann als Advocat in Hamburg nieder, wo er sich bald hervorthat und

Ruf erwarb durch eine im Auftrage großer Kaufleute unternommene Reise nach Warschau, indem er durch juristische Kenntnisse und diplomatische Gewandtheit bedeutende Geldinteressen glücklich vertrat.

Ende Sommers 1792 ging er nach Venedig, um seine Braut heimzuführen. Sein Freund Dr. juris Abendroth, welcher ihn begleitete, gewann das Herz des jüngsten Fräulein von Reck, Johanna; die Hochzeit meines Schwiegervaters fand am 16. September, die Dr. Abendroth's im October statt. Diese Heirathen waren keine Geldspeculationen; in Venedig wurden selbst in reichen Häusern die Töchter mit einer anständigen Aussteuer abgefunden. Die jetzt noch übrige mittlere Reck'sche Tochter, Cattina, heirathete bald darauf den Bürgermeister von Memmingen, Herrn von Grimmel. Die beiden Hamburger Freunde kehrten mit ihren jungen Frauen Ende des Jahres nach Hamburg zurück. Sie hatten Beide das Glück, 1842 als Bürgermeister von Hamburg ihre goldene Hochzeit zu feiern, ein Ereigniß, welches der Senat dadurch feierte, daß er eine schöne Medaille, die Köpfe der beiden Ehepaare darstellend, prägen ließ. Mein Schwiegervater scheint unter fünf Brüdern und zwei Schwestern allein die robuste Constitution seines Vaters geerbt zu haben, die meisten folgten schon frühe ihrer Mutter, und keiner außer dem Bürgermeister erreichte ein hohes Alter.

Am 23. November 1798 wurde Bartels zum Senator erwählt, acht Jahre nach seiner Niederlassung in Hamburg. Bei seiner ersten Ansprache an die versammelte Bürgerschaft hatte sein eigener Vater als präsidirender Oberalter die Aufgabe, dieselbe zu beantworten. Dies gab am 11. April 1799 die Veranlassung zu einer ergreifenden Scene, in welcher der Sohn seinem Vater nachrühmen konnte, daß er ihm die ersten Keime der Liebe zu einer Verfassung verdanke, welcher er

in Zukunft alle seine Kräfte zu widmen fest entschlossen sei. Er endigte mit den Worten: „Sollte ich künftig meinen Mitbürgern nützlich, meiner Vaterstadt förderlich sein können, so ist dies nicht mein Verdienst, nein, es ist ein neuer Zweig in der Bürgerkrone, welche das Haupt dieses ehrwürdigen Greises ziert.“ Die Erwiederung des Vaters bestand darin, daß er den Sohn zum Ausharren ermahnte und die phrophetischen Worte hinzufügte: „Ich weiß es, dieser Zuspruch wird thatkräftig befolgt werden.“

Claes Bartels starb am 7. März 1806, achtundsiebzig Jahre alt, zur rechten Zeit, um nicht alle das Elend zu erleben, welches die Franzosen von 1806 bis 1814 über Hamburg brachten. Bis 1810 behielt Hamburg seine alte Verfassung, wurde aber durch Contributionen ausgesogen, während sein Handel durch Napoleon's Continentalsperre gelähmt war, dann wurde es Frankreich annectirt. Unter der französischen Herrschaft übernahm Bartels die Stelle eines Präsidenten an einem der Gerichtshöfe; die Hamburger Patrioten waren einsichtsvoll genug, sich nicht zurückzuziehen und dadurch minder gut Gesinnten Platz zu machen. Im Jahre 1811 mußte er mit seinem Freunde Abendroth und dem spätern Oberalten Georg Knorre nach Paris reisen, um bei der Taufe des sogenannten Königs von Rom gegenwärtig zu sein und dem dämonischen Kaiser vorgestellt zu werden. Die schlimmste Zeit brach über Hamburg ein, als der deutsche Patriotismus dort 1812 und 1813 zu früh erwachte, während die Franzosen noch im Stande waren, Rache zu üben. Bei der Annäherung des russischen Obersten von Tettenborn hatte sich am 12. März 1813 die französische Besatzung von Hamburg auf das linke Elbufer zurückgezogen, aus Besorgniß, durch den äußern Feind und durch innere Unruhen bedrängt oder abgeschnitten zu werden. Bartels mußte in Begleitung von Georg Knorre am

17. März dem Obersten von Tettenborn bis Bergedorf entgegenreisen, um mit ihm zu unterhandeln. Mein Schwiegervater war der Ansicht, daß Tettenborn Hamburg besetzen solle, ohne daß dessen Bürger sich durch auffallende Kundgebungen der Rache der Franzosen preisgäben. Dieser folgte aber den Eingebungen heißblütiger Patrioten, unter denen Herr von Heß eine hervorragende Rolle spielte, und verlangte, daß Hamburg sich von der französischen Herrschaft lossagen solle. In der Nacht vom 17. auf den 18. März wurde der Hamburger Senat wieder eingesetzt. Heß hatte eine Partei für den Gedanken gewonnen, Hamburg solle sich in diesem kritischen Augenblicke eine ganz neue Regierung geben, an welcher Bartels theilnehmen sollte, aber dieser wußte durch seine Beredsamkeit in jener Nacht diesen übereilten Schritt zu verhindern. Als Tettenborn am 18. in Hamburg einzog, fand er das alte Regiment wieder hergestellt. Seine Ankunft erregte unermeßlichen Jubel, man glaubte, daß es mit der französischen Herrschaft jetzt für immer zu Ende sei. Hamburg gab durch seine patriotischen Kundgebungen ganz Deutschland ein erhebendes Vorbild. Kampfbegierige Jünglinge eilten in das Lager der Alliirten, die älteren bildeten eine Bürgergarde und übten sich in den Waffen, reiche Gaben floßen von allen Seiten zu. Aber die schönen Hoffnungen jener Tage wurden bald enttäuscht. Tettenborn fühlte sich den am linken Elbufer sich verstärkenden französischen Truppen gegenüber zu schwach und verließ Hamburg am 29. Mai. Am 30. ergab sich die Stadt dem schändlichen französischen Marschall Davoust. Bartels mußte fliehen, weil er auf der Proscriptionsliste stand und begab sich in das Innere von Holstein, getrennt von seiner Familie, welche im Hause seines Freundes, des berühmten Schauspieldirectors Schröder zu Rellingen bei Hamburg, mehrere Wochen zubrachte. Meine Frau erinnert sich noch sehr gut der bei Schröder zugebrachten

Tage und der Familien, welche dort Zuflucht gefunden hatten. Sie bedauert nur, daß man sie zu Bette schickte, wenn der berühmte Mime Abends seinen Gästen vorlas, um sie unter so traurigen Zuständen zu zerstreuen. Die Franzosen konnten Bartels nicht entbehren und riefen ihn zurück. Er übernahm kein öffentliches Amt, aber diente als Vermittler zwischen den Bürgern und ihrem Tyrannen, dessen gierige Forderungen er oft zu mäßigen wußte. Eine Contribution von achtundvierzig Millionen Francs, die Beraubung der Bank mit sieben Millionen Mark Banko, die Vertreibung von dreißigtausend Einwohnern, die Verbrennung eines Hospitals für Sieche und Geisteskranke, der Wohnungen von achttausend Menschen in den Umgebungen von Hamburg, das waren die Thaten der Rache des Scheusals Davoust, dessen verhaßtes Antlitz die Hamburger noch lange sehen mußten, unter allen Entbehrungen und Schrecken einer belagerten Stadt. Erst am 31. Mai 1814 zog Davoust ab und der russische General Graf Bennigsen besetzte Hamburg. Bartels hat dem gesammten deutschen Vaterlande den Dienst geleistet, das Treiben der Franzosen in Hamburg durch seine Schrift: Actenmäßige Darstellung des Verfahrens der Franzosen bei dem durch den Marschall Davoust befohlenen Verbrennen des Krankenhauses zwischen Hamburg und Altona im Jahre 1813 und 1814, Hamburg 1816 (später wieder abgedruckt in den Abhandlungen über Gegenstände der hamburgischen Verfassung), zum ewigen Gedächtnisse auszumalen, zur Abwehr gegen Verräther, welche gleich mit den Franzosen buhlen, wenn sie ihre politischen Ideen nicht durchführen können.

Am 25. Mai 1820 wurde Bartels zum Bürgermeister erwählt und rückte 1834 in die Stelle eines ältesten Bürgermeisters ein.

Im Jahre 1837 hatte der graue Staar bei ihm solche Fortschritte gemacht, daß Dr. Schön ihm das linke Auge und

1838 das rechte operirte mit dem Erfolge, daß Bartels allein gehen und auch schreiben, aber nur wenig lesen konnte.

Im Jahre 1842 stellte das fürchterliche Feuer, welches vom 5. bis 8. Mai die Stadt verheerte, die Kräfte des einundachtzigjährigen Mannes auf eine harte Probe. Drei Tage und drei Nächte lang kam kein Schlaf in seine Augen und er war der Thätigste unter den Thätigen. Diese übermenschliche Anstrengung blieb nicht ohne üble Folgen, er litt ein ganzes Jahr lang an öfteren Schwindelanfällen, welche sich aber bei ruhigerer Lebensweise, indem er sich vom Präsidio zurückzog, ganz verloren, er gewann seine ganze Munterkeit wieder. Noch einmal erhob sich sein kräftiger Geist auf den Schwingen einer unverwüstlichen Vaterlandsliebe, als er 1849 das Sendschreiben an seine vielgeliebten Mitbürger schrieb, von welchem in dem Briefe an meine Frau vom 11. Juli 1849 aus Hadersleben die Rede ist. Schön und rührend sind die Schlußworte, in denen er sagt, es sei wohl das letzte Mal, wo er öffentlich zu seinen Mitbürgern spreche und ihnen dankt für die Liebe und Treue, mit der sie ihm in Freuden und Leiden beigestanden und dafür, daß sie stets auf seiner Seite waren, wo es Hamburgs Wohl betraf.

Der Eindruck, welchen mein vielgeliebter Schwiegervater auf mich machte, war stets der gleiche, von dem Augenblicke an, wo ich ihn am 24. September 1830 auf der Rednerbühne sah, als er die Naturforscher willkommen hieß, bis zum 1. Februar 1850, wo ich an seinem Sterbebette stand. Er war ein ganzer Mann aus einem Gusse, körperlich und geistig gleich glücklich ausgerüstet. Seine ganze Erscheinung war imponirend, durch edle Gesichtszüge und feste Haltung. In seinem kleidsamen Ornate sah er aus wie ein schönes Bild von van Dyk. Seine Stimme war von eigenthümlichem Wohllaut, bei großer Kraft und Biegsamkeit. Wenn man ihn reden

hörte, mußte man seiner Meinung sein und fand, daß Niemand sie besser hätte ausdrücken können. Im häuslichen Kreise war er heiter und liebenswürdig, gegen die Frauen hatte er eine ritterliche Galanterie, welche ihm noch in späten Jahren die Herzen gewann. Er haschte nie nach Popularität und war doch der populärste Mann in Hamburg durch seine nie rastende Thätigkeit zum allgemeinen Besten. Es hat mich glücklich gemacht, seinem Kreise anzugehören; mit Ausnahme meines eigenen Vaters habe ich keinen Mann so hochgeachtet, wie meinen Schwiegervater. Trotz der Verschiedenheit unserer Lebensstellung hat er mir zum Vorbilde gedient. Was bei ihm die Anhänglichkeit an Hamburg und dessen alte Verfassung, war bei mir Liebe zur Heilkunst und für die Männer, welche mit lauterm Sinne und klarem Verstande ihre Principien überliefert haben. Der Umgang mit einem so bedeutenden Manne wie Bartels hat mich nicht leichtlebiger gemacht. Ich kam mir oft vor wie Diogenes, der mit der Laterne am hellen Tage nach Menschen sucht und sie nicht finden kann. Gesegnet sei sein Andenken!

Auf dem Nicolai-Kirchhofe liegt er begraben, seine Marmorbüste, von dem Bildhauer Schiller verfertigt, wurde 1848 zur Feier seines funfzigjährigen Rathsjubiläums vom Senate in der Stadtbibliothek aufgestellt. Wahr und ausdrucksvoll sind die Worte mit denen am 3. Februar sein Tod von den Kanzeln verkündigt wurde: „Wie er in seiner länger als einundfunfzigjährigen amtlichen Stellung durch Wort und That zu wirken getrachtet hat, lebt in Aller Andenken fort. Von Gott begabt und begnadigt vor Vielen, hat er in unermüdlicher Hingebung die Fülle seines reinen Herzens, den Reichthum seines Wissens, die Kraft seines Willens dem Gemeinwohl der ihm so theuren Vaterstadt Hamburg zu widmen gestrebt.

„Er war den Seinigen ein liebevoller Gatte und Vater, den Freunden eine Stütze, den Bürgern ein Mitbürger, den Bedrängten und Armen ein Helfer, dem Staate ein treuer Diener, er durfte die Verheißung der Offenbarung des Apostels Johannes mit in das Grab nehmen: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Schon im folgenden Jahre starb mein theurer Schwager, Dr. Eduard Banks, Syndicus von Hamburg, der meinem Schwiegervater eine treue Stütze gewesen war. Er stammte aus einer seit 1660 in Hamburg ansässigen englischen Familie und war dort am 28. Februar 1796 geboren, der Sohn eines Kaufmanns. Als Primaner machte er 1813 und 1814 den Befreiungskrieg gegen Frankreich mit und studirte dann die Rechte, zuerst in Göttingen, darauf in Jena, wo er den juristischen Doctortitel erwarb. Nach Hamburg zurückgekehrt, practisirte er als Advocat, bis er 1821 zum Gerichtsactuar in Ritzebüttel ernannt wurde. Im Jahre 1826 wurde er als Senatssecretair nach Hamburg versetzt und 1837 zum Syndicus ernannt. In diesem höheren Staatsamte erwarb er sich Verdienste im Gebiete der Handelspolitik, des Post- und Eisenbahnwesens, so wie nach dem großen Brande von 1842 durch Förderung des Neubaues, der großartigen Sielbauten und Wasserversorgungsanstalten. Nach dem Tode des Syndicus Sieveking (1847) wurde Banks der Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten, für welche er seine Befähigung schon früher bei Handelsverträgen und Missionen gezeigt hatte. Noch in demselben Jahre ging er als hamburgischer und freistädtischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt. Von einem Ausfluge nach Rom und Neapel zurückgekehrt, riefen ihn bald darauf die Märzereignisse des Jahres 1848 wieder nach Frankfurt. Vom Bundestage zum Bundesgesandten ernannt und von der inzwischen ernannten Reichsverweserschaft als Reichsgesandter

bestätigt, wirkte er als erster Repräsentant des gesammten Deutschlands für dessen Interessen in London, sowie im Spätherbst desselben Jahres in Kopenhagen, worauf er dann wieder als hamburgischer Bevollmächtigter in Frankfurt fungirte. Er schlug mehrere Anträge, in auswärtigen Staatsdienst zu treten, aus, um seiner Vaterstadt treu zu bleiben, welche er bei allen späteren Anlässen, beim Fürstencollegium in Berlin, bei dem Erfurter Tage, bei den Dresdener Conferenzen, vertrat. Nach Wiederherstellung des Bundestages trat er dort wieder in Function. Bei einer von Haus aus zarten Constitution, hatten die stürmischen Jahre und fortwährende Geistesanstrengungen zerrüttend auf seine Gesundheit gewirkt. Als ich ihn Ende September 1851 in Frankfurt aufsuchte, fand ich ihn hoffnungslos und rieth ihm, ganz von Geschäften zurückgezogen, am Genfer See zu leben. Esmarch begleitete ihn dahin, um von dort nach Paris zu gehen. Umgeben von seiner Familie, ereilte ihn der Tod in Veytaux bei Vevey am 17. December 1851. Auf dem schönen Kirchhofe von Montreux liegt er beerdigt.

Banks war ein edler, liebenswürdiger Charakter, hochherzig, großmüthig und in seltener Weise anspruchlos, reich an gründlichen Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Als Staatsmann vereinigte er redlichen Willen mit Klugheit und Thatkraft bei großer Menschenfreundlichkeit. Als Diplomat verband er die strengste Rechtschaffenheit mit den verbindlichsten Formen.

Am 28. Mai 1822 hatte er sich mit Cäcilie Bartels verheirathet, welche ihm drei Kinder schenkte, zwei Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter ist mit dem trefflichen, als Schriftsteller wohlbekannten Archivar Dr. Otto Beneke in Hamburg verheirathet, die jüngere Cäcilie mit meinem Bruder Carl, Obergerichtsrath in Celle. Der Sohn ist Advocat in Hamburg und Reichstagsabgeordneter. Die Frau Syndica Banks starb siebzig

Jahre alt am 24. März 1869 zu Celle, im Hause meines Bruders, wo sie ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte.

Meine geliebte Schwiegermutter, Frau Marietta Bartels, geborene von Reck, folgte ihrem Gatten am 23. Juli 1852 im Alter von vierundachtzig Jahren. Sie war eben von einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Wohldorf zurückgekehrt, wohin sie meine älteste Tochter Anna, welche sie sehr liebte, begleitet hatte. Sie wurde Morgens beim Ankleiden von einem Schlagflusse befallen, welcher schnell tödtlich wurde. Sie war eine treffliche Hausfrau und Mutter, von ganz originellem Wesen, karg an Worten, aber verschwenderisch an Thaten der Liebe und Freundlichkeit. Sie wußte es Jedem in ihrer Nähe angenehm zu machen, es ging Alles in ihrem Hause seinen einfachen, wohlgeregelten Gang, man hörte nie die Wirthschaft in ihren Angeln knarren. Sie war immer die Vertraute der jüngeren Generationen, weil sie noch in ihren alten Tagen ein jugendlich warmes Herz besaß. Damit hatte sie sich in Hamburg vollkommen eingebürgert und fühlte keine Sehnsucht nach ihrem schönen Vaterlande. Ihre Briefe, welche auf ihren Gatten solchen Eindruck gemacht hatten, waren bis zu ihrem Ende interessant und dadurch ausgezeichnet, daß sie sich wie Tacitus aller unnützen Redensarten und Reflexionen enthielt. Sie war am 1. November 1768 in Venedig geboren.

Meine Erkrankung,

vom 5. Februar bis Ende Juni 1850.

Meine Pflichten riefen mich am 2. Februar zurück nach Kiel, während meine Frau bis nach der Beerdigung ihres Vaters in Hamburg blieb. Es fehlte nicht viel daran, so hätten sich auch für mich die Pforten des Todes geöffnet. Am 4. Februar ließ ich von Dr. Bartels, dem jetzigen Professor der

medicinischen Klinik in Kiel, einen offenen Krebs der Brustdrüse operiren, wobei ich ihm assistirte. Der Geruch des Krebsgeschwüres war mir in ungewöhnlicher Weise dabei beschwerlich gewesen. Ich machte dann meine klinische Visite und hielt hinterher einen Vortrag im Auditorio. Während desselben fiel mir wieder derselbe Geruch sehr unangenehm auf und es fand sich, daß das Präparat, mit einem Tuche bedeckt, dicht hinter mir gestanden hatte. Es war mir so schlecht zu Muthe, daß ich abbrechen mußte und das um 2 Uhr auf mich wartende Pferd bestieg, um eine ganze Stunde zu reiten, wobei es mir besser wurde. Als ich um 3 Uhr zu Hause kam, fing ich an zu frösteln, mußte mich zu Bett legen, bekam Gallenkolik mit Erbrechen und verlor sehr bald die Besinnung. Dr. Esmarch, der mich sehr krank fand, rief Professor Griesinger zu Hülfe, der mich dann täglich besuchte. Ich wurde bald intensiv gelbsüchtig, Griesinger percutirte meine Leber bei jedem Besuche. Drei Wochen lang lag ich im Fieber, meine Betäubung war nicht immer vollständig, ich konnte mir in der Nacht die kalten Umschläge über meine heiße, schmerzende Stirn selbst erneuern. Aus den häufigen Untersuchungen schloß ich, daß die Diagnose nicht ganz klar sein möge; da ich außerdem Griesinger's Heilmethoden nicht kannte, so wurde ich mißtrauisch gegen Arzneigebrauch und nahm nur wenig von dem, was mir verschrieben wurde. Während der Fieberperiode genoß ich fast nur frisches Wasser, dann bekam ich eine unwiderstehliche Neigung nach englischem Ale, und das war Wochen lang meine einzige Nahrung. Als ich das Bett verlassen konnte, fand ich mit dem ersten Anfluge von Heiterkeit fast sämmtliche Medicinflaschen unberührt auf einer Fensterbank hinter dem herabgelassenen Rouleau. Meine tiefe Gelbsucht hatte sich allmählich verloren, ich war aber sehr abgemagert und der Reconvalescenten-Appetit stellte sich erst Mitte April ein. Ich bekam Sehnsucht nach frischen Aepfeln,

die in Kiel nicht mehr zu finden waren, aber durch meine Schwester Sophie aus Hannover in bester Qualität ankamen. Dabei fielen mir die hesperischen Gärten von Bennemühlen ein; dort hoffte ich vollends zu genesen, und konnte die Zeit nicht erwarten, dahin zu gehen.

Als ich in Freiburg an Hirnhautentzündung gelitten hatte, las ich fortwährend, nach dieser Leberkrankheit mußte ich fortwährend schreiben. Schon ehe ich die Feder führen konnte, schrieb ich mit der Bleifeder ganze Stöße chirurgischer Aufsätze, sogar eine Vorrede zum zweiten Bande meiner Chirurgie, die ich nachher verbrannte. Ich war für den behandelnden Arzt und für meine Pflegerinnen ein unerträglicher Kranker. Meine treffliche Schwägerin, die Syndica Banks, war meiner Frau zu Hülfe gekommen, aber die Damen wollten mir immer etwas beibringen, Suppe oder Arznei. Nur Dr. Esmarch's Nähe war mir wohlthuend; er ließ mich ruhig gewähren.

General von Bonin, der am folgenden Tage die Herzogthümer verließ, kam, von mir Abschied zu nehmen. Mit ihm zogen fünfunddreißig der besten Officiere der Armee. Ich hatte noch keinen offenen Sinn für diesen harten Schlag.

Auch Griesinger verließ uns, um nach Kairo zu gehen. Ich habe ihn nie nach seiner Diagnose gefragt, hörte aber später, daß er auf Befragen der Statthalterschaft eine üble Prognose gestellt und gesagt habe, ich werde nie wieder ein Pferd besteigen können und litte an Leberkrebs. Er hatte offenbar die Invasion meiner Krankheit mit dem Reiten in Verbindung gebracht. Ich zweifelte nicht daran, daß die mephitischen Dünste daran Schuld waren, weil ich in Freiburg schon etwas Aehnliches erlebt hatte, Gallenkolik und Gelbsucht nach Einathmung von übelriechenden Gasen. Nach Griesinger's Abreise nahm sich Oberarzt Frank meiner an, der mir sehr angenehm war und wenig verschrieb, was ich auch wirklich ein=

nahm. Er überraschte mich eines Morgens durch den Marsch aus dem „Sommernachtstraum“ von Felix Mendelssohn, der von einem im Hofe aufgestellten Militair-Musikcorps gespielt wurde. Frank war selbst ein großer Musikfreund und trefflicher Sänger; er wußte, daß ich diesen Marsch sehr liebe. Die wohlbekannten Töne zogen in meiner Seele ein neues Register; mein Humor kam wieder zum Vorschein. Endlich am 14. Mai war ich so weit, daß ich die Reise nach Bennemühlen antreten konnte. Ich sah noch aus, wie der Ritter von der traurigen Gestalt und hatte das Gefühl, als ginge ich auf fremden Beinen. Meine zweite Tochter, Helene, begleitete mich, die älteste, Anna, wurde in Kiel durch die Bande der Liebe zurückgehalten; während meiner Reconvalescenz, am 14. April, war sie Esmarch's Braut geworden. Bei der Rosentante in Bennemühlen führten wir ein ganz idyllisches Leben; ich hatte weder Bücher, noch Schreibzeug mitgenommen, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, fütterte die Hühner und saß Stunden lang unter den alten Tannen, wo die grünen Felder und das Dorf vor mir lagen, die Tante oder Helene an meiner Seite. Ich trank sehr viel Milch; zu Malzbädern glaubte ich keine Zeit zu haben, bis die gute Tante mich mit der Bemerkung aufklärte: „Aber Louis, Du hast ja gar nichts zu thun!“ So badete ich denn, nachdem ich dies eingesehen, und es bekam mir gut. Anfangs Juni suchte ich die mitgebrachten Scheibenpistolen hervor und übte damit. Als ich es so weit gebracht hatte, daß ich auf fünfundzwanzig Schritt ein Ei von der Spitze einer Flasche herunterschießen konnte, war ich zufrieden und dachte, jetzt ist es Zeit, zu Felde zu ziehen! In Hannover hatte ich einen Kampf mit meinen Geschwistern, die mich noch nicht ziehen lassen wollten. Meine Frau wünschte, daß ich erst in ein böhmisches Bad gehen möge und dann zu Minister von Wessemberg, der mich auf sein böhmisches Gut

eingeladen hatte. Wenn ich das nicht wolle, meinte sie, möge ich doch Professor Baum's Einladung nach Göttingen benutzen, dessen liebenswürdiger Umgang mir 1847 in Aachen so wohlgethan habe, daß ich noch den ganzen folgenden Winter gut davon gehabt, obgleich ich damals nach Carlsbad gehen wollte und nicht nach Aachen, wohin ein Brief von Baum mich gezogen hatte. Die Cur, welche Baum in Aachen mit mir vornahm, bestand darin, daß wir fast den ganzen Tag beisammen waren und bis tief in die Nacht mit einigen Freunden über Chirurgie disputirten, ohne daß ich auf meine Leber die geringste andere Rücksicht nahm, als die, nur guten Wein dabei zu trinken. Diese Erinnerung bestärkte mich in meinem Entschlusse, der psychischen Wirkung zu vertrauen, welche ich davon erwartete, daß ich beim Ausbruche der Feindseligkeiten am Platze sei.

Feldzug von 1850.

Als ich am 22. Juni nach Kiel zurückkehrte, fühlte ich mich geistig kräftig und zu allen Arbeiten aufgelegt, meine Körperkräfte waren noch sehr gering. Ich fiel in Ohnmacht nach einer kleinen Operation, welche ich in den ersten Tagen machte; es war die Durchschneidung der Achillessehne eines jungen Officiers, bei dem im vorigen Feldzuge die Chopart'sche Exarticulation gemacht war, welcher Retraction des Stumpfes folgte. Ich stärkte mich bald durch Reiten. Das Generalcommando hatte mir zwei schöne, muthige Pferde zur Disposition gestellt; bei meinem ersten Ritte am 26. Juni mußte ich das Pferd laufen lassen, so lange es ihm beliebte, ich konnte seine Gangart nicht mäßigen. Als wir eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, fand ich das Thier geneigt, wieder umzukehren. Mein Bruder August, der Chemiker, welcher aus Norwegen zum Besuche bei mir war und mich begleitet hatte,

wunderte sich über mein scharfes Reiten. Es war nicht meine Absicht gewesen, bekam mir aber sehr gut.

Am 10. April hatte General von Willisen, früher königlich preußischer Generallieutenant außer Dienst, den Oberbefehl der schleswig-holsteinischen Armee übernommen, ein einundsechszigjähriger Mann von guter Haltung, mit einem sehr intelligenten Kopfe. Er litt an Plethora abdominalis und trank auf den Rath meines Freundes, des Etatsraths Hegewisch, den Marienbader Kreuzbrunnen. Solche Curen im Drange der Geschäfte pflegen nicht viel zu helfen; es ist nicht zu bezweifeln, daß Willisen's Psyche während des ganzen Feldzuges unter dem Einflusse eines vermehrten Blutdrucks auf das Sonnengeflecht stand. Er hatte sich gleich bei Uebernahme des Commando's mehr zu thun gemacht, als nöthig und gut war, indem er überall neu zu organisiren suchte.

Der seit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 zu erwartende Frieden zwischen Preußen, dem deutschen Bunde und Dänemark war am 2. Juli 1850 geschlossen worden. In der Voraussetzung, daß Schleswig-Holstein 1850 den Kampf allein übernehmen müsse, war das Heer fast um das Doppelte vermehrt worden. Im Juli 1850, wo der Ausbruch der Feindseligkeiten nicht mehr bezweifelt wurde, mußte ich noch eine große Zahl von jungen Aerzten engagiren. Nach einer von mir erlassenen Bekanntmachung stellten sie sich in Kiel sehr zahlreich ein. Es kamen viele von denen, welche schon 1849 gedient hatten, und wurden ohne Weiteres angestellt, die Uebrigen nach einem Colloquium. Dies Geschäft verhinderte mich, dem Generalcommando sogleich zu folgen, als am 15. Juli unsere Armee in das Herzogthum Schleswig einrückte, während die preußischen Truppen dasselbe räumten. Dieser Tag wurde verhängnißvoll, weil er so heiß war, daß die in Eilmärschen vorrückenden Truppen Hunderte von Maroden

und vierzehn Todesfälle hatten. Auf General von Willisen machte dies einen üblen Eindruck; sein Souschef, Major Wyneken, früher hannoverscher Lieutenant, hatte sich dahin geäußert, mit solchen Truppen ließen sich keine Schlachten schlagen. Es ist leider bekannt genug, daß auch den besten gedienten Soldaten die Hitze auf dem Marsche verderblich werden kann. Es handelt sich dabei um physikalische Einwirkungen, denen das tapferste Herz nicht zu widerstehen vermag, die also gehörig respectirt werden müssen. Am 15. Juli war es den Dänen beim Einrücken in das Herzogthum Schleswig ebenso gegangen, wie den Schleswig-Holsteinern.

Am 20. Juli folgte ich in Begleitung von Dr. Esmarch der Armee, und nachdem ich in der Stadt Schleswig Quartier genommen fuhr ich zum General von Willisen auf Schloß Falkenberg, eine halbe Stunde von der Stadt, wo damals das Hauptquartier war. Bei Tische fand ich den General sehr heiter. Er sprach von seinen Vermittelungsversuchen durch einen am 18. Juli an den dänischen Obergeneral abgesandten Brief, worin er als Beweis seiner Friedensliebe hervorgehoben hatte, daß er auf große militairische Vortheile verzichtet habe, indem er bei Idstedt stehen blieb und nicht weiter vorrückte. Dieses Schreiben, welches nicht beantwortet wurde, ist dem General sehr übel gedeutet worden, aber die darin erwähnten militairischen Vortheile waren nur imaginär, alle Sachverständigen geben zu, daß die schleswig-holsteinische Armee nur bei Idstedt aufgestellt werden konnte.

Willisen fragte bei Tische halb scherzend: „Kann mir keiner von den anwesenden Herren sagen, wo die Dänen geblieben sind? Ich weiß es nicht!“ — Mit Kundschaftern war die schleswig-holsteinische Armee immer schlecht versehen.

Ehe ich mich nach Tische verabschiedete, fragte ich den Souschef Wyneken, wie ich mich zu verhalten habe, wenn die

Schlacht ungünstig ausfallen sollte? Die Antwort war: „Empfehlen Sie schriftlich die Verwundeten der Obsorge des dänischen Generals und ziehen sich dann zurück!"

Am 21. Juni, wo Willisen eine große Revue bei Idstedt abhielt, besuchte ich die zur Aufnahme der Verwundeten hergerichteten Hospitäler, das Dragonerhospital, das Prinzenpalais und Schloß Gottorp, sie ließen nichts zu wünschen übrig. Auf Schloß Gottorp, welches dem Schlachtfelde am nächsten lag, beschloß ich selbst Posto zu fassen und die Operationen zu dirigiren. Achtzehn der vorzüglichsten jungen Aerzte waren an diese Hospitäler commandirt. Sie haben ihre Tüchtigkeit auch im ferneren Leben gezeigt, vier von ihnen sind Professoren geworden, Esmarch, Bartels und Bockendahl in Kiel, Hermann Schwartz in Göttingen, andere, wie die beiden Doctoren Kästner, Harald Schwartz, Beecken und Dohrn hervorragende praktische Aerzte.

Am 23. machte ich Nachmittags einen langen Ritt über das zum Schlachtfelde ausersehene Terrain bei Idstedt, welches nur eine halbe Stunde von Schleswig liegt und freute mich über den fröhlichen Muth unserer bivouakirenden Soldaten, so daß ich mit meinen Begleitern in gehobener Stimmung heimkehrte. Da sich die Position von Idstedt ganz zu einer Defensivschlacht eignete, so war es uns gestattet, für jede der vier unsere Schlachtlinie bildenden Brigaden einen Verbandplatz zu bestimmen, wo sich außer den eigens dazu commandirten Aerzten auch diejenigen einfinden sollten, welche den Truppen nicht weiter in das Gefecht folgen konnten. Diese Verbandplätze haben bei Idstedt gute Dienste geleistet.

Am 24. Juli war ein Vorpostengefecht bei Helligbeck; es kamen 60 Verwundete nach Schloß Gottorp, am Abend wurde die erste Amputation gemacht.

Am 25. Juli wurden wir sehr früh durch den Kanonen-

donner geweckt, die Schlacht begann schon 2½ Uhr Morgens. Wir begaben uns auf Schloß Gottorp, nachdem wir unsere Sachen gepackt und unsern Kutscher beauftragt hatten, jeden Augenblick zum Aufbruche bereit zu sein. Unser Diener, der zu den Sanitätssoldaten gehörte, sollte beim Operiren helfen. Gegen 6 Uhr kamen die ersten Verwundeten, aber bald in großer Zahl. Ihre Nachrichten lauteten günstig, gegen 7 Uhr schien die Schlacht gewonnen. General von der Horst hatte bei Oberstolk die Offensive ergriffen, die Dänen in voller Verwirrung zurückgeworfen, der dänische General Schleppegrell war gefallen, der verwundet in Gefangenschaft gerathene Oberst von Bülow kam nach Schloß Gottorp. Es hätte nur des Vorrückens unsers linken Flügels bedurft, um die ganze dänische Armee zu vernichten. Um 2½ Uhr Nachmittags gab General von Willisen den Befehl zum Rückzuge. Im Centrum war mit weniger günstigem Erfolge gefochten worden, aber General von Wissel machte sich, als der Rückzug befohlen wurde, anheischig, mit seiner Artillerie die Schlacht allein zu halten. Willisen glaubte, durch falsche Meldungen betrogen, die Dänen beabsichtigten eine Umgehung von Westen her, welche seine Rückzugslinie bedrohte. Schon nach dem Vorpostengefechte des vergangenen Tages hatten ihn ähnliche falsche Nachrichten bewogen, den ganzen Plan einer Defensiv-Schlacht fallen zu lassen und die Offensive zu ergreifen. Noch um 10 Uhr Abends des 24. Juli hatte er neue, darauf bezügliche Befehle ausgegeben. Am 25. in aller Frühe mußten dieselben wieder zurückgenommen werden. Ordre, Contreordre, Desordre! Es standen bei Idstedt sechsundzwanzigtausend Schleswig-Holsteiner mit zweiundachtzig Geschützen, dreißigtausend Dänen mit sechsundneunzig Geschützen gegenüber; die geringere Zahl der ersteren wurde aber hinreichend ausgeglichen durch die für eine Defensiv-Schlacht äußerst günstige Stellung. Aus dänischen Schlachtberichten

ergab es sich später, daß, als Willisen den Rückzug befahl, die Dänen auf dem Punkte standen, die Schlacht verloren zu geben. Hätte Willisen eine halbe Stunde länger gewartet, sagt Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer in seinen Aufzeichnungen, so würde die Kriegsgeschichte das Factum zu erzählen gehabt haben, daß beide commandirende Generale, in der Ueberzeugung geschlagen zu sein, das Schlachtfeld geräumt hätten.

Um 4 Uhr Nachmittags kam Generalarzt Niese nach Schloß Gottorp, um mich abzuholen. Ich hatte aber schon den Beschluß gefaßt, die vielen Schwerverwundeten in Schleswig nicht zu verlassen. Ich rechnete darauf, daß nach einer so großen Schlacht in den nächsten Wochen nichts vorfallen würde und daß ich rechtzeitig zur Armee werde zurückkehren können. Dr. Niese wollte mich nicht gern zurücklassen, seine Ueberredungen machten einen niederschlagenden Eindruck auf die anwesenden jungen Aerzte. Ich zog mich mit einem Scherz aus der Klemme: „Ich hoffe, Sie werden uns bald wieder heraushauen", sagte ich zu Niese, der einen großen Schleppsäbel trug. Dies stellte die gute Laune wieder her und Niese verließ uns, um der Armee zu folgen.

Um 5 Uhr Nachmittags kam General von Willisen nach Schloß Gottorp, er sah sehr erhitzt aus. Ich führte ihn durch einige Säle voll Verwundeter. Er schauderte bei dem Anblicke von zwei Leuten, die durch das Auffliegen eines Munitionskarrens von Pulver geschwärzt waren. Ich konnte ihm sagen, daß ihre Verletzungen nicht schwerer Art seien und daß sie ohne Zweifel geheilt werden würden. Ehe Willisen am hinteren Eingange des Schlosses sein Pferd wieder bestieg, bat ich ihn um die Erlaubniß, in Schleswig bleiben zu dürfen. „Sie können ja wohl keinen ehrenvolleren Platz finden als hier", war die Antwort. Er sagte dann noch zu dem Commandanten des Schlosses, einem alten Officier außer Dienst: „Vertheidigen Sie die

Zugänge des Schlosses, so lange Sie können und übergeben es dann." Der gute alte Mann hatte gar keine Mittel, das Schloß zu vertheidigen und durfte nicht in die Hände der Dänen fallen, die ihn als treubrüchig behandelt haben würden. Er reiste sogleich ab.

Wir schickten unsern Diener fort und ließen unsere Reitpferde, Wagen und Gepäck der Armee folgen. Meinen Wagen, eine sehr bequeme Chaise, bot ich dem verwundeten General von Baudissin an, der es aber vorzog, sich in einem Bauerwagen transportiren zu lassen; Probst Nielsen zog darin ab, er durfte auch nicht in dänische Hände fallen.

Bald nach 5 Uhr kamen zwei braunschweigische junge Aerzte, die Doctoren Reck und Scholz, treffliche junge Männer, welche später in braunschweigischen Militairdienst traten. Sie kamen freiwillig, uns zu helfen und hatten mitten durch die sich zurückziehende schleswig-holsteinische Armee ihren Weg bis zu mir gefunden. Wir operirten bis zum völligen Dunkelwerden und es fand sich in den folgenden Tagen, daß nur wenig übersehen war, die erforderlichen großen primären Operationen waren alle am Tage der Schlacht vorgenommen, einundvierzig im Ganzen in allen drei Hospitälern, davon kamen neunzehn auf Schloß Gottorp. Ich hatte dort die vorzüglichsten Chirurgen, wie Esmarch und Harald Schwartz, weniger zum Operiren als zum Untersuchen verwendet, so konnte eine Operation rasch der andern folgen, weil die Diagnosen schon von erfahrenen Leuten gestellt waren. Ich selbst blieb den ganzen Tag, von Morgens 6 Uhr bis Abends 9, im Operationszimmer. Wir machten damals die Bemerkung, daß das Chloroform nicht rasch wirke, weil die Patienten noch in großer Exaltation vom Schlachtfelde kamen. Von den in der Schlacht von Idstedt verwundeten 1200 Schleswig-Holsteinern blieben 400 in Schleswig, außerdem eine beträchtliche Zahl verwun-

deter Dänen. Auf dem Schlachtfelde fanden 532 ihren Tod, von denen ich 70 am 26. Juli Morgens in der Schloßkapelle liegen sah.

Von den Dänen erfuhren wir am 25. Juli noch nichts, die tiefste Ruhe herrschte bald in den mit Verwundeten gefüllten Sälen. Ich blieb mit Esmarch auf Schloß Gottorp, wo wir im obersten Stock nach Westen hin wohnten. Das Schloß hat über dem Parterre und einem Entresol zwei schöne Etagen, in der obersten lagen unsere Verwundeten. In dem darunter liegenden Stock legten die Dänen ein Hospital für innere Kranke an.

Am 26. Morgens kam der dänische Corpsstabsarzt Dr. Bendz mich zu besuchen, ein großer stattlicher Mann von vierzig Jahren, der sich bemühte, höflich zu sein. Bald nach ihm erschien der dänische General De Meza, von dem man sagte, daß ihm die Dänen den Gewinn der Schlacht zu danken hätten. Er hatte es verstanden, nach General von der Horst's kühnem Ueberfalle und nach General Schleppegrell's Tode die Ordnung in der durchbrochenen dänischen Schlachtlinie wieder herzustellen. Willisen's böser Genius, wie man ihn nannte. Major Wyneken war den Dänen zu Hülfe gekommen. Er hatte auf eigene Verantwortung ein Bataillon von Horst's Brigade, welches als Reserve aufgestellt war, zurückbeordert. Dieser konnte die gewonnenen Vortheile nicht weiter ausbeuten und mußte zurückgehen, um nicht abgeschnitten zu werden. General De Meza war ein finsterer Mann, er sprach kein Wort mit mir, als ich ihn mit Dr. Bendz zu den Verwundeten führte.

Am 27. Juli kam die Nachricht, deutsche und dänische Verwundete sollten getrennt werden. Ich machte Einwendungen dagegen, welche dem dänischen Obergeneral von Krogh zu Ohren kamen. „Mir ist das nicht in den Sinn gekommen“, sagte er, „das ist wohl ein Einfall von Bendz!“

So unterblieb diese Scheidung, welche durch einen unnö-

thigen Transport Vielen schädlich gewesen wäre und den Dänen kaum erwünscht, wenigstens ließen sich alle in Schleswig liegende verwundete dänische Officiere von deutschen Aerzten behandeln. Da wir mit unseren Operationen schnell fertig geworden waren, bot ich dem Dr. Bendz unsere Hülfe für die in Flensburg liegenden deutschen und dänischen Verwundeten an. Dies Anerbieten wurde höflich aufgenommen, aber nicht benutzt. Unter den tödlich verwundeten Deutschen, welche nach Schloß Gottorp kamen, befanden sich zwei Aerzte, die Doctoren Heintzmann und Heilbut, und ein junger Vetter von mir, der Fähnrich Gustav Stromeyer aus Hamburg, welcher als Freiwilliger den Krieg mitmachte, er hatte einen Schuß durch den Unterleib bekommen. Dr. Heintzmann war durch die Leber geschossen; als ich ihn besuchte, sagte er lachend zu mir: „Sehen Sie doch, wie diese Dänen mich durch den Theil meines Körpers geschossen haben, den ich lebenslang so sorgfältig gepflegt habe!“ Der kleine corpulente Mann starb schon in der Nacht. Dr. Heilbut war von zartem Körperbau, er hatte einen Schuß durch die Lunge bekommen, während er einem auf der Heerstraße liegenden Verwundeten zu Hülfe kam. Er percutirte sich selbst, um die Fortschritte des Exsudats zu studiren, und starb nach einigen Tagen unter großen Leiden.

Am 31. August erhielten wir deutschen Aerzte die Erlaubniß auszugehen. Ich benutzte dieselbe sogleich, um mich nach den im Prinzenpalais und im Dragonerhospitale liegenden Verwundeten umzusehen. Sie waren in guten Händen, alle primären Operationen waren am Tage der Schlacht vollendet worden. Leider gaben einige junge Aerzte die Veranlassung dazu, daß die Erlaubniß auszugehen am 5. August zurückgenommen wurde. Sie hatten dänische Officiere, die ihnen begegneten, nicht salutirt, um ihrem Nationalgefühle zur unrechten Zeit Luft zu machen.

Die Verwundeten wurden auf Schloß Gottorp gut verpflegt, der treffliche Schloßverwalter Rüppell nahm sich ihrer und der Aerzte mit großer Hingebung an. Für die Bezahlung der Verpflegungskosten der Verwundeten mußte ich mich den Dänen gegenüber verantwortlich machen und that es ohne Bedenken. Wir Aerzte speisten bei dem Schloßverwalter, der dieser Zeit eine freundliche Erinnerung bewahrt haben wird, da er ihr einen trefflichen Schwiegersohn, Professor Bockendahl, zu danken hatte. Die Damen von Schleswig nahmen sich mit rühmlichem Eifer der Küche und des Leinenzeuges an. Eine einzige erregte Mißfallen, weil sie die verwundeten Officiere durch ihre Besuche belästigte. Ich sagte ihr, daß ich ihren Besuchen ein Ende machen müsse, wenn sie sich nicht besser in Acht nehme und sich mit Verwundeten unterhalte, welche, durch die Brust geschossen, schweigen sollten. Ich sah sie dann nicht mehr, aber bei meiner Abreise stellte sie sich mir mit einem Knixe in den Weg, um mir zu sagen, daß sie doch täglich im Schlosse gewesen sei. Bendz beschwerte sich über die Damen, weil sie den Deutschen mehr Süßigkeiten brächten, als den Dänen. Ich beruhigte ihn damit, daß dies für seine Landsleute nur von Nutzen sein könne.

Am 9. August schien mir meine längere Anwesenheit in Schleswig nicht mehr erforderlich, ich erhielt ohne alle Schwierigkeiten die Erlaubniß, mit Dr. Esmarch abzureisen; mußte aber meinen Weg über Nyborg nehmen, wo wir acht Tage verweilen sollten, um nicht die neuesten Nachrichten aus Schleswig in das schleswig-holsteinische Hauptquartier bringen zu können. Rendsburg liegt nur vier Meilen von Schleswig entfernt, wir hatten also einen weiten Umweg zu machen. Wir übernachteten am 9. in Flensburg, wo ich Esmarch's Eltern wieder sah. Am folgenden Morgen 6 Uhr fuhren wir mit dem Dampfschiffe „Waldemar" nach Sonder-

burg, wo sich bei unserer Annäherung der Pöbel am Strande zusammenrottete und pantomimisch, so wie mündlich drohte, uns ins Wasser zu werfen. Esmarch, der so viel Dänisch konnte, um die ausgestoßenen Drohungen zu verstehen, veranlaßte den Capitain des „Waldemar", uns in einem Kahne nach dem Dampfschiffe „Mercurius" übersetzen zu lassen. Mit diesem gelangten wir gegen Abend nach Assens auf der Insel Fühnen, von wo aus wir die fünf Meilen entfernte große Stadt Odense bei Nacht erreichten. Schon früh Morgens setzten wir von dort unsere Weiterreise fort, man hatte uns vor dem süßen Pöbel von Odense gewarnt; in den entfernteren kleineren Orten war die Stimmung nicht so aufgeregt. Nyborg ist nur vier Meilen von Odense entfernt, wir kamen schon Vormittags daselbst an. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, den berühmten Meth von Fühnen zu versuchen, in der That ein feines Getränk, stark wie Madeira.

Dr. Bendz hatte uns, außer unserm von dem Commandanten von Schleswig, Obersten Du Plat, ausgestellten Geleitschreiben, einen offenen dänischen Empfehlungsbrief an den Commandanten von Nyborg mitgegeben. Ich schalte ihn hier deutsch ein, weil er nicht ohne historischen Werth ist.

„Herrn Oberst v. N. N., Commandanten von Nyborg.

Der Ueberbringer dieses, Generalstabsarzt Professor Dr. Stromeyer, und Oberarzt Dr. Esmarch, sein Adjutant, welche sich in Nyborg acht Tage aufhalten sollen, ehe sie nach Deutschland zurückkehren können, erlaube ich mir, Ew. Hochwohlgeborenen Schutz während ihres Aufenthalts in Nyborg anzuempfehlen. Sie blieben hier am 25. Juli beim Einzug unserer Armee freiwillig zurück, um die vielen Schwerverwundeten der Insurgenten-Armee zu behandeln, welche sich hier befanden, und haben uns damit einen Dienst erwiesen. Die Grundsätze des Kriegsministers und des commandirenden Ge-

nerals sind, daß man keinen Krieg gegen Aerzte führt, welche ohne weiteres freigegeben werden sollen, sobald man constatirt hat, daß sie wirklich Aerzte sind und man nicht ihrer Hülfe nothwendig bedarf, um die feindlichen Verwundeten zu behandeln.

Die genannten Aerzte haben ihre Aufgabe erfüllt, und es ist ihnen deshalb erlaubt, zu ihrer Armee zurückzukehren.

Ich hege die feste Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeboren diese Männer behandeln werden entsprechend den humanen Grundsätzen, welche hier zur Geltung kamen und in deren Folge sie unmöglich als Gefangene betrachtet werden können.

Mit Hochachtung, Ihr ehrerbietiger

Schleswig, 9. August 1850. J. C. Bendz."

Wir fanden in dem Commandanten von Nyborg einen freundlichen, alten Mann, der uns nach Einsicht unseres Geleitsbriefes sagte: „Es steht hier, Sie könnten acht Tage in Nyborg bleiben, da aber heute Abend ein Dampfschiff nach Travemünde abgeht, so werden Sie es vielleicht vorziehen, dasselbe zu benutzen." Nach einigem Besinnen fügte er aber hinzu: „Ich will doch erst meine Frau befragen!" Als er uns verlassen hatte, meinte Esmarch, wir sollten dieses Mißverständniß benutzen, um gleich weiter zu kommen, er sehnte sich nach seiner Braut. Ich erwiederte ihm jedoch, in einem Lustspiele würde das sehr gut wirken, aber nicht unter den bestehenden Verhältnissen; die uns aus Schleswig nachfolgenden Aerzte würden schon darunter zu leiden haben. Die Frau Commandantin war denn auch anderer Meinung gewesen als ihr Gatte, und hatte ausfindig gemacht, der Ausdruck „könnten" bedeute im Dänischen auch „sollten".

In der kleinen, mit hohen Wällen umgebenen Stadt Nyborg mit 3000 Einwohnern konnten wir uns jetzt acht Tage von den Anstrengungen in Schleswig erholen. Wir fanden eine halbe Stunde vor der Stadt einen ganz einsamen Platz

am großen Belt, wo wir badeten und schwammen. Stundenlang lagen wir dort täglich bei hellem Sonnenscheine im Heidekraute und freuten uns des herrlichen Anblicks der blaugrünen Meereswellen. Eines Tages hatten wir das Vergnügen, die ganze schwedische Flotte, mit dem Thronerben an Bord, an uns vorüberziehen zu sehen, Salutschüsse gebend und von der Festung empfangend.

Da wir gar keine Lectüre bei uns hatten, suchten wir nach Büchern, und fanden bei einem Buchbinder nur die sechs Bände dramatischer Werke von Victor Hugo, ins Deutsche übersetzt. Sie verleideten mir für immer die Lectüre der Schriften des noch jetzt unerschöpflichen, aber unerquicklichen Autors. Er gehört mit zu den Irrlichtern der Literatur, welche eine Nation in den Sumpf zu locken vermögen.

Am 18. August, Abends 10 Uhr, bestiegen wir das norwegische Dampfschiff „Christiania", welches uns nach Travemünde bringen sollte. Am Nachmittage vorher kamen die vier Doctoren Neck, Scholz, Roß und Keyl von Schleswig, welche uns sofort besuchten. Die dänischen Zeitungen bemächtigten sich dieses Zwischenfalls und beuteten denselben zu Ungunsten des Commandanten aus, der die Absicht unserer Internirung zu Nyborg dadurch vereitelt hatte, daß er die eben ankommenden Aerzte mit den abgehenden reden ließ.

Die Nacht des 18. war sehr stürmisch, ich war recht seekrank, während Esmarch ruhig schlafen konnte. Am Mittag des 19. kamen wir in Travemünde an, besahen uns die schöne, alte Stadt Lübeck und reisten dann nach Hamburg, wo wir Abends 10 Uhr anlangten.

Am 20. Morgens inspicirte ich die Hospitäler von Altona mit ungefähr 1200 Betten, welche ich in sehr guter Ordnung fand. Dr. Gustav Roß war dort Mitglied der Lazarethcommission, einer der ausgezeichnetsten jüngeren Oberärzte.

Am Nachmittage fuhren wir nach Kiel. Das Wiedersehen war um so freudiger, da meine Familie während unserer ganzen Gefangenschaft nichts von uns gehört hatte; wir durften nicht correspondiren. General von Willisen hatte nicht einmal seinen nächsten Umgebungen mitgetheilt, daß ich mit seiner Zustimmung in Schleswig zurückgeblieben sei. Abends spät erhielt ich noch den Besuch eines mir unbekannten, eben von Rendsburg kommenden Arztes aus Mitteldeutschland, welcher vor einigen Wochen nach Holstein gekommen war. Der große stattliche Mann sprach sehr gut und verrieth allgemeine und ärztliche Bildung. Er gab mir eine abschreckende Schilderung von den ärztlichen Zuständen in Rendsburg, in welche er die Namen vieler mir vortheilhaft bekannter Aerzte einfließen ließ. Am Tage zuvor hatte ihn die Statthalterschaft interimistisch zu meinem Stellvertreter ernannt. Ich sagte ihm: „In Ihrer Schilderung erkenne ich meine Aerzte nicht wieder; hoffentlich lernen Sie dieselben noch von einer vortheilhafteren Seite kennen." Wir verabredeten, am andern Morgen zusammen nach Rendsburg zu fahren, aber mein alter ego erschien nicht; er hatte es vorgezogen, direct in seine Heimath zurückzukehren. In Rendsburg erfuhr ich dann, daß er die ihm widerfahrene Auszeichnung der Empfehlung eines höheren Officiers zu verdanken habe. Am 20. August Morgens traf er fast sämmtliche Militairärzte von Rendsburg bei einer interessanten Section, sie hatten eben von der Anstellung des interimistischen Generalstabsarztes gehört. Einer sah den Andern an und lachte; es entstand ein allgemeines Gelächter, in welches auch Derjenige einstimmte, welcher dazu Veranlassung gab. Sein spurloses Verschwinden war deshalb leicht erklärlich. Ich kam übrigens in Rendsburg sehr erwünscht; größere Gefechte waren nicht vorgefallen, aber am 7. August war das Artillerie-Laboratorium in die Luft geflogen, wobei mehr als hundert Menschen um-

kamen; gleichzeitig war die Cholera ausgebrochen. Die Explosion erfolgte in dem Augenblicke, wo der erste Cholerakranke im Garnisonhospitale gebadet werden sollte. Es war Alles geschehen, der Cholera entgegenzutreten; zwei Cholerahospitäler waren angelegt, die ich zweimal täglich besuchte. Sie hörte bald wieder auf, nachdem sie beim Civil und beim Militair fast die gleiche Zahl von hundert Todten gekostet hatte. Ein junger hoffnungsvoller Arzt, Dr. Karsten, fiel in Kellinghusen der Cholera zum Opfer. Meine Skizzen und Bemerkungen von einer Reise nach Danzig hatten bei der Behandlung der Cholera in Rendsburg zur Richtschnur gedient. Die Aerzte hatten gefunden, daß die von mir gepriesene Opiumtinctur weniger wirksam sei, wie das reine Opium. Ich machte aber gleich ausfindig, daß die gebrauchte Tinctur aus einem mit Amylon verfälschten Opium bereitet war, welches, für sich gegeben, wirksam sein kann, aber zur Bereitung der Tinctur ganz unbrauchbar ist.

Zur Zeit meiner Rückkehr nach Rendsburg herrschte dort die ungemüthlich-lanwidrige Stimmung, wie sie an Orten zu bestehen pflegt, wo die Cholera zum ersten Male auftritt; nur die Aerzte blieben davon verschont und zeigten keine Cholerafurcht.

Am 25. August, Abends 10 Uhr, wurde ich zum Obersten von der Tann gerufen, der an der Cholera leiden sollte; es war aber nur ein Magenkatarrh durch Indigestion. General von Wissel hat in seinen schleswig-holsteinischen Denkwürdigkeiten den sauren Aal verewigt, welcher dazu die Veranlassung gab; er hatte mit davon gegessen. Es regnete furchtbar; ich zog es deshalb vor, bei von der Tann auf dem Sopha zu schlafen und erst am Morgen zu Hause zu gehen. Ich kam dadurch, wie von Wissel berichtet, zu dem Rufe, von der Tann, den Liebling der Armee, durch meine aufopfernden Bemühungen

von der Cholera gerettet zu haben. Ich hatte nur Tinctura rhei mit Aqua menthae verschrieben.

Da ich in Rendsburg bei dem commandirenden General zu Mittag speiste, so hatte ich täglich Gelegenheit, den Generalstab genauer kennen zu lernen. Neben General von Willisen, welcher präsidirte, saß der Herzog von Augustenburg, der ein würdiges Schweigen zu beobachten pflegte, neben diesem und mir zur Linken saß General von Wissel, mein tapferer, liebenswürdiger Landsmann und früherer Lehrer der Physik. Zu meiner Rechten saß der Armeeauditeur, Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein, oder Heinrich von Gagern, der mich in hohem Grade anzog. Man hat von ihm gesagt, er sei ein gebrochener Mann gewesen, als er nach Holstein ging, weil es ihm in Frankfurt nicht gelungen war, das deutsche Kaiserthum zu gründen. Ich habe nichts davon gemerkt; er war ruhig und heiter, seine Thätigkeit, sein Muth wurden allgemein anerkannt. Er sprach bei der Tafel kaum, die politischen Tischgespräche des Generals von Willisen konnten ihm eben so wenig behagen, wie dem Herzog von Augustenburg. Willisen hatte immer etwas für die Sache der Herzogthümer Niederschlagendes zu berichten und predigte Geduld und Friedfertigkeit, sogar in Zeitungsartikeln aus seiner Feder. Von der Tann erschien nur selten; er war meistens auf Recognoscirungen abwesend. Der ernsthafteste Mann unter uns war der treffliche Generalquartiermeister Geertz, welcher die Herzogthümer, deren Karte er herausgegeben hatte, so genau kannte, wie das Innere seiner Hände. Major Wyneken führte noch das große Wort; er hatte nach der Schlacht von Idstedt mit dem Herzog von Augustenburg gewettet, die Dänen würden binnen vierzehn Tagen in Rendsburg sein. Da ich auf dem linken Ohre nicht gut höre, hatte ich an dem Armeeauditeur mit seiner Stentorstimme einen gefährlichen Nachbar, weil er mein gutes Ohr

ganz in Anspruch nahm. Er wurde oft angegriffen wegen des neuen Militair-Strafgesetzes, welches alle Gefängnisse gefüllt erhielt, und vertheidigte sich damit, daß man jetzt keine neuen Gesetze machen könne, inter arma, silent leges! Ich sagte, bei uns ist es umgekehrt, vor der Stimme des Gesetzes kann man kaum das Geräusch der Waffen hören. Er hieß dann die Stimme des Gesetzes.

Man blieb nicht lange in Zweifel darüber, daß mit General von Willisen die Sache der Herzogthümer verloren sei. Jedermann fühlte das, aber man wußte sich nicht zu helfen, wie dies öfter bei Patienten vorkommt, die sich eines höflichen, aber ungeschickten Arztes nicht zu entledigen wissen.

Am 12. September hatte sich Willisen, vielfach zur Thätigkeit angespornt, entschlossen, einen Angriff auf die dänische Stellung bei Missunde zu machen, welcher, übel angelegt, kein anderes Resultat hatte, als daß hundertzweiundvierzig Verwundete nach Rendsburg kamen, elf Mann waren gefallen.

Nach unserm Unglück bei Idstedt waren uns verschiedene ausgezeichnete Aerzte zu Hülfe geeilt; die interessantesten darunter waren Dr. Carl Herrich aus Regensburg und Dr. Friedrich Thiersch aus München, der jetzige Professor der Chirurgie in Leipzig, außerdem Mr. Statham aus London, ein Schüler von Liston, der mir ein Empfehlungsschreiben seines Vetters, des berühmten Benjamin Travers brachte. Ich versammelte allmählich um mich in Rendsburg eine Elite junger Militairärzte und bewog Professor Frerichs, aus Kiel nach Rendsburg zu kommen, wo er zwei Hospitäler für innere Kranke übernahm, jeden Morgen Klinik hielt und die Leichenöffnungen dirigirte. Er wirkte begeisternd auf die jungen Aerzte, und wird sich gewiß noch gern dieser Zeit erinnern, wo ihm so viel Anerkennung entgegen getragen wurde, bei einer Thätigkeit, welche von seiner Seite in ganz uneigennütziger Weise übernommen war.

Die in Schleswig zurückgebliebenen Aerzte kamen allmählich wieder. Dr. Harald Schwartz, welcher vierzehn Tage nach mir in Rendsburg anlangte, war leidend. Ich sagte ihm, er werde Typhus bekommen, und rieth ihm, gleich zu seinen Eltern zu reisen. Er hatte sich die Krankheit geholt, indem er einen dänischen Officier auf Schloß Gottorp festhielt, der im Typhus-Delirium davonlaufen wollte. Nach einigen Wochen schrieb mir Dr. Schwartz, daß er bald nach seiner Ankunft im elterlichen Hause das Bewußtsein verloren habe und acht Tage so gelegen hätte. Der erste Gebrauch, hieß es weiter, den ich von meiner wiedererwachten Vernunft machte, war, daß ich alle zwei Stunden einen Löffel voll Medicin in das Nachtgeschirr schüttete. Er hatte schon einmal als Student in Halle den Typhus gehabt und war von Krukenberg behandelt worden.

Nach dem Gefechte bei Missunde erhielt Major Wyncken seinen Abschied, der Major von Stutterheim, früher Artillerie-Lieutenant in braunschweigischen Diensten, wurde Souschef des Generalstabs. Wyncken hatte sich für den Fall seiner Verabschiedung 5000 Thaler ausbedungen. Die Ratten verlassen das Schiff, sagte man in Rendsburg. Der böse Genius war vertrieben, aber der unfähige General blieb.

Nachdem der Angriff bei Missunde auf den linken Flügel der dänischen Stellung nichts gefruchtet hatte, wollte man es Ende September auf dem rechten bei Friedrichstadt versuchen. Es bildete den Schlüssel zur dänischen Stellung und war nach der Schlacht von Idstedt auf unverantwortliche Weise preisgegeben worden. Als die Dänen dasselbe am 7. August mit einer Brigade angriffen, war es nur mit einer Compagnie besetzt und wurde fast ohne Kampf genommen, weil die kleine Besatzung keinen wirksamen Widerstand leisten konnte. Einer der besten dänischen Officiere, Obristlieutenant Helgesen, war

Commandant geworden und hatte Alles gethan, die kleine Stadt zu befestigen. Jetzt sollte sie wieder genommen werden.

Unsere Ambulance wurde nach Delve am linken Ufer der Eider in der Nähe von Friedrichstadt beordert, ich folgte ihr dahin am 28. September in Begleitung von Dr. Esmarch, Dr. Roß und Dr. Herrich. Der 29. September war zum Angriff auf Friedrichstadt bestimmt, Oberst von der Tann, der Chef des Generalstabs, leitete die Operationen, aber landeskundige Officiere hatten den Plan dazu gemacht. Die am nördlichen Eiderufer auf einer Erhöhung liegende saubere Stadt ist gegen Osten durch die in die Eider fallende Treene nebst zahlreichen Gräben gedeckt und steht dort nur durch einen einzigen Deich mit dem östlichen Festlande in Verbindung; von Westen ist die Stadt leicht zugänglich. Von hier aus sollte der Hauptangriff erfolgen, aber durch einen Scheinangriff von Osten unterstützt werden. Dieser Plan, welcher Aussicht auf Erfolg darbot, wurde von Willisen dadurch lahm gelegt, daß er für den Angriff von Westen nur sechshundert statt der verlangten dreitausend Mann bewilligte. Die kleine Truppe ging mit zwei Kanonen über die Eider, vertrieb die dänische Besatzung aus Tönning, welcher sie neunundsiebzig Gefangene abnahm. Sie mußte aber dann unverrichteter Sache wieder abziehen, weil ihr von Friedrichstadt eine große dänische Uebermacht entgegenrückte, und kam am 30. September mit ihren Geschützen und Gefangenen glücklich über die Eider zurück. Der Angriff von Osten endigte blutig und fruchtlos für die Schleswig-Holsteiner. Die Artillerie konnte überall nur wenig thun, die Hindernisse zu beseitigen, Geschütze waren schwer heranzubringen, es fehlte an Munition, an Schanzkörben und an Brückentrain. Der am Abend des 29. unternommene Sturm führte uns eine Menge von Verwundeten nach Delve, so daß wir am 30. den ganzen Tag zu operiren hatten.

Da ich sah, daß in Delve für neue Verwundete nicht Raum genug sein werde, ging ich am 3. October nach der zwei Meilen südlich von Delve liegenden Stadt Heide, um die dortigen Hospitäler zu vergrößern, kam aber schon Mittags des 4. nach Delve zurück. Am Abend sollte ein zweiter Hauptangriff erfolgen. Die Artillerie hatte seit dem 29. September Friedrichstadt beschossen, den Gebäuden und Einwohnern vielen, den Befestigungen und ihren Vertheidigern aber wenig Schaden zugefügt. Der am Abend des 4. October in vier Colonnen mit sechstausend Mann unternommene Sturm wurde ebenfalls abgeschlagen, die Dänen hatten nach dem ersten Sturme Zeit gehabt, die Besatzung von Friedrichstadt bedeutend zu verstärken. Das Resultat der beiden Angriffe vom 29. September und vom 4. October waren hundertundfunfzig Todte, vierhundertsiebenundsiebzig Verwundete und eine zur Hälfte ruinirte befreundete Stadt.

Wir hatten in der Nähe von Süderstapel auf dem linken Eiderufer zwei Verbandplätze angelegt, von wo aus die schneller Hülfe bedürftigen Verwundeten nach Delve, die übrigen nach Heide, Rendsburg oder weiter dirigirt wurden. In der Nacht vom 4. October kamen die Verwundeten in großer Zahl nach Delve, wir hatten den ganzen 5. October zu operiren, obgleich es an geschickten Operateurs nicht fehlte. Unter den Schwerverwundeten befanden sich zwei Aerzte, Dr. Henke aus Erlangen und Dr. Ritter aus Kiel, Beide Söhne von Professoren, Beide mit bedeutenden Schädeldepressionen. Sie wurden Beide glücklich ohne Trepanation oder Elevation geheilt.

Am 8. October schickte ich Esmarch nach Rendsburg, um in den dortigen Hospitälern meine Stelle zu vertreten, am 11. October ging ich selbst über Heide, Altona und Kiel nach Rendsburg zurück, wo ich am 13. ankam, nachdem ich an den genannten Orten die dahin von Friedrichstadt gelangten Ver-

wundeten gesehen hatte. Am 22. October ging ich zum zweiten Male nach Delve über die Hohner Fähre. Die Reise von vier Meilen dauerte sieben Stunden mit vier Pferden und einer leichten Chaise, so waren die Wege durch anhaltenden Regen erweicht. Man kann sich denken, wie schwer es gewesen war, Geschütz und Munition nach Friedrichstadt zu bringen. Am 17. November war ich zum letzten Male in Delve. Der commandirende General hatte mir ein Dampfschiff zur Verfügung gestellt, welches mit Beihülfe von Schleppkähnen Verwundete nach Rendsburg bringen sollte. Es regnete den ganzen Tag, so daß ich in der Cajüte sitzen mußte. Als wir uns der Schiffbrücke bei Delve näherten, rief mich der Capitain auf Deck, er wollte mir zeigen, wie man die geöffnete Brücke bei voller Fahrt passiren müsse, seine Vorgänger hätten das nicht verstanden und bei langsamen Fahren fast immer die Brücke beschädigt. Wir schossen in voller Fahrt hindurch, die Brücke blieb unbeschädigt, aber das Dampfschiff verlor seinen einen Radkasten mit großem Lärm. Es war sehr komisch. Der Capitain hatte früher von sich reden gemacht, indem er ein von den Dänen verfolgtes Schiff auf den Strand jagte und in die Luft sprengte.

Mit dem Sturme auf Friedrichstadt waren die größeren Unternehmungen des Feldzuges zu Ende. Das Jahr schloß mit einem am 31. December stattfindenden Vorpostengefechte bei Möhlhorst, wo ein sehr interessanter Mann, Lieutenant Nasemann, einen Schuß in das linke Knie erhielt. Er wurde amputirt und zeigte uns im folgenden Sommer bei Kiel, daß man auch mit einem Beine schwimmen kann.

Am 10. November hatte Oberst von der Tann die Armee mit Urlaub verlassen, um nicht wieder zurückzukehren. Oberstlieutenant von Jeß, ein Schleswig-Holsteiner, wurde Chef des Generalstabes. Am 7. December erhielt General von Willisen

den schon öfter, aber nicht ernstlich verlangten Abschied und General von der Horst übernahm das Commando. Niemand bedauerte Willisen's Abgang; keine der größeren Unternehmungen war nach seinem Sinne gewesen. Er wollte nicht in das Herzogthum Schleswig einrücken, also auch nicht bei Idstedt schlagen, durch einen Befehl der Statthalterschaft vom 13. Juli 1850 mußte er dazu gezwungen werden. Der Angriff auf Missunde wurde ihm abgerungen, bei Friedrichstadt verhielt er sich übrigens ganz passiv, verhinderte aber jedes Gelingen, indem er am 29. September die nöthige Mannschaft verweigerte, welche den 4. October am unrechten Orte nutzlos geopfert wurde. Er sah am 4. October dem Sturme an einem den feindlichen Geschossen sehr ausgesetzten Orte zu und gab seinen Lebensüberdruß deutlich zu erkennen; es weckte ihm keine Sympathien mehr. Mit seiner Denkungsart durfte er das Commando der schleswig-holsteinischen Armee nicht übernehmen. Nur der Sieg konnte die Unabhängigkeit der Herzogthümer retten. Die Statthalterschaft, die Armee, das ganze Volk erwarteten Thaten, die Willisen nicht ausführen wollte.

Es war rührend, wie fest die Hoffnungen der Patrioten wurzelten, sie warteten immer auf den eintretenden Frost, welcher die Festigkeit der dänischen Stellung vermindern sollte, kluge Leute sprachen noch von Siegeshoffnungen, als im Hauptquartier Niemand mehr an Schlagen dachte. Die Armee war 1851 bei ihrer Auflösung stärker, als zu Anfang des Feldzugs von 1850, man hatte immer noch geworben und ausgehoben, in der Hoffnung, zu siegen.

Es war nicht Gottes Wille, daß Schleswig-Holstein ein unabhängiger Staat werden solle, daß die Augustenburger zur Regierung gelangten.

Es gab schon 1850 Stimmen, welche dies nicht beklagten und die Bildung eines neuen deutschen Kleinstaats nicht wün-

schenswerth fanden, bei aller Sympathie für eine edle, fürstliche Familie, deren Haupt, der Herzog Christian, sich so gut deutsch gesinnt zeigte, der sich von den Dänen nicht verlocken ließ, um ihren Thron zu werben. Hätte er dies gethan, so wäre der schleswig-holsteinische Krieg nicht zum Ausbruche gekommen und es sähe jetzt wohl ganz anders in Deutschland aus! Wer möchte leugnen, was die drei Feldzüge von 1848 bis 1851 für die Entwickelung des Nationalgefühls gethan haben, weniger durch Siege, als durch politische und militairische Niederlagen, — im Schatten künftiger Begebenheiten?

Ich betrachte Willisen als ein Werkzeug der Vorsehung, die uns durch Trübsal der höheren Bestimmung entgegenführte.

Mögen die Deutschen nie vergessen, was die Bewohner des meerumflossenen Landes für sie gethan und gelitten haben! Diese werden aber selbst schon dafür sorgen, denn keiner unserer deutschen Stämme darf sich besser dünken, als die edlen Schleswig-Holsteiner!

In Kiel,

vom Januar 1851 bis April 1854.

Die Tage der Trübsal kamen. Am 2. Januar 1851 trafen die Bundescommissarien in Hamburg ein, welche dem Kriege ein Ende machen sollten. Dies war das Resultat der Conferenzen zu Olmütz, welche am 28. und 29. November 1850 zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland stattgefunden hatten. Am 6. Januar 1851 wurde die Statthalterschaft in Kiel mit den Forderungen der Commissarien bekannt gemacht. Am 8. Januar kamen die beiden Statthalter Graf Reventlow und Beseler nach Rendsburg, um einem Kriegsrathe die Frage vorzulegen, ob der Krieg noch fortzuführen sei, da derselbe jetzt auch gegen den deutschen Bund unternommen werden müsse. General von der Horst und seine Stabschefs, die Generale von

Baudissin und von Wissel, Major Heinrich von Gagern, die angesehensten und tapfersten Männer des Heeres, fanden es unmöglich, den Krieg fortzuführen.

Am 10. Januar 1851 fand die denkwürdige Sitzung der Landesversammlung in Kiel statt, welche bis 5 Uhr Morgens dauerte, und damit endete, daß die Bedingungen der Bundescommissarien angenommen wurden. Nur mit großer Mühe gelang es der besonnenen Partei, die Hoffnungen derer niederzuschlagen, welche von einer Fortsetzung des Krieges das Heil des Landes erwarteten. Der Statthalter Beseler legte sein Amt nieder und überließ dem Grafen Reventlow das peinliche Geschäft, sein geliebtes deutsches Land unter dänische Herrschaft zurückzuführen.

Am 15. Januar 1851 kehrte ich nach Kiel zurück. Die Armee wurde jetzt reducirt, sie war mit 860 Officieren noch 42,000 Mann stark, nur das deutsche Bundescontingent mit 113 Officieren blieb davon übrig. Die Invaliden erhielten Pension, die Officiere entweder nichts, oder die Gage für einige Monate als Abfindung. General von der Horst war unter den Verabschiedeten. Man bedurfte meiner noch zur Regelung des Invalidenwesens, ich mußte also mit in das holsteinische Contingent treten und an meiner Pickelhaube eine neue Cocarde befestigen lassen.

Die schleswig-holsteinischen Militairärzte theilten das Schicksal der Officiere, auch die älteren, zum Theil Leute von funfzig bis sechszig Jahren, wurden ohne Pension entlassen. Sie erregten mein großes Bedauern, da sie während des dreijährigen Krieges große Anstrengungen machen mußten und dabei ihre Praxis vernachlässigt oder verloren hatten. Für die jüngeren Militairärzte suchte ich nach Kräften zu sorgen, indem ich sie gegen Ende des Krieges in Garnisonen versetzte, wo sie Aussicht hatten, gut fortzukommen. Sie sind

auch meistens da geblieben, wohin ich sie dirigirt hatte. Seit der Schlacht von Idstedt hatte ich selbst alle Hoffnung verloren, daß mit Willisen noch ein guter Ausgang möglich sei.

Invalide Officiere untersuchte ich selbst, für die zum Theil noch in vielen Hospitälern zerstreuten Unterofficiere und Gemeinen wurde eine Commission gebildet, welche im Lande umherreiste. Der Oberarzt Kirchner, welcher als Mitglied derselben das Protocoll führte, stellte das Resultat der Invaliden-Untersuchung in so genauer Weise zusammen, daß sein Bericht für mich von großem wissenschaftlichen Werthe war. Am 1. Februar 1851 erhielt ich von der abtretenden Regierung als Cassenrest noch 1200 Mark zugesendet, für welche ich künstliche Glieder machen ließ.

Meine eigene Entlassung aus dem Militairdienste erfolgte erst 1852, und wurde am 18. Februar von dem damals als Kriegsminister fungirenden Oberstlieutenant Sevcloh, einem früheren hannoverschen Artillerieofficier, ausgefertigt.

Mittlerweile hatten sich meine Verhältnisse schon auf eine Art gestaltet, welche meine Zukunft sicher stellte. Meine Freunde in Freiburg wünschten mich wieder unter sich zu sehen. Im Frühjahr 1851 schrieb der damalige Rector, Professor Ecker, an mich und machte mir Anerbietungen, welche ich abzulehnen nicht in der Lage war. Die von mehreren Seiten geführten Unterhandlungen waren so weit gediehen, daß es nur meiner Zustimmung bedurfte, aber man wollte mich gern in Kiel behalten.

Durch Vermittelung von Etatsrath Olshausen, der noch als Curator fungirte, erhielt ich ein Schreiben der am 2. Februar 1851 eingesetzten obersten Civilbehörde zur Verwaltung des Herzogthums Holstein, welche an die Stelle der am 1. Februar mit der Statthalterschaft abgetretenen Departementschefs getreten war. Ich schalte dies Schreiben hier

ein, weil es zeigt, wie die Sachen damals behandelt wurden. Von den beiden Unterzeichneten war der Freiherr Adolph von Blome-Heiligenstedten Präsident dieser Behörde, der Etatsrath Heinzelmann Departementschef für geistliche und Unterrichts-Angelegenheiten.

„Herrn Professor Dr. Stromeyer in Kiel.

Der obersten Civilbehörde ist unter dem 23. d. M. ein Schreiben des landesherrlichen Commissairs Grafen von Reventlow-Criminil vom selbigen Dato zugegangen, wonach Seine Majestät mittelst Rescripts vom 19. d. M. den landesherr-Commissair zu der Erklärung ermächtigt haben, daß dem Professor Dr. Stromeyer in Kiel, wenn derselbe den nach Freiburg an ihn ergangenen Ruf ablehnen würde, nach vollständiger Wiederherstellung Seiner Majestät landesherrlicher Autorität im Herzogthume Holstein, eine Bestallung als Professor der Chirurgie und Augenheilkunde an der Kieler Universität allergnädigst werde verliehen werden und daß bei dem Wegfall einer von demselben bezogenen anderweitigen Gage von 2500 Mark das bisher von ihm als Professor genossene Gehalt von 3750 Mark auf 5400 Mark jährlich werde erhöht werden.

Von Vorstehendem ermangelt die oberste Civilbehörde nicht, den Herrn Professor Dr. Stromeyer hierdurch in Kenntniß zu setzen.

Kiel, den 26. August 1851.

Die oberste Civilbehörde für das Herzogthum Holstein.

Adolph Blome. Heinzelmann."

Meine Seele war noch so erfüllt von der allgemeinen Trauer, daß die günstige Wendung meines eigenen Geschicks weniger Eindruck auf mich machte, als man erwarten sollte. Ich konnte mich nicht freuen, selbst geborgen zu sein, während so viele Familien mit den größten Sorgen kämpften. Hätte man mich in Kiel nicht zu fesseln gesucht, so wäre ich wieder

nach Freiburg gezogen, keineswegs ungern, aber nicht mit freudigem Gefühl. Ich konnte mich von Esmarch nicht trennen und hatte wohl eine Ahnung davon, daß wir so bald nicht auseinandergehen durften, um unser Schicksal zu erfüllen, welches uns die Aufgabe stellte, in kriegerischen Zeiten zu denselben Zwecken zusammenzuwirken.

Es sprachen aber auch andere Gründe für mein Bleiben in Kiel. Ich konnte das deutsche Element dort verstärken, an meine Stelle wäre vielleicht ein Däne gekommen; es wurden zwei dänische Professoren angestellt, Panum für Physiologie und Molbeck für dänische Sprache. Da ich keiner politischen Partei und jedenfalls nicht den Ultras angehörte, war ich eine zur Vermittelung geeignete Persönlichkeit, und würde großen Einfluß gewonnen haben, wenn ich es darauf angelegt hätte. Es wurde mir sogar angeweht, man wolle mich zum dänischen Generalstabsarzt machen, wenn ich Dänisch lernen wollte. Esmarch wäre mir nach Freiburg gefolgt, wenn ich dazu gerathen hätte, aber ich hielt es für bedenklich, diesen jungen Eichbaum zu verpflanzen. Er hatte während der drei Feldzüge schon ein Ansehen gewonnen, welches weit über seine Jahre ging. Er mußte womöglich seinen Landsleuten erhalten werden, damit er blieb wie diese, treu und wahr, hülfreich und gut. Mein Bleiben in Kiel kostete mich 1851 kein Kopfbrechen, obgleich ich damals wie später Heimweh nach dem schönen Freiburg hatte. Es wurde mir auch gar nicht verdacht, daß ich in die Dienste des Königs-Herzogs trat, die Sympathie für deutsche Zustände war nach dem traurigen Ausgange des schleswig-holsteinischen Krieges auf dem Gefrierpunkte.

Nach dem am 24. April 1852 erfolgten Tode des Etatsraths Pfaff, wurde ich zum Director des holsteinischen Sanitäts-Collegiums ernannt, mit einer Besoldungszulage, durch welche meine früheren Einnahmen als Professor und Generalstabsarzt

fast wieder hergestellt wurden. Meine Lage hatte sich jedenfalls verbessert, da ich für ein einziges Amt nur 164 Thaler weniger erhielt, als früher für zwei. Auf die Geschäfte im Sanitäts-Collegium durfte ich nichts rechnen, weil mir diese auch schon vorher in fast gleicher Weise oblagen.

Leider hörte 1852 Olshausen's Wirksamkeit als Curator auf. Er wurde nebst den Professoren Meyn, Nitzsch, Chalybaeus, Scherck, Ravitt, Pelt und Stein seines Amtes entsetzt. Diese Männer hatten beim Ausbruche der Erhebung im März 1848 die Schiffe hinter sich verbrannt und dem Könige ihre Orden zurückgeschickt. Im Herbste 1853 ging Olshausen als Universitäts-Bibliothekar nach Königsberg, von wo er 1858 als vortragender Rath für Universitäts-Angelegenheiten im Cultus-Ministerium nach Berlin berufen wurde, wo er bis 1874 gewirkt hat. Das Letzte, was Olshausen für mich that, war, daß er mir ein schönes Gebäude, welches früher als Cadettenhaus für die schleswig-holsteinische Marine gedient hatte, für die chirurgische Klinik anbot. Die Verbesserung wäre für den Augenblick sehr erheblich gewesen, aber sie hätte die Zukunft der Kliniken präjudicirt. Es mußte für die medicinische Klinik so gut, wie für die chirurgische gesorgt werden, und ein durchaus wünschenswerthes Gebäude für chirurgische Klinik war das an einer lebhaften Straße in der Nähe des Bahnhofs gelegene Haus ohne Garten keineswegs. So schlug ich dieses und ebenso ein anderes großes Gebäude aus, welches mitten in der Stadt lag. In einem Orte mit so reizenden Umgebungen, wo es der guten Plätze viele giebt, wäre es eine Schande gewesen, durch eine Abschlagszahlung das System zu verewigen, alte Häuser zu Kliniken herzurichten, statt neue zu bauen.

Frerich's Gegenwart in Kiel war mir äußerst erfreulich. Mit dem Abgange des Etatsraths Meyn konnten seine Verhältnisse auf eine für ihn befriedigende Weise geordnet werden.

Er erhielt die stehende Klinik, eine Official-Wohnung und 2000 Thaler Gehalt. Seine wissenschaftliche Richtung war mir durchaus zusagend, weil er die Praxis nicht minder hoch anschlug, als die Theorie; seine Art zu examiniren war vortrefflich, seine Vielseitigkeit belebend. Er paßte damals für die Schleswig-Holsteiner und fühlte sich gemüthlich unter ihnen. Wir sahen uns im Winter alle vierzehn Tage in einem Kreise von ärztlichen Kriegskameraden, wo wir von 8 Uhr Abends an oft bis tief in die Nacht beisammen saßen, unter ernsten und heiteren Gesprächen. In der schönen Jahreszeit hatten wir einen Verein zum Scheibenschießen, der jeden Sonnabend Nachmittags in Dorfgarten zusammenkam und dort mit einem Abendessen endigte. Dieser Verein bekam eine gewisse Celebrität und führte uns oft fremde ärztliche Gäste zu.

Esmarch übernahm wieder die Stelle eines ersten Assistenten der chirurgischen Klinik und habilitirte sich als Privatdocent. Er ordnete unsere Sammlung von Knochenpräparaten aus dem Felde, die ihm nebst den von mir gesammelten Hospitalbüchern dazu diente, sein Werk über Resectionen bei Schußwunden zu schreiben. Es erschien Ostern 1852 und fand als erste Monographie über einen für die Kriegschirurgie wichtigen Gegenstand allgemeinen Beifall. Mr. Statham übersetzte dasselbe, nebst meiner ersten Abhandlung über Schußfracturen in das Englische, und trug auf diese Art wesentlich dazu bei, unsere Erfahrungen in England und Amerika bekannt zu machen. Guthrie sagt in seinen Commentaren: Während große Kriege der neueren Zeit nur bekannte Lehrsätze bestätigten, haben die Streitigkeiten und Gefechte der Dänen und Schleswig-Holsteiner ganz wider Erwarten günstige Resultate für die Wissenschaft geliefert. Nach Vollendung seiner Schrift ging Esmarch Ostern 1852 auf Reisen, um Deutschland und Frankreich kennen zu lernen. Wir sahen uns wieder im September 1852, wo ich mit meiner

ältesten Tochter zum Naturforscherverein nach Gotha ging. Wir trafen dann in Frankfurt mit meinem kranken Schwager Banks zusammen, den Esmarch an den Genfer See begleitete. Von dort ging er nach Paris, wo der Staatsstreich Louis Napoleon's vom 2. December 1852 mit seinen blutigen Folgen ihm Gelegenheit gab, Vergleiche zwischen deutscher und französischer Kriegschirurgie anzustellen. Ostern 1853 kam er von Paris nach Kiel zurück, um dort zu practisiren und Vorlesungen zu halten.

Ich fing in Kiel sehr bald an, mich ernsthaft mit dem Neubau der medicinischen und chirurgischen Kliniken zu beschäftigen, wobei ich ganz auf eigene Erfahrungen und Ansichten angewiesen war, denn es fand sich dort Niemand, der jemals über den Bau eines Hospitals nachgedacht hätte. Die erste wichtigste Sorge dabei ist immer die Wahl des Platzes. Ich speculirte überall herum, wenn ich ausritt, und fand endlich, was ich suchte.

Mit dem Bauplane beschäftigte ich mich den ganzen Winter 1852/53, und kam nicht ohne große Mühe damit zu Stande, einen Riß zu entwerfen, in welchem die nöthigen Räume auf passende Art vertheilt waren. Mein Entwurf wurde von dem Baumeister Ehbets architektonisch gezeichnet und fand Beifall. Unter einem Dache sollten die medicinischen und chirurgischen Kliniken vereinigt sein; die innere Einrichtung erlaubte es, das Haus der Länge nach so zu theilen, daß beide Abtheilungen völlig getrennt waren. Leider hatte Frerich's uns im Herbste 1851 verlassen, um nach Breslau zu gehen. Sein Nachfolger war Dr. Emil Götz aus Danzig, ein liebenswürdiger, kenntnißreicher Mann, der aber schon als Invalide zu uns kam und mir durch seine Unentschlossenheit große Schwierigkeiten machte. Da es jedenfalls schwer war, ein so kostbares Unternehmen, wie den Bau von zwei Kliniken, durch-

zusetzen, so hatte ich den Gedanken gefaßt, wir dürften nicht darauf antragen, daß uns Officialwohnungen gebaut würden, weil man uns sonst nachsagen konnte, wir betrieben die Angelegenheit nur aus persönlichem Interesse und nähmen bei der Wahl des Platzes mehr Rücksicht auf unsere eigene Annehmlichkeit, als auf die Institute. Meine Uneigennützigkeit ist mir nie schlechter bekommen, als bei dieser Gelegenheit. Professor Götz, der mir in meiner Anschauung völlig Recht gab, fand, im Grunde genommen, doch keinen Geschmack daran, und der Departements-Chef Heinzelmann sagte mir in Bezug auf die Officialwohnungen: Er begreife es wohl, daß man nicht Lust habe, einem Krankenhause nahe zu wohnen, wenn man älter werde. Ich hätte aus der Haut fahren mögen, als ich diese Kritik meiner Bemühungen hörte, ließ mich aber nicht irre machen. Man konnte ja Häuser für Professoren bauen, wenn man wollte, ohne daß diese es für durchaus nothwendig erklärten.

Im Sommer 1853 kam der sehr angesehene Staatsbaumeister Koch aus Kopenhagen auf einige Tage nach Kiel. Ich benutzte seine Anwesenheit, um ihn auf alle die Plätze zu führen, welche bei dem Bau der Kliniken in Betracht kommen könnten, ohne ihm zu sagen, welchen ich für den besten hielt; er erklärte sich ohne weiteres für den von mir bevorzugten, damit waren alle übrigen außer Frage gestellt. Dieser Platz lag aber nicht auf städtischem Gebiete; ich gerieth dadurch in Conflict mit der Bürgerschaft von Kiel. Es gab darunter noch immer Leute, welche die mit Schwefelwasserstoff geschwängerte Umgebung des kleinen Kiels für sehr gesund hielten, während ich weit davon, achtzig Fuß über dem Hafen, hinter dem Schloßgarten, bauen wollte.

Als ich meinen Plan dem akademischen Senate vorlegte, kam ich auch übel an. Wie sollen wir Zulagen erhalten,

sagten die Theologen, wenn so viel Geld für die Kliniken ausgegeben wird? Ueberall fand ich Widerstand, nirgends aufrichtige Unterstützung. Ich beschloß, in den Herbstferien nach Kopenhagen zu gehen, um mit den Ministern über meinen Plan zu verhandeln und den König dafür zu gewinnen. Während ich mit diesem Reiseplane beschäftigt war, erschien ein königlich hannoverscher Kriegsrath in Kiel, welcher mir das Anerbieten machte, als Generalstabsarzt in königlich hannoversche Dienste zu treten. Ich konnte dasselbe ohne weiteres ablehnen, weil die Anerbietungen mit 2400 Thaler Gehalt meinen Verhältnissen in Kiel nicht entsprachen. Ich hoffte, die Sache sei damit abgemacht und reiste nach Kopenhagen. Die Minister Graf Moltke und Graf Reventlow-Criminil empfingen mich sehr freundlich und versprachen, meinen Wünschen wo möglich nachzukommen. Ich hatte eine Audienz bei König Friedrich VII. in Skowsborg, einem kleinen Lustschlosse, eine Stunde von Kopenhagen entfernt, und trug ihm meine Wünsche vor. Er versprach, die Angelegenheit in Erwägung zu ziehen, und unterhielt sich dann noch längere Zeit mit mir auf sehr originelle Art, indem er mir die politische Lage des Landes deutlich zu machen suchte. Dänemark, sagte er unter anderm, befindet sich zwischen Rußland und England, wie die Laus zwischen zwei Nägeln. Diese Ansicht dürfte in Kopenhagen jetzt nicht mehr getheilt werden, sie beweist aber, daß Friedrich VII. im Jahre 1853 von Deutschland nichts befürchtete. Er war damals fünfundvierzig Jahre alt, ein kleiner corpulenter Mann, dessen Kopf etwas an seinen schönen Vater, Christian VIII., erinnerte. Er hatte eine blasse, kränkliche Gesichtsfarbe; während meiner Unterredung mit ihm störte es mich, daß ich durch seinen meistens offen stehenden Mund die Zunge sehen konnte, welche sehr belegt war.

Kopenhagen und seine Umgebungen gefielen mir sehr, be-

sonders Thorwaldsen's Museum, in dessen Mitte, umgeben von allen seinen Werken, der große Mann begraben liegt, den ich in München persönlich kennen gelernt hatte. Ich ging einmal in das dänische Theater, wo Shakespeare's Loves labours lost gegeben wurde, verstand aber gar nichts, obgleich ich das Stück sehr gut kannte.

Nach vier Tagen reiste ich sehr zufrieden ab; bestimmte Versprechungen waren mir nicht gemacht, aber ich hoffte, das Uebrige werde sich finden.

Gleich nach meiner Rückkehr kam der Professor der Geburtshülfe zu mir, um mir zu sagen, daß er auch nach Kopenhagen gehen wolle, um eine neue Anstalt zu erhalten. Ich bat ihn, doch so lange zu warten, bis der Bau der Kliniken genehmigt sei, aber er war fest entschlossen. Ich fragte ihn dann, ob er, wie ich es gethan, einen Plan und Kostenanschlag vorlegen könne. Er erwiederte mir, es sei ein Plan vorhanden, den sein Vorgänger gemacht habe, welchen er jetzt benutzen könne und holen wolle. Es war ein Rattenkönig von ineinandergehenden Zimmern, ohne Corridor, in duplo, um die zweite Abtheilung benutzen zu können, wenn die erste inficirt sei. Ich erbot mich, ihm einen besseren Plan zu zeichnen, den er am folgenden Tage abholen könne. Auf zwei Receptstreifen zeichnete ich den Grundplan von zwei Etagen. Am folgenden Tage lief der Herr Professor damit ohne alles Besinnen zu dem Baumeister Ehbets, der binnen acht Tagen nach meinen Ideen einen schönen großen Riß nebst Kostenanschlag zu Stande brachte. Als der Professor kam, mir diesen Plan zu zeigen und mir Adieu zu sagen, war ich gerade damit beschäftigt, einen Brief aus Hannover zu lesen, in welchem mir sehr annehmbare Bedingungen mit 3000 Thaler Gehalt angeboten wurden, wenn ich Generalstabsarzt werden wollte. Ich zeigte dem Herrn Collegen diesen Brief, indem ich dabei bemerkte,

daß ich doch lieber in Kiel bleiben würde, wenn ich sicher wüßte, daß man neue Kliniken bauen wolle. Nach acht Tagen kam der Herr College von Kopenhagen zurück und rühmte sich gegen Andere, wie er es dort wohlweislich verschwiegen habe, daß ich schon zum zweiten Male nach Hannover berufen sei; Aufträge, für mich zu wirken, habe ich ihm ja nicht gegeben. Damit hatte es seine Richtigkeit; ich hätte ja selbst nach Kopenhagen schreiben können, aber ich wollte den Collegen auf die Probe stellen, und hatte, ungefähr wie wenn man seinen Entschluß an den Knöpfen abzählt, mein Bleiben in Kiel davon abhängig gemacht.

Niemand rührte sich für mich! Der College von der medicinischen Klinik nicht, weil er gern ein schönes Haus haben wollte; der Senat nicht, weil ich Geld verlangte; die Bürgerschaft nicht, weil ich außerhalb des städtischen Gebietes bauen wollte. Habeant sibi, dachte ich, und nahm den Ruf nach Hannover an. Ich hatte mir die Sache allerdings auch reiflich überlegt. Es war nicht gerade mein Wunsch, in Kiel mein Leben zu beschließen; ich liebte es nicht. Es beherrschte mich auch die Idee, neue Kriege würden nicht ausbleiben, und ich könnte dadurch in eine schiefe Stellung kommen, wenn ich in Diensten des Königs von Dänemark stand. In Hannover konnte ich auf das Militair-Sanitätswesen wirken; man hatte dort die besten Absichten, Alles neu und gut zu ordnen. Endlich machte ich durch meinen Abgang für Esmarch Platz; ich war fest überzeugt, daß er mein Nachfolger sein werde. Ich hütete mich wohl, ihn zu empfehlen; er mußte sich selbst geltend machen; aber ich zweifelte nicht daran, daß er es könne und werde. Am meisten bedauerte ich das Verlassen der akademischen Laufbahn; sie ist jedenfalls die angenehmste und giebt mehr Gelegenheit, der Wissenschaft zu nützen, als die Stellung eines Generalstabsarztes in Friedenszeiten. Ich war aber mittler-

weile fünfzig Jahre alt geworden und durfte nicht darauf hoffen, noch an eine mir zusagende Professur berufen zu werden. Meine gute Frau mischte sich gar nicht ein; ich wußte aber, daß ihr Hannover sehr angenehm sein werde.

Es war immerhin ein gewagtes Spiel, die Universität zu verlassen, um Esmarch nützlich zu sein, dessen Schicksal ich in den Händen übelwollender Collegen ließ, die, wie auch die Folge lehrte, gegen ihn so gesinnt sein würden, wie gegen mich, aber, wie Shakespeare den Brutus sagen läßt:

Es wechselt, wie im Weltmeer, Ebb' und Fluth
Im Menschenleben; wer die Fluth benutzt,
Erreicht das Glück; wer träge sie versäumt,
Der muß an Klippen elend untergehn.
Auf einer hohen Fluth sind wir jetzt flott
Und müssen ihrer Strömung, die uns dient,
Nun folgen oder Alles ist dahin.

Ich folgte der Fluth, und Esmarch konnte in Kiel der Humanität Dienste leisten, wie sie an keinem andern Orte möglich gewesen wären.

Meine Bemühungen um die Kieler Kliniken, welche mich dem Ostracismus der Zeitgenossen preisgaben, sind nicht ohne Erfolg geblieben. Nach meinem Abgange von Kiel wurde der von mir ausgewählte Platz gekauft, eine Million Steine wurde angefahren, die Fundamente wurden ausgegraben. Dann ruhte der Bau Jahre lang, bis die Steine verdorben oder gestohlen waren, wurde wieder aufgenommen und 1862 beendigt. Mein ursprünglicher Plan für die Kliniken wurde beibehalten, aber nicht seinem ganzen Umfange nach ausgeführt; vier große Säle wurden weggelassen, die man 1868 durch Baracken ersetzt hat, weil sie nicht zu entbehren waren. Die geburtshülfliche Anstalt wurde, ebenfalls nach meinem Entwurfe, auf einer Linie mit den Kliniken im Schloßgarten gebaut. Die drei klinischen Professoren erhielten schöne Häuser mit großen Gärten.

Meine schriftstellerische Thätigkeit war in Kiel nicht so bedeutend, wie ich wünschte; ich habe dort nichts drucken lassen, als die im Winter 1849/50 verfaßte Abhandlung über Schußfracturen. Ich hegte die ernsthaftesten Absichten, mein Handbuch fortzusetzen, es wollte mir aber nicht gelingen, die Erfahrungen im Felde waren so lebendig in mir, daß andere Capitel mich abstießen. Ich schrieb über Kopfverletzungen durch Schußwaffen, in der Hoffnung, damit die Bahn für das Handbuch zu brechen, aber was ich schrieb, paßte nicht für ein Handbuch der Chirurgie; durch dieses Capitel kam ich noch tiefer in die Kriegschirurgie. Ich schrieb in Kiel ungefähr die Hälfte meiner Maximen der Kriegsheilkunst, aber ohne Aussicht auf baldigen Abschluß. Unsere Knochenpräparate boten die Gelegenheit, einen wichtigen Theil der pathologischen Anatomie der Schußwunden anschaulich zu machen. Der Senior unter den Aerzten der schleswig-holsteinischen Armee, früher Oberarzt des zweiten Dragoner-Regiments, Kriegsrath Mencke in Itzehoe, kam mir mit seinem Zeichnengenie zu Hülfe. Wir suchten die der Abbildung fähigen, interessanten Präparate zusammen und er zeichnete sie in natürlicher Größe. Es war anfangs meine Absicht, diese schönen Tafeln in derselben Größe lithographisch nachbilden zu lassen, gab dies aber später wieder auf, weil das Werk mit Atlas zu kostspielig geworden wäre.

Am 4. Februar 1854 war Esmarch's Hochzeit mit meiner Tochter Anna. Wir waren an diesem Tage, wie am Vorabend, sehr heiter; die bald bevorstehende Trennung vermochte nicht, uns sentimental zu stimmen, da Hannover so nahe liegt, daß wir hoffen konnten, uns oft zu sehen. Für Esmarch's Gedeihen hielt ich die Trennung von mir durchaus nothwendig; wissenschaftliche oder praktische Anschauungen dürfen nicht unter den Einfluß freundschaftlicher Gefühle gerathen, sonst wird Copie oder Coterie daraus und Originalität wird abgeschwächt.

Ein langes Zusammenleben an einem Orte wäre für uns Beide deshalb unmöglich gewesen.

Kurz vor meiner Abreise von Kiel versammelte Etatsrath Hegewisch meine Freunde zu einem Diner in Brandt's Hôtel, wo man der schweren Zeiten gedachte, in denen ich den Schleswig-Holsteinern beigestanden hatte. Obgleich Hegewisch bei der Märzerhebung von 1848 gar nicht betheiligt war und dieselbe nicht durchaus billigte, so war er doch einer von den besten deutschen Patrioten in den Herzogthümern, der durch seine, theils anonym, theils unter dem Namen Franz Baltisch herausgegebenen schriftstellerischen Arbeiten den deutschen Geist zu wecken wußte. Sein Haus in Kiel und während des Sommers seine Villa am Eingange des Düsternbrooker Holzes waren der Sammelplatz interessanter Leute der verschiedensten Art. Seine Gattin, welche noch in vorgerückten Jahren die Spuren großer Schönheit trug, war von gräflichem Geschlechte und versammelte die Prinzen und Grafen um sich; Hegewisch, damals schon einundsiebzig Jahre alt, die Gelehrten und die Patrioten; die geistreiche Tochter Charlotte die junge Welt und die Künstler. Wir haben sehr angenehme Stunden in dieser Familie verlebt, nicht minder im Verkehr mit Dr. Steindorff, welcher sich 1850 in Kiel niedergelassen hatte, wo er bald einer der angesehensten und beliebtesten Aerzte wurde, wie früher in Schleswig. Er besaß außer gründlicher ärztlicher Bildung eine seltene Liebenswürdigkeit im Umgange, große Theilnahme für seine Patienten und die größte Redlichkeit des Charakters.

Von den Professoren der Universität, welche von 1848 bis 1854 in Kiel meine Collegen waren, habe ich nicht viel zu berichten; meine lange Abwesenheit im Felde und überhäufte Arbeiten entfremdeten mich der Gesellschaft mehr, als an irgend einem andern Orte. Es fehlte unter ihnen nicht

an interessanten Persönlichkeiten. Die juristischen Professoren Planck und Ihering, sowie der Professor der Physik, Karsten, waren große Clavierspieler mit einer ganz classischen Richtung. Am meisten Umgang hatten wir mit den Familien Olshausen und Scherck, welcher durch die Freundschaft unserer Töchter unterhalten wurde. Scherck wurde als Lehrer der Mathematik in eine neu errichtete Gewerbeschule nach Bremen berufen, wo er noch jetzt wirkt. Dr. Steindorff ist 1869, im Alter von achtundfunfzig Jahren, allgemein betrauert, in Kiel gestorben. Hegewisch starb 1865; er erreichte das hohe Alter von zweiundachtzig Jahren. Der 1797 geborene frühere Statthalter Graf Friedrich von Reventlow ist 1874 gestorben.

In Hannover,
vom 1. April 1854.

Nach sechszehnjähriger Abwesenheit kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, freilich unter ehrenvollen Verhältnissen, aber doch mit Verlust der akademischen Stellung, welche mein Endziel zu sein schien.

Mit meines Vaters Tode war das eigentliche militairärztliche Element für die Armee ausgeschieden. Wedemeyer, Spangenberg und Holscher waren nur kurze Zeit im activen Dienste gewesen und für sie waren die Arbeiten der Behörde ein Nebengeschäft, während mein Vater in den letzten Lebensjahren seine Thätigkeit darauf beschränkte; dies hatte sich dem Generalcommando fühlbar gemacht. Der Oberarzt des Garde-Jäger-Bataillons, Dr. Backmeister, welcher 1848 den ärztlichen Dienst bei der in Schleswig-Holstein kämpfenden Brigade leitete und der Zeit zum Oberstabsarzt mit dem Range von Oberstlieutenant ernannt war, übernahm bei seiner Rückkehr das Präsidium in der Medicinalbehörde für die Armee. In dieser Stellung ließ er es nicht an Mühe und Fleiß fehlen, ver-

besserte das Rapportwesen, sammelte die seit dem Erscheinen des Dienstreglements vom 29. November 1823 gegebenen Vorschriften über das Armee-Medicinalwesen, leitete eine neue Ausgabe der Instruction für die Rekruten-Aushebung ein und brachte 1853 eine Sanitäts-Compagnie zu Stande. Seine Thätigkeit hatte guten Eindruck gemacht, aber bei Einrichtung der Sanitäts-Compagnie hatte es sich gezeigt, daß er nicht der richtige Mann dafür sei. Eine von ihm entworfene Instruction für Sanitätssoldaten hätte diese zu einer Art von Halbärzten gemacht. Der Hofchirurgus Dr. Kohlrausch, als Mitglied der Medicinalbehörde für die Armee, hatte ihn vergebens davon abzubringen versucht; auch Andere hatten es bemerkt, daß Backmeister kein Talent habe, die Ausrüstung des Sanitätswesens zu besorgen, seine Erfindungen waren in hohem Grade unpraktisch. Jetzt wollte man eine Menge Geld dafür ausgeben, aber nicht für unbrauchbare Sachen wegwerfen. Backmeister, der ohnehin alt und kränklich war, wurde pensionirt und mit dem Titel Generalstabsarzt entlassen. Er war noch in Hannover anwesend, als ich dort ankam, zog dann aber nach Göttingen, wo er sein Leben beschlossen hat. Er war ein durchaus wackerer, aber sehr eigensinniger Mann. Als ich ihn damals besuchte, litt er an chronischen Durchfällen. Ich fragte ihn, ob er Wolle auf der Haut trüge. Er zeigte mir dann triumphirend seine Füße, welche ohne Strümpfe in den Stiefeln steckten. Als ich ihn zwei Jahre später in Göttingen besuchte, wiederholte sich dieselbe Geschichte, er trug keine Strümpfe und litt noch immer an Durchfall, mit einer Geduld, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Trotz seiner Wunderlichkeiten, zu denen auch der 1848 eingesogene Widerwillen gegen Resectionen gehörte, habe ich ihn doch in Ehren gehalten, er hatte mir gerade in solchen Dingen vorgearbeitet, welche mir lästig gewesen wären.

König Georg V. von Hannover.

Ich hatte den König noch nie gesehen, als ich in den ersten Tagen des April 1854 Audienz bei ihm hatte. Er war damals fünfunddreißig Jahre alt und überraschte mich durch seine imposante Figur und seine edlen, freundlichen Gesichtszüge. Am 18. November 1851 hatte er den, durch den Tod seines Vaters Ernst August erledigten Thron bestiegen.

Er empfing mich sehr gnädig und drückte seine Freude darüber aus, daß ich nach langer Abwesenheit in mein Vaterland zurückgekehrt sei, sowie sein Bedauern, daß dasselbe meiner Dienste so lange habe entbehren müssen. Ich erwiederte darauf, daß ich nur durch diese längere Abwesenheit befähigt sei, in meiner gegenwärtigen Stellung von Nutzen zu sein. Der König war durch diese Antwort überrascht und wiederholte dieselbe gegen einige Herren seiner Umgebung. Dies erinnerte mich an seines Vaters Ansichten, der es nicht leiden konnte, wenn einer seiner Unterthanen einmal in fremde Dienste trat und es nie verzieh. König Georg ließ sich dadurch nicht abhalten, mich zu berufen, während sein Vater mich laufen ließ, als die Professur der Chirurgie in Göttingen erledigt war.

Ich wurde bald näher mit dem Könige bekannt, da er mich in den ersten Jahren öfter zu kleinen Diners einlud. Ich fühlte mich ihm gegenüber ganz unbefangen und faßte zu ihm bald eine herzliche Zuneigung, weil er bei jeder Gelegenheit seine menschenfreundlichen Gesinnungen an den Tag legte. Daraus entsprang bei ihm ein Wohlwollen für den ärztlichen Stand im Allgemeinen, sowie für die Militairärzte im Besondern, welches auch dadurch nicht abgeschwächt wurde, daß er der Homöopathie zugethan war. Sein Vater, welcher viel mehr Ursache hatte, der Heilkunst dankbar zu sein als König Georg, dachte darin ganz anders, er hatte den Militairärzten

die Hoffähigkeit genommen und nie etwas für sie gethan. König Georg lud sie wieder zu seinen Festen und verbesserte ihre Lage, indem er den Oberärzten hundert, den Assistenzärzten fünfzig Thaler Zulage gab. Er suchte ihnen den Dienst angenehm zu machen, indem er bereitwillig auf die Wünsche derer einging, welche von einem Truppentheile zu einem andern versetzt zu werden wünschten. Er erinnerte sich nach Jahren noch daran, wenn ein Oberarzt der Infanterie, welcher als Assistenzarzt bei der Cavallerie gedient hatte, den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, bei passender Gelegenheit wieder zur Cavallerie zu kommen. Er betrachtete den ärztlichen Dienst in der Armee als eine gute Bildungsschule und hatte gar nichts dabei zu erinnern, wenn Assistenzärzte ihren Abschied verlangten, sobald sie Gelegenheit für ihr besseres Fortkommen fanden. Auch darin dachte sein Vater ganz anders und beförderte keinen Arzt im Civildienste, der den Militairdienst verlassen hatte; gewiß nicht der rechte Weg, den Militairdienst beliebt zu machen.

König Georg wollte aus Hannover in jeder Beziehung einen Musterstaat machen, er freute sich, wenn seine Bemühungen Anerkennung fanden, wenn fremde Laien und Aerzte das neue Generalhospital bewunderten, oder die Uebungen der Sanitäts-Compagnie interessant fanden. Er that auch das Seinige, einen guten Geist unter den Aerzten zu erhalten. Nichts hat mir besser von ihm gefallen, als ein wohlverdienter Verweis, den er einem älteren Oberarzte ertheilte. Dieser hatte sich geweigert, einen kranken Officier zu besuchen, welcher eine halbe Stunde von der Garnisonstadt entfernt lag. Der Officier verklagte ihn, der Arzt hatte sich damit zu vertheidigen gesucht, daß er nicht gewußt habe, der Patient gehöre zur hannoverschen Armee. Der König hatte den Verweis selbst dictirt, es war ein bewunderungswürdiges Schriftstück,

ich würde es hier abdrucken lassen, wenn ich eine Abschrift davon besäße. Er erinnerte daran, daß ein Militairarzt auch zu den Officieren gehöre und als solcher kameradschaftliche Gesinnungen gegen jeden Officier hegen müsse, er möge angehören, welcher Armee es sei!

König Georg besann sich nie, Militairärzte zu verabschieden, deren Conduite Anstoß erregte. Er ließ mich einmal fragen, ob ein zum Avancement stehender Assistenzarzt nicht so ausgezeichnete Kenntnisse habe, daß man deshalb über seine wenig lobenswerthe Conduite wegsehen könne. Ich erwiederte ihm, nach meiner Ansicht gäbe es keine Art von geistiger Begabung, bei welcher eine gute Conduite entbehrt werden könne.

Es kam mir bei meinem Verhältnisse zu Seiner Majestät dem Könige zu statten, daß ich für mich selbst nie etwas zu suchen hatte, nicht einmal Urlaub. Ein älterer hannoverscher Militairarzt schrieb mir bei meinem Dienstantritte: „Sie können viel bei uns bewirken, weil Sie keine Söhne haben. Man fühlt sich unter solchen Umständen unabhängiger und kann fester auftreten." König Georg nahm es mir nicht übel, daß ich einen jungen Arzt für unfähig erklärte, in der Armee zu dienen, den er auf seine Kosten erzogen hatte, er erlaubte mir auch, ihm zu widersprechen, wo es darauf ankam, die Wissenschaft zu vertreten, oder gegebene Vorschriften in Erinnerung zu bringen. Man kann von einem Könige nicht erwarten, daß er sich derselben jeder Zeit erinnere, es ist deshalb die Schuldigkeit der Untergebenen, dieselben ins Gedächtniß zurückzurufen. Ich hatte die Ehre, Seiner Majestät bei einer Gelegenheit zu sagen: „Ich sehe wohl ein, daß die Staatsraison es erfordert, bestehende Vorschriften mitunter außer Acht zu lassen, aber ohne Ew. Majestät ausdrücklichen Befehl werde ich mir dies nie erlauben!" Es handelte sich dabei nur um

die Aufnahme eines jungen Mannes von vornehmer Familie in die Cadettenanstalt, welcher dafür in körperlicher Beziehung nicht ganz geeignet war und schließlich auch nicht aufgenommen wurde. Durch Nachgiebigkeit in solchen Fällen verscherzt man die Achtung, welche man nie wieder erringen kann und schädigt auch den, welchem man gefällig sein möchte.

König Georg ist mir während meiner zwölfjährigen Dienstzeit ein gnädiger Herr gewesen, er suchte mir Freude zu machen durch mehrfache Ordensertheilungen und dadurch, daß er mir den Generalsrang ertheilte; noch in der letzten Stunde, wo er es vermochte, sandte er mir ein theures Zeichen seiner Huld.

Meine Sympathie für König Georg beruhte nicht blos auf meinen dienstlichen Beziehungen, sondern auch auf seinen Eigenschaften als Mensch. Er war eine ganz poetisch angelegte Natur, voll tiefer Empfindung für Musik und Poesie. Unter seiner Regierung waren mit Joseph Joachim's Hülfe unsere Concerte die schönsten der Welt, das Schauspiel blühte mit Carl Devrient, Kaiser, Marie Seebach, Fräulein Bauermeister; die Oper unter den Capellmeistern Marschner und Fischer mit Niemann, Gunz, Frau Nottes, Frau Amalie Joachim, Fräulein Geistharbt, Ubrich und Garthe. Otto Heinrich Lange konnte seinen Domchor stiften und Bewunderungswürdiges damit leisten.

Mit einer Geistesrichtung, welche mehr der idealen Welt zugewendet ist, verträgt sich die Politik nicht sonderlich, wie ich meine. Man verläßt sich auf seine guten Absichten, auf die göttliche Fürsorge, welche uns die Eigenschaften mit auf den Weg gab, die über unser Schicksal entscheiden und beachtet die Hindernisse nicht, welche uns Andere in den Weg legen.

Möge der edle Dulder seine Ruhe wiederfinden in dem Gedanken, daß es eine bessere Welt giebt, in welcher man keine Politik zu treiben nöthig hat.

Instruction für die Rekrutenaushebung.

Meine erste Arbeit in Hannover war die Redaction einer neuen Ausgabe der Instruction für die Rekrutenaushebung. Backmeister hatte sehr zweckmäßiger Weise das Gutachten sämmtlicher mit der Rekrutenaushebung beschäftigten Militairärzte eingezogen, das Generalcommando hatte einige neue Bestimmungen über Fingerverletzungen und deren Einfluß auf Dienstfähigkeit gegeben. Die Arbeit schien fertig zu sein. Ich fand aber noch vierundfunfzig Fehler darin, welche fast alle die wissenschaftlichen Ausdrücke betrafen. Sie kamen mir sehr zu Statten. Kohlrausch, der es liebte, sich auf einen etwas hohen exacten Standpunkt zu stellen, hatte sie übersehen, verzichtete nun mir gegenüber auf Unfehlbarkeit und war stets liebenswürdig und bescheiden. Ich hätte ihn als eine bedeutende geistige Capacität, als ausgezeichneten Anatomen und Examinator gern in der Medicinalbehörde für die Armee behalten, aber es war darüber schon vor meinem Dienstantritte entschieden; die Medicinalbehörde für die Armee sollte nur aus Militairärzten zusammengesetzt sein. So mußte Kohlrausch nach einigen Monaten ausscheiden und die Behörde bestand außer mir als Präses aus zwei älteren Oberärzten, an denen ich gar keine geistige Stütze hatte. Erst nach dem Tode des einen zog ich den Assistenzarzt Dr. Schmidt in die Behörde, welcher wirkliche Dienste zu leisten im Stande war.

Die neue Instruction erschien unter dem 30. November 1854. Ich bemühte mich während meiner ganzen Dienstzeit ihre Wirksamkeit dadurch zu erhöhen, daß ich ausführliche statistische Zusammenstellungen über das Ergebniß der Rekrutenaushebung bei den Militairärzten circuliren ließ. Diese hatten den guten Erfolg, daß die betheiligten Aerzte in größerer Uebereinstimmung hinsichtlich der temporär Zurückgesetzten verfuhren,

während vorher große Verschiedenheiten darin stattfanden. Aengstliche Aerzte können sich oft nicht entschließen, einen Mann für dienstunfähig zu erklären, und bekommen Muth dadurch, daß sie erfahren, wie viel geringer bei ihren Kameraden die Zahl der Zurückgesetzten ausfällt.

Instruction für Sanitätssoldaten.

Meine zweite Arbeit war die Entscheidung über eine den Sanitätssoldaten in die Hände zu gebende Instruction. Es lagen zwei Arbeiten vor, die eine von Backmeister, die andere von dem bei der Sanitätscompagnie beschäftigten Assistenzarzte Dr. Oelker. Die letztere fand ich sehr gut, sie wurde gedruckt und eingeführt. Backmeister war darüber sehr ungehalten und ließ seine Instruction auf eigene Kosten drucken. Mit niedlichen Bildern ausgestattet, war sie für das Auge sehr bestechend. Er versuchte es auch später, deren Einführung bei Sr. Maj. dem Könige durchzusetzen, so daß ich daran erinnern mußte, wir besäßen schon eine Instruction, mit der man allgemein zufrieden sei. Dr. Oelker hatte es sehr gut verstanden, den richtigen Ton und Mittelweg zu finden, während Backmeister die Sanitätssoldaten unter anderm darin unterrichtete, wie sie Wunden mit dem Finger zu untersuchen hätten. Ich war nicht dafür, der Instruction Abbildungen beizufügen; sie müssen sehr gut und groß sein, um verstanden zu werden. Dr. Riegler's Instruction hat eine Menge sehr charakteristischer Bilder, die man ebenfalls hätte nachahmen können, aber für die österreichische Armee mit sehr verschiedenen Idiomen kam es darauf an, Manches verständlich zu machen, was der Sanitätssoldat nicht lesen kann. Ich sorgte dafür, daß zum Unterrichte Skelette angeschafft wurden.

Sanitäts-Material der Armee.

Meine dritte Arbeit war die Theilnahme an einer Commission, welche die Ausrüstung des Armee-Medicinal-Wesens im Felde zu berathen hatte. Das Kriegsministerium hatte wohlweislich dafür gesorgt, daß dieselbe nicht aus Ignoranten bestehe, sondern aus einsichtsvollen Männern, die von dem besten Willen beseelt waren. Der Chef des Generalstabs, Generallieutenant von Prott, war Präses. Er verstand es in seltener Weise, jede Frage zu beleuchten und die Debatte so zu beleben, daß jede Ansicht zu Tage kommen mußte. Man verließ keine Sitzung, ohne das Gefühl, weitergekommen zu sein. Ein nicht minder vorzügliches Mitglied war der Director des Armee-Materials, Generalmajor Pfannkuche, ein Mann von großer Erfahrung in Krieg und Frieden, der aber stets bereit war, auf die Ideen Anderer einzugehen, auch wenn sie ihm nicht gleich behagten. Kriegsrath Oldekop, vortragender Rath des Kriegsministeriums in Medicinalangelegenheiten, war der dritte treffliche Mann in der Commission, zu welcher schließlich auch die beiden anderen Mitglieder der Medicinalbehörde gehörten. Wir haben lange miteinander berathen und schieden endlich mit den Gefühlen gegenseitiger Achtung und mit der Ueberzeugung, nichts Unzweckmäßiges vorgeschlagen zu haben.

Gegen das Ende unserer Sitzungen schien das Kriegsministerium über die Kosten besorgt zu werden und weigerte sich, für den Transport der Feldlazareth-Utensilien neue Wagen machen zu lassen. Doch gelang es meiner persönlichen Fürsprache bei dem Generalsecretair, Oberst Schomer, die schwerfälligen alten Wagen zu beseitigen, welche an Bespannung vermuthlich mehr gekostet hätten, als die neuen Wagen. Am meisten Mühe machten uns die Wagen für den Transport von Verwundeten. General Pfannkuche gab dafür die Idee der Protz-Verbindung zwischen Vorder- und Hinterwagen, wodurch

das Fuhrwerk im Stande ist, auf dem Flecke zu wenden; ich gab das Uebrige. Ich halte es für unnütz, diese Wagen, von denen fünfundvierzig angefertigt wurden, hier näher zu beschreiben, sie existiren nicht mehr, bis man sie einmal wieder erfindet, was ich ihrer einfachen Construction wegen für wahrscheinlich halte. Der norwegische Generalstabsarzt Dr. Heiberg, welcher mich besuchte, um die Sanitäts-Compagnie kennen zu lernen, sagte mir, daß auch in Norwegen die Protz-Verbindung bei Sanitätswagen in Anwendung gezogen sei.

Unsere Vorschläge wurden rasch zur Ausführung gebracht, so daß die neuen Requisiten schon 1855 bei der Concentration der Sanitätscompagnie zum Vorschein kamen. Im Sommer 1854 mußten noch die von Backmeister angeschafften Geräthe benutzt werden, der König war einmal selbst bei den Uebungen zugegen und gab eine überraschend gute Kritik. Backmeister hatte Tragbahren machen lassen, auf denen zwei Verwundete zugleich getragen werden sollten. Der König hatte kaum die Hand an eine dieser Bahren gelegt, als er bemerkte, die Beine der Verwundeten müßten darauf doch sehr ins Gedränge kommen. Noch auffallender war eine Aeußerung des Königs über einen Fractur-Verband des Vorderarms, nach dessen Berührung er gegen mich aussprach: „Der Verband scheint doch sehr fest zu sein!“ „Allerdings, Ew. Majestät“, erwiederte ich, „die Hand ist schon ganz blau.“

In den ersten Jahren gab ich mir selbst sehr viele Mühe bei den vierwöchentlichen Concentrirungen der Sanitätscompagnie, bis dieselben nichts mehr zu wünschen übrig ließen und den Beifall vieler Abgeordneten anderer Staaten gewonnen hatten. Preußen schickte auf mehrere Wochen den damaligen Stabsarzt Dr. Roth, welcher jetzt Generalarzt des königlich sächsischen Armeecorps ist und über seine Wahrnehmungen in einer Druckschrift berichtet hat.

Bau des neuen Generalhospitals.

Bei meinem Dienstantritte wurde noch das alte Generalhospital benutzt, in welchem ich meine ersten Studien gemacht hatte. Ich verbesserte dasselbe durch eine Menge Luftscheiben und Löcher in den Thüren, welche um so nöthiger waren, da ich schon 1855 eine kleine Typhus-Epidemie zu bekämpfen hatte. Ein neues Generalhospital war 1854 schon im Bau begriffen, die Keller und ein Theil des Erdgeschosses war bei meiner Ankunft schon fertig. Der Kriegsbaumeister Ebeling, dem ich 1834 bei dem Plane geholfen hatte, lebte nicht mehr. Ein nicht minder genialer Mann, der Kriegsbaumeister Hunaeus, hatte dem Ebeling'schen Plane noch eine dritte Etage hinzugefügt, der Ingenieur-Hauptmann Jüngst leitete den Bau. Mit beiden Herren hatte ich gleich nach meiner Ankunft die noch möglichen Veränderungen zu besprechen, welche mir wünschenswerth erschienen: sie betrafen zunächst die Ventilation durch Luftscheiben und verticale Dunströhren. In Hinsicht auf diese Röhren war mir eine Reise nach Bremen von Nutzen, wo ich mich in dem neuen städtischen Krankenhause von ihrer großen Wirksamkeit überzeugen konnte.

Die wesentlichsten Dienste, welche ich damals dem neuen Generalhospitale leistete, bestanden darin, daß ich für den Ankauf eines dicht anliegenden, zwei Morgen großen Gartens sorgte, welcher mit 22,000 Thalern bezahlt werden mußte, dessen anderweitige Benutzung dem Hospitale großen Schaden hätte bringen können, und durch Unterbrechung der directen Communication zwischen der Küche und dem Innern des Gebäudes. Die im Keller liegende Küche erhielt einen neuen Eingang in der Außenwand, dicht daneben führte ein anderer Eingang in das Hospital, beide Thüren wurden durch eine offene Veranda verbunden. Diese Einrichtung erfüllte auf

das Vollständigste ihren Zweck, die Essensgerüche vom Hause abzuhalten; sie verdient allgemeine Nachahmung, wo man sich genöthigt sieht, Kellerküchen anzulegen; selbst in Privathäusern würde sie oft von großem Nutzen sein und auch in oberen Etagen anwendbar, wenn man eine kleine Altane zu Hülfe nimmt.

Im Jahre 1856 konnte das neue Generalhospital bezogen werden, welches sich in Bezug auf Größe und Lage der Krankenzimmer, das Verhältniß größerer und kleinerer Räume und deren Ventilation vortrefflich bewährte. Weniger gut gelungen waren die Bäder und die Waterclosets, sowie die Anlegung der Dampfmaschine unter bewohnten Räumen. Die letztere wurde später in einen Anbau verlegt; die Fehler der Waterclosets ließen sich nicht gut beseitigen, es mußte ein eigener Mann angestellt werden, sie in Ordnung zu halten.

Rundreise.

Im Herbste 1854 machte ich eine Reise durch alle Garnisonen, welche fast vier Wochen dauerte, sah dabei sämmtliche Truppentheile, Mann für Mann, lernte die Commandeurs, die Militairärzte und viele Civilärzte kennen, inspicirte Casernen, Hospitäler, Gefängnisse und Wachen. Ueber Alles, was ich gesehen, stattete ich dem Kriegsministerio einen ausführlichen Bericht ab und machte eine Menge Verbesserungsvorschläge, welche sofort ausgeführt wurden. Ich fand schon vieles Gute vor; das Kriegsministerium hatte sehr zweckmäßigerweise erst die kleinen Hospitäler in den Provinzen gebaut, ehe das große Generalhospital in Angriff genommen wurde. Es blieb aber noch viel zu thun übrig, um eine gewisse Gleichförmigkeit herzustellen. Auf großartige Verbesserungen einzelner Casernen mußte ich warten, bis die dringende Nothwendigkeit derselben sich durch Störungen im Dienste zweifellos herausstellte; solche

Vorfälle suchte ich stets nach besten Kräften zu benutzen, und war dann nicht mit Palliativen zufrieden, sondern verlangte gründliche Abhülfe. Es machte sich in Hannover, wie in anderen Staaten, mitunter das Verlangen geltend, Neubauten zu unternehmen, ohne den Generalstabsarzt zu Rathe zu ziehen; dies fiel aber meistens zum Verdrusse der Betheiligten aus. Der König selbst schickte mich hin, das Gebäude zu inspiciren, ehe es bezogen wurde, und dann mußte das Versäumte nachgeholt werden. In hygienischer Beziehung waren einzelne Commandeurs aufmerksam und einsichtsvoll, andere nachlässig und unerfahren. Man kann sich über gewisse, stets zu befolgende Principien einigen, aber Manches muß nach den örtlichen Verhältnissen auf passende Art modificirt werden; dazu gehört Talent und Erfahrung. Es würde sich empfehlen, den regelmäßigen Rundreisen des inspicirenden Arztes einen im Dienste des Kriegsministeriums stehenden Baumeister beizugeben, damit einer von dem andern lernen könnte und die gemachten Erfahrungen nicht verloren gehen. Da ich bei besonderen Anlässen häufig in die einzelnen Garnisonen kam, so habe ich nach 1854 keine Rundreisen mehr zu machen gehabt, halte sie aber für ebenso nützlich, als nothwendig.

Dienst im Generalhospitale.

Bei Uebernahme meines Amtes hatte ich es zur Bedingung gemacht, daß ich die Direction des Generalhospitals in Händen haben solle. Das Kriegsministerium befürchtete, ich würde keine Zeit dazu haben. Ohne Dirigent des Generalhospitals zu sein, hätte ich nichts für die praktische Ausbildung der jungen Militairärzte thun können; ich wußte, was Wedemeyer darin geleistet hatte, und wollte es ihm gleich thun. Die längst bestehenden Einrichtungen im Generalhospitale waren sehr zweckmäßig. Der Dienst wechselte alle zwei Monate unter

den in der Residenz befindlichen Militairärzten; nur einige der ältesten und jüngsten Herren waren davon ausgeschlossen. Der Dienst habende Arzt besuchte die Patienten dreimal täglich, zweimal allein, um 11 Uhr Vormittags aber in meiner Begleitung, der sich viele ältere und jüngere Militairärzte freiwillig anschlossen, so daß das Ganze einer Klinik sehr ähnlich war. Ich beschäftigte mich vorzugsweise mit den schweren Fällen, behielt aber die Uebersicht aller. Consultationen am Krankenbette, bei welchen die anwesenden Herren ihre Meinung abgaben, fanden täglich statt; nach der Visite Besprechungen im Conferenzzimmer. Wir stifteten einen eigenen Journalzirkel und ließen die Novitäten im Conferenzzimmer ausliegen. Für die meisten war der Dienst im Generalhospitale, zu welchem Jeder ungefähr alle zwei Jahre gelangte, eine angenehme Abwechselung. Da die älteren Militairärzte alle aus Wedemeyer's Schule stammten, so fand ich unter den therapeutischen Ansichten keine große Verschiedenheiten, und es machte mir keine Mühe, eine noch größere Uebereinstimmung herbeizuführen, indem ich nur darauf hielt, das vorhandene Gute nicht fallen zu lassen. Ich vermied es dabei auf das Sorgfältigste, mich selbst als Autor einer Curmethode hinzustellen, sondern betrachtete Alles, was wir thaten, als gemeinschaftliche Errungenschaft. Alle unter meiner Direction vorkommenden Wandlungen der Therapie lagen auf dem Wege der exspectativen Heilkunst; die Behandlung wurde allmählich immer milder. Brechweinstein, Salpeter, Salmiak, drastische Purganzen, Vesicatore kamen fast in Vergessenheit, Heftpflaster wurde gar nicht angewendet. Es erregte mitunter große, allgemeine Heiterkeit, wenn einmal einer den Dienst übernahm, der unsere Methoden noch nicht kannte und mit Heftpflastern, Vesicatoren und heroischen Arzneien debütirte; er wurde dann bald von den Kameraden eines besseren belehrt.

Nachdem im Jahre 1856 das neue Generalhospital bezogen war, kam der König, um dasselbe kennen zu lernen. Er orientirte sich überall, verweilte aber am längsten in der Apotheke, wo er sich erkundigte, was am meisten verschrieben werde. Der Apotheker nannte dies und das, ich fügte hinzu: Ew. Majestät, die meisten Patienten werden mit Hafergrütze behandelt. Der König verstand mich nicht gleich, und ich mußte es erklären, daß unser Verfahren vorzugsweise diätetisch-exspectativ sei. Die Homöopathen gestehen es natürlich nicht ein, daß ihre Minimal-Dosen gar nicht in Betracht kommen.

Es gehört gewiß zu den wünschenswerthen Errungenschaften einer Armee, daß darin eine große Einfachheit des ärztlichen Verfahrens herrsche und nützlich befundene Grundsätze nicht aus bloßer Neuerungssucht beseitigt werden. Ein Militairhospital eignet sich weniger zu neuen Versuchen, als eine medicinische Klinik. Der Professor ist dazu angestellt, die Wissenschaft weiter zu fördern, und man darf voraussetzen, daß er dazu befähigt sei; ein junger Militairarzt soll mehr nach erprobten Erfahrungen handeln. Neue Versuche müssen in Militairhospitälern so vorsichtig gemacht werden, daß sie kaum merklich sind und dadurch den Charakter des Experiments verlieren. Man wählt dazu den besonders geeigneten Fall und geht dann zu anderen über. Dies ist offenbar rationeller und humaner, als das Experimentiren im Großen an Hunderten, die man gleichzeitig oder hintereinander verschiedenen Methoden unterwirft, oft ohne genügendes Resultat, weil die besonderen Umstände nicht beachtet wurden.

In der zweiten Ausgabe meiner Maximen der Kriegsheilkunst habe ich unsere Heilmethoden bei den vorzüglichsten Soldatenkrankheiten kurz geschildert und deren Erfolge in einer Statistik über 10,000 Fälle angegeben. Die betreffende Tabelle umfaßt die im Generalhospitale Aufgenommenen von sechs Jahren

(1853 bis 1859). Diese Tabelle habe ich für den Naturforscherverein in Hannover bis zum Ende des Jahres 1864 weitergeführt; sie betrifft dann 18,406 Kranke mit 141 Todesfällen.

Ich glaube, daß es gut sein würde, wenn in jedem Staate eine jährliche Statistik der Hospitalbehandlung kranker Soldaten mit kurzen therapeutischen Bemerkungen veröffentlicht würde. Alle zehn Jahre sollten die Resultate kurz zusammengestellt und mit kritischen Bemerkungen über die Heilerfolge begleitet werden. In diesen Actenstücken würde sich die Erbweisheit der Väter auf die Söhne fortpflanzen; sie würden den Träumen von unermeßlichen Fortschritten ein Ende machen, denn auch der Rückschritt würde gelegentlich mit Zahlen belegt werden. Darin läge ein Präservativ gegen die Ansicht, auch die heilbaren Uebel, innere wie äußere, hätten ihren von der Natur vorgezeichneten Verlauf, den der menschliche Verstand nicht fähig sei abzuwenden, während doch die ganze Heilkunst darauf beruht, dies fertig zu bringen, und damit den Unterschied zwischen Wissen und Nichtwissen darzuthun.

In größeren Staaten können die jährlichen statistischen Nachweise über die Erfolge der Krankenbehandlung nur nach den einzelnen Provinzen gegeben werden. Dadurch würde aber ein edler Wetteifer unterhalten werden, und wissenschaftliche Stagnation würde ausgeschlossen. In Friedenszeiten hat die Divergenz der ärztlichen Ansichten weniger Nachtheil, als im Kriege. Die Patienten bleiben unter derselben Behandlung, deren etwa fehlerhafte Richtung der Arzt schließlich selbst begreift, aber im Kriege gehen die Kranken von einer Hand in die andere über und laufen Gefahr, das Opfer immer neuer Versuche zu werden.

Kampf mit der Homöopathie.

Eines schönen Tages erhielt ich ganz unerwartet vom Kriegsministerium den Auftrag, einen Voranschlag zur Errichtung einer homöopathischen Heilanstalt für Soldaten in der Residenz zu machen. Der König, welcher kurz vorher unter der homöopathischen Behandlung seines Leibarztes, Dr. Weber, eine Lungenentzündung glücklich überstanden hatte, wollte, daß auch die Armee von den Segnungen der Homöopathie profitiren solle. Die Geschichte machte großes Aufsehen; meine Freunde meinten, ich würde nun wohl meinen Abschied fordern. Ich lachte dazu und sagte, mit den Homöopathen würde ich schon fertig werden, und könnte ihnen gewiß keinen größeren Gefallen thun, als wenn ich abginge. Ich ließ eine genaue Kostenberechnung machen, aus welcher sich ergab, daß, abgesehen von der Verpflegung der Kranken und dem Gehalte der Aerzte, die jährlichen Unkosten sich auf circa 2000 Thaler belaufen würden. Ganz am Schlusse meines langen Berichtes bemerkte ich mit wenigen Worten, daß, wenn Seine Majestät nicht ausdrücklich befohlen hätten, die Heilanstalt solle in Hannover selbst eingerichtet werden, so würde ich mir erlauben, vorzuschlagen, daß die Soldaten, welche homöopathisch behandelt zu werden wünschten, in die Heilanstalt der barmherzigen Schwestern in Hildesheim geschickt würden, welche damals unter der Direction eines Homöopathen stand. Dieser Vorschlag, welcher, mit Ausnahme des Transportes der Patienten, gar keine Kosten verursachte, wurde angenommen und damit dem ganzen Projecte die Spitze abgebrochen, welche nur dahin zielte, der Homöopathie in der Residenz zu größerem Ansehen zu verhelfen. Die Faiseurs hatten nun kein Interesse mehr daran. Es wurde bekannt gemacht, daß jeder kranke Soldat auf sein Verlangen nach Hildesheim geschickt werden solle. Es wurden auch wirklich

zwei Patienten dahin geschickt; der eine litt an einem Schnupfen und wurde glücklich curirt, der zweite an einem Ekzem des Kopfes, er blieb in Hildesheim ungeheilt und mußte nachträglich erst im Generalhospitale von seinem Uebel befreit werden. Damit war die homöopathische Episode zu Ende. Hildesheim war in ärztlicher Beziehung vorzüglich durch seine Irrenanstalten bekannt; nach Hildesheim geschickt zu werden, hatte einen unangenehmen Beigeschmack. Ich kam in Verdacht, dies benutzt zu haben; es war mir aber nicht eingefallen. Ich kannte die Anstalt der barmherzigen Schwestern und wußte, daß die Leute dort gut verpflegt wurden. Die barmherzigen Schwestern hatten auch dicht unter ihrer homöopathischen Apotheke eine Menge Schubläden mit Sennesblättern, Chamillen-, Flieder-, Brust-Thee &c., um in Fällen nachzuhelfen, wo die Homöopathie im Stiche läßt. Ich hatte einmal in der Familie eines homöopathischen Arztes einen chirurgischen Fall zu behandeln, und fand dabei Gelegenheit, abführende Pillen zu verschreiben. „Warum verschreibst Du nicht auch solche Pillen", sagte die Frau, „dann brauchten wir nicht jährlich so viele Centner Pflaumen zu verzehren?" Was ist das für eine Heilkunst, die nicht einmal Oeffnung machen kann? —

Ich habe König Georg seine Vorliebe für die Homöopathie nie verdacht; er hatte mit der Allopathie üble Erfahrungen gemacht.

Hospitalbau in Stade.

Der Kriegsbaumeister Hunaeus hatte für ein in Stade zu bauendes neues Hospital einen vortrefflichen Plan gemacht; ein guter Platz dazu war vorhanden; es fanden nur noch Differenzen über die Orientierung des Gebäudes statt, zu deren Beseitigung ich nach Stade beordert wurde. Der Ingenieur-Officier, welcher den Bau zu leiten hatte, wollte

das Hospital solle seine Façade einer vorbeilaufenden Chaussee zuwenden; dadurch wären aber die Krankenzimmer an die Westseite zu liegen gekommen. Dies fand ich sehr unzweckmäßig und verlangte, das Gebäude solle im rechten Winkel zu der Chaussee gebaut werden. Dadurch kamen die Krankenzimmer nach Süden, der Corridor nach Norden, wie es sich gehört. Wir konnten uns natürlich nicht vereinigen; ich veranlaßte den betreffenden Officier, mich nach Bremen zu begleiten, wo wir den Baurath Schröder, den Erbauer des neuen städtischen Krankenhauses, consultiren wollten. Dieser sprach sich für meine Ansicht aus, und es wurde dann beschlossen, meinen Wünschen gemäß zu bauen. Ehe dies aber geschah, gelang es dem Ingenieur, nochmals vom Kriegsministerium die Zustimmung zu seiner Ansicht zu gewinnen. Ich protestirte jedoch und bewirkte, daß der Kriegsbaumeister Hunaeus nach Stade geschickt wurde, um den Ausschlag zu geben. Dieser erklärte die ästhetischen Gründe meines Antagonisten für völlig unzutreffend, weil das schöne Gebäude viel mehr Effect machen werde, wenn man die Façade schon von weitem sähe, als wenn man derselben erst gegenüberstehe. So wurde denn das Interesse der Kranken dem Schönheitsgefühle eines Bauverständigen vorangestellt. Ich würde diese Geschichte kaum erzählt haben, wenn es nicht so viele Hospitäler gäbe, bei denen dies nicht geschehen ist, weil man über den Werth der Hospital-Hygiene noch sehr dunkle Begriffe hatte.

Bau der Welfen-Kasernen.

König Georg hatte den richtigen Grundsatz, daß man eine Armee nicht in vielen kleinen Garnisonen verzetteln dürfe, weil ihre Ausbildung darunter leidet, wenn man jeder kleinen Stadt die gewünschte Garnison giebt. Es sollten deshalb neue Kasernen in Hannover gebaut werden, um die Garnison

zu vergrößern. Das Kriegsministerium hatte bereits einen sieben Morgen großen Platz gekauft, der sich aber bei genauer Erwägung als unpassend auswies, weil er zu klein war, kein gutes Wasser hatte und einen sumpfigen Baugrund zeigte. Man wollte den gemachten Fehler wieder gut machen und ich sollte dabei behülflich sein. Man gab mir den Auftrag, meine Ideen über den Bau einer guten Infanterie-Kaserne zu Papier zu bringen, ich dictirte ohne langes Besinnen meinem Adjutanten den Aufsatz, welchen ich später fast unverändert der zweiten Ausgabe meiner Maximen einverleibt habe. Auf Grund meiner Forderungen wurde der unpassende Platz verworfen, ein sehr passender, funfzig Morgen groß, wurde gekauft und zur Entwerfung eines Bauplans eine Commission von höheren Officieren zusammengesetzt, welche einen ganzen Winter über ihre Sitzungen hielt. Hauptmann Jüngst war ihr technischer Beirath. Die Commission einigte sich zuerst darüber, daß man nach meinen Forderungen keine Kaserne bauen könne, daß man davon also abstrahiren müsse. Hauptmann Jüngst machte successive sechs Baupläne, bis er mit dem letzten den Wünschen der Commission genügte. Dieser sechste Plan wurde dem Kriegsministerium zur Annahme empfohlen und kam so in die Hände des Kriegsbaumeisters Hunaeus. Dieser machte die Bemerkung darüber, der Plan werde große Kosten verursachen und genüge nicht einmal den Ansprüchen des Generalstabsarztes. Hauptmann Jüngst erhielt den Auftrag, einen Plan mit Zugrundelegung meiner Forderungen auszuarbeiten; einige von dem Kriegsbaumeister gegebenen Erläuterungen hatten die Schwierigkeiten beseitigt, welche die Commission gegen die Erfüllung meiner Forderungen vorgebracht hatte. Der nach meinen Ideen entworfene Plan wurde angenommen und kostete erheblich weniger als der andere. Es wurden in gleicher Weise drei Kasernen am Welfenplatze erbaut, die eine

für ein Jägerbataillon, die mittlere für ein Infanterie-Regiment, die dritte für ein Artillerie-Bataillon. Die von mir vertretenen Principien waren sehr einfach und denen für Hospitäler anwendbaren nachgebildet, eine Orientirung welche die natürliche Ventilation begünstigt, Corridore an der Außenwand, Schlaf- und Wohnräume der Mannschaft dicht neben einander, so daß man sie Nachts verbinden kann, um die Fenster im Wohnraum offen zu lassen. Das Schlafen bei offenen Fenstern, obgleich es nie befohlen wurde, kam sehr bald in Uebung; zuerst fingen es die munteren Jäger an, dann die Infanteristen, zuletzt die Artilleristen. Ich wünschte sehr, daß man die Kasernen in der Zeitschrift für Architecten und Ingenieurs beschreiben und abbilden möge, konnte es aber nicht erreichen; die Entstehungsgeschichte derselben würde vermuthlich Anstoß gegeben haben. Ich zweifle übrigens nicht daran, daß man die von mir vertretenen Principien auch auf andere Art zur Geltung bringen könne, als wie es hier geschehen, eine Art Pavillonsystem würde sich vermuthlich gut dazu eignen.

Man ist es gewohnt die Kasernen als lästige Attribute des Militairstaats anzusehen und mit geringer Vorliebe zu behandeln. Sie gehören aber zu den Erziehungsanstalten des Volks, man sollte sie so gut als möglich einrichten, damit unsere Söhne es gut darin haben.

Während des Krieges von 1866 und 1870/71 haben diese Welfencasernen auch den geheimen Zweck erfüllt, welchen ich ihnen mit auf den Weg gegeben hatte, in Kriegszeiten als Hospitäler verwendet zu werden. Im Jahre 1866 ging dies sehr gut; so viel ich weiß auch 1870 und 1871, wo sie in viel größerem Umfange benutzt wurden. Will man Kasernen diese doppelte Benutzung vindiciren, so müssen sie in Friedenszeiten sehr sauber gehalten werden und ihr ganzes Mobiliar

muß wirklich beweglich, nicht niet- und nagelfest sein. Schränke, welche an den Wänden festsitzen, machen üble Gerüche, die weder für Kasernen, noch für Hospitäler wünschenswerth sind. Dr. Bodemeyer, mein früherer Adjutant, welcher während des großen Krieges hier fungirte, erzählte mir, daß er festsitzende Schränke dadurch unschädlich gemacht habe, indem er sie vollständig mit Papier bekleben ließ.

Anstellung und Beförderung der Militairärzte.

Die ersten beiden Assistenzärzte, welche ich zur Beförderung vorschlug, hatten schon vierundzwanzig Jahre gedient. Man ließ die Oberärzte möglichst lange im Dienst, weil die Pensionen ungenügend waren. Die während meiner zwölfjährigen Dienstzeit vorkommenden partiellen Rüstungen brachten es mit sich, daß die nicht mehr Felddiensttüchtigen ausgeschieden werden mußten, so kam ein rascheres Avancement zu Stande. Damit mehrten sich die Meldungen zum Eintritte. Für das neue Generalhospital wurden zwei Stellen für Hausärzte geschaffen, deren Inhaber zwei Jahre im Dienste bleiben sollten, um dort eine Vorschule durchzumachen, ehe sie zur Anstellung als Assistenzärzte vorgeschlagen werden konnten. In ruhigen Zeiten würden die beiden Hausärzte fast hinreichend gewesen sein, den Abgang zu decken. Diese waren mir aber nicht beschieden, es konnten bei weitem nicht alle Assistenzärzte erst Hausärzte werden. Die Einrichtung war jedenfalls sehr zweckmäßig, weil sie Gelegenheit gab, die jungen Männer sehr genau kennen zu lernen; es ist mir zweimal vorgekommen, daß ich einen jungen Mann nicht zur definitiven Anstellung vorschlagen konnte, weil die Conduite Anstoß erregte. Im Allgemeinen aber hatte ich große Freude an den jungen Männern und wählte mir aus ihnen meine Adjutanten. Bei denen, welche ich zur Anstellung in der Armee vorschlug, ohne

daß sie Hausärzte waren, zog ich Erkundigungen über ihr Benehmen während der Studien in Göttingen, theils bei den Professoren, theils bei den Commilitonen, ein. Es fand deshalb auch hier eine Art von Wahl statt, wie sie in einer kleinen Armee leicht möglich ist, wo jeder den Andern kennt, wenn er auf derselben Universität studirt hat. Vor der Beförderung zum Oberarzte fand ein Examen vor der Medicinalbehörde statt. Diejenigen, welche dem Avancement nahe standen, wurden citirt und mußten vorher eine Abhandlung einreichen, zu welcher das Thema gegeben wurde. Wer seiner Conduite wegen nicht geeignet erschien, befördert zu werden, wurde nicht zum Examen citirt, übergangen und schließlich pensionirt. Von allen meinen Bemühungen in Hannover wurde keine offener anerkannt, als meine Sorge für den neuen Nachwuchs von Militairärzten. Sie wurden bei allen Truppentheilen freundlich aufgenommen und fanden ihre Stellung dadurch angenehm, daß man ihre Conversation und ihren Umgang suchte, wie er sich leicht gestaltete bei der gemeinschaftlichen Mittagstafel der Officiere, welche den Einrichtungen der englischen Armee nachgebildet war.

Kriegsministerium und Generaladjutantur.

Ich erhielt meine Befehle von beiden und war stets bemüht, freundliche Verhältnisse zwischen beiden hinsichtlich der ärztlichen Angelegenheiten, die bei einem Conflicte sicher zu kurz gekommen wären, aufrecht zu erhalten.

Mit dem Kriegsminister Generallieutenant von Brandis, sowie mit dem Generalsecretair Schomer hatte ich nur selten mündliche Verhandlungen, da ich in meinem Nachbar, dem Kriegsrath Oldekop, einen stets aufmerksamen und hülfreichen Freund fand. Mit dem Generaladjutanten, Generallieutenant von Tschirschnitz, dagegen hatte ich sehr häufige Unterredungen, fast über jeden irgend wichtigen Gegenstand. Da ich mich vor jeder Eingabe

mit den Grenzen des Erreichbaren bekannt machte, so erinnere ich mich während meiner ganzen Dienstzeit keiner einzigen, welche nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt hätte.

Ein Generaladjutant der die blauen Briefe vertheilt, welche die Aufforderung enthalten, um Entlassung einzukommen, ist wohl in keiner Armee eine beliebte Persönlichkeit; so war es auch mit General von Tschirschnitz. Er wurde vielfach angefeindet, genoß aber das volle Vertrauen S. M. des Königs, und, so weit ich es beurtheilen kann, mit Recht! Er war dem Könige treu ergeben und hatte das lebhafteste Interesse für das Wohl der Armee, die ihm bei Langensalza gewiß keine Schande gemacht hat. Er sorgte stets dafür, daß jede Vacanz im militairärztlichen Dienste sofort wieder besetzt wurde und strebte dahin, das Personal auch felddiensttüchtig zu erhalten. Meine Bemühungen für die Salubrität der Kasernen und Hospitäler, fanden bei ihm stets bereitwillige Unterstützung. Zwei nützliche Principien habe ich von ihm gelernt: in zweifelhaften Fällen hat man sich nur die Frage vorzulegen, was ist besser für den Dienst, das eine oder das andere? und wo das Interesse des Dienstes es gestattet, soll man diesen den Betheiligten angenehm zu machen suchen! Gegen Ende seiner dienstlichen Laufbahn hatte General von Tschirschnitz vielen Verdruß durch eine Schmähschrift aus der Feder eines geisteskranken Lieutenants, der, früher ein schöner gewandter Mann, seiner Extravaganzen wegen ohne Pension entlassen war. Er hatte sich dann auf allerlei Kreuz- und Querzügen ein schweres Leiden an einem Fußgelenke zugezogen, welches ihn, seiner Verabschiedung ungeachtet, dem Generalhospitale zuführte. Da das Uebel schließlich nur die Amputation übrig ließ, wurde auf meinen Wunsch mein Freund Professor Baum in Göttingen von S. M. dem Könige veranlaßt, den Patienten zu sehen. Er sprach sich für Amputation aus, nachdem er ihn

dreimal besucht hatte. Nach seiner Heilung fing derselbe, mit einem künstlichen Gliede, sein früheres Leben wieder an und gab dadurch Veranlassung, daß die Medicinalbehörde für die Armee über seine Zurechnungsfähigkeit befragt wurde. Sie wurde von uns verneint und die Aufnahme in die Hildesheimer Anstalt empfohlen. Diese hatte aber keine Neigung, den unbequemen Gast aufzunehmen.

Eines Abends 10 Uhr wurde ich noch zu S. M. dem Könige nach Herrenhausen befohlen und eilte dahin mit der Besorgniß, es sei S. M. etwas zugestoßen. Unterwegs kam ich auf den Gedanken, es handle sich vielleicht um den unglücklichen Lieutenant, der gerade von sich reden machte, weil er aus seinem Fenster an der Friedrichstraße Uebungen im Pistolenschießen anstellte; so kam ich ziemlich vorbereitet zum Könige. Den Generaladjutanten, welcher auch citirt war, hatte man nicht zu Hause gefunden, er kam erst eine halbe Stunde später. Mittlerweile erzählte mir der König in Gegenwart des Kronprinzen die letzte Geschichte des Lieutenants und die Veranlassung meiner Herbeirufung. Im Laufe des Tages hatte der Geisteskranke einen bei der Generaladjutantur beschäftigten Major, mit welchem er nie Streit gehabt hatte, gefordert und mit Thätlichkeiten bedroht, wenn er sich nicht stelle. Der König recapitulirte dann mit bewunderungswürdiger Klarheit und Gründlichkeit das vergangene Leben des Mannes und fragte mich schließlich, ob die Medicinalbehörde nicht ein neues Gutachten ausstellen könne, welches auf Grund neuer Thatsachen seine Aufnahme in Hildesheim rechtfertigen werde. Ich erwiederte, daß mir der Erfolg eines zweiten Gutachtens zweifelhaft erscheine, weil der Dirigent der Irrenanstalt vielleicht bei seiner Meinung beharren werde. Ich gab aber anheim, den Patienten als einen gemeingefährlichen Menschen zunächst arretiren zu lassen, das andere werde sich dann finden.

Es sei jetzt unzweifelhaft die Aufgabe, Andere gegen Beschädigung ihrer Ehre und ihrer Person zu schützen. Der König war ganz meiner Ansicht und ertheilte dem später gekommenen Generaladjutanten Befehl, die Arretirung des Lieutenants bewerkstelligen zu lassen. Sie kam leider nicht zur Ausführung. Der Polizeidirector bestellte den Lieutenant in seine eigene Wohnung, dieser zog es aber vor, mit einer Droschke nach der nächsten Eisenbahnstation und von dort nach Berlin zu fahren, wo er seine Schrift publicirte. Dort wurde er später verhaftet, der Physicus von Berlin erklärte ihn für geisteskrank und bezeichnete sein Leiden als Querulanten-Wahn. Er wurde dann nach Hannover ausgeliefert, auf die Marktwache gesperrt, wo er sich während der gegen ihn angestellten Untersuchung das Leben nahm. Der praktische Arzt Dr. Esberg von hier, welcher gerufen war, fand ihn sterbend und entdeckte sogleich das Instrument, womit er sich die Radial-Arterien und die linke Carotis angeschnitten hatte. Es war ein anderthalb Zoll langes sogenanntes Trennmesser, wie die Damen es gebrauchen.

Soviel zur Erwiederung auf eine Aeußerung in Brockhaus Conversations-Lexicon, Supplement von 1872, Artikel Hannover, worin es heißt: „Die nachher gerechtfertigten Angriffe eines Officiers N. auf die mangelhafte Leitung der Armee durch den geadelten Generaladjutanten von Tschirschnitz fanden ihren dunklen Abschluß durch den angeblichen Selbstmord des inhaftirten N."

Der unglückliche Geisteskranke war hier für Jedermann nur ein Gegenstand nicht des Hasses, sondern des Mitleids, da er eine ganze Reihe von Jahren bemüht war, sich selbst zu Grunde zu richten und bei diesem Treiben zuerst eine schwere Verletzung des Angesichts davon trug, welche seiner Schönheit ein Ende machte, dann den Verlust des Fußes und

endlich des Lebens. Seine Schmähschrift, die ich übrigens nie gelesen habe, würde schwerlich so viel Aufsehen gemacht haben, wenn die Katastrophe von 1866 nicht ein Opfer verlangt hätte. Der greise Tschirschnitz sollte den Untergang des Königsreichs verschuldet haben! Er ist 1873 in Dresden gestorben und hat geschwiegen bis zum letzten Hauche, getreu seinem Diensteide und seiner Liebe für den König! Ich weiß aber aus einem Briefe von ihm vom 31. October 1866, daß er gegen den Krieg mit Preußen war, daß er keinen Antheil an dem Zuge nach Göttingen hatte und erst eine Stunde vor der Ausführung die Aufforderung erhielt, den König dahin zu begleiten. Diesen Ehrenkranz glaubte ich seinem Grabe schuldig zu sein.

Schriftstellerische Arbeiten,

Maximen der Kriegsheilkunst. Hannover bei Hahn, 1855 und 1866.

Nach meiner Uebersiedelung kam ich in Hannover zu der Ueberzeugung, daß wenn ich die in Kiel angefangenen Maximen der Kriegsheilkunst nicht jetzt in Angriff nähme, deren Vollendung überhaupt zweifelhaft sei und daß meine Arbeit, welche ich eigentlich fertig im Kopfe trug, durch längeres Zuwarten nicht gewinnen könne, weil neue Eindrücke die früheren verwischen würden. So faßte ich den muthigen Entschluß, im Winter 1854/55 daran zu gehen und führte ihn glücklich aus. Mein damaliger Adjutant, Assistenzarzt Dr. Schmidt, kam jeden Abend 7 Uhr zu mir und ich dictirte ihm oft bis spät in die Nacht hinein. Da er sich für den Gegenstand interessirte und eine sehr fließende Hand schreibt, so wurde er nicht leicht müde. Ich brachte zu diesen Arbeiten, außer einigen statistischen Notizen nichts mit, als die Reihenfolge der Capitel, corrigirte zuerst das Concept, ließ es dann copiren und erhielt zu weiteren Verbesserungen eine Reinschrift, welche einem gedruckten Werke nichts nachgab. Die erste Auflage erschien

1855; für die zweite, welche 1862 herauskam, schrieb ich größere Zusätze und gab ihr die Holzschnitte der Knochenpräparate bei. Diese Zusätze und Abbildungen erschienen auch in Separat-Abdrücken für die Besitzer der ersten Ausgabe. Ende 1872 waren von meinen Maximen 2092 Exemplare verkauft.

Diesem Werke, welches mich verhinderte, mein Handbuch der Chirurgie rechtzeitig zu vollenden, habe ich mehr als zwölf Jahre meines Lebens gewidmet, ich versuchte es so gut zu machen, wie ich konnte. Bei der zweiten Auflage corrigirte ich den früheren Text sieben Mal und merzte dabei gegen dreitausend kleine Fehler aus, die ein flüchtiger Leser gar nicht bemerkt.

In der Vorrede zur ersten Auflage sagte ich am 6. März 1855: „Eine große, tapfere Nation muß Werke der Art, wie das vorliegende, haben, und wenn das meinige nichts taugt, so möge doch bald ein besserer Mann sich die Mühe geben, eins zu erleben und zu schreiben, ich habe nicht des Beifalls meiner Zeitgenossen wegen gearbeitet, sondern mit dem Wunsche, meinem Vaterlande zu dienen."

Jetzt sind wir eine große Nation geworden, der Particularismus ist niedergeworfen, aber er blüht noch in der deutschen Chirurgie, während die englische ihn längst abgestreift hat, das wird auch bei uns geschehen.

Auf den großen Krieg von 1870/71 wird ein langer Frieden folgen; bis dahin, daß Deutschland wieder zu den Waffen greifen muß, wird die Friedenschirurgie und mit ihr die Kriegschirurgie eine andere Gestalt angenommen haben, man wird meiner Maximen nicht mehr bedürfen, aber sie vielleicht doch noch zu Rathe ziehen, um nicht das zu vergessen, was frühere Kriege gelehrt haben.

Zwischen den beiden Auflagen der Maximen liegen drei

schriftstellerische Arbeiten, welche als Vorbereitung zur zweiten gelten können.

Ueber den Verlauf des Typhus unter dem Einflusse einer methodischen Ventilation. Hannover bei Hahn, 1855.

Eine kleine Typhus-Epidemie, welche vom 1. August 1854 bis zum letzten Juli 1855 dem Generalhospitale siebenundsiebzig Fälle zuführte, gab mir die Veranlassung zu dieser nur achtundvierzig Seiten langen Schrift. Ich hatte aller Orten die Bemerkung gemacht, daß die Typhus-Behandlung noch sehr schwankend sei. Unsere Resultate waren günstig, obgleich sie in dem alten, schon zum Abbruche bestimmten Hospitale gewonnen werden mußten, es starben von siebenundsiebzig nur fünf verschleppte Patienten. Ich empfahl möglichst frühe Diagnosen, den inneren Gebrauch der Phosphorsäure und einer Oelemulsion bei beständiger Ventilation während der Fieberzeit. Ich suchte den Nutzen der Ventilation in dem Wegspülen der Effluvien des Kranken und nicht in der Abkühlung, welche im Sommer gar nicht eintritt. Die Fieberhitze suchte ich durch Waschungen, durch Eiskübel, welche ich im Krankenzimmer stehen ließ, durch Eisbeutel auf dem Kopfe, auf dem Coecum oder der Milz zu mäßigen. Bei entschiedenem Pneumotyphus ließ ich in sechszehn Fällen am Thorax schröpfen.

Ich hatte diese kleine Schrift uno tenore dictirt, feilte aber sechs Monate daran. Es sind 785 Exemplare davon verkauft. Sie wurde von der Kritik im Allgemeinen gut aufgenommen. Ein Recensent meinte, die Typhuspatienten müßten warm gehalten werden. Ein zweiter war zornig darüber, daß ich von Liebig's Infusum carnis frigide paratum nichts wissen wollte. Ein Dritter sagte, ich habe mit dieser Schrift der Humanität einen größern Dienst geleistet, als mit der Tenotomie, war aber der Ansicht, die Ernährung der Patienten während der Fieberperiode mit Hafergrütze sei ungenügend und

werde die Reconvalescenz verzögern. Für gewisse Verhältnisse mag eine bessere Ernährung anwendbar sein, unsere Patienten, bei denen der Darmcanal immer in Mitleidenschaft gezogen war, vertrugen keine andere Nahrung, selbst dann nicht, als ich später die kalten Bäder zu Hülfe nahm, die ich bei Professor Bartels in Kiel kennen lernte. Ich hatte wohl einigen Antheil daran, daß er sich dieses Gegenstandes bemächtigte. Ich las ihm in Hannover aus dem Manuscripte eine Stelle meiner Chirurgie (Vol. II, pag. 133, Heft 1 von 1864) vor, wo ich die bis dahin so unfruchtbaren Thermometer-Untersuchungen bespöttle. Er verstand natürlich gleich die Aufforderung, welche darin liegt, die Thermometrie auch zu praktischen Zwecken anzuwenden. Einem etwas vernagelten Recensenten war sie völlig entgangen. Ich finde die von Bartels zuerst gebrauchten Regenbäder besser, als die der größern Bequemlichkeit wegen später gebrauchten Vollbäder. Regenbäder thun dieselben Dienste und sind den Patienten weniger unangenehm, weil sie Hände und Füße nicht so dauernd erkälten.

Es interessirte mich im höchsten Grade, als ich im October 1870 in Rheims zwei dicht neben einander liegende Typhus-Hospitäler, jedes mit ungefähr dreißig bis vierzig Patienten, sah. In dem einen, der sehr geräumigen Halle einer Champagner-Fabrik, wurden sie mit kalten Vollbädern behandelt. In dem andern lagen sie bei reichlichem Zutritte frischer Luft unter Zeltbaracken und wurden nicht gebadet. Die Resultate waren in beiden gleich gut. Die Diät bestand in einer schwachen Fleischbrühe und in einigen Unzen eines so sauern Weins, daß derselbe die Phosphorsäure allenfalls ersetzen konnte.

Durch meine Typhus-Schrift wurde hier die Phosphorsäure sehr populär, man lernte bald ihren großen Nutzen bei Magenkatarrhen kennen, so wie ihre gute Wirkung als kühlendes Mittel bei fast allen entzündlichen Krankheiten, Pneumonien,

Exanthemen u. s. w. Sie verdrängte das Kali und Natrum nitricum, den Salmiak, die Saturationen, so daß sich ihr Verbrauch in den Apotheken hundertfältig steigerte.

Das General-Militair-Hospital in Hannover, Zeitschrift des hannoverschen Vereins für Architecten und Ingenieure von 1859.

Die Beschreibung unseres Generalhospitals gab mir Veranlassung, die Principien der Hospitäler im Allgemeinen zu beleuchten. Mein damaliger Aufsatz, den ich theilweise in meine Maximen aufnahm, wird noch jetzt oft verlangt. Bei meiner Anwesenheit in Rheims 1870 sagte mir der Großherzog von Mecklenburg, daß er danach ein Militairhospital in Schwerin habe bauen lassen, mit dem er sehr zufrieden sei. Diese Schrift ging unmittelbar der Zeit vorher, wo man anfing, für künstliche Ventilation zu schwärmen und, statt eigener Einsicht in das Hospitalwesen, Pettenkofer für sich reden ließ, der mir über meine Arbeit einen sehr freundlichen Brief schrieb, worin er mich daran erinnerte, daß er in München mein Schüler gewesen sei und seine Freude darüber aussprach, daß sich doch endlich einmal ein Arzt herbeigelassen habe, über Dinge nachzudenken, welche für den ärztlichen Stand vorzugsweise wichtig sein müßten. Dann kam die Zeit, wo man sich für Baracken und Pavillons enthusiasmirte. Sie dauert noch fort und es wird eine Zeit lang währen, ehe man sich wieder zu dem von mir empfohlenen verbesserten Corridor-Systeme bequemt.

Ueber granulöse Augenkrankheit.

Göschen's deutsche Klinik 1859 im Juni, mit Abbildungen.

Dieser Aufsatz war die Frucht langer Untersuchungen über das Trachom beim Menschen und bei Thieren, zahmen und wilden, besonders bei den Hausthieren. Sie sollten dazu dienen, den Einfluß der Umgebungen auf das Vorkommen des Trachoms bei Hausthieren zu zeigen und mit den beim Menschen

vorkommenden ähnlichen Verhältnissen zu vergleichen. Ich hatte die Absicht, über denselben Gegenstand mehrere Artikel folgen zu lassen, zog es aber später vor, meine Erfahrungen über die Behandlung der granulösen Augenkrankheit der zweiten Auflage meiner Maximen einzuverleiben. Am Schlusse des Aufsatzes heißt es, das miliare Trachom, Miliar-Tuberkeln und die im Typhus anschwellenden Follikel der Darmschleimhaut sind in histiologischer Beziehung identisch. Ihr ätiologischer Zusammenhang ergiebt sich daraus, daß die Ventilation der Kasernen nicht blos das Trachom vertreibt, sondern auch den Typhus und die Tuberculose seltener macht.

Ich hatte Grund genug, mich mit der granulösen Augenkrankheit zu beschäftigen, sie war bei meinem Diensteintritte in der hannoverschen Armee verbreitet und hatte schon oft große Störungen im Dienste veranlaßt. Als 1855 das Leibregiment in Hannover davon heimgesucht wurde, kam der Generaladjutant auf den Gedanken, das ganze Regiment cantoniren zu lassen. Ich sagte ihm jedoch: „Wenn es uns gelingt, die Krankheit hier zu bezwingen, so wird dies für die Zukunft der Armee von größtem Nutzen sein; man weiß dann, wo der Fehler liegt und kann dem Uebel vorbeugen.“ Die Kaserne des Leibregiments am Waterlooplatze wurde theils durch stellbare Jalousies in einigen der obersten Fensterscheiben, theils durch Löcher in den Thüren, theils durch verticale Dunströhren ventilirt. Die Kosten beliefen sich auf 1200 Thlr., der Erfolg war glänzend, die Krankheit hörte auf. In den alten Kasernen von Stade und Osnabrück ließen sich ähnliche Vorrichtungen nicht mit demselben Erfolge anbringen, sie mußten schwächer belegt werden. Bei einem späteren Auftreten der Krankheit in Osnabrück wurde die dortige Kaserne einer großartigen Verbesserung unterworfen, wodurch sie die bis dahin ganz fehlenden Corridore erhielt.

Im Jahre 1857 nahm ich Theil an dem Congreß der Oculisten in Brüssel, wo die granulöse Augenkrankheit der Hauptgegenstand der Verhandlungen sein sollte. Die Debatten darüber waren sehr unerquicklich, die belgischen Herren Doctoren wußten doch eigentlich nicht viel von der Sache, kramten sehr obsolete Ansichten aus und ließen die Fremden kaum zu Worte kommen. Ich habe dort nur einen einzigen Satz vertreten und zur Anerkennung gebracht: die Grundlage der granulösen Augenkrankheit, das Trachom, entsteht bei Ueberfüllung und muß durch fortdauernde Ventilation bekämpft werden. An diesen Brüsseler Congreß, wo Albrecht von Gräfe uns seine ersten Mittheilungen über die Glaucom-Operation machte, schloß sich der Naturforscherverein in Bonn, wo es mir auch nicht sonderlich gefiel, bis auf einen Besuch, den ich mit Esmarch dem alten Arndt machte. Als dieser erfuhr, wer wir seien und daß wir den Schleswig-Holsteinern geholfen hatten, richtete er sich hoch auf, seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten und er sprach prophetische Worte über die Folgen des Kampfes in den Herzogthümern. Diese Reise, welche mit einigen Abstechern drei Wochen dauerte, war der einzige Urlaub, den ich mir während meiner zwölfjährigen Dienstzeit genommen habe. Man kann daraus schließen, daß es angenehmer ist, Professor zu sein als Generalstabsarzt, wenn man es mit seinen Pflichten sehr genau nimmt.

Handbuch der Chirurgie. II. Band.

Freiburg bei Herder, von 1864—1868.

Mit der zweiten Auflage meiner Maximen hatte ich den Gegenstand vorläufig erschöpft und wußte, daß ich ihn vor neuen Kriegen nicht wieder aufnehmen werde. Meine Seele wandte sich jetzt dem so lange verlassenen Handbuche der Chirurgie zu; mein Verleger hatte schon die Hoffnung aufgegeben, daß ich es noch fortsetzen werde. Erst nach Vollendung eines

Heftes schrieb ich ihm, um zu fragen, ob er auch geneigt sei, es drucken zu lassen. So folgte nach vierzehnjähriger Unterbrechung 1864 das erste Heft des zweiten Bandes, Verletzungen und chirurgische Krankheiten des Kopfes; 1865 das zweite über den Hals. Das dritte über den Rumpf, welches 1867 herauskam, hatte ich bis pagina 811 vollendet, als der Krieg von 1866 ausbrach. Das vierte und letzte Heft erschien 1868. Im zweiten Bande meiner Chirurgie habe ich die Schußwunden so berücksichtigt, wie es bis dahin in solchen Büchern nicht üblich war, in Zukunft aber gewiß allgemein geschehen wird, nachdem die meisten Professoren Gelegenheit gehabt haben, im Kriege mitzuwirken.

Zwischen den beiden letzten Heften meines Handbuchs erschienen meine:

Erfahrungen über Schußwunden im Jahre 1866, als Nachtrag zu den Maximen der Kriegsheilkunst. Hannover bei Hahn, 1867.

worin ich mich bemühte, die chirurgische Statistik weiter auszubilden, welche in den Maximen nur rudimentär erscheint. Meine Tabellen fanden vielen Beifall und wurden von Anderen zum Vorbilde genommen. Von dieser Schrift wurden 1340 Exemplare verkauft.

Nach dem großen Kriege erschien meine Uebersetzung der:

Notizen und Bemerkungen eines Ambulanz-Chirurgen, von William Mac Cormac. Hannover bei Hahn, 1871,

denen ich die Statistik von Dr. Frank und meine eigenen in Frankreich gemachten Erfahrungen hinzufügte. Mac Cormac's Schrift mit meinen Zusätzen wurde von Professor Morache zu Paris ins Französische übersetzt, der von mir herrührende Theil leider in ganz blödsinniger Weise. Morache nennt zum Beispiel Esmarch's Schnitt bei der Schulterresection: l'incision en ♀ de Schnitt. Sehr gut gelungen ist dagegen die

italienische Uebersetzung des Dr. Eugenio Bellina, des Adjutanten von Cortese. Seine Arbeit hatte in Italien großen Erfolg.

Die letzte von mir erschienene Schrift war:

Erfahrungen über Local-Neurosen.
Hannover bei Rümpler, 1873.

Sie war angeregt worden durch Esmarch's Schrift über denselben Gegenstand und enthält außer einer Einleitung siebenundvierzig Krankengeschichten aus meiner Praxis.

Bei der Erinnerung an diese schriftstellerische Thätigkeit kann ich mich eines gewissen Mitleids mit mir selber nicht erwehren. Es kostete mich viele Mühe zu produciren, meine fertigen Sachen gefielen mir nicht und machten mir immer neue Feinde; vielleicht auch Freunde, aber sie pflegen sich bei uns nicht zu melden. Ich verstand die Kunst nicht, welche Bardeleben einst von Billroth rühmte mit den Worten, er habe seine chirurgische Pathologie und Therapie fertig gebracht, ohne einem seiner Zeitgenossen wehe zu thun. Ich war immer so naiv zu glauben, es käme mehr darauf an, den Patienten nicht wehe zu thun, wenn man den Collegen auch einmal durch den Sinn fährt.

Häusliches Leben und Leiden.

Nachdem wir ein Jahr in Hannover gelebt hatten, kauften wir das Haus Nr. 8 an der Marienstraße, wo wir unsere Tage zu beschließen dachten.

Wir haben Freude und großes Leid darin erlebt. Uns gegenüber, auf dem jetzt eingegangenen Gartenkirchhofe, liegt unsere jüngste Tochter Ottilie begraben, welche 1856 am 18. April nach einer Krankheit von drei Wochen im neunzehnten Lebensjahre starb. Ich hatte sie Nachmittags noch vollkommen wohl und blühend gesehen, Abends fand ich sie an arterieller Hämoptoe leidend. Sie war eins von den Kindern,

von denen man zu sagen pflegt, sie sind zu gut und schön für diese Welt, an Charakter, Verstand und Talent gleich ausgezeichnet. Ihr Verlust übte einen dauernden Einfluß auf mein Gemüth, es war mir seitdem zu Sinne, als gehöre ich der irdischen Welt nur zur Hälfte an, als gingen mich ihre Kämpfe eigentlich nichts mehr an. Eine Stimmung dieser Art ist gerade nicht beglückend, aber sie hat doch auch ihr Gutes, man kann allenfalls sagen: si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae! Fahrt hin, ihr Güter dieser Welt, meine Seele lebt zur Hälfte in einer besseren.

Der Tod der geliebten Schwester übte einen nicht minder tiefen Eindruck auf meine zweite Tochter Helene. Sie entsagte der Welt und widmete sich der Landschaftsmalerei, machte langjährige Studien in Düsseldorf und Carlsruhe, wo sie das Glück hatte, Rudolph Jordan und Hans Gude ihre Lehrer zu nennen. Sie fühlt sich glücklich in ihrem Berufe, und hat als Künstlerin einen ehrenvollen Namen erworben.

Mit dem Tode der jüngsten Tochter waren unsere Trübsale nicht zu Ende, wir hatten auch die älteste, Esmarch's Gattin, hier zu beerdigen, wo sie nach langen Leiden am 31. Mai 1870 ein sanftes gottseliges Ende fand, während ihr Gatte selbst krank darnieder lag. Sie war eine seltene Frau, schön und geistvoll. Der große Krieg, welcher mich gleich darauf von Hannover entführte, ließ mir keine Zeit, diesem zweiten großen Schmerze lange nachzuhängen. Das Leben forderte gebieterisch des alten Mannes ganze Kraft.

1866.

Salus rei publicae suprema lex esto.

Das höchste der Gesetze sei des Volkes Heil.

Als ich die Berufung nach Hannover annahm, hatte ich großes Zutrauen zu dem weißen Pferde, es springt so muthig in die Welt hinein. Ich zweifelte freilich nicht, daß man es

mit der Zeit einfangen werde, aber glaubte nicht, es erleben zu müssen. König Ernst August vergaß nie die geographische Lage seines Landes und lebte mit Preußen auf gutem Fuße; eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Abschaffung der rothen hannoverschen Uniform. Ich setzte bei seinem Nachfolger dieselbe Politik voraus, und glaubte mich nicht getäuscht zu haben, da ich sehr bald die Bemerkung machte, daß König Georg in der schleswig-holsteinischen Frage auf Preußens Seite zu stehen schien. Von meinem Dienste in der schleswig-holsteinischen Armee war nie die Rede, die für alle deutschen Kleinstaaten so wichtigen Ansprüche der Augustenburger fanden am hannoverschen Hofe keinen Vertreter.

Ich hatte damals nicht mehr Veranlassung, mich um Politik zu bekümmern als früher, das Kriegsministerium blieb während meiner ganzen Dienstzeit in denselben Händen, doch war ich nicht mehr so arglos unbefangen wie sonst und folgte mehr den Begebenheiten, die, wie ich seit 1848 überzeugt war, zu großen Kriegen führen mußten.

Der im August 1863 in Frankfurt abgehaltene Fürstentag, auf welchem Preußen nicht erschien, brachte mir zuerst die Ueberzeugung, daß der Kampf um die deutsche Hegemonie unvermeidlich sei.

Schleswig-Holstein war wiederum dazu ausersehen, die deutschen Angelegenheiten in Fluß zu bringen. Friedrich VII., König von Dänemark, starb am 15. November 1863 auf Schloß Glücksburg im Herzogthum Schleswig. Sein durch den Londoner Vertrag von 1852 bestimmter Nachfolger, der Herzog von Glücksburg, welcher als Christian IX. den dänischen Thron bestieg, sah sich durch die Kopenhagener Bevölkerung gezwungen, schon am 18. November eine Gesammtverfassung zu genehmigen, welche die vollständige Incorporation Schleswigs aussprach und die 1852 stipulirten Rechte Lauenburgs und der beiden Herzog-

thümer verletzte. Der deutsche Bund intervenirte; schon um Weihnachten 1863 wurden Lauenburg und Holstein von einer hannoverschen und einer sächsischen Brigade als Executionstruppen besetzt, während die Dänen sich ohne Kampf zurückzogen.

Da diese Execution die Dänen nicht zur Nachgiebigkeit in der Verfassungsfrage vermochte, nahmen Preußen und Oesterreich, nicht als Mitglieder des deutschen Bundes, sondern als Großmächte und Mitunterzeichner des Vertrages von 1852, den Kampf mit den Dänen auf, welcher diesen beide Herzogthümer und Lauenburg kostete.

Obgleich die in Holstein stehende hannoversche Brigade keine Gelegenheit fand, sich an den Kämpfen von 1864 zu betheiligen, so war dieses Jahr doch von Wichtigkeit für die hannoverschen Militairärzte.

Esmarch eilte nach dem blutigen Tage von Oeversee am 6. Februar 1864 von Kiel nach Schleswig, wo er mit seinem Assistenten, dem jetzigen Professor Völkers, und seinen Schülern den verwundeten Oesterreichern die erste Hülfe leistete. Die österreichischen Ambulanzen waren weit hinter den kämpfenden Truppen zurückgeblieben. Erst nach vier Tagen erschien Neudörffer, von Prag berufen, und übernahm die Leitung der Krankenpflege, während Esmarch und Völkers noch wochenlang fortfuhren, die von ihnen mit Hülfe der Einwohner Schleswigs errichteten Hospitäler zu dirigiren.

Ich veranlaßte es, daß die jüngeren Militairärzte der hannoverschen Brigade sich, soweit es der Dienst gestattete, mit Urlaub nach Schleswig und Flensburg begaben, um Schußwunden zu sehen, und stellte ihnen dabei die Aufgabe, mir über ihre Wahrnehmungen Berichte abzustatten. Sie waren zum Theil sehr interessant und lauteten durchgängig nicht zu Gunsten Neudörffer's, der viel zu ehrgeizig ist, um den nüch-

ternen Mittelweg einzuhalten, namentlich in Hinsicht auf seine ganz negative Hospitalhygiene und seine Art, den Gyps zu benutzen. Ich hatte Neudörffer 1863 persönlich kennen gelernt, als er in Hannover war, um mit Genehmigung des Königs hannoversche Militairärzte für Mexico anzuwerben. Es gelang ihm nicht, auch nur einen einzigen zu engagiren, was ihn sehr zu betrüben schien. Er hatte mir persönlich gefallen, seine Erscheinung verrieth durchaus nicht den ikarischen Jüngling der Kriegschirurgie.

Langenbeck fungirte 1864 zum ersten Male als consultirender Chirurg, was mir nicht sonderlich gefiel, weil ich seine Befugnisse zu beschränkt fand, um etwas Großes zu erreichen.

Esmarch übernahm während der Kämpfe bei Düppel im April 1864 eine ähnliche Rolle, freiwillig und unentgeltlich, in Flensburg, zur großen Freude der jüngeren Aerzte. Es giebt eine Idee von der Stellung eines consultirenden Chirurgen, daß ihm nach der ersten Resection des Ellenbogengelenks, die er dort machte, ein Hospitaldirigent sagte: „Wir wollen jetzt erst den Erfolg dieser Operation abwarten, ehe wir die noch übrigen sechs bis sieben zerschossenen Ellenbogengelenke vornehmen!“ Unter solchen Verhältnissen darf man sich nicht wundern, wenn die Gelenkresectionen von 1864, über welche Löffler berichtet hat, weniger gut ausfielen, als die von 1848, 1849 und 1850, welche Esmarch in seinem Buche über Resectionen bei Schußwunden so genau geschildert hat. In Amerika hatten unsere Mittheilungen von 1848 bis 1850 für den großen Revolutionskrieg den gewünschten Erfolg, in Deutschland wollte man 1864 erst einmal sehen, wie die erste Resection ausfiel.

Durch den Vertrag zu Gastein vom 14. August 1865 verständigten sich Preußen und Oesterreich provisorisch über die den Dänen entrissenen deutschen Provinzen, aber diese Ab=

machungen vermochten es nicht, den Frieden zwischen Beiden aufrecht zu erhalten, die gemeinsamen ruhmvollen Kämpfe von 1864 hatten keine dauernde Sympathien geweckt. Oesterreich sah ein, daß es in Schleswig-Holstein seinem Rival in die Hände gearbeitet hatte und trieb dem Kampfe mit Preußen entgegen.

Der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein war am 30. December 1863 nach Holstein gekommen, hatte aber nicht versucht, die Regierung auf Grund seiner Erbansprüche zu übernehmen, sondern es für correcter gehalten, sich unter den Schutz des deutschen Bundes zu stellen. Esmarch war dazu ausersehen, Generalstabsarzt der zu bildenden schleswig-holsteinischen Armee zu werden; er beabsichtigte, die hannoversche Armee für das Sanitätswesen zum Muster zu nehmen. Ich besuchte ihn 1865 in Kiel und fand den Erbprinzen Friedrich noch guten Muthes. Seine Schicksale von 1863 bis 1866 geben den Maßstab für die Wandlungen in der Politik der Großmächte. Die Aussichten zu seiner Thronbesteigung waren eine Zeit lang sehr günstig, aber schließlich mußte er beim Ausbruche des preußisch-österreichischen Krieges am 11. Juni 1866 mit der österreichischen Besatzung Holstein verlassen.

Im Jahre 1866 kam der entscheidende Augenblick für Deutschlands Kleinstaaten mit der Abstimmung am deutschen Bunde vom 14. Juni, wo auf Oesterreichs Veranlassung die Bundesfürsten erklären mußten, ob sie sich Preußens Hegemonie anvertrauen oder zu Oesterreich und dem alten Bunde halten wollten. Hannover stellte sich mit den friedlichsten Versicherungen auf Oesterreichs Seite. Aber mit solchen Versicherungen war Preußen nicht gedient. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich, war die Losung.

In dieser kritischen Zeit war König Georg weniger als je in der Lage, sich auf bewährte Rathgeber stützen zu können,

er hatte sich erst am 21. October 1865 ein neues Ministerium gegeben.

Preußens Entschlüsse wurden mit der größten Energie zur Ausführung gebracht. Schon am Tage nach der Abstimmung in Frankfurt rückten am 15. Juni von Minden her preußische Truppen in das Königreich Hannover. Es war zum Kriege nicht gerüstet, hatte nur seine gewöhnliche Herbstconcentration verfrüht; es erwartete auch allem Anscheine nach keinen Krieg, wie die mir schriftlich vorliegende Erklärung des Generaladjutanten, daß er den Krieg nicht gewollt habe, vermuthen läßt. Die von dem Generaladjutanten noch angeordneten, aber von anderer Seite bald zurückgezogenen Detachirungen einzelner Truppentheile hatten keinen aggressiven Charakter. Sie geschahen, wie die Aerzte sagen, ut aliquid fecisse videamur. Oberstabsarzt Dr. Schmidt, welcher den Dienst als Oberarzt beim Leibregimente versah, fragte den Generaladjutanten, ob er das Regiment, welches nach Wunstorf geschickt wurde, nicht begleiten solle; erhielt aber die Antwort, daß dies nicht nöthig sei.

König Georg war offenbar nicht darauf gefaßt, daß die Abstimmung in Frankfurt den Krieg zur Folge haben müsse, aber fest entschlossen, sich einer Mediatisirung nicht zu unterwerfen, hatte er keine andere Wahl, und konnte den Bitten des Magistrats von Hannover und Rudolphs von Bennigsen in der Nacht vom 15. Juni kein Gehör geben. Man hat gesagt, er habe auf Oesterreichs Sieg gehofft, ich bezweifele dies; einer seiner Flügeladjutanten und sein beständiger Begleiter sprach gegen mich kurz vor der Krisis die Ueberzeugung aus, daß Oesterreich unterliegen werde. Er kannte die österreichische Armee besser, als irgend ein Anderer. Es zeigte weder sonderliches Zutrauen zu Oesterreichs Macht, noch die sichere Erwartung ausbrechender Feindseligkeiten, daß der König

die aus Holstein zurückkehrende österreichische Brigade Kalik nicht zu halten suchte und den General von Gablenz sehr kalt in Hannover aufnahm. Ich bin überzeugt, daß König Georg mehr auf Gottes Hülfe baute, als auf Oesterreichs Macht.

Am 16. Juni, Morgens 2 Uhr, verließ der König seine Residenz, um sich nach Göttingen zu begeben, wo die Armee sich jetzt concentriren sollte. In seiner Begleitung befanden sich der Kriegsminister und der Generaladjutant. Da ich ganz ohne Befehle war, ging ich zu General Schomer, dem Generalsecretair des Kriegsministeriums, um diesen namentlich wegen Absendung der Feld-Sanitäts-Requisiten zu befragen. Er konnte nur dazu rathen, Befehle abzuwarten. In Voraussicht meiner baldigen Abreise mit den wenigen noch in Hannover befindlichen Militairärzten veranlaßte ich, daß der Sanitätsrath Dr. Grumbrecht die Direction des Generalhospitals übernehmen konnte.

Am 17. Juni, Morgens 2 Uhr, als ich mich eben zur Ruhe gelegt hatte, erhielt ich ein Telegramm aus Göttingen, gezeichnet Oberst Dammers, Generaladjutant, mit dem Auftrage, die Requisiten der Sanitäts-Compagnie und der Feldhospitäler abzusenden. Ich ließ sogleich meinen Nachbar, den Kriegsrath Oldekop, wecken und führte mit dessen Hülfe den erhaltenen Befehl aus. Mein alter Freund, der Fabrikant Georg Egestorff, unterstützte uns mit vierzig Pferden. Bis 11 Uhr Morgens war, zuletzt im strömenden Regen, Alles auf der Eisenbahn. Auf meinem Heimwege besuchte ich noch den mir näher bekannten bayerischen Gesandten Graf Quadt-Isny, der sich mit mir darüber freute, daß unsere mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Sanitätswagen und andere unentbehrliche Geräthe der Armee nicht verloren gingen. Einige der werthvollsten Instrumente in funfzehn Kästen ließ ich in meine Wohnung tragen, um sie selbst zu transportiren.

Um 2 Uhr Nachmittags rückten preußische Truppen in die Residenz ein; alle Straßen waren bald davon angefüllt, so daß die Communicationen schwer wurden. Ich war noch ohne Befehl, nach Göttingen zu kommen, dieser erschien erst Nachmittags 5 Uhr mit einem Telegramm, welches mich wunderbarer Weise noch erreichte. Oberstabsarzt Dr. Schmidt, Assistenzarzt Dr. Bodemeyer, mein Adjutant, und ich beschlossen, um bei unserer Abreise kein Aufsehen zu erregen, den Abend zu erwarten, wo die sehr ermüdeten Preußen ihre Quartiere aufgesucht haben würden. Noch um 8 Uhr waren die Straßen so voll, daß mein Miethwagen nicht durchkam, um Dr. Bodemeyer abzuholen. Dr. Schmidt, welcher eine halbe Stunde früher aufbrechen konnte, erreichte die Station Elze gerade rechtzeitig, um den letzten Eisenbahnzug bis zu meiner Ankunft aufzuhalten. Er war in der Nähe von Elze durch preußische Cavallerie angehalten worden, aber man ließ ihn ziehen, da er sich als Arzt zu erkennen gab, der zu einer Consultation gerufen sei. Ich selbst erreichte mit Dr. Bodemeyer und meinem Diener Elze um Mitternacht, ohne alle Anfechtung, obgleich von Hannover bis Laazen, eine Stunde Weges, auf der Chaussee preußische Truppen aufgestellt waren, die sich aber nicht um uns bekümmerten. Für den Fall, daß man mich anhalten würde, hatte ich einen preußischen Orden mitgenommen, der mir vielleicht durchgeholfen hätte.

Der Eisenbahnzug, mit welchem wir um Mitternacht von Elze abfuhren, war derselbe, welchen ich bis 11 Uhr Morgens mit Sanitäts-Requisiten beladen hatte, eine unendlich lange Reihe von Wagen, an der ich, da man absichtlich den Bahnhof nicht erleuchtete, in völliger Dunkelheit hintappen mußte, um vorn ein Coupé zu finden. Beim Einsteigen fehlte der Mann, welcher mir die Instrumente nachtrug; er hatte sich entfernt, nachdem er dieselben in dem ersten besten Güterwagen

abgesetzt hatte. Sie kamen erst nach einigen Tagen in Göttingen wieder zum Vorschein und beunruhigten mich sehr. Meine Gefährten schliefen während der Fahrt, mich hielt der Gedanke an die Instrumente wach.

Wir kamen gegen 4 Uhr Morgens, am 18. Juni, nach Göttingen, wo mich auf dem Bahnhofe Oberst Dammers, der neue Generaladjutant, empfing. Er war Commandant von Rendsburg zur Zeit, als die hannoversche Bundesbesatzung dort der Großmacht Preußen weichen mußte. Vielleicht hatte dies die Wahl des Königs auf ihn gelenkt. Nachdem er mir Einiges über die veränderte Sachlage, den Abgang des Generals von Tschirschnitz und anderer hohen Officiere erzählt hatte, sagte er mir: „Sie werden hier zunächst Hospitäler in großem Umfange anlegen müssen, denn muthmaßlich kommt es hier zum Schlagen!" Nachdem ich mit meinen Gefährten in dem gastlichen Hause von Professor Hasse Unterkommen gefunden hatte, setzte ich mich alsbald in Bewegung, um die für Hospitäler möglichen Localitäten in Augenschein zu nehmen. Sie waren trostlos bis auf das schöne neue Collegienhaus.

Nachmittags kam der Prorector zu mir, um gegen dessen Benutzung als Hospital zu protestiren. Es würde ihm wenig geholfen haben, falls die Umstände es erfordert hätten, davon Gebrauch zu machen. Während ich mit dem Prorector unterhandelte, kam eine Deputation der Studenten, welche sich erboten, Verwundete aus dem Gefechte zu tragen. Ich dankte ihnen für ihre gute Gesinnung mit gerührtem Herzen und verwies sie an den Hauptmann Ziermann, den Chef der Sanitätscompagnie, um sich Tragbahren zu verschaffen und deren Gebrauch kennen zu lernen.

Da unsere Armee nicht zum Kriege gerüstet war, mußte ich in Göttingen Candidaten der Medicin engagiren, um die Lücken zu füllen, welche durch Abcommandirung von Aerzten

für die Sanitäts-Compagnie und das fliegende Hospital entstanden, und um die einzelnen Batterien mit Aerzten zu versehen. Professor Baum erlaubte mir, die von ihm empfohlenen jungen Männer in seiner Klinik am Krankenbette zu examiniren, weniger um den Umfang ihrer Kenntnisse zu erforschen, als um sie etwas näher von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Sie wurden mit einem Holster ausgerüstet, der eine Verbandtasche und einige Medicamente enthielt.

Die großen vierspännigen neuen Hospitalwagen hatten nicht aus Hannover fortgeschafft werden können; sie standen auf einem Boden, von dem sie ohne besondere Vorrichtungen nicht entfernt werden konnten. Es waren aber zweispännige Requisitenwagen in hinreichender Anzahl vorhanden, um ein Feldlazareth von vierhundert Betten vollständig auszurüsten. Auch die Sanitäts-Compagnie hatte alle ihre Requisiten, darunter sechszehn Transportwagen für Verwundete. Es waren außerdem noch so viele dieser Wagen in Göttingen, daß jedes Bataillon einen derselben erhalten konnte, aber nicht jedes fand es möglich, die dazu erforderlichen beiden Pferde aufzutreiben. Ich selbst hatte in Göttingen keine Zeit, mich um meine Equipirung zu bekümmern und mußte den Feldzug in einem Sanitätswagen antreten.

Der in Göttingen anfangs gefaßte Entschluß, dort die Schlacht anzubieten, machte bald anderen Plänen Raum; ich hatte mich um Anlegung von Hospitälern nicht mehr zu bekümmern.

Am 21. Juni, Morgens 4 Uhr, rückte ich mit der Armee aus zu dem Zuge, welcher in Langensalza sein blutiges Ende fand. Ich kann ihn nicht mehr beschreiben. Was ich davon erinnere, war große Hitze, wenig zu essen, aber guter Muth, der mitunter aufgefrischt wurde durch Fama, die alte Lügnerin. Ein abenteuerlich gekleideter junger Mann auf einem herrlichen

Pferde fliegt an uns vorbei; er hat die Nachricht gebracht, daß die Bayern uns zu Hülfe rücken. Von Hannover kommt die Botschaft, England und Rußland interveniren zum Schutze Hannovers, ihre Flaggen wehen auf dem Schlosse von Herrenhausen, wo die Königin mit den Prinzessinnen zurückgeblieben ist.

Ich hatte mir für den Dienst bei der Sanitäts-Compagnie und das fliegende Hospital eine interessante Gesellschaft ausgesucht, lauter jüngere Männer, jeder von ihnen ein Charakter, keiner unter ihnen, dem man nicht ein Hospital voll Verwundeter anvertrauen könnte, mit der festen Ueberzeugung, er werde menschenfreundlich und unermüdlich seinen Dienst thun. Dazu eine in dreizehn Jahren völlig ausgebildete Sanitätsmannschaft, die vor Begierde brannte, das Erlernte auch einmal an wirklichen Verwundeten zu erproben.

Unsere Nachtquartiere waren in Heiligenstadt am 21., in Mühlhausen am 22. und in Langensalza am 23. Juni.

Wir waren natürlich alle der Meinung, unser Vormarsch werde uns zu den Bayern führen, kamen aber bald dahinter, daß zwischen den beiden Armeen gar keine Verbindung bestehe und erst zu suchen sei. Am 25. Juni, wo wir von Langensalza wieder aufgebrochen waren, sahen wir die Wartburg nahe vor uns liegen und hofften, in den nächsten Stunden bei Eisenach den Schienenweg zu überschreiten. Wir mußten aber wieder umkehren und zum zweiten Male in Langensalza Quartier nehmen, während wir mit der Hoffnung getäuscht wurden, es sei jetzt Alles auf dem friedlichsten Wege und wir würden binnen einigen Tagen nach Hannover zurückkehren. Es sollte nicht sein; dasselbe Haus in Langensalza, wo wir zuerst Quartier fanden, sollte uns für länger als drei Monate zur Heimath dienen. Es lag dem Rathhause schräg gegenüber und gehörte einem wohlhabenden Ackerbürger, der von seinem alten Patricierhause nur das Erdgeschoß benutzte. Es hatte eine

schöne breite Treppe und im ersten Stock einen so großen Vorplatz, daß während einer Nacht einmal vierzig Jäger darauf ein bequemes Strohlager fanden. An Mobilien war es nicht reich, ich schlief drei Wochen lang auf einem harten, alten Sopha, bis es mir einfiel, ich könnte mir auch wohl ein Bett besorgen lassen, nachdem alle Verwundeten damit längst versehen waren. Oberstabsarzt Dr. Schmidt, Dr. Bodemeyer und mein Registrator, Hospitalverwalter Meyer, wohnten mit mir zusammen, der Hausherr beköstigte uns gegen Zahlung.

Am 26. Juni, Abends, erhielten wir den Befehl, um Mitternacht in möglichster Stille mit der Sanitäts-Compagnie abzurücken. Es geschah, ohne unsere Hausleute im Schlafe zu stören. Die Compagnie lagerte sich auf den hinter Merxleben befindlichen Höhen; meine jungen Aerzte legten sich in ein Kornfeld und schliefen bald ein. Ich brachte die Nacht damit hin, sie wie eine Schildwache zu umschreiten und mich an ihren blühenden Gesichtern zu erfreuen, als der Tag anbrach. In geringer Entfernung von uns brachte der König, wie wir, die Nacht auf freiem Felde zu und erging sich am Arme des Kronprinzen.

Die Armee nahm ihre Schlachtordnung ein. Jede der vier Brigaden erhielt einen Zug der Sanitäts-Compagnie, aus einem Officier, einem Arzte und dreißig Sanitäts-Soldaten bestehend, mit vier Transportwagen für Verwundete, einem Requisitenwagen für Instrumente, Bandagen und Erfrischungsmittel. Vierzig Sanitäts-Soldaten blieben bei dem fliegenden Hospitale.

Unsere Avantgarde hatte Befehl, Langensalza erst beim Anrücken des Feindes zu verlassen. Gegen 10 Uhr sahen wir ihn in hellen Haufen die Chaussee von Gotha nach Langensalza herabrücken; die ersten Kanonenschüsse ließen sich hören. Das fliegende Hospital erhielt den Befehl, sich bis zum

nächsten Dorfe zurückzuziehen. Es fand sich, daß dieses Kirchheilingen sei, welches eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt liegt. Dort wurden die passenden Localitäten zur Aufnahme von Verwundeten hergerichtet. Mittlerweile entbrannte die Schlacht; gleich nach Mittag kamen die ersten Verwundeten. Ich dirigirte die Operationen in dem vorn im Dorfe liegenden Wirthshause mit einem großen Tanzsaale; es wurde aber auch in anderen Localen operirt.

Um 6 Uhr Abends erschien der Generaladjutant Oberst Dammers, welcher uns zuerst die Nachricht brachte, daß der Feind zurückgeworfen sei. Er ersuchte mich, jetzt nach Langensalza zu kommen, wo man meiner bedürfen werde. Oberstabsarzt Dr. Schmidt und Dr. Bodemeyer begleiteten mich. Als ich im Begriffe war, den Wagen zu besteigen, entdeckte ich unter den zuletzt angekommenen Verwundeten meinen eigenen Neffen, Lieutenant Hantelmann vom Leibregimente, dem der rechte Radius zerschmettert war, und nahm ihn mit nach Langensalza. Auf dem Rückwege besuchte ich die Verwundeten in Merxleben, auf dem Schwefelbade, den größeren Localen in Langensalza, und zählte über 1000 Verwundete. Aerztliche Hülfe war überall vorhanden; im Café Heinemann operirten hannoversche und gothaische Militairärzte zusammen; die Letzteren hatten schon während der Schlacht einen Verbandsplatz etablirt, aber bei der großen Zahl von Verwundeten nicht viel ausrichten können.

In Kirchheilingen hatten dreihundert Verwundete Platz gefunden; die übrigen wurden nach Langensalza zurückdirigirt. Unsere sechszehn Sanitätswagen hatten binnen fünf bis sechs Stunden über dreihundert Verwundete eine Stunde Weges transportirt.

Zwischen 10 und 11 Uhr, als ich eben mein Quartier aufgesucht hatte, kam der Generaladjutant, um sich mit mir

zu besprechen. Ich schilderte ihm die Ueberfüllung aller Locale mit Verwundeten und äußerte meine Besorgnisse für den kommenden Tag, falls die Feindseligkeiten sich erneuern sollten.

Er rieth mir, sie dem Könige selbst vorzutragen, und zwar Morgens 7 Uhr, wo ich ihn wecken lassen könne. Es war offenbar nicht sein Wunsch, daß von neuem gekämpft werde; er wollte vermuthlich, daß der König auch von mir hören solle, welche Schwierigkeiten damit verbunden sein würden. Ich betrachtete den Wunsch des Generaladjutanten als Befehl. Mit dem Schlage 7 Uhr war ich im Schützenhause, wo der König wohnte. Er schlief, hatte aber Befehl gegeben, ihn nöthigenfalls zu wecken. Ich traf ihn eben beim Erwachen; er empfing mich gnädig und freundlich. Ich stattete meinen Bericht ab und knüpfte daran die Hoffnung, daß die Feindseligkeiten sich nicht erneuen würden. Die Erwiederung des Königs war: „Was Sie wünschen, ist bereits im Werke; binnen drei Stunden erwarte ich Antwort auf meine Vorschläge." Der König erkundigte sich dann nach einigen, ihm bekannten Verwundeten; er hatte sich Abends vorher in einige Hospitäler führen lassen.

Seit dieser denkwürdigen Stunde habe ich Se. Majestät nicht wieder gesehen.

Im Fortgehen traf ich im Vorsaale den Kriegsminister, der mit dem Inhalte meiner Mission nicht sehr zufrieden war und äußerte: „Schon manche Armee hat am zweiten Tage gesiegt, nachdem sie am ersten geschlagen war, und wir haben ja gestern gesiegt." Ich hatte mich nicht unterfangen, Rathschläge zu geben, sondern einen Auftrag erledigt.

In meinem Quartiere erwarteten mich schon die Tischlermeister, welche ich bestellt hatte, um Bettstellen zu machen. Sie wollten nicht! Der treffliche Zimmermeister Walter kam mir zu Hülfe, fing sogleich an und lieferte schon am andern

Morgen zwanzig Stück, die ich nach Merxleben dirigirte, wo sie am nöthigsten waren; andere hundert kamen in wenigen Tagen.

Um 9 Uhr Morgens fingen die Operationen in verschiedenen Hospitälern für mich an, die mich den ganzen Tag und den folgenden beschäftigten.

Am 28. Juni erfolgte die Capitulation. Meine jungen Aerzte waren sehr niedergeschlagen; ich tröstete sie mit den Worten: „Es ist keiner unter Euch, der nicht auf eigenen Füßen stehen könnte."

Da den nach Hannover zurückkehrenden Truppen die meisten Aerzte entbehrlich waren, konnten dreiunddreißig an die Hospitäler commandirt werden.

Aus der Kriegscasse erhielt ich fünfhundert Thaler zur Verwendung für die Verwundeten; dreihundert wurden nach Kirchheilingen geschickt.

Am dritten Tage nach der Schlacht kam der preußische Generalstabsarzt nach Langensalza, mit ihm einige Militairärzte, Professor Volkmann aus Halle, Professor Gurlt und Generalarzt Wilms aus Berlin. Meine Direction war vorläufig zu Ende; ein Schreiben des Generalstabsarztes machte mich zum consultirenden Chirurgen, den man zu Rathe ziehen konnte, wenn man wollte. Die größeren Hospitäler in Langensalza gingen in die Direction preußischer Aerzte über, und ich war, da man mich nicht consultirte, davon ausgeschlossen. Dieser Zustand dauerte aber nicht lange. Wilms wurde nach drei Tagen, Volkmann nach zehn Tagen schon wieder abberufen, um nach Böhmen zu gehen; ich hatte dann wieder Zutritt zu den von ihnen dirigirten Stationen, welche von hannoverschen Aerzten übernommen wurden. Die Lazarethcommission machte mir aber Schwierigkeiten in der passenden Verwendung der hannoverschen Aerzte. Ich telegraphirte an den Generalstabs-

arzt in Berlin: „Bitte um Befehl an Königliche Lazareth-commission, daß es mir gestattet sei, von den hannoverschen Aerzten die geeigneten hier zu behalten, die übrigen successive zurückzuschicken." Die Antwort ließ nicht auf sich warten; sie war von dem Chef des Armee-Medicinalbureaus, Generalarzt Dr. Schiele, unterzeichnet, und lautete: „Sagen Sie der Lazarethcommission, daß Sie allein berufen sind, die hannoverschen Aerzte zurückzubehalten oder zu entlassen."

Dieses Telegramm, welches ich der Lazarethcommission zuschickte, hatte eine magische Wirkung; es kam Alles in das gewünschte Geleise, und zwischen der Lazarethcommission und mir herrschte das beste Einvernehmen; wir kannten unsere Befugnisse. Ich war auch glücklicherweise in der Lage, die Commission mit Anforderungen verschonen zu können, da mir in der kürzesten Frist bedeutende Mittel zuflossen. Göttingen schickte zuerst einen großen Transport von Victualien. Eine der ersten Geldgaben erhielt ich von einem Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der mir hundert Thaler einhändigte, aus Dankbarkeit gegen Gott dafür, daß seine Felder von dem Kampfgewühle verschont blieben. Die gleiche Summe gab er dem preußischen Oberstabsarzt, welcher Präses der Lazareth-commission war. Von Hannover kam Herr Emil Meyer mit großen Summen, die mir aber kaum so werthvoll waren, als sein persönlicher Beistand. Er wußte für Alles Rath, kannte gar keine Schwierigkeiten, schaffte uns gleich Eis und andere nothwendige Dinge. Da ich ihm klagte, die Tischler hätten nicht für mich arbeiten wollen, ließ er um Mittag eine große eiserne Geldkiste in unser Haus schaffen, die er irgendwo gemiethet hatte. Sie verschaffte mir unbegrenzten Credit, obgleich sie nur zur Aufbewahrung von Weinflaschen diente. Ich legte mir, vielleicht ganz unnützer Weise, die Verpflichtung auf, demnächst über die Verwendung der Gelder, welche sich schließlich

auf 4000 Thaler beliefen, Rechnung abzulegen, und bürdete mir dadurch eine große Last auf, denn leider wurde mein trefflicher Registrator Meyer krank, für den das Rechnungswesen eine Kleinigkeit gewesen wäre.

Die mit Hülfe des Zimmermeisters Walter von mir erbauten Baracken im Garten zum blauen Hause erregten Nacheiferung; die Lazarethcommission ließ im Café français, die Ritter ließen neben Café Heinemann Baracken bauen. Hospital-Utensilien kamen von Erfurt; meine Bemühungen, sie durch Kriegsrath Oldekop von Hannover zu erhalten, waren ohne Erfolg gewesen.

Die in Kirchheilingen zurückgebliebenen sieben Aerzte wußten sich trefflich zu helfen. Sie ließen auch gleich Bettstellen machen, mietheten ein großes Schützenzelt, bauten Zeltbaracken und organisirten die Verpflegung auf eigene Regie.

Die Erfolge in Kirchheilingen waren sehr befriedigend; sie lassen sich bekanntlich am sichersten nach dem Resultate der primären Oberschenkel-Amputationen beurtheilen. In Kirchheilingen starb nur einer von neun Oberschenkel-Amputirten, in Langensalza fünf von zehn. In Kirchheilingen wurde nur eine secundäre Oberschenkel-Amputation gemacht, welche tödtlich verlief; in Langensalza mußten zwanzig vorgenommen werden, von denen vierzehn tödtlich verliefen. In Kirchheilingen lagen dreihundert Verwundete, die Zahl der primären Oberschenkel-Amputationen betrug also drei Procent. In Langensalza kamen auf achthundert Verwundete nur zehn primäre Oberschenkel-Amputationen, während vierundzwanzig hätten gemacht werden müssen, wenn dies caeteris paribus. in derselben Weise, wie in Kirchheilingen, geschehen wäre. Daher die große Zahl secundärer Amputationen in Langensalza. Dies war, den Umständen nach, nicht wohl zu vermeiden.

Das erhöhte, durch die Unstrut gedeckte Terrain, auf

welchem die hannoversche Schlachtordnung entwickelt war, erlaubte es, den Anprall der feindlichen Streitkräfte ruhig abzuwarten und erst dann zur Offensive überzugehen, nachdem sich dieselben durch vergebliche Angriffe erschöpft hatten. Unsere Sanitäts-Compagnie konnte auf vier Verbandsplätzen ruhig arbeiten, sogar Listen der Fortgeschickten entwerfen. Die in Kirchheilingen ankommenden Verwundeten fanden ausreichende ärztliche Hülfe. In Langensalza lagen die Sachen ganz anders; die Preußen mußten offensiv verfahren, wobei selbst eine wohlausgerüstete Sanitätsmannschaft viel weniger ausrichten kann. Die Verwundeten wurden in zehn größeren Localen und mindestens hundert Privatquartieren zerstreut. Die ärztliche Thätigkeit war während der Schlacht nur schwach vertreten und konnte sich auch nach derselben nicht leicht concentriren. Die primären Amputationen in Langensalza wurden meistens erst am Tage nach der Schlacht vorgenommen, und gaben deshalb ein viel weniger günstiges Resultat, als in Kirchheilingen.

Man ist leider auch nach dem Kriege von 1870/71 noch geneigt, die Bedeutung des Erfolges der primären Oberschenkel-Amputation als Maßstab für den Werth der chirurgischen Thätigkeit zu unterschätzen. Kleine Statistiken, wie die von Kirchheilingen, hält man für werthlos, weil ihnen große traurige Erfahrungen entgegenstehen. Man darf sich dadurch nicht irre machen lassen, und nicht aufhören, günstige Verhältnisse zu benutzen und womöglich herbeizuführen. Schlimmsten Falls vermag die Amputation wenigstens ein qualvolles Ende zu vermeiden.

Die ganze hannoversche Sanitäts-Compagnie blieb anfangs in Langensalza und Kirchheilingen; es fehlte uns also nicht an geeigneter Hülfe, da unsere Sanitäts-Soldaten nicht blos Krankenträger, sondern auch Lazarethgehülfen und Krankenwärter waren. Nichtsdestoweniger kamen uns die barmherzigen Schwestern protestantischer und katholischer Confession sehr erwünscht, da sie

es verstehen, den Patienten viele kleine Dienste zu leisten, an die ein Mann kaum denkt. Mit dem Verbinden der Verwundeten habe ich sie stets verschont. Sie kamen anfangs aus verschiedenen Staaten; es blieben aber bald nur die von Hildesheim und Hannover angelangten barmherzigen Schwestern und Diaconissen.

Wenige Tage nach der Schlacht erfreute mich Professor Baum aus Göttingen durch seinen lieben Besuch.

Im August kamen zu unserer Erheiterung die Damen Frau Dr. Schmidt und Bodemeyer, mit ihnen meine Tochter Helene, welche ihren vierwöchentlichen Aufenthalt in Langensalza zu Studien nach der Natur benutzte, welche später photographisch veröffentlicht worden sind.

Im September kam ein sehr unerwünschter Gast, die Cholera, welche unter den Einwohnern der Stadt über hundert Opfer forderte. Unsere Verwundeten blieben ganz verschont. Die in weniger gesunden Stadttheilen liegenden Hospitäler waren bereits eingezogen. Ihre Majestät, die Königin von Hannover, schickte mir aus Herrenhausen bittere Orangen, aus denen ich durch unsern Feldapotheker eine Tinctur bereiten ließ, von welcher jeder Verwundete täglich zwei Unzen erhielt.

Auf seiner Rückreise von Böhmen nach Berlin kam Generalarzt Wilms mit dem Auftrage, die auf seinem Wege liegenden Hospitäler zu inspiciren. Er fand die Zustände bei uns idealisch; in Böhmen hatte er nach achtwöchentlicher Beschäftigung mit achthundert Verwundeten nur fünfzig Bettstellen aufzutreiben vermocht. Wir waren in Langensalza eine Zeitlang in Gefahr, neue Verwundete von der Mainarmee aufnehmen zu müssen; es unterblieb vermuthlich nur, weil Langensalza damals nicht an der Eisenbahn lag. Wilms kehrte sehr ernüchtert über den Nutzen der Gypsverbände aus Böhmen zurück.

Auch Professor Esmarch, der auf besondern Wunsch der Königin für die Dauer des Krieges nach Berlin berufen war, um die Hospitäler für Verwundete zu dirigiren, besuchte mich in Langensalza und erfand dort eine neue Schiene für Ellenbogen-Resecirte, die ich in meiner Schrift von 1866 veröffentlicht habe, nachdem sie bei unseren vielen Resecirten gute Dienste geleistet hatte.

Ende September kehrte ich mit dem Oberstabsarzt Dr. Schmidt nach Hannover zurück, wo wir am 1. October ankamen.

Das dankbare Herz eines meiner Patienten von Langensalza hat meiner dortigen Thätigkeit ein freundliches Andenken geweiht. Der durch seine publicistische Thätigkeit allgemein bekannte und geschätzte Dr. Georg Hirth, welcher, auf preußischer Seite kämpfend, gleich zu Anfang der Schlacht eine Schußfractur des Oberschenkels erlitt und schließlich gut geheilt wurde, erzählte auf höchst originelle Weise, zuerst in der „Gartenlaube“ und dann in einem besondern Büchlein zum Besten der Victoria-Stiftung, seine Leidensgeschichte. Sie verdient, von jedem Feldarzte gelesen zu werden; man hat sie todtgeschwiegen, weil sie dem Gypsverbande nicht günstig ist. Aber gewirkt hat sie doch wohl so gut, wie meine Bemerkungen, die Billroth Gypswitze nennt, obgleich sie sehr ernsthaft gemeint sind. Man ist 1870/71 doch vorsichtiger gewesen, als 1866, wo man blindlings Pirogoff folgte, der sogar bei Brustschüssen gypsen will.

Der letzte hannoversche Arzt, welcher Langensalza verließ, war Dr. Lauenstein, der über sechs Monate dort blieb. Für den Fleiß und die Treue, mit welcher er einen großen Theil der Tabellen für meine Schrift: „Erfahrungen über Schußwunden im Jahre 1866“ ausgearbeitet hat, ist ihm die Mitwelt gewiß zu Dank verpflichtet. Die Form derselben war Gegenstand langer Berathungen unter uns, wobei sich auch

Professor Gurlt betheiligte, welcher unter den uns zu Hülfe gekommenen preußischen Aerzten am längsten blieb.

Gleich nach meiner Rückkehr hatte ich die schon in Langensalza vorbereitete Begutachtung der Invaliden fortzusetzen. Die von dort entlassenen Reconvalescenten hatten größtentheils in der zum Hospitale eingerichteten Kaserne des dritten Jägerbataillons am Welfenplatze Unterkommen gefunden und waren von Civilärzten weiter behandelt worden. Von allen in Langensalza evacuirten achthundertzweiundachtzig verwundeten Hannoveranern waren nur zwei in der Heimath gestorben, Kopfverletzte, deren Wunden für so leicht gehalten waren, daß sie schon mit den Truppen gleich nach der Capitulation zurückkehrten.

Die Gesammtzahl der begutachteten Leute betrug fünfhundertundachtzig. Es war mir angesonnen, die Begutachtung allein zu übernehmen, aber da ich dies für ein zu verantwortliches Geschäft hielt, gestattete man mir, die Mitglieder der Medicinalbehörde für die Armee zu diesem letzten Dienste heranzuziehen.

Seit der Schlacht von Langensalza war es keinem einsichtsvollen Hannoveraner zweifelhaft, was das Schicksal des Königreichs sein werde. Jeder hatte sich sein zukünftiges Loos auszumalen; glücklich wer, wie wir in Langensalza, keine Zeit fand, darüber zu grübeln. Für die baldige Ordnung der Verhältnisse war es hinderlich, daß die der hannoverschen Armee angehörenden Officiere, mit Einschluß der Aerzte, vor Entbindung von ihrem Fahneneide nicht in der Lage waren, in anderweitige Dienste zu treten. Diese verzögerte sich bis zum Ende des Jahres; meine eigene Verabschiedung erfolgte erst am 28. December 1866 durch den Generallieutenant von Arendtschild, der bei Langensalza die Armee commandirte. Gegen Weihnachten erschien eine Bekanntmachung des commandirenden

Generals des zehnten Armee-Corps, worin die hannoverschen Militairärzte aufgefordert wurden, bis zum 1. Januar 1867 zu erklären, ob sie in der preußischen Armee zu dienen wünschten. Es wurde ihnen ihr bisheriger Rang, aber weder ihre Einnahme, noch ihre dienstliche Stellung gewährleistet.

Ich hatte mir auch die Frage vorzulegen, ob ich mich zum Dienste melden solle oder nicht, und fand es schwer, mich zu entschließen. Erst am letzten December 1866 reichte ich die Erklärung ein, daß ich bereit sei, weiter zu dienen, wenn man mich auf eine meinen Antecedentien entsprechende Weise anstellen wolle. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß man mich zum Generalarzt des X. Corps in Hannover ernennen werde. Als solcher konnte ich dazu mitwirken, die mit großer Sorgfalt gewählten und ausgebildeten Aerzte der Armee zu erhalten, konnte diesen nützlich sein und mit ihrer Hülfe in dem sicher zu erwartenden französischen Kriege etwas Ersprießliches leisten.

Zu meinem Entschlusse, mich zum Dienste zu melden, mag es beigetragen haben, daß ich unter dem 6. November 1866 durch Dr. Velten, Leibarzt I. M. der Königin von Preußen, die ehrenvolle Einladung erhielt, an den Conferenzen in Berlin Theil zu nehmen, welche I. M. schon Ende November über Verbesserung des Kriegssanitätswesens veranstalten wollte. Das Kriegsministerium hatte seine Mitwirkung dabei zugesagt. Die ursprüngliche Idee war, die Mitglieder der Conferenz sollten Berichte über ihre Wahrnehmungen im Felde schreiben, dann zusammentreten, um gemeinsame Vorschläge zu machen. Berichte und Vorschläge sollten dann der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Die von I. M. der Königin vorgeschlagenen Mitglieder erhielten, d. d. 28. November 1866, vom Kriegsministerium den Auftrag, ihre Berichte und Verbesserungsvorschläge bis zum

1. Januar 1867 einzureichen. Da mir das preußische Militair-Medicinalwesen nicht genau bekannt war, gab ich in meinem Berichte, welchen ich im December 1866 verfaßte, eine Schilderung von dem, was mir in der hannoverschen Armee gut und nachahmungswerth erschienen war. Nur in der Einleitung machte ich einige Vorschläge, welche nicht unberücksichtigt blieben. Sie lauteten dahin 1) das Kriegsministerium möge eine Instruction entwerfen lassen, worin die der Conferenz vorzulegenden Fragen präcisirt würden; 2) der preußische Generalstabsarzt möge an den Conferenzen Theil nehmen; 3) desgleichen ein Beamter des Kriegsministeriums: 4) daß die Publication der Berichte vorläufig unterbleiben möge.

1867.

Die Mitglieder der Conferenz wurden durch Schreiben des Kriegsministeriums vom 9. März 1867 auf den 18. März nach Berlin eingeladen. Esmarch, welcher auch zu den Erwählten gehörte, holte mich von Hannover ab, und wir erschienen zur bestimmten Stunde, 11 Uhr Morgens des 18. März, in dem für unsere Sitzungen bestimmten Saale des Kriegsministerial-Gebäudes, ohne vorher Besuche machen zu können. Dort traf ich den königlich preußischen Generalstabsarzt, welcher sich beeilte, mir anzuzeigen, daß ich auf seinen Vorschlag am 16. März von Sr. Maj. zum Generalarzt des IV. Corps in Magdeburg ernannt sei. Ich erwiederte ihm sogleich, daß ich diese Stelle nicht annehmen werde, weil meine Versetzung von Hannover nach Magdeburg nicht durch politische Gründe motivirt sein könne, da man den früheren Generalstabsarzt der kurhessischen Armee als Generalarzt in Cassel angestellt habe, eben so wenig sei sie aus dienstlichen Rücksichten zu erklären, da ich bei einem bevorstehenden Kriege unter bekannten Aerzten mehr leisten könne, als unter denen eines mir noch ganz

fremden Corps; ich könne diese Versetzung deshalb nur so ansehen, als wünsche man, daß ich um meine Pensionirung einkäme, wozu ich bereit sei. Meine Erklärung, weiter dienen zu wollen, sei weniger aus persönlichen, als aus patriotischen Motiven hervorgegangen. Während dieses Gesprächs hatten sich die Mitglieder der Conferenz eingefunden, der Kriegsminister kam, uns zu begrüßen und aufzufordern, unsere Präsidenten und Schriftführer zu wählen. Bei der Präsidentenwahl entschied meine Stimme für Langenbeck, die übrigen waren zwischen uns Beiden getheilt. Ich wurde Vicepräsident, Generalarzt Loeffler Schriftführer und Professor Wagner aus Königsberg dessen Stellvertreter.

Außer den Commissarien der Regierung, dem Generalstabsarzte Dr. Grimm, dem Oberstlieutenant Hartmann und dem Geheimen Kriegsrathe Krienes, bestand die Conferenz aus funfzehn Mitgliedern, darunter vier Generalärzte, den Herren von Lauer, Böger, Loeffler (gest. 1874) und Steinberg; sieben Professoren: von Langenbeck, Frerichs, Bardeleben, Esmarch, Busch, Middeldorpf (gest. 1868) und Wagner (gest. 1871); außerdem Dr. Wilms, Dr. Velten und Charitédirector Esse. Später trat als sechszehntes Mitglied noch der Generalarzt Wegener ein.

Unsere Conferenz vom 18. März dauerte nur bis 12 3/4 Uhr, da wir Befehl erhielten, uns um 1 Uhr Sr. M. dem Könige und J. M. der Königin vorzustellen. Der Empfang bei Sr. M. war in sofern ein denkwürdiger Moment, weil der König uns sagte, die Luxemburger Verwickelung mit Frankreich könne möglicher Weise zum Kriege führen und unsere Arbeiten unterbrechen.

Am 20. März hatte ich mit dem Kriegsminister eine von diesem gewünschte Zusammenkunft, worin ich erklärte: ich würde die Stelle als Generalarzt in Hannover angenommen

haben, vorzüglich um mich noch an dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich zu betheiligen, jetzt sei sie mir nicht mehr erwünscht, weil ich es nicht für rathsam hielte, unter einem Chef zu dienen, der mich zum Gegenstande einer Maßregel machen wolle, die weder im Interesse des Dienstes, noch in dem meinigen liege. Sollte man dennoch meine Dienste verlangen, so sei ich bereit, neben dem Generalstabsarzte, aber nicht unter ihm zu dienen.

Am 21. März erhielt ich von dem Generalstabsarzte die schriftliche Anzeige von meiner Ernennung zum Generalarzt des IV. Corps, wobei er mir auftrug, mich mit diesem in dienstliche Beziehung zu setzen, durch die Anzeige meines durch die Berliner Conferenzen verzögerten Dienstantritts. Ich antwortete darauf unter demselben Datum durch meine Bitte um Pensionirung, wobei ich zugleich ersuchte, mich für den Fall eines Krieges zur Disposition zu stellen.

Nach Monatsfrist erhielt ich die Anzeige von meiner Pensionirung, mit der ich unter Ertheilung eines Ordens zur Disposition gestellt wurde.

Ich fand mich sehr bald in diesen Ausgang, weil ich dadurch der Gefahr entging, durch zu langes Dienen der Welt lästig zu werden, Gelegenheit gehabt hatte meinen guten Willen zu zeigen, nicht nöthig hatte, an einem fremden Orte mein Leben zu beschließen und doch die Aussicht behielt, im Falle eines Krieges noch thätig zu sein. Die Stelle eines Generalarztes hatte gar keinen Reiz für mich, weil sie mit der Heilkunst wenig zu schaffen hat.

Unsere Conferenzen nahmen achtunddreißig, meistens vierstündige Sitzungen in Anspruch, von denen die letzte am 8. Mai stattfand. Da meine Freunde gehört hatten, welche Eröffnungen mir vor der ersten Sitzung gemacht waren, äußerten sie ihre Besorgniß, ich möchte mich jetzt von der Confe-

renz zurückziehen. Ich fand aber gar keinen Zusammenhang zwischen meinen persönlichen Angelegenheiten und so wichtigen Berathungen im Interesse des Staates und der Humanität. Die stenographirten Protocolle der Sitzungen würden allenfalls beweisen, daß ich mich für jede Frage lebhaft interessirt habe, obgleich sie meine Worte selten treu wiedergeben. Ich versäumte die Vorsicht, sie vor ihrer Vervielfältigung zu revidiren, wie dies von Anderen ohne Zweifel geschehen ist. Ich bedauere, daß sie damals nicht veröffentlicht wurden, man hätte sie dann mehr vervollständigt und sie würden ein redendes Zeugniß dafür abgelegt haben, mit welchem Eifer und mit welcher Gründlichkeit jede Frage unseres Programms erwogen wurde. Es war in der That viel guter Wille und viele Intelligenz bemüht, das Beste zu erreichen, was in unseren Kräften stand.

Die Erfolge der Sitzungen für das Feldsanitätswesen sind in der darüber ausgearbeiteten Instruction, sowie im Kriege von 1870/71 zu Tage getreten und haben wenigstens hinsichtlich ihrer Principien bei den Vertretern anderer Völker, Engländern, Italienern und selbst Franzosen, volle Anerkennung gefunden. Wäre die betreffende Instruction in den Buchhandel gelangt, so hätte sie noch mehr Lob errungen. In Betreff des Sanitätsdienstes kann man doch nur wünschen, daß der Feind auf derselben Stufe stehe, und so liegt kein Grund vor, die darüber bestehenden Anordnungen geheim zu halten.

Hinsichtlich des ärztlichen Personals sind die 1867 bei unseren Conferenzen angestrebten Verbesserungen in der unter dem 6. Februar 1873 von Sr. M. dem Könige genehmigten Verordnung über die Organisation des Sanitäts-Corps, durch den gegenwärtigen Kriegsminister, General von Kameke, ins Leben getreten und von den königlich preußischen Militairärzten mit Freuden begrüßt worden, besonders wegen der huldvollen

Anerkennung ihrer Leistungen während des Krieges von 1870/71.

Die Mitglieder der Conferenz wurden in Berlin mit vieler Aufmerksamkeit behandelt und durch zahlreiche Feste geehrt.

Am 27. März waren wir von Sr. M. dem Könige zur Tafel befohlen. Nach derselben dankte mir J. M. die Königin für meine Thätigkeit in Langensalza. Der König zeichnete mich aus durch eine längere Unterhaltung, worin er sein Bedauern äußerte, daß König Georg auf bekannte Weise die Wendung seines Geschicks selbst herbeigeführt habe. Ich fühlte mich sehr geehrt durch das Vertrauen, welches Se. M. dadurch zu erkennen gaben. Der König wußte, daß ich die mir angebotene Stelle ausgeschlagen hatte und hielt mich doch für fähig zu begreifen, daß es im Leben eines mächtigen Regenten Augenblicke giebt, wo Rücksichten gegen Familienglieder, gegen die Gefühle und Hoffnungen anderer Fürsten nicht in Betracht kommen. Dies sind die Wendepunkte in der Geschichte, welche nur beurtheilt werden dürfen nach dem unermeßlichen Nutzen für Millionen des eigenen Volkes und für die Fortschritte der Cultur in fernen Ländern. Wer nicht selbst bereit ist, so hohen Zielen Opfer zu bringen, darf nicht gehört werden. König Wilhelm brachte der Größe Deutschlands das Opfer seiner persönlichen Gefühle. Was er 1866 glücklich ausgeführt hatte, war der erste nothwendige Schritt, um die 1849 durch das Frankfurter Parlament ausgesprochenen Wünsche des deutschen Volkes zu erfüllen. Ein deutsches Kaiserthum, mit Einschluß von Oesterreich und ohne genügende Hausmacht, wäre eine Schöpfung von geringer Dauer gewesen. Heinrich von Gagern's kühner Griff, womit er Deutschland seinen Kaiser geben wollte, war aber doch kein Mißgriff. In trüben Zeiten, wo uns wenig Hoffnung blüht, möchten wir in die

Wolken greifen, um den fliehenden Kranz zu erringen, und bewahren uns so den kühnen Sinn, der das Rechte erkannt hat, wenn es für den Augenblick auch nicht erreichbar ist. Die Geschichte rechnet nicht nach Tagen oder Monaten, große Gedanken gehen nicht unter, wenn auch die Zeit davon schweigt. König Wilhelm war der würdige Erbe seines Bruders und setzte durch den Kampf mit Oesterreich und durch Einverleibung der kleinen Staaten, ohne deren Besitz eine großartige Action nicht möglich war, Preußen in den Stand, die Führung zu übernehmen.

Ich scheue mich nicht, dies mein politisches Glaubensbekenntniß niederzuschreiben, weil ich nichts zu hoffen und nichts zu fürchten habe.

Se. K. H. den Kronprinzen sah ich zuerst bei der Vorstellung der Conferenzmitglieder, dann bei einer großen Soirée im kronprinzlichen Palais, wo die Berliner Gelehrten zahlreich vertreten waren. Ich freute mich, dort die Gräfin Fanny Reventlow, Tochter des früheren Statthalters von Schleswig-Holstein, als Obergouvernante der kronprinzlichen Kinder wieder zu finden. Sie wird das Interesse für die mir so theuren Schleswig-Holsteiner in einem Hause wach erhalten, auf dem die Hoffnungen Deutschlands beruhen. Der Kronprinz beehrte eine unserer Conferenzen mit seiner Gegenwart, wo von Baracken und Zelten die Rede war. Ich suchte die Vorzüge der Baracken durch die dabei mögliche First-Ventilation zu beweisen. Generalarzt Wegener, der Leibarzt des Kronprinzen, war der Ansicht, diese lasse sich auch bei Zelten erreichen. Es wurde nach acht Tagen im Garten des Kriegsministeriums ein Zelt aufgeschlagen, welches diese Verbesserung zeigte.

Ich kannte den Kronprinzen aus Bildern, die ich nicht sehr gelungen fand, als ich ihn selbst sah. Es war mir, als habe ich ihn längst gekannt und sann darüber nach, wie dies

möglich sei. Ich dachte an schöne Bilder von Rittern, die einen Drachen bezwingen, aber sie glichen ihm nicht; ich mußte bei den Dichtern, nicht bei den Malern zu Rathe gehen. Wer ist der Prinz, der Liebling seines Volkes, den der größte Dichter aller Zeiten so in sein Herz geschlossen hat, daß er ihn in drei Schauspielen besungen hat? Wer ist der tapfere Sohn, der seinem hartbedrängten Vater auf dem Schlachtfelde zu Hülfe kam, der das stolze Frankreich niederschlug, den unter allen Gefahren nie der glückliche Humor verließ, welcher nur in einem reichbegabten Herzen wohnt? Jeder gebildete Mann kennt ihn, aber wenige werden es wagen, die Aehnlichkeit auszusprechen, weil das wolkenlose Bild unseres Kronprinzen noch heller strahlt, weil er keiner Folie bedarf, um seinen sprudelnden Geist leuchten zu lassen. Mögen ihm nach den großen Kriegsthaten seiner blühenden Jugend ruhigere Zeiten beschieden sein! Er kann von einer Kaiserkrone sagen, wie Shakespeare's Held von einer Königskrone:

My gracious liege!
You won it, wore it, give it me,
Then plain and right must my possession be,
Which I, with more, than with a common pain,
'Gainst all the world, will rightfully maintain.

Der Drache der Zwietracht in Deutschland ist besiegt, möge er nie wieder zu Kräften kommen! Möge jedes böse Wort, welches von Frankreich zu uns herüberschallt, dazu dienen, uns um so fester zu verschmelzen! Wenn die Franzosen nicht schon wären, müßte man sie erfinden, um die Deutschen einig zu machen!

Am 8. Mai, wo unsere letzte Sitzung stattfand, waren wir zur Abschiedsaudienz bei J. M. dem Könige und der Königin befohlen. Die Königin verehrte jedem Mitgliede als Andenken ein Taschenbuch mit rothem Kreuz, die Bildnisse beider Majestäten enthaltend. Wir schieden mit tiefem Dank-

gefühl gegen die edle, königliche Frau, deren menschenfreundliches Herz unsere Zusammenkunft veranlaßt hatte. Gegen Se. M. den König, der mir noch einige freundliche Worte widmete, konnte ich die Hoffnung aussprechen, demnächst einmal in anderer Weise nützlich zu sein.

Was mir 1867 den Aufenthalt in Berlin verschönerte, war das lange entbehrte Zusammenleben mit Esmarch. Er war in den Sitzungen mein Nachbar, wir unterstützten uns, wo wir gleicher Ansicht waren und trösteten uns gegenseitig, wenn wir in der Minorität blieben. Man hat doch nicht immer Unrecht, wenn in größeren Conferenzen ein Gedanke zu Boden fällt. So war es mit Esmarch's Vorschlag, das amerikanische Eisenbahn-Transportsystem bei uns einzuführen. Er fand keine Beachtung, nachdem ein mit dem Eisenbahnwesen sehr vertrautes Mitglied erklärt hatte, dergleichen sei in Deutschland mit seinen zahllosen Eisenbahngesellschaften gar nicht möglich. Esmarch ließ sich dadurch nicht irre machen. Er consultirte Herrn von Unruh, der die Sache gar nicht schwierig fand, und eine schöne große Zeichnung eines Transportwagens für Verwundete anfertigen ließ. Damit ausgerüstet, ging Esmarch zu dem Handelsminister Grafen Itzenplitz, der sich sehr für den Gegenstand interessirte und siebzig solcher Wagen in Hannover bestellte. Sie waren Ostern 1868 fertig, wurden versucht und gut befunden. Leider waren sie 1870 in Vergessenheit gerathen und zerstreut worden. Es bedurfte Virchow's Energie, sie wieder sammeln zu lassen und am 8. October 1870 selbst den ersten Zug von Metz nach Berlin zu führen. Mittlerweile waren schon k. bayrische und würtembergische Sanitätszüge in Thätigkeit gewesen.

Obgleich die Luxemburger Verwickelung beigelegt war, blieb ich mit Esmarch der Ansicht, der Krieg mit Frankreich sei nur eine Frage der Zeit. Während ich mein Handbuch der Chi-

rurgie vollendete, in welchem ich auch die Kriegschirurgie berücksichtigte, ließ Esmarch 1868 sein in zwei Auflagen erschienenes Werk: Verbandplatz und Feldlazareth vom Stapel laufen, in welchem er die Bemühungen fortsetzte, für amerikanisches Transportwesen und Barackenhospitäler zu wirken. Im Jahre 1869 hielt er in Kiel und Hamburg seine berühmte durch den Druck weit verbreitete Rede: Ueber den Kampf der Humanität mit den Schrecken des Krieges. Man könnte sie eben so gut nennen: Kampf der Humanität mit dem Zopfe, sie hat manche Perrücke in die Luft gesprengt. In demselben Jahre erschien auch seine kleine Schrift: Der erste Verband auf dem Schlachtfelde, mit welcher er jedem Soldaten das Mittel dazu, ein dreieckiges Tuch, in die Hand geben wollte.

Deutsch-französischer Krieg,
1870 und 1871.

Im Juli 1870 kam der verhängnißvolle Augenblick, wo Napoleon III., um seinen schwankenden Thron zu befestigen, in einem Kriege mit Deutschland Rettung suchte. Am 13. Juli Morgens mußte der französische Gesandte am preußischen Hofe, Graf Benedetti, in Ems die Rolle spielen, welche den Krieg unvermeidlich machen sollte. Er stellte König Wilhelm auf der Brunnenpromenade das Ansinnen, sich wegen der bereits aufgegebenen Candidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern um den spanischen Thron bei Napoleon zu entschuldigen. Diese Art, einen Krieg anzuzetteln, erinnert daran, wie Anno 1415 der französische Dauphin dem Könige von England, Heinrich V., ein Faß mit Federbällen schickte, als dieser seine Ansprüche auf französisches Gebiet geltend machte, worauf Heinrich mit der Schlacht bei Azincourt antwortete. Den Franzosen war Deutschland im Jahre 1870 ein geographischer

Begriff, sie glaubten nicht an ein deutsches Volk, in dessen Herzen die dem ehrwürdigen Könige angethane Beleidigung fiel, wie Funken in ein Pulverfaß. Eine allgemeine Begeisterung für den Krieg war die Wirkung französischer Frivolität. Die Könige von Baiern und Würtemberg zeigten ihre deutsche Gesinnung und hoben damit jeden Zweifel über den endlichen Sieg unserer guten Sache. Auch Oesterreich muß es nachgerühmt werden, daß es jeden Rachegedanken für 1866 unterdrückte.

Ich konnte mich leider der allgemeinen Begeisterung nicht freudigen Herzens anschließen. Am 31. Mai 1870 war meine älteste Tochter gestorben und Esmarch kränkelte infolge einer 1869 bei einer Operation erlittenen Verletzung. Meine Aussichten, im Kriege mitzuwirken, waren zweifelhaft. Ich stand zur Disposition und mußte warten, ob man mich wolle oder nicht, bitten mochte ich nicht. In Hannover wurden Hospitäler für 4000 Betten angelegt, Herr Emil Meyer war dabei im Auftrage der Intendantur sehr eifrig bemüht, alle Rollen waren vertheilt. Esmarch war wieder nach Berlin gerufen; er wäre lieber mit zu Felde gezogen, aber seine Gesundheit war noch so schwankend, daß er darauf verzichten mußte.

Leute, die mir ganz fern standen, kamen, mich zu fragen, ob ich denn nicht auch helfen werde? Zeitungsartikel forderten dazu auf. Als das zehnte Armeecorps im Begriffe war, auszurücken, kam dessen Generalarzt zu mir, der beauftragt war, mich zu fragen, ob ich es vorzöge, in Hannover oder im Felde mitzuwirken? Ich bat darum, mich der Armee des Kronprinzen als consultirenden Chirurgen zuzutheilen. Am 18. August erhielt ich das Decret über meine Anstellung als consultirender Chirurg der dritten Armee, welche der König auf dem Kriegstheater selbst genehmigt hatte. Jetzt brannte mir der Boden unter den Füßen. Da ich längst Alles vorbereitet hatte, konnte ich schon am 19. abreisen, nachdem ich

Pferde requirirt, Wagen und Geschirre gekauft hatte und mein früherer Diener, Wilhelm Wieters, als Trainsoldat eingekleidet war. Er stand schon in Amt und Würden als Theaterrequisiteur, brachte mir aber das Opfer, mich nach Frankreich zu begleiten und sorgte nicht minder gut für mich, wie für die beiden herrlichen Füchse, welche General von Lehwaldt mir in Hannover anvertraut hatte.

Der bekannte Schriftsteller Dr. Georg Fischer war mir auf seinen Wunsch als Adjutant beigegeben worden.

Wir erreichten am 19. Cassel, wo wir übernachten mußten, gingen am 20. bei Mannheim über den Rhein und brachten die Nacht im Eisenbahn-Coupé zu. Am 21., Morgens 6 Uhr, sahen wir bei Sulz die ersten Verwundeten von der Schlacht bei Wörth, welche in sechs zeltförmigen Bretterbuden lagen. Der Leibarzt des Kronprinzen, Generalarzt Wegener, hatte sie errichten lassen. Jede derselben hatte guten Platz für sechs Verwundete.

Wir kamen an diesem Tage nicht weiter als bis Wesenheim, von wo aus man das Straßburger Münster sehen kann und mußten in einem kleinen Hospitale übernachten, welches unter der Oberaufsicht meines früheren Assistenten, des jetzigen Generalarztes Dr. Beck, stand. Es lagen sechs Typhuskranke darin, gut und luftig, wenngleich auf dem Fußboden gebettet. Jeder derselben hatte eine phosphorsaure Mixtur neben sich stehen. Ich hoffte Dr. Beck am andern Morgen zu sehen, mußte aber abreisen, ehe er erschien. Am 22. gelangten wir nach dem schönen Luneville, am 23. nach dem noch schöneren Nancy, sahen aber nur wenig von beiden Städten, da wir spät ankamen und früh abreisten. In Nancy hatten wir uns zu erkundigen, wo das Hauptquartier des Kronprinzen sei. Unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gab mir der Etappen-Commandant die Nachricht, daß wir dasselbe in Colombey

treffen würden. Wir hatten von Nancy keine Eisenbahn mehr zu benutzen, fanden das Hauptquartier nicht in Colombey, übernachteten in Vaucouleur, von wo aus wir am Vormittage 11 Uhr in Ligny das Hauptquartier der dritten Armee erreichten. Unsere Pferde zeigten sich gleich als durchaus tüchtig, obgleich sie hundert Stunden in ihrem Eisenbahncoupé hatten stehen müssen. Man wunderte sich über die Schnelligkeit unserer Reise, die mir, unter beständigen unüberwindlichen Hindernissen, so langsam vorgekommen war. Ligny war sehr voll von Truppen, wir fanden nach langer Mühe Quartier bei dem frühern Maire, einem feinen alten Herrn. Bei dem Armeearzte Dr. Böger fand ich freundliche Aufnahme, nicht minder bei dem Chef des Generalstabs, General von Blumenthal, den ich 1849 als Hauptmann in gleicher Eigenschaft bei General von Bonin kennen gelernt hatte. Ich traf Wilms, der seit Anfang des Krieges als consultirender Chirurg thätig gewesen war. Sr. K. H. dem Kronprinzen konnte ich mich nicht vorstellen, weil derselbe, an einem leichten Ruhranfalle leidend, das Bett hüten mußte. Doch wurde ich auf 6 Uhr Abends zur Tafel befohlen, bei welcher Seine Königliche Hoheit sehr blühend aussehend erschienen. Aber er genoß nichts als Hafergrütze, was mir von der Einsicht und dem Einflusse seines Leibarztes eine sehr vortheilhafte Meinung beibrachte. Ich hatte meinen Platz bei Tische dem Kronprinzen gegenüber, dem zur Rechten der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein saß. Es war ein erfreulicher Anblick! So ergeben sich edle Seelen in ihr Schicksal, wenn ihnen das Wohl des großen Vaterlandes die schwersten Opfer auferlegt; sie fügen sich ohne Groll und Zögerung dienstbereit dem großen Ganzen ein, wie jetzt Herzog Friedrich. Zur Linken des Kronprinzen saß Prinz Leopold von Hohenzollern, ein schöner junger Mann mit sehr gewinnenden Manieren. Er erinnerte sich, daß ich seinem Großvater in

Sigmaringen bei einer complicirten Fractur zu Hülfe gekommen war. Mein Tischnachbar war General von Blumenthal, mit dem ich unsere gemeinschaftlichen Erlebnisse von 1849 wachrufen konnte. Ex ungue leonem, sagte ich ihm, am 5. Juli 1849 wußten Sie besser Bescheid, als der commandirende General, und hätten die schleswig-holsteinische Armee gerettet, wenn Sie an seiner Stelle gewesen wären. Nach Tische fragte mich der Kronprinz, was er Abends essen dürfe, und ich empfahl Hafergrütze. Es wurde beschlossen, daß ich zum elften Corps gehen solle, welches damals unter dem Commando des Generals von Gersdorff stand, nachdem dessen erster Führer, General von Bose, bei Wörth verwundet war. So kam ich wieder zu einem Bekannten von 1849, wo von Gersdorff in der schleswig-holsteinischen Armee diente.

Wir konnten erst um 10 Uhr Morgens des 26. August von Ligny aufbrechen, um das Hauptquartier des elften Corps zu suchen, welches in Heiltz l'Eveque liegen sollte. Der gute Exmaire, dem ich durch Uebersetzung eines von ihm verfaßten Schreibens gefällig gewesen war, schenkte mir eine Specialkarte der Umgegend von Ligny, die mir in den nächsten Tagen sehr nützlich war. Wir kamen nach einer fast ununterbrochenen Fahrt erst um 7 Uhr Abends nach dem kleinen Orte, wo wir das Hauptquartier des elften Corps glücklich antrafen.

General von Gersdorff erkannte mich nach einundzwanzig Jahren gleich wieder; er erhielt durch mich selbst die erste Nachricht von meiner Anstellung beim elften Corps. Ich mußte ihm den Unterschied eines consultirenden und eines Corps-Generalarztes auseinandersetzen, denn er fragte mich, was wird jetzt aus unserm bisherigen Generalarzte? Dieser war der frühere Generalstabsarzt der churfürstlich-hessischen Armee, Dr. Kuckro, ein sehr freundlicher Mann. Es war eine interessante Gesellschaft in diesem Hauptquartier, als Chef des Generalstabs der

General von Stein, ein kluger und energischer Mann; als Commandeur der Artillerie General Hausmann, ein feuriger unermüdlicher Soldat, der Sohn vom Hofrath Hausmann in Göttingen. Der Chef der Ingenieure, Major Krieger, erregte meine Bewunderung durch die Hingebung, mit welcher er, an der Ruhr leidend, die Schlacht bei Sedan mitmachte, während er von Hafergrütze und Champagner leben mußte. Der junge liebenswürdige Fürst von Wied theilte das Strohlager mit den jüngeren Officieren.

Ich erhielt in Heiltz l'Eveque die mir noch fehlenden Reitpferde und einen zweiten Diener.

Wir folgten dem Hauptquartier am 27. bis Givry en Argonne, am 28. über St. Menehould, wo am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. sein unglückliches Schicksal ereilte, indem der Postmeister Drouet ihn erkannte und in Varennes verhaften ließ, nach Contremont; am 29. bis Montbois. Der Anblick des Landes wurde immer kriegerischer. Wir mußten an diesem Tage drei Stunden auf einem Flecke halten, um das ganze fünfte Corps an uns vorüberziehen zu sehen. Es war das schlechteste Wetter, aber die wackeren Truppen marschirten wohlgemuth durch Dick und Dünn. Wir kamen an einem verlassenen französischen Lager vorüber, todte Pferde lagen am Wege, gefangene Bauern, in deren Dorfe auf unsere Truppen geschossen war, wurden von Cavallerie fortgeführt. Wir sahen in unserer Nähe den Kronprinzen zu Pferde, sehr wohl und heiter aussehend.

In Montbois erhielt ich den Befehl, mich den Feldlazarethen anzuschließen, die wir Nachmittags in Quatre Champs antrafen. Es that mir leid, das Hauptquartier verlassen zu müssen, doch gab mir dies Gelegenheit, die Aerzte der Feldlazarethe kennen zu lernen, mit denen ich demnächst zusammenwirken sollte. Wir fanden fast Alle Unterkommen in einem

schönen großen Hause, wo wir bei Tische Bekanntschaft machten.

Am 31. August rückten wir mit den Feldlazarethen aus und gelangten Nachmittags nach Tannay, wo wir weitere Befehle abzuwarten hatten. Auf dem Wege dahin bei le Chene erregte ein großes Holzlager meine Aufmerksamkeit, ich stieg aus und sah, daß es an einem Canale lag, also leicht zu transportiren war. Wir erfuhren, daß am 30. bei Beaumont mit Erfolg gekämpft sei und eine Entscheidungsschlacht nahe bevorstehe. Ein Zug hübscher junger Franzosen, welche der Gesellschaft der freiwilligen Hülfe angehörten, kam unter dem Schutze des rothen Kreuzes durch Tannay.

Am 1. September hörten wir den fernen Kanonendonner der Schlacht von Sedan, dem wir gern entgegengerückt wären. Einige Chefs von Feldlazarethen wollten dies auf eigene Verantwortung thun. Der uns begleitende Trainrittmeister sagte aber: „Meine Herren, ich kann Sie nicht abrücken lassen, bis ich Befehl dazu habe, meine Estafetten sind unterwegs, ihn einzuholen." Nachmittags 6 Uhr kamen vierzig leicht verwundete Bayern. Ein verwundeter Officier sagte mir, sie hätten schon 2 Uhr Morgens angegriffen und seien mit Verlust zurückgeworfen worden. Sie wurden im Schulhause untergebracht und ihre Kugeln ausgezogen. Dann kam, zuerst unsicher, endlich sicher, die Nachricht von dem Gewinn der Schlacht und Napoleon's Gefangenschaft.

Um 10½ Uhr Abends erschien der Befehl für die Feldlazarethe, vorzurücken, wir brachen sogleich auf. Unser langer Zug bewegte sich die ganze Nacht durch im Schritt über Berg und Thal dem Schlachtfelde von Sedan zu. An der Brücke von Donchery, wo wir 7 Uhr Morgens anlangten, hatten wir einen längeren Aufenthalt, weil Moltke, wie man uns sagte, erst die Erlaubniß geben müsse, sie zu passiren, da dieselbe

für unsicher gehalten wurde. Der große Schachspieler, welcher gestern zum zweiten Male einen Kaiser matt gemacht hatte, war über Nacht mit Bismarck in Donchery geblieben. Auf einem Felde dicht hinter Donchery sahen wir 18,000 französische Gefangene eingepfercht.

Der erste Verwundete, welchen ich am 2. September sah, war leider General von Gersdorff, der gegen Ende der Schlacht durch die Brust geschossen war. Er lag in einem kleinen Fabrikgebäude von St. Albert, zwischen Donchery und Sedan. Ich konnte einen befreundeten Arzt bei ihm zurücklassen, Dr. Krüger von Wildungen, der sich in Nancy mir angeschlossen hatte. Die Freundschaft für den General hatte ihn nach Frankreich geführt, wo es sein Loos war, ihm die Augen zuzudrücken.

Der Ort unserer Bestimmung war Floing, ein Dorf, welches von Sedan nur eine Viertelstunde entfernt liegt und die Scene eines langen, erbitterten Kampfes gewesen war, welcher dort 1200 Verwundete zurückließ, zur einen Hälfte Deutsche, zur andern Franzosen; sieben Feldlazarethe waren herangezogen worden. Wir brachten den 2. und 3. September mit Operationen zu, daneben wurde so fleißig evacuirt, daß am 5. September die Zahl der Verwundeten schon auf die Hälfte vermindert war.

Ich besuchte den schwerverwundeten commandirenden General täglich. Als ich am 3. September von St. Albert nach Floing zurückkehren wollte, konnte mein Wagen den Hof nicht verlassen, weil ein Zug preußischer Husaren die Straße passirte. Dieser Escorte folgte im Wagen der Kaiser Napoleon auf dem Wege nach Wilhelmshöhe. Der ganze Zug kam ins Stocken, weil ein Theil der erbeuteten französischen Geschütze die Straße von St. Albert kreuzte. Ich konnte den Kaiser aus meinem Wagen genau beobachten, er sah besser aus, als ich erwartete. Ich zählte gegen 100 schöne Pferde des kaiserlichen Trains.

Als derselbe Floing passirte, wurde dem Kaiser von den Bauerweibern „Maudit!" entgegengeschrien. Noch war er Kaiser, am 4. September wurde die Republik in Paris ausgerufen, dem ersten Kriege mit dem Kaiser folgte der zweite mit der Republik, der Gefangene konnte keinen Frieden schließen. Wenn es irgend ein örtliches Uebel giebt, welches den Menschen zu entnerven vermag, so ist es ein Blasenstein, an dem der Kaiser schon litt, als er in den Krieg mit Deutschland willigte. An solchen Dingen hängt das Geschick der Völker. Der Kaiser war weit entfernt, die Deutschen zu hassen, Italien hatte er selbst groß und frei gemacht, jetzt wollte er mit seiner kraftlosen Hand in das Rad der Weltgeschichte greifen, Deutschlands Einheitsbestrebungen rückgängig zu machen und wurde dabei zermalmt.

General von Gersdorff starb am 13. September in Bringy aux bois, wohin er, der besseren Pflege wegen, gebracht war. Er lag dort in einem schönen Schlosse, wo kurz vorher Napoleon's Anwesenheit durch Illumination des Parkes gefeiert war. Die Kugel war rechts durch die fünfte Rippe eingetreten und nach Durchbohrung von zwei Lungenlappen durch die achte ausgetreten. Es ergab sich, daß eine Insufficienz der Aortenklappen und eine vollständige Verknöcherung aller Rippenknorpel stattfand, welche auf den Verlauf großen Einfluß gehabt haben mußten. Es war tröstlich für die zur Pflege herbeigeeilte Generalin, daß der ruhmvolle Tod ihres Gatten späteren langwierigen Leiden vorgebeugt hatte. Dr. Krüger geleitete sie in die Heimath zurück.

Wir hatten in Floing anfangs in einer Spelunke Unterkommen gefunden, bis der Maire sich unserer annahm und uns bat, bei ihm zu wohnen. Monsieur de la Brosse war Tuchfabrikant in Sedan, ein Mann von funfzig Jahren, von großer Activität und sehr menschenfreundlicher Gesinnung. Seine

Villa war während des Kampfes der Zufluchtsort für achtzig Menschen gewesen. Er hatte seinem Dorfe einen großen Dienst damit geleistet, daß er die kurz vor der Schlacht befohlene Vertheilung von Waffen nicht zur Ausführung brachte. Es lagen vier schwerverwundete Officiere, darunter ein Brigadegeneral, in seinem Hause, denen meine Hülfe sehr willkommen war. Nach einigen Tagen ließ er seine einzige Tochter aus Belgien zurückkommen, welche durch ihr musikalisches Talent den häuslichen Kreis verschönerte. Ich war erstaunt, eine junge Französin Bach und Beethoven spielen zu hören; der einzige Sohn diente in der Armee und war in Mezières eingeschlossen.

Ein Hauptverdienst erwarb sich der Maire, indem er unter seiner Aufsicht die schlecht beerdigten Pferde tiefer eingraben ließ und Explosivgeschosse auf ähnliche Art unschädlich machte.

Da wir unsere Rationen in natura erhielten, fielen wir der Familie nicht sehr zur Last. Unsere Pferde waren übel daran, der Hafer ging aus; ohne Wilhelm's Eifer wären sie schlecht weggekommen. Er nährte sie Wochen lang mit Weizenähren, wobei sie gut im Stande blieben.

Dicht neben der Villa des Maire lag ein kleines Schloß, welches der Besitzer, als er mit Frau und Kindern nach Belgien flüchtete, ehe der Kampf ausbrach, zum Hospitale angeboten hatte. Es war mit deutschen und französischen Verwundeten, Officieren und Soldaten angefüllt. In dem schönen Parke dieses Besitzthums wurden durch meine Bemühungen drei Baracken, jede zu zwanzig Betten, gebaut. Das große Holzlager, welches ich bei le Chene gesehen hatte, mußte einen kleinen Theil seines Vorraths dazu hergeben. Die Patienten lagen übrigens in der Mairie, in zwei Schulhäusern und in zahlreichen Privathäusern.

Sedan ist eine mit hohen Wällen umgebene Stadt von

15,000 Einwohnern; mit Ausnahme einiger hübschen Plätze eng gebaut. Vor dem Rathhause steht die Statue des in Sedan geborenen Marschalls Turenne. Es sah anfangs entsetzlich in der Stadt aus. Todte Pferde, zerbrochene Armaturstücke lagen überall umher. Die Bürger, reich und arm, legten selbst Hand an, sie zu reinigen; man sah sie mit Schaufel und Besen in den Händen zu Hunderten beschäftigt. In der Umgegend irrten gegen tausend herrenlose Pferde umher, welche die Straßen von Floing unsicher machten, indem sie Nahrung suchend sich den Häusern näherten und dann plötzlich wieder die Flucht ergriffen. Es giebt Pferde, die es nicht verstehen, zu grasen, und auf einer Wiese verhungern können. Es war ein trauriger Anblick, wie die armen Thiere, in die Maas gehend, um zu trinken, vor Schwäche nicht mehr umkehren konnten und ertrinken mußten. Ungefähr acht Tage nach der Schlacht wurden die Thiere eingefangen und von Händlern fortgeführt. Die Umgegend von Sedan ist sehr schön; bewaldete Hügel umgeben das breite Thal, durch welches sich die Maas windet. Dicht neben der Stadt erheben sich steile Felsen, die man erklimmen muß, um das nach Bazeilles führende Plateau zu erreichen. Selbst die am höchsten liegenden Befestigungswerke von Sedan werden durch Berge so überragt, daß Sedan ein gefährlicher Platz für eine große Armee zu sein scheint, welche in Gefahr ist, von einer noch größeren umfaßt zu werden. Sie muß entweder siegen oder ganz untergehen, wie es am 1. September geschah. Auf einem großen Platze am linken Ufer der Maas standen 446 eroberte französische Feldgeschütze und Mitrailleusen; auf einer von der Maas gebildeten Halbinsel lagen im Bivouak 100,000 Gefangene, welche allmählich in großen Zügen nach Deutschland abgeführt wurden.

Bei den Franzosen waren die Gefühle gemischt; sie be-

klagten die Niederlage, aber freuten sich, daß das Reich der Napoleoniden jetzt für immer vorbei sei. Bei den Preußen äußerte sich die Freude ohne Ueberhebung, mit Aeußerungen des Dankes gegen die Bundesgenossen, Sachsen, Bayern, Würtemberger, welche ihnen 1866 noch feindlich gegenüberstanden und jetzt geholfen hatten, einen Sieg zu erfechten, der in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat. Was die unter Mac Mahon's Befehl stehende Armee mit dem Kaiser nach Sedan geführt habe, blieb Deutschen und Franzosen ein Räthsel; ich habe oft darnach gefragt, aber nie eine befriedigende Antwort erhalten. Meine eigene Meinung war, daß die Franzosen von der energischen deutschen Kriegsführung gar keinen Begriff hatten und eine Schlacht bei Sedan nicht voraussahen.

Am 11. September marschirte das elfte Corps in der Richtung von Paris ab.

Am 24. September kam Herr Emil Meyer aus Hannover, als Delegirter des dortigen Hülfsvereins, mit einer reichen Sendung von Geld und werthvollen Sachen, chirurgischen Geräthen, Decken, Kleidungsstücken, Lebensmitteln, welche um so mehr Anerkennung verdiente, weil die Hannoveraner bei Sedan nicht betheiligt waren. Seine erste That in Floing war, daß er mir aus Sedan sechszig gute Matratzen verschaffte und am folgenden Tage sechszig Betttischchen von gewöhnlichen Arbeitern unter seiner Aufsicht zimmern ließ. Ich war so glücklich gewesen, mit Hülfe des freundlichen Curé von Floing einige französische barmherzige Schwestern zu engagiren, welche in den Baracken für Comfort sorgten. Sie waren sehr gebildete, geschickte Damen, die den besten deutschen ihres Standes nichts nachgaben, und gar keine nationale Vorurtheile zeigten.

Als der Drang der Geschäfte nachließ, besuchte ich die Collegen in der Umgegend; Dr. Wilms war in Donchery, wo

anfangs auch Professor von Bruns aus Tübingen thätig gewesen war; Professor Thiersch aus Leipzig, consultirender Chirurg der sächsischen Armee, stand in Doucy, nicht weit von dem unglücklichen Bazeilles, von welchem nur noch ein Trümmerhaufen vorhanden war. Thiersch hatte mit Hülfe seines Landsmannes, Generals von der Tann, eine Baracke für sechszig Betten gebaut, in welcher er mit seinen eigenen Assistenten dirigirte. Die Intendantur der sächsischen Truppen bezahlte Alles baar, so daß es an reichlichem Zufluß von Lebensmitteln nicht fehlte. Herrn Leguest, welchen ich 1857 in Brüssel kennen gelernt hatte, suchte ich mehrmals vergebens in Sedan, wo er die Behandlung der französischen Verwundeten dirigirte. Dagegen sah ich in Olly, eine Stunde von Floing, eine Ambulance der französischen freiwilligen Hülfe mit fünf Pariser Aerzten, die sich mit ungefähr sechszig Verwundeten in einem gut gelegenen Fabrikgebäude etablirt hatten. Ihre Patienten lagen auf Tragbahren; große Operationen waren mit Erfolg gemacht worden. Sie nahmen mich sehr freundlich auf, ohne mich zu kennen, und ich machte ihnen dann das Vergnügen, mich als Mitglied der Pariser Akademie der Medicin in ihr Journal einzutragen.

Die interessanteste Bekanntschaft, welche ich von Floing aus machte, war die von William Mac Cormac, den ich in seinem Hospitale zuerst aufsuchte. Der große, schöne Mann lag blaß und erschöpft von den Anstrengungen der letzten Wochen im Bette. Während einer längeren Conversation mit mir kehrte das Blut allmählich in seine Wangen zurück; er stand auf und zeigte mir mit der größten Lebhaftigkeit alle seine Kranken. Er war am 30. August nach Sedan gekommen mit der englisch-amerikanischen Ambulance, welche aus sechszehn Aerzten, acht Engländern und acht Amerikanern bestand, zu denen auch der berühmte Amerikaner Marion Sims gehörte,

welcher lange in Paris practisirt hat. Diesen Ausländern hatte man das beste Hospital von Sedan, die Caserne d'Asfeld, anvertraut, wo sie unter dem Feuer der deutschen Geschütze während der Schlacht schon thätig waren. Eine Abtheilung dieser Ambulance hatte sich unter der Direction des in Deutschland gebildeten Dr. Frank in Balan und Bazeilles nützlich gemacht. Ich sah Herrn Mac Cormac dann öfter in Floing, wo er Gelegenheit fand, seine eminente chirurgische Technik zu zeigen. In Floing sah ich auch zuerst den Surgeon-General Innes mit seinem Begleiter Dr. Becker, Surgeon-Major, welche vom englischen Gouvernement abgesandt waren, um auf dem Kriegstheater Erfahrungen zu sammeln und Nachrichten über deutsches Kriegsmedicinalwesen einzuziehen. Ein schwarzer Doctor Davies führte sich bei mir durch eine Kiste Cigarren ein, ein feiner liebenswürdiger junger Mann. Aus Barbadoes gebürtig, war er den Franzosen zu Hülfe gekommen. Leider ist er im December in Sedan an den Blattern gestorben.

Am 4. October gaben mir die Aerzte und Beamten des letzten, noch in Floing befindlichen Feldlazareths, welches in den nächsten Tagen aufgehoben werden sollte, ein Abschiedsdiner, ich wollte am folgenden Morgen abreisen. Ich hatte mir einen leichten Transportwagen verschafft, um den Rest der von Hannover gekommenen chirurgischen Sachen mitzunehmen.

Am Abend vor meiner Abreise erschien mein Neffe, Hauptmann Albert Schmidt, der kurz vorher mit seiner Batterie nach Sedan gekommen war. Er hat sich durch den wesentlichen Antheil, welchen er an der Einnahme der Festung Peronne hatte, das eiserne Kreuz erster Classe erworben, war aber schwer verwundet worden. Auch sein jüngerer Bruder, Artillerie-Lieutenant Adolph Schmidt, hat sich im Felde ausgezeichnet, aber ebenfalls eine schwere Wunde davongetragen. Beide Brüder wurden von Granatsplittern getroffen, dem älteren

wurde die linke Ulna zerschmettert, dem jüngeren die rechte Achselhöhle aufgerissen. *)

Wir verließen Floing in Begleitung von Herrn Emil Meyer am 5. October, Morgens 10 Uhr, und kamen erst bei Dunkelheit nach Rethel, wo wir mit Mühe ein Unterkommen in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers fanden. Monsieur war nicht zu Hause, Madame machte ein sehr saures Gesicht und ging gleich zu Feindseligkeiten über, indem sie uns einen abgenagten Schinkenknochen vorsetzte. Monsieur, der darüber zukam, übersah sogleich die ganze Situation; mit einem wüthenden Blicke auf seine spindeldürre Frau eilte er in den Keller, um uns seinen besten Wein vorzusetzen. Wir unterhielten uns mit ihm dabei und schieden am andern Morgen als gute Freunde, mit dem Bewußtsein, beiden Eheleuten einen Dienst geleistet zu haben, der Frau, indem wir ihr Gelegenheit gaben, ihrem Nationalgefühle Luft zu machen, dem Manne, daß er seine liberalen Gesinnungen zeigen konnte. Ein Mann, der so feine Weine im Keller hat, ist nicht engherzig, sollte aber den Schlüssel nicht in der Tasche tragen, damit auch die Frau ihren Charakter verbessern kann.

Am 6. October Mittags kamen wir nach Rheims, wo wir in einem schönen, der Kathedrale Notre Dame gegenüber liegenden Hotel abstiegen. Unser erster Weg war in diese Kirche, deren Inneres durch Schönheit und Größe einen unauslöschlichen Eindruck macht, auch die drei Portale sind herrlich, im Uebrigen ist die Kirche durch Nebenbauten zu sehr versteckt. Seit achthundert Jahren wurden die Könige von

*) Mein beklagenswerther Neffe Albert Schmidt, welcher den activen Dienst als Invalide verlassen hatte, wurde am 30. Juni 1874 von den Carlisten ermordet, in deren Hände er, als Berichterstatter für deutsche Zeitungen beim Heere der Republik, gefallen war. Surgat ex ossibus ultor!

Frankreich in Rheims gekrönt, seit sechshundert in dieser Kathedrale. Die Jungfrau von Orleans, Jeanne D'Arc, ließ darin am 17. Juli 1429 den thörichten Dauphin als Karl VII. krönen, welcher an Heinrich V. von England die Federbälle schickte. Karl X. war der letzte französische König, welcher 1825 in Notre Dame gekrönt wurde. Welcher wird der nächste sein? Vielleicht keiner, da die letzte Krönung so wenig dauernden Effect gehabt hat und die Macht der Kirche nicht im Zunehmen begriffen ist. Rheims hat jetzt 60,000 Einwohner und ist, abgesehen von einigen Gebäuden, eine unschöne Stadt in reizloser Gegend.

Ich besuchte den Generalarzt des in Rheims organisirten XIV. Corps, Dr. Schilling, welcher mir rieth, seinem Chef, dem Großherzoge von Mecklenburg, meine Aufwartung zu machen. Derselbe wohnte neben dem Dome, im erzbischöflichen Palais, empfing mich sehr freundlich und lud mich auf 6 Uhr zu Tische. In der Zwischenzeit hatte Dr. Schilling die Güte, mich in den sehr guten Hospitälern herumzuführen. Das Diner beim Großherzog fand in dem Hotel statt, wo wir wohnten und war heiter und angenehm. Ich hatte nach Tische eine längere Unterredung mit dem Großherzoge, der zu meiner Ueberraschung mit meinen Schicksalen und Bestrebungen genau bekannt war und Esmarch sehr hoch schätzte. Wie schön wäre es auf Erden, wenn wir alle Diejenigen kennten, die uns wohl wollen! Am 7. October nahm mich Generalarzt Schilling mit nach Epernay, um mir die dortigen Anstalten zu zeigen. Wir trafen mit Dr. Appia zusammen und suchten nach neuen Localen für Patienten. Dabei sahen wir die Fabriken und Paläste der Champagner-Fabrikanten, welche vor der Stadt auf einem Hügel liegen, mit schönen terrassirten Gärten dahinter. Champagner-Fabriken eignen sich für Kranke, weil der Schaumwein wie diese der Luft und der Wärme bedarf. Die Reben-

hügel auf dem Wege von Rheims nach Epernay sahen sehr reizlos aus, die Trauben von 1870 waren sauer. Der bei Epernay erzeugte Wein ist von geringer Güte und verdankt seinen Ruhm nur der Geschicklichkeit der Champagner-Fabrikanten. Ich hätte gern das berühmte Lager von Chalons gesehen, aber die Zeit fehlte, es war auch nicht die Absicht, dasselbe in größerem Umfange für Kranke zu benutzen.

Am 8. October hielt es die Commandantur in Rheims für nöthig, uns eine Escorte mitzugeben, bestehend aus dreißig Reconvalescenten unter der Führung eines Sergeanten. Sie hatten die Erlaubniß, unterwegs Fuhrwerke zu requiriren und thaten es anfangs mit geringem Erfolge, bis sie mehr strategisch dabei zu Werke gingen, indem sie ein Dorf erst umgingen, ehe sie einrückten, so daß die Bauern sich mit ihren Pferden nicht aus dem Staube machen konnten. Sie zeigten dann auch nur mangelhafte Kenntnisse in der Naturgeschichte, indem sie, den Warnungen der Bauern zum Trotz, vor einen Hengst, der in der Gabel einer Karre ging, eine Stute spannten. Der magere kleine Hengst bekam sehr bald Anwandlungen wie Don Quichote's Rossinante und stülpte die Karre nach hinten um, indem er der Stute seine Huldigungen darbrachte. Der Erfolg war, daß die ganze aus acht Mann bestehende Ladung herauspolterte. In dieser Gesellschaft kamen wir sehr langsam vorwärts, aber diesmal zu unserm Glücke, denn wir fanden in dem kleinen Orte Fère-en-Tardenois ein vortreffliches Quartier bei freundlichen reichen Leuten. Die Generäle von Stein und Hausmann hatten, als sie kürzlich mit dem XI. Corps nach Paris zogen, dort gewohnt und angenehme Erinnerungen hinterlassen. Am folgenden Tage, den 9. October, war Château Thierry unser Ziel. Auf der Hälfte des Weges bereitete Herr Emil Meyer unserer ganzen Escorte ein frugales Frühstück. Diesen Augenblick benutzten die Bauern, sich

mit ihren Pferden davon zu machen, unsere Beschützer mußten pferdelos weiter zu kommen suchen. Wir waren ihrer überdrüssig und ließen sie im Stiche.

Am 10. October übernachteten wir in Meaux bei einem reichen Nudelfabrikanten.

Am 11. hofften wir das Hauptquartier des XI. Corps zu erreichen, welches in Boissy St. Leger liegen sollte, kamen aber nur bis Pontauld, wo wir die Nacht in einem ganz einsam liegenden, völlig unbewohnten Schlosse zubringen mußten. Der Besitzer desselben, Herr Langeois, hatte dasselbe seinem Schicksale überlassen, als die Pariser Machthaber aus der Umgegend der Hauptstadt eine Wüste machen wollten, in der die Deutschen verhungern müßten, eine Art von Moskau. Ihre Befehle auszuwandern wurden nur allzu pünktlich befolgt, in vielen kleinen Ortschaften um Paris waren nur die Katzen zurückgeblieben. Dies hatte für die deutschen Truppen den Vortheil, daß sie Platz fanden und die von ihren Besitzern verlassenen Gegenstände als herrenloses Gut betrachten durften. Herr Langeois war dabei schlecht weggekommen, sein Château lag zu weit seitwärts, um dauernd occupirt zu werden, Officiere mit Pferden hatten sich zuweilen dort einquartiert, bis das leicht bewegliche Hausgeräth allmählich in der Nachbarschaft in Gebrauch gezogen war. Park und Obstgarten waren im besten Zustande, aber im Schlosse, welches uns ein alter Gärtner öffnete, sah es entsetzlich aus, Alles war zerschlagen oder sonst beschädigt, sogar das Spielzeug in den Kinderstuben; kostbare Bücher lagen zerrissen auf dem Fußboden umher und hatten als Feuerung gedient. Wir brachten eine sehr ungemüthliche Nacht zu, die Kamine rauchten und wir hatten, außer dem mitgebrachten Thee, nichts zu leben. Unsere Diener mußten Wache halten, damit die Pferde nicht gestohlen werden konnten.

Am 12. erfuhren wir in Boissy, daß das XI. Corps in Versailles liege, und kamen dort auf sehr schlechten Wegen erst in der Dunkelheit an. Es hielt schwer, Unterkommen zu finden, unsere müden Pferde mußten noch stundenlang auf der Straße stehen. Wir nahmen für die Nacht vorlieb mit einem Hotel garni, Rue des Tournelles. Herr Emil Meyer ruhte nicht, bis er am andern Morgen ein gutes Quartier ausfindig gemacht hatte, und führte uns zu einer grämlichen alten Wittwe, Boulevard de la Reine, auf welche unser Quartierbillet lautete. Sie hatte es bis dahin verstanden, Einquartierung von sich abzuwehren und versuchte ihre Künste auch mit uns. In den Zimmern ihres großen Hauses, welche sie uns abtreten sollte, war vor zehn Jahren ihr Mann gestorben. Sie hielt uns für so feinfühlend, daß wir nicht verlangen würden, diese zu betreten. Da sie aber einsah, daß sie sich über die Sentimentalität der Deutschen im Irrthum befinde, wußte sie einen Ausweg und verwies uns in ein allerliebstes Nebenhaus mit besonderm Eingang, welches sonst von ihrem Sohne und dessen Schwiegereltern bewohnt wurde. Es war durch seine comfortable Einrichtung ein wahres Bijou, vom Himmel dazu ausersehen, uns fünf Monate lang zu beglücken. Der Sohn, ein Domainenpächter in der Nähe von Versailles, war in Paris, seine Frau und Schwiegereltern waren nach der Insel Jersey geflüchtet. Sie hatten ihr Haus der Obhut ihrer achtundsechszigjährigen Köchin, Madame Frenot, und eines sechsundsiebzigjährigen Kochs, Monsieur Clair, welcher bei dem Finanzminister Magne in Diensten gestanden hatte, überlassen. Die beiden alten Leute hatten eine für ihre Jahre ganz ungewöhnliche Activität, und freuten sich, daß ihre Langeweile unterbrochen wurde, indem sie für uns sorgten. Im ganzen Hause steckten die Schlüssel an vollen Commoden und Schränken; ich bat Madame Frenot, sie zu verschließen, sie ging aber nicht darauf

ein, weil ihre junge Herrin es so befohlen hatte. Der größte Schatz unseres kleinen Hauses war in dem strengen Winter ein guter Ofen, welcher zwei Zimmer, aber theilweise auch das übrige Haus erwärmte. Die Kamine waren mit ihren Schornsteinen an der Außenwand nicht gut angelegt und zogen schlecht.

Zu den werthvollen Attributen des Hauses gehörte für mich ein alter Tischler, der in den schlechten Zeiten die Stelle eines Hausknechts übernommen hatte, dessen Genie ich aber gleich entdeckte. Er machte mir die Modelle für chirurgische Geräthe, die dann von seinen Freunden in großer Zahl ausgeführt wurden. Er war eine ehrliche Seele, mit dessen Hülfe ich in Versailles billiger und besser arbeiten lassen konnte, als in Hannover; Alles war accurat gearbeitet und wurde prompt geliefert.

Ich besuchte den commandirenden General des XI. Corps, von Schachtmeyer, Generalarzt Kucko und den Armeearzt Böger, von welchem ich die Weisung erhielt, an dem Hospitale im Schlosse mitzuwirken. Dr. Wilms, welcher dieselbe Bestimmung hatte, führte mich dort ein und stimmte mir darin bei, daß wir Alles gemeinschaftlich thun und uns nur gelegentlich vertreten wollten. Wir trafen uns Morgens 9 Uhr im Schlosse, meistens gesellte sich Generalarzt Wegener zu uns und wir machten in Begleitung des Hospitaldirigenten unsere Visite. Einer von uns untersuchte, wir beriethen uns einige Augenblicke und Wilms war dann unser Sprecher. Da er sehr freundlich und übrigens sehr wortkarg ist, war er zu diesem Amte besonders geeignet. Ich habe ihn nur einmal in Versailles eine Rede halten hören; sie kam aus einem menschenfreundlichen Herzen und fiel sehr gut aus, so daß ich mir dachte, er hätte doch auch Professor werden sollen. Unsere therapeutischen Ansichten gingen nicht weit auseinander, Wilms hatte mehr Zutrauen zu der Resection des Fußgelenks als

ich und bevorzugte überall die directe Unterbindung großer verwundeter Arterien, weil er die Venen dabei weniger fürchtete als ich.

Das große, hochgelegene, im Innern so prachtvolle Schloß, von Louis Philipp als Nationalmuseum à toutes les gloires de la France geweiht, war kein wünschenswerthes Hospital. Eine Bildergallerie wird es vermuthlich nie sein. Bilder müssen den atmosphärischen Einflüssen möglichst entzogen werden und vertragen, hoch an den Wänden hängend, keine Temperaturen, wie sie für Kranke nöthig sind, die um so Vieles tiefer in ihren Betten liegen. Alle Säle laufen in einander, man konnte nicht isoliren, nicht gut ventiliren noch heizen. Die Bilder litten stellenweise unter den atmosphärischen Einflüssen; ihr Firniß löste sich auf und floß an einigen in Gestalt von Milchstraßen herab, andere wurden wie von einem dichten Nebel angehaucht, und doch konnte man weder Behaglichkeit noch gute Erfolge erzielen. Man hielt das Haus für inficirt, obgleich die Zahl der Aufgenommenen verschwindend klein war gegen die Größe des Gebändes, in welchem früher, wie man sagte, zweitausend Menschen gewohnt hatten. Vom 19. September 1870 bis Ende Februar 1871 wurden, inclusive 400 Passanten, 2003 Verwundete im Schlosse aufgenommen, von denen 195 starben, von 75 Operirten starben 50.

Die ungünstigen Resultate waren nicht dem Schlosse allein zuzuschreiben, sondern theilweise den weiten Transporten. Die großen Amputationen konnten oft nicht am Tage der Verletzung vorgenommen werden. Es war öfter davon die Rede, das Hospital aufzuheben, aber es kam nicht dazu. Für leicht Verletzte und Passanten wäre es sehr nützlich gewesen, für schwer Verwundete und Operirte hätten ein paar kleine Schlösser mehr in der Nähe der kämpfenden Truppen bessere Dienste geleistet. Wir consultirende Chirurgen hatten auf diese Dinge

keinen Einfluß, man erwartete von uns eigentlich nur die Assistenz bei Operationen.

Wilms und ich waren auch darin einig, daß wir unsere Stellung nicht beneidenswerth fanden. Er hatte sich schon in Langensalza am 17. September 1866 in ähnlichem Sinne gegen mich ausgesprochen, und meinte jetzt, es sei das Beste, die consultirenden Chirurgen zu Chefs von Feldlazarethen zu machen, die jeder consultiren könne, wenn er wolle. Die Schöpfung der consultirenden Aerzte und Chirurgen war ein schöner Gedanke, scheinbar ganz entsprechend dem Geiste eines Volksheeres, in welchem alle Stände vertreten sind, Kraft und Intelligenz mit einander wetteifern sollen. Ich vermuthe, daß meine Thätigkeit in den Feldzügen 1849 und 1850 etwas dazu beigetragen hat, ihn ins Leben zu rufen. Man fand es gut, daß ich den jüngeren Aerzten bei ihren Operationen assistirte, anstatt selbst zu operiren und glaubte damit sei Alles abgethan, aber ich hatte die Aerzte für die Hospitäler auszuwählen und übte damit einen Einfluß, welcher dem consultirenden Chirurgen fehlt. Wer im Kriege nichts zu befehlen hat und doch eine Autorität vorstellen soll, thut am besten, zu Hause zu bleiben. Hätte ich in Frankreich die Macht gehabt, nur ein paar Aerzte zu ihren Truppentheilen zu schicken und andere dafür heranzuziehen, so würde das mehr gefruchtet haben, als meine Theilnahme an Operationen. In Langensalza hatte ich fast allen Einfluß verloren, als ich die Aerzte nicht mehr placiren durfte, und nachdem dies wieder möglich war, fand ich willige Gemüther. Es ist durchaus unnöthig, wissenschaftlichen Ueberzeugungen Zwang anzuthun, aber Mißbräuchen, die damit nichts zu schaffen haben, muß man steuern können und es darf kein principieller Widerstand, der das Wohl der Kranken nicht mehr achtet, Platz greifen. Dieser bleibt nicht aus, wenn der esprit de corps einer Einrichtung widerstrebt.

Er läßt sich nicht regeln, man muß ihn zum Guten zu lenken suchen.

Nach meiner Ansicht ist der Armee mit consultirenden Chirurgen nicht zu helfen, sondern dadurch, daß man dieselben entbehrlich zu machen sucht. Die Armee muß ihre eigene Heilkunst hegen und pflegen und ihre Erfahrungen wie den Kriegsschatz betrachten, der seiner Zeit reiche Zinsen trägt. Die Aerzte einer Armee müssen befähigt sein, ehrgeizigen Neuerungen entgegen zu treten, welche durch die Trompete der Reclame eine vorübergehende Geltung erlangten. Wirkliche Militairärzte müssen die Führer der im Kriege herangezogenen Civilärzte sein, nicht umgekehrt! Um sie dazu in den Stand zu setzen, müssen alle Militairhospitäler gut eingerichtet sein und das Recht haben, eine Anzahl Betten für schwer Verletzte aus dem Stande der Beurlaubten zu benutzen. Je besser die Militairärzte Chirurgie erlernen, desto menschenfreundlicher werden sie die Verwundeten behandeln. Wer ihnen nicht zu helfen versteht, sucht sie möglichst bald wieder los zu werden.

Es ist das Gute im militairärztlichen Stande, daß der Ehrgeiz der Einzelnen weniger Nahrung findet und das Bestreben Aller dahin geht, gute Resultate zu erzielen, ohne daß irgend ein Name dabei genannt wird. Darin liegt ein Patriotismus, den man auch in seinem speciellen Berufe zeigen kann.

Aehnliche Aeußerungen über consultirende Chirurgen hörte ich schon 1867 in Berlin von Professor Middeldorpf, der 1866 als solcher mitgewirkt hatte. Professor Thiersch machte als consultirender Chirurg der königlich sächsischen Truppen im letzten Kriege gleichfalls die Wahrnehmung, daß die ganze Einrichtung den Militairärzten ein Dorn im Auge sei. Wenn Esmarch 1864 in Flensburg gut wirken konnte, so lag dies darin, daß er es freiwillig that und daß Niemand verpflichtet war, ihn zu Rathe zu ziehen. Solche Erfahrungen sollten un-

vergessen bleiben. Die in der Instruction über das Sanitätswesen der Armee im Felde enthaltenen Bestimmungen über den Wirkungskreis der consultirenden Chirurgen sind nach meiner Ansicht so gut abgefaßt, wie es menschlichem Scharfsinne möglich ist. Wenn sie, wie ich meine, ihren Zweck doch nicht erfüllt haben, so muß man auf die Vermuthung kommen, die ganze Einrichtung sei nicht praktisch. Es würde schwerlich Jemand auf die Idee kommen, consultirende Generalstabsofficiere, Artilleristen oder Ingenieure ins Feld zu schicken und jeder würde sich bedanken, dem man ein solches Amt übertragen wollte. Selbst ein Moltke vermochte durch seine Rathschläge nicht, 1839 in Syrien den Verlust der Schlacht von Nisib zu verhindern, weil die Türken auf seinen Rath nicht hörten.

Da es aber jedenfalls wünschenswerth ist, daß die Professoren der Chirurgie Schußwunden aus eigener Anschauung kennen lernen, so ist der Vorschlag von Wilms, sie zu Chefs von Feldlazarethen zu machen, wohl zu beherzigen. Sie würden dadurch der Armee nahe sein, näher, als wenn sie sich bei der freiwilligen Hülfe im Inlande betheiligen, wo sie kaum Gelegenheit finden, frische Schußwunden zu sehen und die Wichtigkeit primärer Operationen gehörig zu würdigen. Wer nie zur rechten Zeit am Platze war, sie zu machen, hat darüber gar kein Urtheil.

Schloß und Stadt Versailles, obgleich nicht ohne Schönheit, machten den melancholischen Eindruck vergangener Größe, welche auch die Kunst nicht wieder zu bringen vermochte. Die Reiterstatue Ludwig's XIV. auf dem Schloßhofe schwitzt Grünspan, daß er an dem Postamente herabläuft, als ob sie sich über eine Zeit ärgerte, in der kein Regent mehr sagt: l'état c'est moi! In den breiten langen Straßen, welche zum Theil mit herrlichen Bäumen besetzt sind, herrschte nur das Leben,

welches die Truppen brachten, von den Einwohnern sah man nur wenige, Damen gar nicht. Eine oder zwei große Hammelheerden begegneten mir jeden Morgen, wenn ich zum Schlosse fuhr. Sie gaben die Zuversicht, daß es der Armee an Fleischnahrung nicht fehle, das von den Feldbäckereien gelieferte Brod war vortrefflich. General Vogel von Falckenstein sagte mir später in Hannover, daß er sich dessen Verbesserung habe angelegen sein lassen, gewiß ein großes Verdienst bei so vollkommenem Resultate.

Nach beendigter Visite kam Wilhelm mit den Reitpferden nach dem Schlosse, wir ritten dann im Park, der meistens ganz einsam war; es hatte außer mir Niemand Zeit, spazieren zu reiten oder zu gehen. Der Garten ist 18,000 Morgen groß, man hat also Platz und Abwechselung, meistens wendeten wir unsere Pferde zuletzt dem Park des kleinen Trianon zu, der durch immergrüne Pflanzen auch im Winter sein Kleid nicht ganz einbüßt.

Mein Wilhelm, der durch seine Beschäftigung am Theater das Verlangen nach classischer Bildung eingesogen hatte, fragte mich oft nach der Bedeutung der vielen Statuen, ich suchte ihm die alte Mythologie beizubringen, aber mit geringem Erfolge; die Namen der Götter und Göttinnen wollten gar nicht haften. So gaben wir diese Studien wieder auf und sprachen von Hannover. Die Franzosen lernen die Mythologie leichter als Wilhelm, dem ich nichts von den scandalösen Geschichten der alten Götter erzählen mochte, die Molière ohne Scheu benutzte, wie Offenbach und Comp. in unserer Zeit.

Bei unserer Heimkehr erwartete uns Mad. Frenot mit dem Dejeuner, wie man es dort nannte, dem aber bei uns kein Diner folgte. Sie hatte den Gedanken, daß wir zu Hause speisen wollten, um so lebhafter ergriffen, weil die alte Dame dagegen war. Monsieur Clair, der alte Koch, lieferte uns

für einen mäßigen Preis eine einfache, aber sehr gute Mahlzeit, wobei das vortreffliche Geflügel eine Hauptrolle spielte. Wir hätten alle Tage Fasanen essen können, sie kosteten nur vier Francs das Stück. Dagegen war guter Wein schwer zu haben, weil die Leute ihre Vorräthe geheim hielten.

Nachmittags kamen oft Besuche, Generalarzt von Lauer, Generalarzt Wegener, Inspector general Innes und Andere erfreuten mich durch ihre Gegenwart. Ich hätte gern noch eine Abendvisite im Schlosse gemacht, sie wäre aber nicht gut angebracht gewesen. Ich besuchte dafür Abends oft kranke Collegen. Wilms war im November und December leidend an den Folgen einer nach der Schlacht bei Wörth erhaltenen Fingerverletzung. Ein Operateur, dem er bei einer Amputation assistirte, hatte ihm das Nagelglied des Zeigefingers der rechten Hand mit der Säge gestreift. Man besorgte, der Finger möge steif werden; es geschah aber nicht, weil Wilms in einem gut warmen Zimmer im Bette lag und die von dem Exacten im Schlosse perhorrescirten Kataplasmen sorgfältig anwandte. Professor Roser von Marburg, der als consultirender Chirurg in der Umgegend von Metz gewirkt hatte, kam im November an der Ruhr leidend nach Versailles. Wir verhandelten oft darüber, wie man die Extreme in der Behandlung der Schußwunden vermitteln könne und wollten es versuchen, eine Reihe von Aphorismen abzufassen. Es wurde aber nichts daraus, weil Roser nicht dazu gelangte, das Schloß zu besuchen, wo in den einzelnen Abtheilungen sehr verschiedene Grundsätze zu Tage traten. Er reiste noch leidend ab, wurde unterwegs von acutem Rheumatismus befallen, der seine Verwandtschaft mit der Ruhr dadurch zeigt, daß er derselben bei neuer Erkältung oft nachfolgt. Erst nach langem Krankenlager ist der treffliche Chirurg in der Heimath wieder genesen.

Der im Februar 1871 erfolgte Tod des Professors

Wagner aus Königsberg, welcher in Dole dem Typhus erlag, betrübte mich sehr. Nächst Esmarch war er mir der liebste unter allen Mitgliedern der Berliner Conferenzen von 1867. Seiner gewissenhaften Feder wurde die Abfassung des Berichts an Se. M. den König anvertraut. Während des Krieges von 1866 hatte er, wie er mir sagte, Aufzeichnungen gemacht, die er veröffentlichen wollte. Sie sind leider nicht erschienen, wären jetzt aber vielleicht noch unverloren und gewiß lehrreich für alle Zeiten, nicht wie das Machwerk flüchtiger Autoren, die zum ersten Male Schußwunden gesehen haben und dann Alles auf den Kopf stellen wollen. Wagner war eine treue Seele, voll Feuer für Humanität und Heilkunst, dabei von seltener Bescheidenheit. Die deutsche Chirurgie hat viel an ihm verloren.

Nicht minder betrübend waren die Verluste, welche die Aerzte an ihren auf dem Schlachtfelde gefallenen Söhnen erlitten. Generalstabsarzt Grimm verlor seinen einzigen Sohn und seinen einzigen Schwiegersohn, Generalarzt von Lauer verlor einen Sohn, ebenso Generalarzt Steinberg, Oberstabsarzt Dettmer, B. von Langenbeck und viele Andere, deren Namen mir entfallen sind.

Am 18. October, dem Geburtstage des Kronprinzen, war große Cour. Bei schönem warmen Wetter fand der Empfang im Freien vor der von Sr. Königl. Hoheit bewohnten Villa statt. Auf dem sanft abfallenden Rasen hatten sich die zahlreich Erschienenen versammelt, man konnte sie gut übersehen, es waren viele ausdrucksvolle Köpfe darunter. Viele sind weltbekannt. Ich brauchte Niemand zu fragen, welcher ist Bismarck oder Moltke, die ich dort zuerst sah.

Kein Staatsmann, kein Feldherr hat in unserer Zeit solche Erfolge gehabt wie diese beiden Männer; sie haben sich gegenseitig viel zu danken.

Im Anfang war das Wort, sagt Faust, indem er ver-

sucht, die Bibel zu übersetzen, und verbessert sich dann, indem er schreibt: im Anfang war die That!

Das Wort, der Gedanke und die That sind also nahe verwandt und liegen doch oft so weit auseinander. Die That ist nichts ohne den leitenden Gedanken, dieser nichts ohne große Thaten. Der Gedanke muß lebendig werden durch die That.

Die Aerzte streiten sich oft um das Verdienst des ersten Gedankens und wollen den nicht gelten lassen, der das Wort zur That machte. Sie mögen sich zunächst darüber einigen, wer an Deutschlands Umgestaltung größern Antheil hat, Bismarck oder Moltke?

Bismarck grüßte mich von weitem, wie einen alten Bekannten, er verwechselte mich wohl mit einem andern, denn ich habe nie mit ihm gesprochen und ihn auch nur dieses eine Mal gesehen.

Unter den vielen hohen Gestalten ragte die des Kronprinzen weit hervor, er bewegte sich unter der Gesellschaft mit der ihm eigenen Würde und Heiterkeit. Der Kriegsminister von Roon erzählte mir dort von Langenbeck, der noch in Gorze bei Metz war. Ich hatte überall vergebens nach ihm gefragt, aber mich doch gefreut, daß er nicht in den Zeitungen von sich reden ließ, wie die Leute vom Geschlecht der Strebelinger.

In der Nacht vom 21. auf den 22. October kamen zweihundertundfünfzig Verwundete in das Schloß, welche von dem Ausfalle der Franzosen am 21. bei Bougival herrührten, es wurde den ganzen Tag operirt. Die Idee von Wilms und mir, in zwei verschiedenen Localen zu operiren, fand keinen Beifall, sonst würde der halbe Tag mehr als hinreichend gewesen sein, um elf große Operationen zu machen. Ich überließ es Wilms, in die Wunden einzugehen, Indicationen zu stellen und die Operationen zu dirigiren. Mittags zwei Uhr wurde eine kurze Pause gemacht. Ich nahm ein Dutzend

Stearinkerzen mit ins Schloß, welche gute Dienste leisteten, da die Operationen erst 8 Uhr Abends beendigt waren.

Am 28. October erfuhren wir die am 27. erfolgte Capitulation von Metz, welche großen Jubel verursachte; 173,000 Gefangene waren in unsere Hände gefallen. Endlich waren unsere braven Truppen von dem beschwerlichen Dienste befreit, um Metz zu liegen und Bazaine unschädlich zu machen, der in den Kämpfen vom 14., 16. und 18. August so viel edles deutsches Blut gekostet hatte.

Als wir im Schlosse den Saal durchschritten, wo die Bildnisse der Marschälle von Frankreich hängen, sagte von Lauer zu mir: „In früheren Zeiten kam ein Marschall von Frankreich sehr bald nach unserm lieben Herrgott und jetzt sind schon vier davon in deutscher Gefangenschaft."

Am 31. October erhielt ich von dem Senior Bödeker in Hannover vierunddreißig Thaler, welche eine Gesellschaft kleiner Mädchen gesammelt und mir zur Verwendung bestimmt hatte. Ich kaufte dafür vierundfunfzig Paar sehr schöner wollener Socken, die ich für Reconvalescenten im Lycee bestimmte, wo vorzüglich Ruhr- und Typhuskranke lagen. Von anderen Privatpersonen, die ich nicht nennen darf, kamen viele größere Geldsendungen zu meiner freien Verfügung, die ich vorzugsweise zum Ankauf wollener Unterkleider für Gesunde verwendete. Die von dem hannoverschen Hülfsverein erhaltenen achthundert Thaler wurden nur für Verwundete und Kranke verausgabt, zweihundert davon konnte ich schließlich wieder zurückgeben. Die freiwillige Hülfe war in Versailles gut vertreten. Dicht neben dem Schlosse waren zwei reiche Depots, ein englisches und ein deutsches. Das letztere stand unter der Direction des vortrefflichen Jerusalem-Reisenden Herrn Stangen, der mir Alles zu geben bereit war, dem ich aber auch von meinen Effecten mittheilte, was in Versailles weniger nöthig war, als

in den Hospitälern der Umgegend. Er war der rechte Mann am rechten Platze. Im Versailler Schlosse selbst wohnte ein interessanter Mann, Herr van der Velde, der ein berühmtes Buch über Jerusalem geschrieben hat und bei der Einschließung von Paris als holländischer Delegirter mit drei Aerzten nach Versailles gekommen war. Einer der jungen Doctoren war bald nachher an Pyämie nach einer unbedeutenden Fingerverletzung gestorben, die beiden anderen fungirten unter Direction eines freundlichen und geschickten preußischen Stabsarztes im Schlosse. Herr van der Velde hatte außer vielen Sachen 15,000 Gulden mitgebracht und hätte Geld erhalten können, so viel er wollte.

Am 13. November fuhr ich mit Surgeon general Innes und Surgeon major Becker nach St. Germain, um die sogenannte Woolwich-Ambulance zu sehen, welche vom englischen Gouvernement für die freiwillige Hülfe ausgerüstet war. Ein Deputy Surgeon general, ein Surgeon major, zwölf Assistenzärzte, dreißig Krankenwärter nebst Trainmannschaft bildeten das Personal, dreißig Fuhrwerke und hundertundzwanzig Pferde den Train. Man hatte sie nach St. Germain gewiesen, wo sie ein Haus zum Hospitale einrichteten. Es stand noch leer. Die Herren zeigten mir ihre reiche Ausrüstung; ihre Instrumente waren beneidenswerth. Sie hatten Lebensmittel, Bettstellen mit Zubehör, dazu das große Personal. Ich hätte sie gern im Versailler Schlosse gehabt. Generalarzt Wegener, der sehr gut englisch spricht, und ich hätten die Vermittler sein können, es wäre sehr interessant gewesen, deutsche und englische Chirurgie dicht neben einander zu haben. Aber daran war nicht zu denken, die Stimmung gegen England war nicht günstig wegen des von Privatpersonen unterhaltenen Waffenverkaufs an die Franzosen, welcher gesetzlich nicht zu hindern war.

Wir konnten nicht so lange in St. Germain bleiben, wie

wir wünschten, unsere Vorposten wurden allarmirt, wir mußten eiligst nach Versailles zurückkehren. Der Aufenthalt der Woolwich-Ambulance in St. Germain war nicht von langer Dauer. Sie erhielt keine Verwundete, nur innere Kranke, über deren Behandlung sich ihre Aerzte nicht mit den deutschen verständigen konnten, wie man sich leicht denken kann, wenn man weiß, wie die Engländer den Typhus behandeln. Sie zogen in die Gegend von Orleans, wo der Großherzog von Mecklenburg sich ihrer annahm, doch bestand ihre Thätigkeit vorzugsweise darin, die Verwundeten von den Schlachtfeldern einzuholen; von Kriegschirurgie werden die jungen Leute nicht viel gelernt haben.

Die mißlungene Expedition der Woolwich-Ambulance bildet einen Contrast mit dem Erfolge der englisch-amerikanischen Ambulance in Sedan. Diese wurde von den Franzosen vertrauensvoll angenommen und von den Autoritäten kräftig unterstützt. Nach meiner Ansicht sollte man sich schlüssig machen, ob man die freiwillige Hülfe von fremden Nationen annehmen wolle oder nicht? Es kann Zeiten geben, wo es das Nationalgefühl kränkt, Gefälligkeiten von Ausländern anzunehmen, aber dann sollte man sie nicht zulassen. So viel ist gewiß, daß die freiwillige Hülfe des eigenen Volkes nicht verschmäht werden dürfe und daß jeder Arzt zu tadeln sei, der sie abweist.

Am 16. November sah ich zwei Hospitäler, welche vorzugsweise Typhuspatienten enthielten. Das eine hatte gute Localitäten, aber 26 Procent Mortalität. Das andere hatte schlechte Locale, in einer alten Cavallerie-Kaserne über Pferdeställen, deren Dünste bis in die Krankenzimmer drangen. Hier waren in den letzten Monaten nur 2 Procent gestorben. Ich konnte mir den großen Unterschied nicht anders erklären, als dadurch, daß in dem einen Truppentheile ein strammerer Dienst herrschte und deshalb die Leute sich nicht so bald krank mel-

deten, als in dem andern. Ich sah mir fast alle Patienten genau an, es waren wirklich Typhuskranke.

Generalarzt Wegener schenkte mir heute ein Paquet Ballonbriefe, die mit dem Luftballon in deutsche Hände gefallen waren. Sie waren wegen kleiner Schrift schwer zu lesen und schienen mir theilweise Attrapen zu sein, um die Deutschen über Pariser Zustände zu täuschen. Kürzlich sah ich einen Ballon so tief über die Straßen von Versailles hinziehen, daß man ihn mit einer Pistole hätte herunterschießen können.

Am 17. November besuchte mich der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, um mir eine Sendung für die Verwundeten von seiner Schwester, der Prinzessin Henriette in Primkenau, anzukündigen. Sie kam nach einiger Zeit mit dem königlichen Courier, und bestand in fünf großen Kisten voll von lauter sehr nützlichen Sachen, besonders Verbandstücken der besten Art. Auf demselben Wege erhielt ich eine Kiste voll Esmarch'scher Schienen aus Berlin. Zwei Sendungen des Kieler Hülfsvereins, welche mir angezeigt waren, kamen nicht in meine Hände.

Am 21. November, dem Geburtstage der Frau Kronprinzessin, sprangen die Wasser im Park von Versailles. Das Wetter war ungünstig, als aber 4 Uhr Nachmittags der König und der Kronprinz auf der großen Terrasse erschienen, brach die Sonne durch, und die Feier endete ganz unerwartet schön.

Am 26. November war ich beim Kronprinzen auf 7 Uhr zum Diner befohlen. General von Blumenthal war wieder mein Tischnachbar. Ich freute mich über die Einfachheit der Tafel, sie zeigte den kameradschaftlichen Geist des Kronprinzen, der es verschmäht, in Ueppigkeit zu leben, während Hunderttausende nur das Nothwendige finden. Nach Tische wurde geraucht und musicirt.

Am 27. November gab Herr van der Velde ein kleines Abschiedsfest im Schlosse, zu dem, außer den holländischen Aerzten und ihrem Chef, nur die Herren vom englischen Depot geladen waren. Er ist ein Maler wie sein berühmter Namensvetter, und schenkte mir zum Andenken ein Bild der von mir in Floing gebauten Baracken, nach einer Photographie componirt. Von dem Erfolge seiner Mission war er nicht sehr erbaut.

Am 30. November war ich zur Tafel um 4 Uhr bei Seiner Majestät dem Könige befohlen. Die Mairie, wo Seine Majestät wohnten, ist ein splendides Gebäude mit sehr geschmackvollen Räumen. Ich saß Seiner Majestät gegenüber, General von Blumenthal war wiederum mein Nachbar. Es herrschte fast dieselbe Einfachheit, wie beim Kronprinzen. Nach Tische hatte ich eine längere Unterredung mit dem Prinzen Carl, Bruder des Königs, der sich sehr für ärztliche Angelegenheiten interessirt. Der König gesellte sich zu uns, ließ sich von mir aus dem Schlosse erzählen, dessen üble Erfolge bei großen Operationen ihm wohl bekannt waren. Er erwähnte dann, daß meine Landsleute daheim noch sehr unfreundliche Gesinnungen zeigten. Ich erwiederte, diese könnten nicht allgemein sein, weil ich sowohl bei Sedan, als in Versailles sehr reichliche Gaben für Verwundete erhalten habe, obgleich dabei gar keine Hannoveraner in Betracht kamen. Das war dem Könige angenehm zu hören, er berichtigte mich aber in sofern, daß ein hannoversches Ulanen-Regiment in St. Cyr bei Versailles liege.

Am 1. December war Graf Bismarck im Schlosse, wo er ganz allein die Verwundeten besuchte. Sie klagten über die Verpflegung, er theilte dies dem Hospitaldirigenten mit, der sich ihm noch auf dem Hofe vorstellen ließ. Es war davon die Rede, wegen dieser Klagen eine Untersuchung anzustellen, man wußte aber nicht gegen wen.

Am 2. December fand ich die Teiche im Park zugefroren, daneben blühten aber noch Rosen und Veilchen.

Am 3. December war Versailles mit Schnee bedeckt, der den ganzen Tag liegen blieb.

Am 12. December erhielt unser guter alter Koch Herr Clair den ersten Brief seit dem Kriege von seinen in die Normandie geflüchteten Kindern, Sohn und Frau, die Fortschritte der deutschen Waffen hatten dies möglich gemacht. Er war außer sich vor Freude, aber sie kostete ihm sein schwaches Leben. Er ging bei dem kalten Wetter zu allen seinen Freunden, um den Brief zu zeigen, erkältete sich, bekam eine brandige Rose an beiden Beinen, an der er am 24. December starb. Da er in seiner Krankheit nur wenig Bewußtsein hatte, so war sein Ende nicht leidenvoll, die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen war sein letzter klarer Gedanke.

Madame Frenot zeigte bei dieser Gelegenheit kein großes Mitgefühl, sie schalt auf den thörichten alten Mann, der bei dem schlechten Wetter ganz unnützer Weise so lange umhergelaufen sei. Es lag dabei etwas Neid zu Grunde. Sie hatte seit der Einschließung von Paris keine Nachricht von ihren Kindern, ebenfalls Sohn und Frau. Außerdem war sie etwas eifersüchtig auf den Ruhm, den sich Herrn Clair's Kochkunst bei uns erworben hatte. Sie war sich bewußt, dasselbe leisten zu können, und in der That, wir merkten keinen Unterschied, im Gegentheil, sie war noch vielseitiger als Herr Clair und kochte gern deutsche Gerichte, die sie uns abfragte. So ist Keiner auf Erden unentbehrlich, nicht einmal der Koch eines Finanzministers.

Trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit bei seinem Tode hatte Madame Frenot ihren alten Freund doch unermüdlich gepflegt. Sie zeigte dabei entschiedenes Talent für die Heilkunst, so daß ich ihren Rathschlägen folgte, als ich bald darauf die

Grippe bekam. Die Ptisane, welche sie mir verordnete, verdient allgemein bekannt zu werden. Sie wird aus getrockneten Kirschenstengeln bereitet, deren ersten Aufguß man wegschüttet. Der zweite ist noch von schön rother Farbe und, mit Zucker versetzt, von angenehmen, leicht adstringirendem Geschmack nach Kirschen.

Die Ptisane Frenot sollte ihren Namen auf die Nachwelt bringen, wenn man ihr in Frankreich die Priorität nicht streitig macht. Deutschland ist großmüthig in solchen Dingen; wir haben den Franzosen die Heister'sche Lade zurückgegeben, weil J. C. Petit sie schon kannte. Hoffentlich finden sie darin einen Ersatz für Elsaß und Lothringen. Sie müssen es lernen, ideale Güter so hoch zu schätzen, wie dies von uns geschieht.

Am 1. Januar 1871 war große Cour im Spiegelsaale des Schlosses, welcher, 300 Fuß lang, doch sehr gefüllt war. Der König hielt eine kurze Anrede, in welcher er der großen Thaten des vergangenen Jahres rühmend erwähnte, aber zugleich äußerte, der Krieg sei noch lange nicht vorbei. Er ging dann unter der Gesellschaft umher, reichte auch mir die Hand und fragte mich, ob mir das Leben im Felde gut bekäme.

Das Bombardement von Paris sollte jetzt seinen Anfang nehmen; ich hatte mich lange mit der Hoffnung getragen, es werde nicht nöthig sein, aber die Pariser waren den Umständen nach gut verproviantirt und entschlossen, das Aeußerste abzuwarten. Es wäre thöricht gewesen, die Pariser Häuser zu schonen und die deutschen Truppen, welche die Stadt einschlossen, eine Stunde länger als nöthig leiden zu lassen. Am 3. Januar Abends kam Generalarzt Kuckro zu mir, um die Mittheilung zu machen, der Armeearzt wünsche, daß ich mich der Verbandplätze von drei Batterien bei Ville d'Avray, Meudon und Clamart annehme. Ich hatte schon vorher davon gehört und mich beim Generalstabe des XI. Corps erkundigt, wie dies

auszuführen sei, ob ich in der Nähe dieser drei Batterien meinen Wohnsitz aufschlagen könne? Da dies nicht anging, fuhr ich am 4. früh Morgens nach Jouy, welches ein für zweihundert Betten eingerichtetes Hospital besaß und den Batterien am nächsten lag. Ich nahm einen ganzen Transportwagen voll Sachen mit; die noch gar nicht benutzten Geschenke der Prinzessin Henriette und andere. Der Dirigent des Hospitals, Oberstabsarzt Frauenfeld, empfing mich sehr freundlich, die guten Sachen kamen sehr gelegen und haben auch gute Dienste geleistet, wie ich bei einem späteren Besuche in Jouy erfuhr. Er rieth mir, in Versailles zu bleiben, und versprach, jedesmal früh Morgens eine berittene Ordonnanz zu schicken, wenn meine Gegenwart wünschenswerth sei. Abends kam Generalarzt Kuckro wieder, um mir zu sagen, der Armeearzt habe seine Ansicht geändert, ich sollte im Schlosse weiter fungiren und Wilms den Dienst in Jouy übernehmen. Dieser blieb in Versailles, kam aber einige Wochen lang nicht in das Schloß.

Am 18. Januar 1871 war der unvergeßliche Tag, wo König Wilhelm im Spiegelsaale des Schlosses als deutscher Kaiser proclamirt wurde. Ich war durch ein Schreiben des Generals von Stein auf 9 Uhr Morgens zum Kronprinzen befohlen worden und stellte mich pünktlich ein. Se. K. H. überreichten mir in huldvoller Weise das eiserne Kreuz zweiter Classe, eine Decoration, deren Träger mir in meiner Jugend immer der Gegenstand besonderer Verehrung gewesen waren. Außer mir wurden drei höhere bayrische Officiere in gleicher Weise erfreut. Ich fuhr dann zu dem commandirenden General des XI. Corps, von Schachtmeyer, da ich gehört hatte, daß dieser mich in Vorschlag gebracht habe. Bei der Kaiserproclamation konnte ich leider nicht anwesend sein, obgleich ich im Schlosse war; seit zwei Tagen litt ich an der Grippe und mußte besorgen, zur unpassenden Zeit einen Hustenanfall zu bekommen.

Am 19. Januar machten die Pariser Truppen den letzten großen Ausfall, den sie die Schlacht von Mont Valerien nennen. Sie hatten ungeheure Verluste, man sprach von 7000 Todten und Verwundeten, während sich unser Verlust nur auf 500 belaufen sollte.

Es kamen 315 Verwundete in das Schloß, 40 wurden nach St. Cyr geschickt. Die Anzahl derselben belief sich an diesem Tage im Schlosse auf 400, der große Spiegelsaal, welcher gestern noch als Scene für die Kaiserproclamation gedient hatte, mußte belegt werden. Ich hatte die Operationen zu leiten, welche von 3 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Abends dauerten. Der Hospitaldirigent war mit der Aufnahme der noch immer Ankommenden beschäftigt, Wilms und Generalarzt Wegener waren abwesend. Am andern Morgen kam Wilms wieder, er hatte sich in der Nähe des Schlachtfeldes nützlich zu machen gesucht, aber, wie er mir sagte, nichts ausrichten können. Auch Generalarzt Wegener nahm wieder Antheil und besorgte eine Abtheilung für sich, kehrte aber nach einigen Tagen zu Wilms und mir zurück, weil er gefunden hatte, daß die frühere Weise vorzuziehen sei.

Am 26. Januar schwiegen die Geschütze, nachdem sie Monate lang einen selten unterbrochenen Donner unterhalten hatten. Der Ausfall am 19. hatte die Pariser vollends entmuthigt.

Am 28. capitulirte Paris, am 29. wurde Mont Valerien, der die Stadt beherrscht, von unseren Truppen besetzt.

Am 6. Februar kam Herr B., der Besitzer des Hauses, in welchem wir wohnten, ein schöner, liebenswürdiger junger Mann, mit einer eben so schönen Frau. Er selbst hatte die ganze Belagerung von Paris mit ausgehalten und sagte, es habe zuletzt nur an Brod gefehlt.

Am 7. Februar kam Monsieur Frenot fils, ein Bronze-

arbeiter, mit seiner Gattin aus Paris. Unsere alte Köchin war ganz glücklich. Ihre Kinder sahen aus, als ob sie bei der Eruption eines Vulcans einige Stunden in einem feinen Aschenregen gestanden hätten, obgleich die gute Mutter ihnen die Hälfte ihrer Ersparnisse zum Opfer gebracht hatte, um sie vor Noth zu schützen. Es war diesen schüchternen Leuten wenig abzufragen, sie hatten nichts von der Beredsamkeit oder den kosmopolitischen Gesinnungen der Alten.

Am 8. Februar besuchte mich ein englischer Militairarzt, Surgeon major Wyatt, der während der Belagerung in Paris gewesen war und uns Vieles erzählte. Er hatte durch schlechte Nahrung sehr gelitten und war schwach und scorbutisch; er ist 1874 gestorben.

Am 9. Februar rückte das V. Corps von Versailles ab und nahm die ihm gehörenden Aerzte und Krankenwärter mit, welche im Schlosse beschäftigt gewesen waren. Dies war das Signal der baldigen Auflösung des Hospitals. Es wurden noch neue Passanten von Orleans aufgenommen, aber die Evacuation schritt unaufhaltsam vorwärts, am 13. Februar waren noch 75 Verwundete im Schlosse, von denen am folgenden Tage 35 evacuirt werden sollten. Wir consultirenden Chirurgen wurden bei den Evacuationen Einzelner oder Vieler nicht zu Rathe gezogen.

Am 14. Februar machte ich bei dem schönsten Frühlingswetter einen Ritt nach St. Cloud, am 15. nach Sevres und zurück über St. Cloud. Das Schloß von St. Cloud war eine Ruine, der anliegende Theil der Stadt sehr zerschossen. Mich dauerten die schönen Orangenbäume, welche im Park überwintert hatten, wo sie noch in Reih und Glied standen. Ob sie wohl je wieder grün werden, wir hatten einige Tage lang 15 Grad Kälte in Versailles? St. Cloud machte trotz großer Zerstörungen doch nicht den schrecklichen Eindruck wie

Bazeilles; man sah, daß sie zu militairischen Zwecken beider streitführenden Nationen nothwendig gewesen waren. Die schöne neue gothische Kirche von St. Cloud war unversehrt, die Artilleristen wissen, wo sie treffen wollen. Ich freute mich, in Sevres die Victualien-Handlungen voll guter Lebensmittel zu sehen. Die Pariser kamen schaarenweise über die Brücke von Sevres, wo ihre Pässe nachgesehen wurden; sie machten Einkäufe von Lebensmitteln, andere aus den Umgebungen Geflohene zogen mit ihren Habseligkeiten in die Heimath zurück, zum Theil recht armselige Figuren. Ich sah eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern, die einen mageren Hund am Bande führten; das Thier erzählte ihre Leidensgeschichte und verrieth ihre Gutmüthigkeit.

Am 18. Februar wurde der am 19. ablaufende Waffenstillstand bis zum 24. verlängert. Friedensgerüchte ziehen mit den Frühlingsdüften durch die Luft.

Am 19. Februar fanden wir es so warm, daß unsere Pferde, wie wir selbst, in Schweiß gebadet von unserm Ritte zu Hause kamen. Wir waren in Meudon gewesen, wo es mir 1828 gut gefallen hatte. Das Schloß war Ruine, ausgebrannt, der Boden umher aufgewühlt durch die Schanzarbeiten unserer tapferen Truppen; die Aussicht auf Paris war sehr klar.

Am 21. Februar sah ich den ersten Berliner Sanitätszug in Versailles, die Züge gingen früher vor der Capitulation von Paris, nur bis Lagny, was die Evacuation erschwerte. Ich freute mich über die gute Einrichtung der Sanitätswagen. Sie bilden den wahren Fortschritt der Kriegsheilkunst unserer Zeit, alles Andere ist dagegen Bagatelle. Man soll dies nicht vergessen und auch im Frieden Alles thun, sie zu vervollkommnen. Dies hat die Kaiserin Augusta glücklicherweise zu ihrer Aufgabe gemacht. Möge ihr Talent und guter Wille entgegenkommen, wie auf der internationalen Wiener Conferenz

im October 1873, welche nächst der Kaiserin den Bemühungen der Wiener Doctoren von Mundy, Wittelshöfer und Billroth ihr Gedeihen verdankt. Aber das Problem ist noch nicht gelöst, der beste Sanitätswagen ist, wie es scheint, noch nicht erfunden. Gebt Euch Mühe, Ihr Herren, die Ihr jung und menschenfreundlich seid, es ist der Mühe werth. Jede Generation muß die Erbschaft ihrer Vorgängerin übernehmen und die alten Ideen mit neuen Mitteln nützlicher zu machen suchen.

Am 25. Februar Nachmittags fuhr ich nach Issy, um ein Fort zu sehen. General Hausmann hatte mir einen sehr intelligenten Officier, Lieutenant Kaiser, mitgegeben, dessen Erklärungen mir sehr interessant waren. Es sah noch schrecklich darin aus, obgleich die Reparaturen schon fortschritten. Die Deutschen krempelten das Fort um, so daß es seine Feuerschlünde gegen Paris wenden konnte. Demontirte und gesprengte französische Geschütze lagen in Menge umher. Besonders interessant war mir die mathematische Sicherheit, mit welcher das Geschütz der Deutschen Bresche zu schießen angefangen hatte in geraden Linien, ein Schuß neben dem andern, so daß schließlich ein Stück Mauerwerk fallen muß, groß wie ein Scheunenthor. Paris scheint dem Fort ganz nahe zu liegen, das Bois de Boulogne wie zu seinen Füßen.

Am 25. Februar Vormittags bewillkommnete ich mit dem übrigen Stabe des XI. Corps den eben angekommenen Commandeur desselben, General von Bose, der noch rechtzeitig von seiner bei Wörth erhaltenen Wunde geheilt war, um den Einzug in Paris mitzumachen. Mein früherer Assistent, Oberstabsarzt Schmidt, hatte ihn in Hannover behandelt. Er schickte mir nach einigen Tagen seinen Sohn, Rittmeister von Bose, der, ebenfalls bei Wörth verwundet, noch nicht ganz geheilt war, um mich zu fragen, ob er den Einzug mitmachen könne. Ich sagte ihm: Für Ihre Wunde wird es nicht sehr

gut sein, aber nicht so schlimm, um einen solchen Ehrentag zu versäumen.

Am 26. Februar kam eine Dame zu mir, die ich im Schlosse täglich sah, wo sie ihren verwundeten Bruder pflegte. Dieser hatte am 19. Januar eine Schußfractur des rechten Oberschenkels dicht über dem Kniegelenk erlitten. Das durchgehende Projectil hatte die Bursa extensorum, die obere Ausbuchtung des Kapselbandes, geöffnet, es floß zeitweise etwas Synovia aus. Er war einer der letzten, welche am 19. spät Abends ankamen. Auf meinen Rath war die Amputation unterblieben und bei großer Ruhe und Geduld war bis dahin Alles gut gegangen, das Innere des Kniegelenks zeigte keine Betheiligung, die aber bei dem geringsten Anlasse leicht eintreten konnte. Heute war diesem Officier, der sich durch seine Tapferkeit beide eiserne Kreuze erworben hatte, angezeigt, er müsse das Schloß verlassen und sich nach Deutschland transportiren lassen. Die Schwester wußte, daß dies sein Tod sein würde und wollte sich, wenn ich keinen Rath wisse, an den Kaiser selbst wenden. Sie würde es gewiß gethan haben, denn sie vertheidigte ihren Bruder wie eine Löwin, kein Arzt, dem sie nicht traute, durfte das verletzte Glied sehen, geschweige denn berühren. Ich rieth ihr, den Generalarzt Dr. von Lauer aufzusuchen, der die Sache gewiß gleich in Ordnung bringen werde, da er sich sehr für den Patienten interessire. So geschah es; als ich am folgenden Tage in das Schloß kam, hieß es, es sei gar keine Schwierigkeit für das Verbleiben des Patienten. Es wurden aber doch noch Versuche gemacht, ihn zur Abreise zu bewegen. Ich schrieb für ihn einen offenen Empfehlungsbrief an Baron Larrey, worin ich meine Ansicht über den Fall aussprach. Larrey hat ihn nicht gesehen, ein guter alter französischer Militairarzt in Versailles nahm sich seiner freundlichst an und behielt ihn noch fünf Monate im

Schlosse, wo er dieselben schönen Zimmer behielt wie früher, die sogenannte Marine-Station, wo die Bilder von Gudin hängen. Er ist schließlich glücklich geheilt worden und geht mit einem wenig verkürzten Beine.

Am 27. Februar kam von Langenbeck nach Versailles, wo ich das Vergnügen hatte, ihm die im Schlosse befindlichen Verwundeten zu zeigen. Während des ganzen letzten Krieges hatte ich keine so eingehende Theilnahme an chirurgischen Zuständen erlebt. Es ist doch ein Unterschied zwischen denen, die blos empfangen, und Anderen, deren eigener Geist thätig ist, das Rechte zu finden, wo es nicht auf der großen Heerstraße der Gedanken liegt. Aber bei gleich großer Aufmerksamkeit werden zwei Aerzte doch nur selten zu den gleichen Resultaten gelangen, weil die besondere Geistesrichtung und frühere Erfahrungen andere Wege zeigen. Er war der jüngere, activere, ich der ältere, mehr exspectative Chirurg, unsere Ansichten gingen oft sehr auseinander. Wir haben uns nicht deshalb angefeindet, aber es hat mir immer Leid gethan, daß wir in der Chirurgie nicht so gut harmonirten, wie im übrigen Leben. Ich meine, es hat der deutschen Kriegschirurgie Schaden gethan. Ich hätte Vieles mit ihm in Versailles zu besprechen gehabt, seine Erfolge im letzten Kriege, seine jetzigen Ansichten, aber die Zeit war zu kurz, er wollte schon am folgenden Tage nach Orleans zurückkehren, wo er seit der Uebergabe von Metz sein Lager aufgeschlagen hatte. Er besuchte mich bei seiner Rückkehr nach Berlin in Hannover; unterwegs hatte er alle großen Reservelazarethe gesehen und ihre interessanten Fälle studirt. Seine Stellung in Berlin ist für die Kriegschirurgie von großer Bedeutung; möge es ihm vergönnt sein, die Erfahrungen, welche er in den Feldzügen von 1848, 1864, 1866 und 1870/71 gesammelt hat, noch lange zu sichten und zum allgemeinen Besten zu verwerthen! Vielleicht kommt auch für ihn einmal die Zeit,

wie für seinen Vorgänger Dieffenbach, seine Ansichten auch einem weitern Kreise, als dem seiner Schüler, zugänglich zu machen. Noblesse oblige!*)

*) Während des Druckes dieses Bandes erschienen B. von Langenbeck's Chirurgische Erfahrungen aus dem Kriege, Berlin 1874, mit äußerst werthvollen Nachrichten über die Endresultate seiner glücklich verlaufenen Gelenkresectionen aus den Feldzügen von 1848, 1864, 1866 und 1870/71. Sie werden dazu beitragen, den wahren Werth dieser Operationen in das gebührende Licht zu stellen.

Ich halte es für unmöglich, die Gelenkresection im Kriege je wieder aufzugeben und damit anderen Völkern den Beweis unserer Impotenz zu geben. Die Officiere werden sie verlangen, und was würde die Welt dazu sagen, wenn wir nur diese reseciren wollten, gemeine Soldaten aber amputirten — um ihnen die Verstümmelungszulage zu verschaffen?

Man sollte den armen Leuten, welche jetzt in Versuchung gerathen, die Zulage einem brauchbaren Gliede vorzuziehen, damit helfen, daß man dem Gelenkresecirten dieselbe Pension, wie dem Amputirten zu verschaffen suchte. Langenbeck's ganze Schrift athmet diesen Gedanken, ohne ihn auszusprechen. Der von ihm ins Leben gerufene Chirurgen-Congreß könnte sich wohl mit diesem Gegenstande beschäftigen. Selbst im Falle des Mißlingens würde er der Resection einen wesentlichen Dienst leisten, und was in unserm Jahrhundert nicht geschieht, könnte im nächsten zu Stande kommen.

Langenbeck's Ansichten haben sich, wie er pag. 111 bemerkt, mit zunehmender Kriegserfahrung wesentlich geändert. Er läßt pag. 46 der Eisbehandlung Gerechtigkeit widerfahren und ist mit der primären Resection so befreundet, daß er diese, außer am Knie, für alle Gelenke verlangt. Er macht mir, pag. 218, sogar Vorwürfe darüber, daß ich nicht consequenter Weise die primäre Fußgelenkresection geradezu verlangt habe. Indem er pag. 1 schon hervorhebt, „daß man nicht für alle Gelenke dieselben Normen geben könne", verwahrt er sich selbst dagegen, ein Principienreiter zu sein. Nach der Schlacht von Sedan kam solch ein Cavalier angeritten und resecirte dreißig Kniegelenke, wobei nur der Operateur am Leben blieb. Vestigia terrent! Ich hielt bei schlimmen Fußgelenkschüssen die Amputation für sicherer und hatte keinen genügenden Grund, die primäre Resection zu empfehlen. Langenbeck selbst thut dies (pag. 240) nur sehr schüchtern, während er sogar die primäre Hüftgelenkresection (pag. 32) entschieden verlangt.

Ich könnte mich dadurch geehrt fühlen, daß Langenbeck bei mir, wie er pag. 218 sagt, auch zwischen den Zeilen liest, aber das hat seine

Die am 24. Februar abgeschlossenen Friedenspräliminarien wurden am 28. ratificirt, am 1. März von der Nationalversammlung in Bordeaux angenommen. Die Franzosen wehrten

Gefahren. Man findet dabei Dinge, an welche der Autor nicht im entferntesten dachte und übersieht andere. Die schriftstellerische Genauigkeit geht dabei zu Grunde, sie wird jetzt nicht für nöthig gehalten, muß aber über kurz oder lang wieder zur Geltung kommen. Vielleicht liest man nach hundert Jahren auch unsere Arbeiten, wie Langenbeck und ich den Aufsatz von Charles White vom Jahre 1770 jeder auf seine Art gelesen haben. Hätte Langenbeck meine Bemerkungen von 1868 (Handbuch der Chirurgie, Vol. II, pag. 1030) und von 1871 (Notizen von Mac Cormac, pag. 162) über Charles White's Resectionsfall nicht übersehen, so würde er die seinigen (pag. 94 und 95 der Chir. Erfahr.) gewiß gern unterdrückt haben.

Langenbeck sagt (pag. 218), ich habe schon nach 1866 und dann wieder nach 1870/71 über die Fußgelenkresection ein Verdammnißurtheil ausgesprochen. Ich wüßte in der That nicht, wo ich derselben alle Zukunft im Felde abgesprochen habe. Hätte ich es gethan, so könnte ich mich jetzt auf Langenbeck berufen, der sich (pag. 87) so muthlos ausdrückt, daß Volkmann darüber sehr erstaunt sein muß. Ich möchte Langenbeck aber erwiedern: Rom wurde nicht in einem Tage gebaut und nicht mit Gyps! Schulter- und Ellenbogengelenkresection haben sich eingebürgert ohne Gyps. Langenbeck sagt uns (pag. 193) freilich: „Der Gypsverband allein spart den Ellenbogengelenkresecirten die greulichen Schmerzen, welche sonst jeder Verband mit sich führt", und macht damit seinen Assistenten ein schlechtes Compliment. Schmerzlose Verbände bei complicirten Fracturen und Resecirten, auch ohne Gyps, gehören bei mir zu den Anfangsgründen der klinischen Chirurgie. Wer sie nicht zu machen weiß, kann meine Grundsätze in der Behandlung der Schußfracturen gar nicht verstehen, ihr ganzer Erfolg hängt davon ab. Sie werden erst wieder zur Geltung kommen, wenn die Gypsherrschaft aufhört. Diese hat der Gelenkresection im Kriege vermuthlich großen Schaden gethan, wenn ich auch gern zugestehe, daß der Gypsverband in vorsichtigen Händen auch da sehr nützlich sein kann. Man sollte nur nie vergessen, daß die Chloroformnarcose nicht im Stande sei, die Nachtheile zu verhindern, welchen ein verletztes Glied während der Anlegung des Gypsverbandes ausgesetzt ist. Der Patient fühlt nichts davon, aber die kleinen inneren Verletzungen und Blutungen dabei haben doch ihre Folgen. Schlimmer als diese wirkt dann aber die nach Aufhören der Narcose wieder eintretende Re-

sich lange gegen den Einzug der Deutschen in Paris, zu ihrem größten Schaden, wie die Folge lehrte. Herr B., unser Hausherr, war sehr unglücklich darüber, daß Paris nicht für längere Zeit von uns besetzt werden solle. Er sagte den Bürgerkrieg voraus, der so bald ausbrach. Es wurde der französischen Empfindlichkeit so weit nachgegeben, daß die deutschen Truppen nur einen Theil von Paris betraten und auch diesen nur auf wenige Tage.

Am 1. März fand der Einzug statt, wobei die deutschen Truppen bis zum Louvre gingen, das ganze übrige Paris blieb ihnen verschlossen. Auf dem Longchamp hielt der Kaiser Heerschau über einen Theil seiner siegreichen Truppen. Ich hatte keine Neigung, dieser etwas lange dauernden Feier beizuwohnen und fuhr am 2. März allein hin, wie ich Pag. 408 Vol. I. erzählte. Es war mein Abschied von Paris und Frankreich. Die Franzosen würden mir nichts zu Leide thun, wenn ich nach Paris käme, ich könnte mich dort allenfalls unter den Schutz eines kleinen Kreuzes stellen, welches sie mir zugeschickt haben als Anerkennung für meine Bemühungen um französische Verwundete. Ich hätte früher nach Paris gehen sollen, um mich zu bedanken für den Preis, welchen mir 1844 die Akademie der Wissenschaften für Erfindung der Schieloperation ertheilt hatte.

Das Hospital im Schlosse wurde leer gemacht, ich hatte in Versailles nichts mehr zu thun, verabschiedete mich bei General von Blumenthal, General von Bose und den übrigen Herren vom Stabe des XI. Corps, und konnte am 6. März die Heimreise antreten.

---

flexaction der Muskeln, welche durch den Gypsverband gespannt bleiben. Wir haben eine Pathologie erlebt, welche Nerven und Gefässe ignorirt, aber auch eine Chirurgie, welche auf das Muskelleben keine Rücksicht nimmt. (Vide Vol. II, pag. 82 Anmerkung.)

Madame Frenot sagte beim Abschiede: „Wenn ich jünger wäre, würde ich Sie bitten, mich mitzunehmen, denn wir gehen einer elenden Zukunft entgegen." Wilms reiste am gleichen Tage ab. Ich übernachtete am 6. in Lagny, am 7. in Metz, am 8. in Frankfurt, am 9. März kam ich in Hannover an. Wilhelm mit den Pferden kam erst drei Tage später, wir hatten uns in Lagny trennen müssen.

Ich fand die Meinigen wohl und heiter, Esmarch's vierjährige Tochter hatte während meiner Abwesenheit das Haus belebt. Das Erwachen ihres lebhaften Geistes gab oft den Stoff zu Briefen, welche mich in Frankreich erfreuten. Unsere Correspondenz war, Dank der vortrefflichen Feldpost, ununterbrochen, es ist kein Brief verloren gegangen. Esmarch kehrte über Hannover, wo er mit Langenbeck zusammentraf, nach Kiel zurück. Er hatte den ganzen Winter in Berlin an den Folgen seiner Verletzung zu leiden gehabt, aber seine anstrengende Thätigkeit nicht unterbrochen. Erst in den Herbstferien erholte er sich vollständig durch den Gebrauch der Seebäder in Helgoland.

Herr Emil Meyer, der uns in Versailles verließ, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er dort keinen Wirkungskreis finden werde, machte sich in Hannover nützlich durch Theilnahme an dem Transportwesen der Kranken und Verwundeten. Er hatte sich eine bessere Benutzung der Güterwagen zu diesem Zwecke ausgesonnen, welche in Berlin Beifall fand und dann benutzt wurde.

Im Mai hatte ich einen interessanten Besuch durch die dreitägige Anwesenheit des berühmten italienischen Arztes Francesco Cortese, früheren Professors in Padua, jetzt Generalarzt der italienischen Armee in Rom, der mit Dr. Eugenio Bellina von seiner Regierung abgeschickt war, um deutsche Ein-

richtungen kennen zu lernen. Wir hatten seit Jahren in Correspondenz gestanden und immer das Verlangen gehabt, uns persönlich kennen zu lernen. Cortese ist ein Siebziger, aber von ganz jugendlicher Lebendigkeit; er ging von Hannover nach Berlin und hat wie Bellina über seine deutschen Eindrücke sehr günstige Berichte herausgegeben.

Ich begrüßte diesen Besuch als das erfreuliche Zeichen einer neuen Zeit, wo das schöne Italien, welches uns seit Jahrhunderten nur als Unterdrücker kannte, dem geeinigten Deutschland frei gegenübersteht und uns seine freundlichen Gesinnungen entgegenträgt.

Reise nach England.

Mai 1872.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo einem zu Muthe ist, wie Zettel, dem Weber. Man möchte sich den Kopf befühlen, um zu erfahren, ob man wache oder träume. Zettel war kein Doctor der Medicin und sträubte sich doch, den Traum für Wahrheit zu halten. Unsereins ist dies noch weniger zu verdenken, man nimmt lieber an, die Anderen täuschten sich, nicht wir. Und doch bleiben wohl Zweifel! Um diese zu lösen, mischt man sich unter Leute, deren Intelligenz nicht angezweifelt wird und geht nöthigenfalls auf Reisen.

Um mich deutlicher auszudrücken; ich hatte im Laufe der letzten Jahre so manchen Widerspruch erfahren, in Dingen, die mir wie Evangelien erschienen, daß ich in der That zweifelhaft wurde, ob ich auf dem rechten Wege und nicht in colossalen Irrthümern befangen sei, von denen ich mich loszumachen habe.

Unter denen, die ich im großen Kriege kennen lernte, waren mir die Engländer besonders freundlich entgegen-

gekommen. Mac Cormac mußte ich schon in Sedan versprechen, ihn in seiner Heimath aufzusuchen. Er war gleich nach seiner Rückkehr von Sedan zum Wundarzte am St. Thomas-Hospitale in London erwählt worden und hatte seine frühere Stellung als klinischer Lehrer der Chirurgie in Belfast aufgegeben. So war er leicht zu erreichen, und ich entschloß mich, seinen Einladungen zu folgen.

Am 15. Mai 1872, Nachmittags 4 Uhr, ging ich über Ostende nach London, wo ich, trotz langem Aufenthalte in Köln, Brüssel und Dover, schon 6 Uhr Abends des 16. ankam. Es war herrliches Wetter, die See wie ein Spiegel, hellgrün in der Nähe des Landes, tiefblau weiter hinaus. Die felsige malerische Küste von Dover glänzte bei einem wolkenlosen Himmel im hellsten Sonnenschein, man glaubte sich auf das Mittelländische Meer versetzt. In Dover konnte ich zwei Stunden lang auf dem gigantischen neuen Molo die herrliche Seeluft genießen und nach Frankreich hinüberschauen; dann ging es auf der Eisenbahn mit rasender Schnelligkeit durch lange finstere Tunnels und durch ein heiteres Land bis in die Mitte von London. Mac Cormac und Frau, sowie Dr. Little waren am Bahnhofe. Dr. Little hatte schon einen Brief in der Hand, der in Hannover meine glückliche Ankunft melden sollte. Mac Cormac's Haus liegt in Harley-Street, einer der längsten Straßen von London, welche im Westende eine grade Linie von Cavendish Square bis Regents Park beschreibt. Es wohnen vierzig Aerzte darin, sie muß also wohl sehr gesund sein.

Das sehr geschmackvolle Haus wurde von M. Brummel, dem bekannten Genossen Georg IV., erbaut, welcher als Erfinder der gestärkten weißen Halsbinden von Keinem vergessen sein wird, der in seiner Jugend darunter zu leiden hatte. Das Zimmer, wo dieser Stutzer seine feinen Diners zu geben

pflegte, ist jetzt Mac Cormac's Studirzimmer. Ein warmes Bad, dicht neben meinem Schlafzimmer, nahm mir alle Ermüdung von der Reise, so daß ich nach Tische meinen beiden Freunden die Rede vorlesen konnte, welche ich im St. Thomas-Hospitale halten sollte. Dies war Mac Cormac's Wunsch gewesen, der von meinem Englischen eine vortheilhafte Meinung hatte. Sie fand ihren Beifall; Dr. Little tadelte nur einen Ausdruck, den ich aber doch stehen ließ, weil er in der Bibel vorkommt und Astley Cooper ihn 1827 gebraucht hat (to look after the ewes).

Am folgenden Tage zeigte mir Mac Cormac das neue St. Thomas-Hospital, welches am Ufer der Themse, dem Parlamentsgebäude gegenüber, liegt. Eine prachtvolle neue, sehr breite Westminsterbrücke führt neben dem Parlamentsgebäude zum Hospitale, dessen äußere Architektur nicht bestechend ist. Sechs dreistöckige Pavillons, welche keinen Totaleindruck erlauben, springen nach der Themse zu daraus hervor. Ein Säulengang zur Promenade für Reconvalescenten verbindet die Pavillons. Die Haupteingänge in der Façade befinden sich an der von der Themse abgewendeten Seite. Der Baumeister hat seine ganze Aufmerksamkeit dem Innern zugewendet, um dasselbe den hygienischen Principien anzupassen. Die Grundidee war, Isolirung der großen Säle, die in den Pavillons liegen und unter sich keine directe Verbindung haben, auch nicht mit dem Corridor, welcher die Pavillons verbindet, es liegen Zimmer für einzelne Kranke, für Bäder und für das Wartpersonal dazwischen, welche man durchschreiten muß, ehe man in einen Saal gelangt. Es sind zwei große Operationssäle vorhanden, der eine für die männliche, der andere für die weibliche Abtheilung. In die Façade unsymmetrisch eingefügt ist ein Haus für die Schwestern, welche vorzugsweise die Krankenpflege besorgen. Im Parterre sind

die Zimmer für die Administration, deren Seele der vortreffliche Schatzmeister Sir Francis Hicks ist, welcher sich um das Zustandekommen des neuen St. Thomas-Hospitals die größten Verdienste erworben hat. Außerdem sind dort die Räume für die großen Polikliniken, sowie Professor Liebreich's Operationszimmer.

Die Krankensäle in den Pavillons haben Raum für dreißig Betten, werden durch Kamine geheizt und erhalten von drei Seiten Luft und Licht. Außer den Treppen sind sogenannte Lifts vorhanden, mit deren Hülfe man schwer Verletzte in ihren Betten bis in die oberen Stockwerke heben kann.

Der Themse entlang über dem Hospitale liegen die geräumigen Gebäude der Schule für Anatomie, Physiologie, Chemie, Bibliothek und Vorlesungen.

Da in diesem ganz neuen Hospitale für sechshundert Betten bis jetzt die schwersten Fälle gedeihen, Ovariotomien, Kniegelenks-Resectionen, so kann man vorläufig nur günstig darüber urtheilen. Die jährlich erscheinenden Hospital-Berichte werden das Weitere lehren, aber schwerlich darüber entscheiden, ob das Pavillonsystem den unbedingten Vorzug vor dem Corridorsystem verdiene. Die individuelle Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Aerzte hat an den Resultaten einen zu wichtigen Antheil. Ein guter Arzt kann selbst in schlechten Localen gute Resultate erlangen, ein Stümper wird sich über jedes, auch das beste Gebäude beklagen. Es war ein glücklicher Gedanke von Dr. Richardson, dies deutlich zu machen, indem er eine große Zahl englischer Hospitäler in der Medical-Times schilderte und ihre Resultate bei Steinschnitten und Amputationen angab. Das Hauptergebniß seiner dankenswerthen Untersuchungen war offenbar, man solle die Ursachen schlechter Resultate doch nicht blos in dem Gebäude suchen.

Da ich auf die Pfingsttage zu Professor Longmore in

Woolston bei Netley eingeladen war, verließ ich London am Sonnabend den 18. Mai, Mittags, um nach Woolston zu fahren, welches zwischen Southampton und Netley, von diesem eine Viertelstunde entfernt liegt. Professor Longmore, Surgeon general, empfing mich am Bahnhofe und führte mich in seine Villa, deren Schmuck eine schöne junge Frau und vier reizende Kinder sind. Der Contrast der ländlichen Einsamkeit von Woolston mit dem geräuschvollen London war so groß wie möglich und sollte mir zu Statten kommen. Nachdem man in Netley gehört hatte, daß ich in London reden werde, wünschte man mich dort auch zu hören, da ich ja die gleiche Rede benutzen könne. Dies stand mir aber nicht an, und so blieb mir nichts anderes übrig, als eine zweite auszusinnen, denn zum Schreiben war keine Zeit. Am Sonntag Morgen, wo die Familie in der Kirche war, hatte ich Ruhe, am Kamine zu meditiren, und fand sehr bald das passende Thema. Nachmittags machten wir eine angenehme Ausfahrt in der Umgegend, bei der ich Netley nur von weitem sah; es liegt an einer weiten flachen Bucht, vor dieser die Insel Wight. Dadurch kommt es, daß bei Netley Ebbe und Fluth doppelt sind; das aus einer Pforte abfließende Wasser fließt durch die andere wieder ein und so umgekehrt bei der Fluth. Abends bei Tische hatte Professor Longmore seine Collegen um uns versammelt.

Am Montage den 20. Mai wurde mir Netley gezeigt, eine Anstalt von imposanter Größe, welche im Hauptgebäude die Krankenzimmer enthält, in den Hintergebäuden sind die Räume für den Unterricht der Aspiranten des militairärztlichen Dienstes, welche dort ihre viermonatliche Vorbereitung finden. Ich traf sie sehr fleißig mit chemisch-mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt, welche Professor Parkes leitet. Ich sah die reichen naturhistorischen, ethnographischen, pathologisch-anatomischen und Modell-Sammlungen. Mich interessirten be-

sonders die aus heißen Ländern importirten colossalen Leber-abscesse und eine Anzahl lebensgroßer Bilder, welche Sir Charles Bell 1815 nach der Schlacht von Waterloo in Brüssel gezeichnet hatte, Schußverletzungen darstellend. Auch unter den Patienten sah ich einige, an großen Leberabscessen Leidende, deren Diagnose zum Theil auf der nicht fehlenden Temperatur-Steigerung beruht. Die vorkommenden Operationen machte damals Surgeon major Macinnon, welcher auf sieben Jahre nach Netley commandirt war.*) Er hatte eben einen sehr großen Blasenstein mit glücklichem Erfolge extrahirt. Die Patienten in Netley kommen meistens als Invalide aus den Colonien, um dort geheilt, gebessert oder eventuell pensionirt zu werden. Netley hat keinen Zufluß von acuten Fällen und frischen Verletzungen; man hielt diesen für unnöthig, weil die Aspiranten ihre gewöhnlichen Studien und Examina hinter sich haben. Aber man scheint es fast bereut zu haben, diese schöne Fortbildungs-Anstalt in die Einsamkeit verlegt zu haben. Näher bei London hätten die Professoren eine Medicinalbehörde für die Armee gebildet, welche leichter als jetzt zu Rathe gezogen werden konnte und die Kliniken wären reichhaltiger geworden. Netley-Hospital gilt auch nicht mehr als Muster in baulicher Hinsicht. Der britische Generalstabsarzt (Director general) Logan, welchen ich an Sir James Paget's Tafel kennen lernte, sagte mir, das nach dem Pavillonsysteme gebaute Hospital in Woolwich sei unendlich besser. Ich hatte leider nicht Zeit es zu sehen. Netley-Hospital ist nach dem Corridorsysteme gebaut, aber nicht so orientirt, daß die einfache Ventilation zur Geltung kommen könnte.

Um 12 Uhr erwartete man mich in dem großen Auditorio

*) Im April 1874 besuchte er mich in Hannover, er kam eben von der Goldküste, wo er als Deputy Surgeon general den ärztlichen Dienst während des Aschantee-Krieges dirigirt hatte.

der Anstalt, um meinen Vortrag zu hören. Ich sprach eine ganze Stunde über complicirte Fracturen, indem ich von den im Frieden vorkommenden zu den Schußfracturen überging. Ich betonte die Wahrnehmung, daß nach dem bald vorübergehenden ersten Choc die Muskeln in einen Zustand von Reizung verfallen, welcher ebenfalls meistens vorübergeht, wenn man das Glied passend lagert, so daß dasselbe, wenn auch anfangs sehr verkürzt, oft spontan seine natürliche Länge wieder gewinnt. Dieser Proceß wird aber gestört durch frühzeitige Bemühungen, dem Muskelkrampfe durch Extension entgegenzuwirken, während dieselben mechanischen Eingriffe in einer späteren Zeit vertragen werden. Diese längst bekannten Thatsachen sind für die Behandlung der Schußfracturen von entscheidender Bedeutung und erklären es, warum der Gypsverband so verschieden beurtheilt wird und die permanente Extension, welche immer von neuem empfohlen wird, meistens bald wieder verlassen zu werden pflegt. Man verfuhr mehr nach mechanischen, als physiologischen Principien und sprach sich kaum darüber aus, was man mit dem Gypsverbande eigentlich wolle. Viele denken an eine gleichmäßige peripherische Compression, die ein starrer Verband nur an einem noch anschwellenden Theile ausüben kann, wo er gerade sehr gefährlich ist. Im Stadium der Abschwellung, wo der Gypsverband vertragen wird, übt er keine Compression mehr aus. Er kann aber nach der Art seiner Anlegung eine permanente Extension unterhalten und auch mit dieser zu früh kommen. Der Muskelkrampf hört während der Chloroformnarcose auf, kehrt aber nach derselben wieder, und die Neigung zu Dislocationen der Fragmente kann so groß werden, daß die Anstrengungen der Muskeln den Verband zerbrechen oder daß eine sehr heftige Reizung mit entzündlichen und nervösen Symptomen entsteht. Benutzt man den Gypsverband nur zur Lagerung der ver-

letzten Glieder, so kann er in jedem Stadio erträglich sein. Mit der Extension durch Gewichte ist es ungefähr ebenso. Große Gewichte, welche die Verkürzung aufheben, werden in keinem Stadio vertragen, kleine sehr oft; ohne die Verkürzung wesentlich zu vermindern, können sie dazu beitragen, die gerade Richtung des Gliedes zu erhalten.

Ich ging dann a capite ad calces, sprach von der exspectativen Behandlung der Kopfverletzten, von den Schußfracturen der oberen und unteren Extremitäten, wobei ich Gelegenheit fand, meine Erfahrungen bei Sedan einzuflechten, wo eine sehr einfache Behandlung durch bloße Lagerung ohne comprimirende oder extendirende Verbände und ohne Resection der Diaphysen gute Resultate gegeben hatte. Das Gebiet der Resectionen bei Schußfracturen der Gelenke beschränkt sich fast nur auf die oberen Extremitäten, nachdem die primären Resectionen des Hüftgelenks und Kniegelenks so traurige Resultate gegeben haben. Hinsichtlich der Fußgelenksresection suspendirte ich mein Urtheil bis auf nähere Nachrichten über die Resultate dieser Operation im Kriege von 1870/71. Ich äußerte aber meinen Zweifel darüber, daß dieselbe bei großen Zertrümmerungen die Amputation ersetzen könne und meine Vermuthung, daß sie oft in Fällen geübt sei, welche bei einem exspectativen Verfahren geheilt werden konnten.

Ich sprach mit völliger Unbefangenheit wie vor deutschen Studenten, und hörte nachher von allen Seiten, daß eine nicht zu eingreifende (meddlesome) Behandlung der complicirten Fracturen für die beste gehalten werde.

Nachmittags kam Mac Cormac, um an dem Diner Theil zu nehmen, welches mir zu Ehren mit ungefähr hundert Personen in Netley stattfand.

Vor und nach Tische fand ich Gelegenheit, mich mit den Aspiranten zu unterhalten, die in ihren rothen Jacken sehr

schmuck aussahen. Ein paar junge Hindoo's erregten meine besondere Aufmerksamkeit. Sie sahen sehr intelligent aus, waren in ihrer Heimath ausgebildet und gaben mir sehr gute Antworten. Ich fragte einen derselben, ob die Reis-essenden Hindoo's bei chirurgischen Operationen geringere Sensibilität zeigten als Europäer, was er durchaus verneinte, auch die Reaction sei bei ihnen ganz wie bei uns. Ich saß bei Tische zwischen Surgeon general Innes, dem militairärztlichen Chef der Anstalt, welcher mit meinem Freunde gleiches Namens in Versailles nicht verwandt ist, und Professor Parkes, dem berühmten Hygieniker. Professor Longmore brachte in einer längeren schönen Rede meine Gesundheit aus. Ich erwiederte dieselbe mit meinem Danke für die freundliche Aufnahme, für den Einfluß, welchen England auf meine ärztliche Bildung gehabt habe, sowie mit dem Wunsche eines einigen Zusammengehens unter den Männern der Wissenschaft, auf welches die Politik keinen Einfluß üben dürfe.

Am 21., Morgens 8 Uhr, kehrte ich mit Mac Cormac nach London zurück.

Am Donnerstag den 23. Mai hatte ich meine Rede im St. Thomas-Hospitale zu halten. Mehrere hundert Personen, darunter viele der angesehensten Aerzte, waren in dem großen Auditorio versammelt. Ich hätte nach dem Versuche in Netley lieber frei gesprochen; da die Rede aber schon gedruckt wurde, ehe sie gehalten war, wollte ich dies nicht riskiren und blieb bei dem ursprünglichen Vorsatze, sie zu lesen. Dies ist schwerer als frei zu sprechen, es wurde auch bemerkt, ich hätte da am besten gesprochen, wo ich gelegentlich aufhörte zu lesen, um Zusätze zu machen.

Mein Thema: Englische Erinnerungen eines deutschen Arztes, war wohl nicht übel gewählt, um meine Zuhörer zu interessiren. Ich erzählte, daß mein Vater ein Schüler des

St. Thomas-Hospitals von 1792 bis 1793 gewesen sei, wie ich selbst von 1827 bis 1828. An die Namen der zu dieser Zeit in London glänzenden Chirurgen knüpfte ich einige Aeußerungen über den allgemeinen Eindruck, welchen mir die englische Chirurgie gemacht hatte. Ihre Vorzüge bestehen besonders in der würdigen Stellung des ganzen Standes, welche derselbe einer guten Erziehung, der Wahrheitsliebe und Humanität seiner Mitglieder verdankt, der Einfachheit des Verfahrens, der großen Selbstlosigkeit, welche der Eitelkeit keine Concessionen macht, sondern nur das Wohl des Kranken berücksichtigt. Damit hängt es zusammen, daß englische Wundärzte nicht neuerungssüchtig sind, aber durch ihre Charakterfestigkeit große Erfolge erzielen, wenn sie die Nützlichkeit einer Erfindung erst anerkannt haben. Sir Henry Thompson hat in der Steinzertrümmerung ihren Erfinder Civiale überholt, Sir William Fergusson durch seine Gelenkresectionen die meisten Wundärzte des Continents, Spencer Wells in der Ovariotomie alle lebenden Aerzte. Die Solidität der englischen Chirurgie ist um so werthvoller, weil London durch die große Zahl seiner Hospitäler und seiner ausgezeichneten Männer der chirurgische Mittelpunkt des ganzen Erdballs geworden ist.

Die Einfachheit der englischen Chirurgie spricht sich schon in ihren Schriften aus. Sterne verspottet den pomphaften Styl, indem er den Ausdruck seines Pariser Friseurs über die Solidität seiner Arbeit anführt: „Diese Perrücke können Sie in den Ocean tauchen!“ Sterne meint, ein Engländer hätte gesagt: in einen Eimer Wasser! Vor diesem Perrückenmacher-Style habe ich mich stets sorgfältig gehütet.

Ich machte dann einige der Chirurgen von 1827 namhaft, deren Ideen ich im Leben weiter zu fördern gesucht habe.

Ich sprach zuerst von Guthrie, der mit Larrey, dem Vater, der Hauptvertreter frühzeitiger Operationen im Felde war.

In dieser Beziehung habe ich ihm stets nachgestrebt. Ich wich von ihm ab in der Beurtheilung der Schußfracturen des Oberschenkels, welche er eigentlich alle der Amputation weihen möchte, während ich die conservative Behandlung beharrlich verfolgte, anfangs nur funfzig Procent durchbrachte, im letzten Kriege aber, bei Sedan, siebenundsiebzig Procent. Dort waren die Bedingungen besserer Erfolge gegeben; die Patienten blieben an dem Orte, wo sie verwundet wurden, die Projectile waren kleiner als früher, die Behandlung war sehr wenig eingreifend und bestand größtentheils in passender Lagerung. Percivall Pott's Grundsätze kamen dabei zur Geltung, mit denen man unter günstigen Umständen Heilungen mit geringer Verkürzung erleben kann. Auch in der Trepanationsfrage stimmte ich nicht mit Guthrie überein, indem ich die von Dease und Brodie gegebene Lehre, bei Abwesenheit einer äußern Wunde nicht zu eleviren, auch auf die Fälle anwandte, wo der Schädel entblößt ist. Ich hatte gefunden, daß die Gegenwart einer äußern Wunde nicht mit Nothwendigkeit tiefliegende Eiterung zur Folge hat und kam allmählich dahin, Elevation und Trepanation ganz aus der Kriegschirurgie verbannen zu wollen, als unnütz in einigen, gefährlich und unnöthig in anderen. Pirogoff tadelt dies als Uebertreibung, aber es ist unmöglich, die Tragweite eines Verfahrens zu beurtheilen, ehe man dasselbe consequent angewandt hat. Meine Versuche im schleswig-holsteinischen Kriege fielen sehr günstig aus, von vierzig offenen Schädelverletzungen mit Depression endeten nur sieben tödtlich. Der comatöse Zustand der Kopfverletzten indicirt ebensowenig, directe Eingriffe, wie das Coma der Typhösen Reizmittel. Jahrhunderte lang glaubte man, diese wären im Typhus unentbehrlich, jetzt weiß man es besser und verfährt darnach im Großen, wie ich während des letzten Krieges in Rheims sah. Sir W. Lawrence's Namen erinnert mich an die glücklichen

Erfolge, welche dieser ausgezeichnete Chirurg im phlegmonösen Erysipelas von den Einschnitten hatte, deren nützliche antiphlagistische Wirkung man noch jetzt anerkennt, während man sich sonst in dem Grade von der Antiphlogose abgewandt hat, daß Syme kürzlich sagen konnte, es gäbe keine Aderlaßlanzetten mehr. Nur lange vergleichende Beobachtungen können die Nützlichkeit oder Unentbehrlichkeit der Aderlässe nachweisen. Es wird jetzt wohl nicht mehr lange dauern, bis sie wieder in ihre Rechte tritt. Sie erhebt in den Journalen schon wieder, wenn auch schüchtern, ihr Haupt bei Erzählung von Fällen, in denen die Rettung ohne Aderlässe nicht gelungen wäre.

Tyrell's Andenken lebt in mir, besonders durch seine glücklichen Cataract-Operationen mit dem oberen Hornhautschnitte ohne künstliche Pupillenbildung.

Liebreich liefert jetzt den Beweis, daß die Gräfe'sche Schule früher zu weit ging, indem sie nur mit Iridectomie extrahirte.

In Tyrell's chirurgischer Klinik sah ich am 6. Juli 1827 den ersten Fall, welcher mir den Beweis lieferte, daß Venenthrombosen zu Blutungen führen, eine Wahrnehmung, welche mich später veranlaßte, dieselben unter dem Namen phlebostatische zu beschreiben.

Sir Benjamin Brodie bin ich sehr dankbar für das, was ich über die Gelenkkrankheiten von ihm gelernt habe, bei welchen er zuerst die Immobilisirung verlangte. Ich gebrauche seine ledernen Schienen noch bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht ausschließlich. Seine Lehren über Gelenkneurosen habe ich weiter zu verbreiten gesucht und Esmarch ist mir dabei zu Hülfe gekommen.

Von tiefem Danke erfüllt bin ich gegen Sir Charles Bell, den Schöpfer der Nervenphysiologie. Seine Forschungen über Facialis-Lähmung führten mich zuerst zu der Wahrneh-

mung, daß Abdominal Plethora und andere Abdominalleiden vielen Innervationsstörungen zu Grunde liegen und daß auch andere Uebel durch Leber- und Milz-Tumoren in ihrem Verlaufe so beeinträchtigt werden, daß Heilung erst eintritt, wenn diese Anschoppungen beseitigt sind. Es giebt kaum ein inneres oder äußeres Uebel, bei welchem man diesen Einfluß nicht beobachten könnte.*)

Marshall Hall's Lehre von der Reflex-Function war das Kind der Bell'schen Entdeckungen und leistete für das Nervensystem ungefähr das, was die Lehre vom Kreislauf für die Blutgefäße that. Sie gab mir Gelegenheit, meinen Scharfsinn zu üben an den Erscheinungen, welche man jetzt Reflex-Empfindungen nennt, die ich aber zuerst unter dem Namen Combination motorischer und sensitiver Nerventhätigkeit, 1836, beschrieb, in einem Aufsatze der Göttinger gelehrten Anzeigen, den Dr. Little für die Medical-Times übersetzt hat. Sie sind erstaunlich häufig die Quelle heftiger Schmerzen, welche man leicht beseitigt, wenn man die wahren Ursachen krampfhafter Zustände bekämpft, von denen die schmerzhaften Gefühle in einem entfernten Körpertheile abhängen.

Ich schloß mit dem Wunsche, daß meine jüngeren Zuhörer nach vierzig Jahren sich ebenso dankbar, wie ich, ihrer Studien in London erinnern möchten.

---

*) Folgender Fall, der als Nachtrag zu meiner Schrift über Local-Neurosen dienen mag, kann dies anschaulich machen. Ein berühmter dramatischer Sänger verlor seine Stimme während eines schwer zu unterdrückenden Wechselfiebers. Er consultirte die berühmtesten Kehlkopf-Specialisten, welche in den Stimmorganen nichts Krankhaftes fanden, aber nicht weiter untersuchten. Als ich consultirt wurde, dachte ich gleich daran, die Schwierigkeit in der Heilung des Wechselfiebers könne mit einem Lebertumor in Verbindung stehen und jetzt mit der Kehlkopf-Neurose. Die Leber war sehr geschwollen. Nach einer Cur in Carlsbad kam das schöne Stimmorgan wieder zum Vorschein.

Mein Vortrag, den ich hier im Auszuge gegeben habe, dauerte eine volle Stunde. Dr. Eugenio Bellina hat davon eine schöne italienische Uebersetzung mit Anmerkungen herausgegeben.

Es ist sonderbar, daß ich nur zweimal in meinem Leben eine eigentliche Rede gehalten habe, zuerst 1838 bei Antritt der Erlanger Professur in lateinischer Sprache und dann 1872 in englischer. Beide hatten eigentlich dasselbe Thema, das Lob der englischen Chirurgie.

Dr. Henry Mac Cormac, der Vater meines Freundes, kam von Belfast, wo er als angesehener Arzt lebt, um meine Bekanntschaft zu machen. Er freute sich, daß ich derselbe sei, dessen Schrift über den Typhus ihm gefallen hatte. Wir verfolgen dieselbe Idee, mehr Luft in die Wohnungen und in die Hospitäler einzuführen. Dr. Henry hat dies zur Aufgabe seines Lebens gemacht und durch seine Schriften und durch sein Beispiel gewiß viel erreicht. Sein Buch über die Lungenschwindsucht ist durch eine deutsche Uebersetzung auch bei uns bekannt.

Am Sonntag den 26. Mai machten wir in heiterer Gesellschaft einen reizenden Ausflug nach Purfleet, einem kleinen, malerisch gelegenen Orte an der Themse, abwärts von London. Königin Elisabeth soll hier die Schiffe gemustert haben, welche gegen die spanische Armada ziehen sollten und rief dabei aus: „Poor fleet!“ Arme Flotte! Bei unserm Diner lernte ich die kleinen Fische (white bait) kennen, welche durch die white bait dinners, die am Schlusse einer Parlaments-Session in Greenwich gehalten werden, berühmt geworden sind. Gut zubereitet sind sie sehr wohlschmeckend, aber nur zwei Zoll lang. Bei unserer Hinfahrt, welche zum Theil auf der Themse, zum Theil auf der Eisenbahn stattfand, wurde einer der Damen das Portemonnaie gestohlen. Ein künstliches Gedränge beim

Verlassen des Dampfschiffes gab dazu die Gelegenheit. Die Urheber desselben waren kenntlich genug, wurden aber nicht verfolgt. Die Herren lachten und empfahlen für die Zukunft größere Vorsicht.

Am Mittwoch den 27. Mai folgten wir der Einladung des Schwagers von Mac Cormac, Mr. Kirk, der uns am Derby-Tage zu dem großen Rennen nach Epsom fahren wollte. Auf der Mitte des Weges, die wir mit der Eisenbahn erreichten, erwartete uns Mr. Kirk's Drag, ein mit vier herrlichen Pferden bespannter Wagen nach der Art der früheren Stagecoaches, wie sie jetzt bei den Verehrern des Sport Mode sind, um ihre Freunde spazieren zu fahren. Die muntere Gesellschaft, das herrliche Gespann, machte mir bei dem schönsten Wetter großes Vergnügen. Wir fuhren bis zu dem inneren Kreise der Rennbahn, wo wir, sehr hoch sitzend, eine freie Aussicht hatten, uns gegenüber die großen Tribünen, deren jede viele tausend Zuschauer faßt. Es sollen gegen 500,000 Menschen dort versammelt gewesen sein. Ein großer Theil davon wogte zu Fuß auf dem Rasen umher; die kleine Industrie der Verkäufer und Bänkelsänger, letztere in Gestalt künstlicher Mohren, trieb sich zu unseren Füßen zwischen den Rädern der abgespannten Fuhrwerke umher. Das Rennen selbst flößte mir kein großes Interesse ein, die Sitte, dreijährige Pferde dazu zu verwenden, schien mir so unphysiologisch, eine Ansicht, die auch von Engländern getheilt wird, während Andere behaupten, es sei gut, daß die Schwächlinge unter den Pferden dabei zu Grunde gingen. Dies erinnert an Ruge's geringe Theilnahme für das scrophulöse Gesindel, welches in einem frischen fröhlichen Kriege zerstiebt. Nach jedem Rennen wurden Brieftauben in großer Zahl entsendet. Sie schwangen sich hoch auf, kreisten eine Zeit lang, bis sie die Richtung gefunden hatten, die sie in die Heimath führt, wo sie den Wettenden

Freud oder Leid zu verkünden hatten. Mr. Kirk, der auf Prinz Charley gewettet hatte, verlor seine 1000 Pfd. St. mit großer Gemüthsruhe. Er hatte bei der Hinfahrt dem Prinzen einen Besuch abgestattet und über dessen Befinden ungünstige Nachrichten eingezogen, so daß er schon vorbereitet war zu verlieren. Leider verlor der kräftige, liebenswürdige Mann 1873 mehr als das, sein kostbares Leben durch einen Sturz vom Wagen in der Nähe von London.

Am Freitag den 31. Mai machte ich mit Dr. Little eine Excursion nach Cambridge, um Professor Humphry kennen zu lernen. Cambridge ist ein reizender Ort, der mich durch gothische Architectur und große Sauberkeit an Freiburg erinnerte. Professor Humphry führte mich in einige der großen prachtvollen Collegienhäuser, in denen die Studenten wohnen und studiren, mit herrlichen Capellen und hohen, luftigen Refectorien. In King's College brieten in der riesigen Küche sechszig Hammelkeulen und zwanzig Rinderbraten. Ein deutscher Student würde schwerlich die glänzende Naturalverpflegung und die stattlichen Wohnhäuser, bei klösterlichem Zwange, gegen seine freiere Lebensweise vertauschen mögen. Am meisten interessirte mich Professor Humphry's eigenes Gebiet. Er bemüht sich in Cambridge das Fachstudium mehr emporzubringen, während früher nur classische Studien getrieben wurden, so daß die Professoren der Heilkunst und andere Fachmänner kaum in Betracht kamen. Es ist ihm damit allmählich immer besser gelungen, obgleich es dazu von seiner Seite großer Anstrengungen bedarf, denn er vertritt außer der Chirurgie auch Anatomie und Physiologie. Die dazu erforderlichen Institute hatte er selbst erst zu schaffen. Sie lassen an Bequemlichkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig; der Präparir-Saal könnte den Londoner Schulen zum Muster empfohlen werden. Sein Hospital ist in seiner Bauart das

einfachste, welches ich je gesehen habe und besteht in zwei Etagen, eigentlich nur aus vier großen Sälen, mit einigen Zimmern in der Mitte des Hauses, die in den Flügeln liegenden Säle sind wie Pavillons mit Licht und Luft von drei Seiten und einem Doppel-Kamine in der Mitte, von welchem den Umständen nach nur eine oder beide Seiten geheizt werden. Das ganze Haus kann ungefähr sechszig Patienten fassen, die aus einer belebten Poliklinik herangezogen werden. Ich sah einen Mann dort, welchem vor fünf Wochen das Kniegelenk resecirt war. Er lag noch in dem ersten, sehr einfachen Verbande einer hinteren Schiene mit Gypsbinden, die Wunde war fast geheilt. Humphry ist in Cambridge ein berühmter Mann geworden, der auch in London in hohem Ansehen steht, ohne den Tumult und die krampfhaften Anstrengungen des Ehrgeizes erduldet zu haben. Für einen Mann der Wissenschaft kann es nichts Angenehmeres geben, als ein Leben zwischen Anatomie, Physiologie und Chirurgie! Ich hatte dies Alles ungefähr auch so in Freiburg, wo es doch noch viel schöner ist als in Cambridge und habe es verscherzt bis auf mein Tintefaß, aus dem ich Recepte schreibe und schließlich dies Buch. Ich glaube fast, Puck hat mir 1848 auch einmal einen Streich gespielt, wie Zettel dem Weber.

London hat sich seit 1844 wunderbar verbessert. Enge Straßen der City sind breiter geworden, andere besser nivellirt; durch Eindämmung eines Theils der Themse ist eine schöne Anlage entstanden. Die einsame, kleine Straße Norfolkstreet, wo ich 1827 wohnte, welche früher an der Themse aufhörte, ist eine belebte Durchfahrt geworden, die Hausthür des Eckhauses von Howardstreet ist von dieser an die Seite von Norfolkstreet verlegt worden. Nicht verschönert ist die Themse selbst durch die vielen häßlichen Eisenbahnbrücken, welche den Anblick der schönen steinernen Brücken stören. Die Waterloo-

brücke ist noch immer die schönste. Die Paulskirche ist wie früher, malerisch in der Ferne, sieht sie in der Nähe aus wie verschimmelt, halb vom Rauche geschwärzt, halb vom Regen weiß gewaschen. Westminster-Abtey, herrlich wie immer, ist um zwei theure Gräber reicher geworden. In dem Poetenwinkel ruhen die irdischen Reste von Macaulay, der 1860 und von Dickens, der 1870 starb. Wie viele dankbare Herzen werden sich, wie das meinige, ihrer von einem seltenen Geiste erfüllten Schriften noch jetzt erfreuen, wie viele noch nach Jahrhunderten. Mag die Eile der Zeit, in welcher man vor der Tagesliteratur kaum zu Athem kommt, für klassische Schriftsteller keine große Aufmunterung geben, so wird es doch nie an Männern fehlen, die den Beruf zu wetterbeständigen Schöpfungen in sich tragen und ihre Schriften zu einer Fundgrube für die Nachwelt machen, weil ihr Genius sie dazu zwingt. Was wären ohne sie die Tagelöhner der Literatur?

Es herrscht in London überall große Reinlichkeit, die Uebergänge der belebten Straßen sind erleichtert. Man hat hie und da in ihrer Mitte Candelaber angebracht mit Prellsteinen, zu denen man wie auf eine Insel flüchten kann, um dann den zweiten Anlauf zu nehmen. Die Polizei ist sehr aufmerksam, sie hat die Fuhrwerke unter strengem Commando, so daß sie auf einen Wink langsamer fahren oder halten, wenn Leute die Straße passiren wollen. Die Zahl der Fuhrwerke ist größer als je, die alten schwerfälligen Kutschen sind ganz verschwunden und haben leichterem Fuhrwerk Platz gemacht, mit dem man rasch von der Stelle kommt. In allen Hauptstraßen circuliren gute Omnibus, in denen man für wenig Geld weite Strecken zurücklegen kann. Auch die kleinen Themse-Dampfboote sind noch in Thätigkeit, haben aber an Kundschaft verloren. Dazu kommt noch die unterirdische Eisenbahn, welche am linken Themseufer einen weiten Bogen be-

schreibt, mit vielen Haltestellen, die sie leicht zugänglich und nützlich machen. Sie würde angenehmer zu benutzen sein, wenn man ohne Rauch fahren könnte, der für die weiße Wäsche nicht ohne Gefahr ist, da er sich oft in Gestalt eines feinen Regens von Kohle niederschlägt. Ich erinnerte mich dabei einer Fahrt durch einen langen Tunnel in den Vogesen, aus welchem wir mit ganz geschwärzten Gesichtern zum Vorschein kamen. Die Zahl der Eisenbahnen, welche in London zusammenlaufen, ist enorm, an einer Stelle sah ich drei Bahnen, welche sich an derselben Stelle kreuzen, eine über der anderen. Ungeachtet der vielen Fuhrwerke ist das Menschengewühl, besonders in der City, noch sehr bedeutend. Desto befremdender ist dort die Leere am Sonntage, es ist als sei die Pest plötzlich ausgebrochen und Alles sei geflohen. Ich hatte dies früher nie gesehen, weil ich die Sonntage selbst nie in der City zubrachte.

Zu den größten Merkwürdigkeiten von London gehört während der Saison die Vereinigung der Aristokratie der Geburt und des Reichthums im Hydepark, welche jeden Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr stattfindet und von den Mitteln des Landes und der Schönheit seiner Frauen ein lebendiges Zeugniß giebt. An der einen Seite des Weges für Fußgänger bewegen sich langsam zahllose, prachtvolle Equipagen, mit den herrlichsten Pferden bespannt, an der andern schöne Reiterinnen, mit ihren Vätern, Brüdern oder Gatten. Man ist den im offenen Wagen Sitzenden so nahe, daß man physiognomische Studien machen kann, welche eine dichterische Phantasie beleben würden. Da die Scene sehr wechselnd ist, so wird man ihrer nicht bald überdrüssig, sonst kann man sich an einsame Stellen des schönen Parks, mit seinem großen Wasserspiegel des Serpentine-River, zurückziehen. Ich war zweimal mit Mac Cormac dort, dessen patriotische Gefühle im Glanze der Schönheit und des Reichthums Nahrung fanden. Das zweite Mal

sahen wir den Prinzen von Wales mit seiner schönen Gemahlin im Wagen.

Noch näher traten wir der eleganten Welt in der Ausstellung der Horticultural-Society. Die jungen Schönen wetteiferten mit den Rosen und Rhododendern; es waren aber viele weiße Lilien darunter, deren Blutarmuth ein Zeichen unserer Zeit zu sein scheint.

Eine mehr gemischte Gesellschaft fand ich in dem Kensington-Museum, welches außer seinen gewöhnlichen Kunstschätzen auch eine sogenannte Loan-Exhibition, eine Ausstellung geliehener Kunstwerke darbot. Die ausgewählten Bilder geben den besten Aufschluß über den herrschenden Kunstgeschmack, welcher mit dem unsrigen nicht sehr übereinstimmt, der im Allgemeinen feinere Farben verlangt. Ich fand diese übrigens in einem wohlgelungenen Portrait von Sir James Paget, der mir durch seine Aehnlichkeit mit Heinrich von Gagern eine doppelt interessante Erscheinung ist.

Eben so voll wie im Kensington-Museum fand ich es in der Ausstellung neuer käuflicher Kunstwerke in den prachtvollen Sälen von Burlington-House, wo mir besonders die Sculptur-Arbeiten gefielen. Da ich beide Ausstellungen nur einmal besuchen konnte, so habe ich nur ihren allgemeinen Eindruck behalten, der für die Bilder nicht sehr günstig war. Eine Bilderausstellung von Gustav Doré erinnerte mich an die Frage: Was ist schlimmer als ein Flötenconcert? Antwort: Ein Concert für zwei und mehr Flöten. In dieser Beziehung kann eine große Ausstellung von Doré den Geschmack verbessern. Seine Bibel leistet freilich dieselben Dienste.

Zu den bemerkenswerthen Gebäuden, welche ich sah, gehörte die Albert-Halle im Hydepark für große Concerte, welche achttausend Menschen faßt. Das mit einer Kuppel über-

wölbte Innere hat die Gestalt eines römischen Circus. Am Sonntag den 2. Juni hörte ich darin ein Orgelconcert, welches keine große Wirkung machte, die Orgel war nicht mächtig genug für den großen Raum. Vor dieser Halle steht das Monument, welches die Nation dem Prinzen Albert errichtet, es war noch unfertig, die Marmorstatue des Prinzen fehlte in der gemalten und vergoldeten Pagode, die um dieselbe angebrachten Gruppen waren bereits aufgestellt. Das Ganze verspricht keinen sonderlichen Effect.

Der Krystall-Palast in Sydenham gehört jedenfalls zu den sehenswürdigen Merkwürdigkeiten. Der Garten ist sehr schön, die große Glashalle reich an Nachbildungen berühmter alter Kunstwerke der Sculptur und Baukunst, an Sammlungen für Naturgeschichte, an Erzeugnissen der neueren Kunst und Industrie. Es war bei meiner Anwesenheit gerade ein großes Concert in der Mitte der Glashalle, dem Tausende zuhörten; ich schenkte ihm keine Aufmerksamkeit und hörte in den entfernteren Theilen des Hauses fast nichts davon. Am meisten interessirte mich eine Nachbildung von Shakespeare's Geburtshause in Stratford und eine große Rosenausstellung. Die Königin der Blumen gedeiht in England zu einer Pracht und Größe, von der man bei uns gar keinen Begriff hat.

Da Sydenham, dessen Glaspalast man schon in London sehen kann, mit der Eisenbahn sehr leicht zu erreichen ist, so hat diese Anlage die Zahl der Plätze vermehrt, wo die Londoner Luft schöpfen können und zugleich Belehrung finden. Der Regentspark leistet ähnliche Dienste, war aber früher viel schöner ohne seinen Thiergarten. Ich muß freilich gestehen, daß ich diese Art Gärten nicht liebe, die Luft ist nicht gut darin und die eingesperrten Thiere erregen Mitleid. Selbst unsere Vettern, die Affen, wären gewiß lieber unter sich, als unter uns. Sie sind gar nicht so entgegen-

kommend wie wir; ihre Grimassen verkünden nicht die mindeste Familienanhänglichkeit.

Da ich mit Mac Cormac das St. Thomas-Hospital öfter besuchte, blieb mir für die anderen nicht viele Zeit übrig.

Im Kings-College-Hospital sah ich Sir William Fergusson einen Halstumor exstirpiren und Herrn John Wood eine Amputation machen.

Sir James Paget hatte die Güte, mich zu dem Orte seiner früheren Wirksamkeit, St. Bartholomäus-Hospital, zu führen. Es hat sich sehr zu seinem Vortheile verändert, die alten Mauern stehen noch und umschließen denselben Hof, wo Abernethy den Shakespeare zu citiren pflegte, aber im Innern ist Alles heiterer geworden und neue Locale sind hinzugekommen. Die Schule ist noch sehr besucht. An die Stelle des benachbarten Viehmarktes von Smithfields sind große luftige Fleischhallen getreten.

Guy's Hospital hat auch sehr gewonnen. Das dahinter neu erbaute Haus, mit der Anatomie dicht davor, scheint nicht gut gelungen zu sein, der für die Ventilation erbaute Luftthurm ist dort eben so unwirksam, wie seit so vielen Jahren in München. Die Architekten versuchen dieses Experiment immer wieder, wie erst vor einigen Jahren bei der Entbindungsanstalt in Hannover. Ich lernte Herrn Birkett kennen; Mr. Durham zeigte mir einen Mann, den er durch Digitalcompression von einem Abdominal-Aorten-Aneurysma geheilt hatte. Ich entdeckte die ersten Spuren der wiederkehrenden Pulsation in den Femoralarterien.

Dr. Little führte mich nach London-Hospital, wo er so lange als Arzt und klinischer Lehrer gewirkt hat. Ich bedauerte, daß ich dort nicht mehr seinen Sohn fand, Dr. Louis Stromeyer Little, dessen Pathe ich bin. Er war schon full surgeon an diesem Hospitale, als er auf die Idee kam, nach

China auszuwandern, weil ihm die Carriere in London nicht schnell genug ging; seine beiden älteren Brüder waren ihm dahin als Kaufleute vorangegangen. Der vortreffliche Mr. Hutchinson zeigte mir die chirurgischen Fälle und die verbesserten Einrichtungen. London-Hospital hat den größten Zufluß an frischen Verletzungen, Wunden, Fracturen und Verrenkungen, es bildet deshalb für Fremde, die an kleinen Universitäten studirt haben, eine lehrreiche Schule. Die jüngeren Chirurgen dieser Anstalt trieben mit großem Eifer und mit einigem Erfolge die Cutisüberpflanzung, sogar bei Amputationsstumpfen. Ich wurde dort, mit Bezug auf meine Rede, über eine vor acht Tagen entstandene Schädeldepression befragt. Es war bis dahin Alles gut gegangen, jetzt waren Kopfschmerzen eingetreten. Sollte man eleviren oder nicht? Ich rieth, vor allen Dingen den Patienten im Bette liegen zu lassen, er hatte alle seine Kleider an und durfte aufstehen.

In dem kleinen sauberen North-London-Hospitale zeigten mir Dr. Little und Mr. Adams ein paar Fälle von subcutaner Osteotomie, bei angulärer Hüftgelenks-Ankylose, in dem einem mit sehr befriedigendem Erfolge. Mac Cormac zeigte mir im St. Thomas-Hospitale ein junges, kräftiges Mädchen, dem er bei winkelförmiger Ankylose des Hüftgelenks den Schenkelhals durchbrochen hatte. Es waren gar keine üble Zufälle eingetreten und das Resultat wurde vortrefflich. Dr. Little führte mich auch in das öffentliche orthopädische Institut, bei welchem er noch jetzt als consultirender Arzt mitwirkt. Die Tenotomie wird darin wie früher geübt.

Unter allen Hospitälern von London hat jetzt wohl das kleinste derselben die größte Anziehungskraft für Fremde, ich meine das Samaritan-Hospital von Spencer Wells. Es ist ein ganz gewöhnliches kleines Wohnhaus mit drei Fenstern Fronte mitten in der Stadt, hat gar keine künstliche Ein-

richtungen, aber aufmerksame Pflegerinnen und einen Arzt von den seltensten Eigenschaften, von einer Hingebung für seine Kunst, welche fast ohne Beispiel in der Geschichte der Chirurgie sein mag! Es hat wohl Andere gegeben, die ihr Leben lang Staare oder Blasensteine extrahirt haben, aber wer hätte sich wohl so viele Mühe gegeben, das auch andere Aerzte aller Nationen zu lehren und die Methode gegen jeden Tadel sicher zu stellen? Ich sage absichtlich nicht, seine Methode, Spencer Wells legt auf Priorität gar keinen Werth, er versucht Alles, was Andere Gutes bringen, und lobt es nach Verdienst. Ich sah ihn dreimal operiren. Am 22. Mai machte er im Samaritan-Hospitale die Ovariotomie in einem mit Adhäsionen complicirten Falle. Am 28. Mai machte er ebendaselbst die Operation des Fistula vesico-vaginalis, welche in seinen Händen nicht schwerer scheint, als eine gewöhnliche Hasenschart-Operation. Am 3. Juni sah ich ihn in der Privatpraxis die Ovariotomie in einem Falle ohne Adhäsionen machen. Alles, was er thut, ist vollkommen, Niemand könnte es besser machen, Kühnheit und Vorsicht gehen Hand in Hand bei ihm.

Am 8. Juni, zwei Stunden vor meiner Abreise von London, sah ich im St. Thomas-Hospitale eine Ovariotomie von Mr. Simon, dem berühmten Staatsarzte und jetzigen Senior der Chirurgen von St. Thomas. Er machte es genau so, wie Spencer Wells. In England sucht Niemand einen Triumph darin, das zu verändern, was keiner Verbesserung mehr bedarf, man sucht es erst zu lernen! Die Temperatur war in dem großen Operationssaale eben so hoch, wie in dem kleinen Locale des Samaritan-Hospitals, die Patientin eben so sorgfältig eingehüllt. „Ich hielt das Alles für Schwindel", sagte einer unserer deutschen Exacten, „bis ich allmählich dahinter kam, daß es seinen Nutzen hat." In Versailles hielt man es auch für Schwindel, wenn ich vor Kälte und Zugwind

warnte! Ihr deutschen Chirurgen seid ohne Zweifel kluge Leute; die bildenden Künstler sind aber doch noch klüger, sie studiren die Antike und halten Raphael für einen großen Künstler, nicht für einen Schwindler, wie Ihr Herrn Spencer Wells! Alle drei Ovariotomien, sowie die Fistelnaht hatten einen guten Erfolg.

Die Augenklinik von Moorfields, welche ich 1827 und 1828 so fleißig besuchte, ist noch in ihrem alten, aber sehr verbesserten Locale. Der Zudrang der Ambulanten ist so groß, daß sie an drei Stellen abgefertigt werden. Ich sah die Herren Bowman und Critchett operiren, ihre Geschicklichkeit ist über alles Lob erhaben. Es wurden meiner Rede zu Ehren auch Extractionen ohne Iridectomie gemacht.

Liebreich's Klinik im St. Thomas-Hospitale ist auch sehr gesucht. Ich sah ihn mehrere Extractionen machen und konnte die Resultate seiner neuen Methode an früher Operirten beobachten. Sie ließen nichts zu wünschen übrig, die Harnhautnarben waren schwer zu entdecken. Liebreich hat schnell englisch gelernt, so daß seine Schüler ihn gut verstehen. Ich sah ihn später mit seiner Frau in einer kleinen Gesellschaft bei Mac Cormac, wo ich das schöne musikalische Talent dieses Paars kennen lernte. Liebreich unterhält noch die Verbindung mit Paris, und reist alle drei Monate hin, um zu operiren. Er sieht trotz seiner großen Erfolge melancholisch aus, ich glaube, er wäre doch lieber in Deutschland.

Ich besuchte das Hunter'sche Museum, wo das Collegium der Wundärzte seine Sitzungen und Examina hält, und freute mich der großen Verbesserungen in jeder Hinsicht; mehr Raum, bessere Aufstellung, Kataloge. Auf dieses Museum können die englischen Wundärzte stolz sein, es ist ihr Werk, sie lieben es, denn es ist das Sinnbild ihres hochgeehrten Standes. Wir haben Ursache, sie darum zu beneiden, nicht

minder freilich um die großen Schulen der Heilkunst, welche ohne Beihülfe des Staats überall aus dem Boden wachsen, wo das Bedürfniß dazu vorhanden ist. Wie lange wird es dauern, bis dies auch bei uns geschehen kann? Jedenfalls nicht, so lange wir noch an Geheimrathstiteln Geschmack finden und Professuren oft durch Coterien ausgetheilt werden.

Mein alter Freund Curling examinirte gerade, ich hörte ihm eine Zeit lang zu; jeder Examinator prüft für sich. Curling ist der letzte Ueberlebende meiner Bekannten von 1827; von anderen sah ich die Marmorbüsten, wie Abernethy, A. Cooper, Travers, Lawrence, Brodie, Green. Die Köpfe sind sehr schön und sehr ähnlich, aber nicht gut aufgestellt, das würden wir Deutschen besser besorgen, es fehlen uns nur die Büsten.

Medico-chirurgical Society. Ich wohnte einer der gewöhnlichen Sitzungen dieser Gesellschaft bei, zu deren auswärtigen Ehrenmitgliedern ich gehöre. Die Vorträge waren interessant, wurden mit großer Aufmerksamkeit angehört; die darauf folgenden Discussionen waren kurz, die Engländer verstehen es dabei, den Nagel auf den Kopf zu treffen und sind keine Liebhaber von unnützen Redensarten, welche solchen Gesellschaften so gefährlich werden.

An einem andern Abend war ich bei einer Soirée, wo keine Vorträge gehalten wurden und nur Conversation stattfand, wobei Erfrischungen an einem Buffet gereicht wurden. Die Säle waren sehr hell erleuchtet und mit schönen Bildern geschmückt, welche kunstliebende Mitglieder zu diesem Zwecke liehen. Ich freute mich über den guten Geschmack des ärztlichen Standes, der sonst gerade kein allgemeines Eigenthum ist. Sir William Gull hatte eine große Anzahl von Mikroskopen aufgestellt mit Präparaten, welche eine bei der Bright-schen Krankheit vorkommende Erkrankung der Gefäße nachweisen sollten. Ich hatte eine längere Unterredung mit ihm, er sagte

mir in Bezug auf meine Rede, Marschall Hall habe bei Lebzeiten nie so im Ansehen gestanden, wie er verdiente, weil er schwer umgänglich gewesen sei.

Ganz anderer Art war eine Soirée im London-University-College, bei welcher auch Damen erschienen und Musik gemacht wurde. Eine muntere Gesellschaft wogte in den geschmückten Sälen, wo die Sammlungen von Draperien verhangen waren, Professoren mit Frauen und Töchtern, Studenten mit befreundeten Familien. Die Wissenschaft war vertreten durch aufgestellte Mikroskope mit interessanten Präparaten. Ich hätte am liebsten den vierstimmigen Liedern zugehört, aber dies ging Anderen auch so; es war deshalb in dem Saale, wo gesungen wurde, zu voll, um es lange darin auszuhalten.

Ein sehr gelungenes, für gute Collegialität bedeutungsvolles Fest war am 28. Mai das Diner der alten Studenten von St. Thomas. In der herrlichen, antiken Halle von Cannon-Street waren hundertundfunfzig Gäste versammelt, unter denen ich vermuthlich der Senior war. Ich hatte meinen Platz zwischen dem ältesten und dem jüngsten Wundarzte von St. Thomas, Le Gros Clark und Mac Cormac, der erste ist 1873 abgegangen und hat Mac Cormac dadurch zum full surgeon gemacht. Als wir gegen Mitternacht zu Hause gingen, war ich erstaunt über das Leben, welches noch in den Straßen herrschte. Ich sah in dieser Nacht, wie man kostbare Läden gegen Diebe schützt, man erleuchtet sie, ohne die Fensterläden zu schließen, so daß die Polizei sehen kann, was darin vorgeht. Mac Cormac war sehr heiter, seine Rede hatte von allen den meisten Erfolg gehabt. Er dankte darin für den auf ihn ausgebrachten Toast in ausdrucksvoller, aber humoristischer Art; sie läßt sich deutsch nicht wiedergeben. Ich hatte den Toast auf die Gäste zu erwiedern.

Nachdem ich am 23. Mai meine Rede in London gehalten hatte, kamen eine Menge Besuche und Einladungen. In dem

gastlichen England werden Fremde zuerst von den Einheimischen besucht, nicht umgekehrt, wie auf dem Continente. Es wurde beschlossen, nur wenige Einladungen anzunehmen, bei Dr. Little, Sir James Paget und Mr. Simon. Mac Cormac lud die Herren zu sich, deren Bekanntschaft ich gewünscht hatte. Auf diese Art habe ich viele Celebritäten gesehen, die ich auch gern in ihren Hospitälern aufgesucht hätte, wenn die Zeit und Mac Cormac es erlaubt hätten. Er sorgte wie ein guter Sohn für mich, und wollte nicht, daß ich die ganze Zeit den Hospitälern widme. Ich gebe die Liste der Herren, die ich kennen lernte, ohne den geringsten Versuch zu machen, ihre Verdienste zu würdigen oder die Eigenschaften zu schildern, welche sie im geselligen Leben auszeichnen.

Die als Consultirende bezeichneten Herren sind nicht mehr activ:

In Netley.

Surgeon general Innes; Surgeon general Maclean, Professor der Kriegsheilkunst; Surgeon general Longmore, Professor der Chirurgie; Professor Aitken für Pathologie; Professor Parkes für Hygiene; Deputy-Surgeon general Macinnon für Operativ-Chirurgie; Deputy-Surgeon general Gordon K. Hardie für die Reconvalescentenstation; Surgeon major Becker aus Aldershott.

In Cambridge.

Professor Humphry.

In London.

St. Thomas-Hospital: Le Gros Clark, Cons., John Simon, Sydney Jones, William Mac Cormac, Liebreich, Wagstaffe.

Bartholomäus-Hospital: Sir James Paget, Cons., Chirurg der Königin, Callender, T. Smith.

Kings-College-Hospital: Sir William Fergusson, Chirurg der Königin, John Wood.

University-College-Hospital: Professor Erichsen, Christopher Heath.

St. Georges-Hospital: Cäsar Hawkins, Cons., G. Pollock, Chirurg des Kronprinzen, Prescott Hewett, Chirurg des Kronprinzen, F. Holmes.

Guy's Hospital: John Hilton, Cons., Chirurg der Königin, John Birkett, Arthur Durham.

London-Hospital: Dr. Billing, Cons., Dr. W. J. Little, Cons., G. R. Curling, Cons., Präsident des Collegiums der Wundärzte, Hutchinson.

North-London-Hospital: Carr Jackson, W. Adams.

Deutsches Hospital: Dr. Hermann Weber.

Samaritan-Hospital: Spencer Wells.

National orthopädic Hospital: Dr. Little, Carr Jackson und W. Adams.

Moorfield's Augenklinik: Bowman, Critchett, Soelberg Wells.

Außerdem: Director general (Generalstabsarzt) Sir Galbraith Logan*), Sir W. Gull, Leibarzt des Kronprinzen. Dr. Druitt.

Vielleicht erwirbt sich einmal ein deutscher Arzt das Verdienst, ein kleines Buch über das ärztliche London zu schreiben. Es läßt sich erwarten, daß in der nächsten Zeit, wo uns Paris verschlossen sein wird, unsere ärztlichen Touristen sich mehr nach Großbritannien und Irland wenden werden, wenn sie der Sprache mächtig sind, denn ohne diese ist es kaum rathsam. Es

---

*) 1874 abgegangen, der englische Generalstabsarzt bleibt nur sieben Jahre auf seinem Posten und erhält dann eine Pension von 1200 Pfd. St.

sollte weniger lang sein als Meding's Paris medical und sich nicht ganz auf London beschränken.

Ich hatte die Absicht, Miß Nightingale zu besuchen, die mich seit Jahren durch Zusendung ihrer Schriften beehrt hat. Sie konnte mich leider nicht annehmen, weil sie an das Bett gefesselt und sehr leidend war. Die freundliche Art, in der sie mir dies mittheilen ließ, wird mir unvergeßlich bleiben. Die Heilkunst ist ihr zu großem Danke verpflichtet für die Hingebung, mit welcher sie ihre körperlichen und geistigen Kräfte dem Wohle der Kranken gewidmet hat, wobei sie zeigte, wie weit Frauen auf diesem Gebiete gehen dürfen. Sie sollen den Männern helfen und die Wahrheit sagen, ohne in einen ihnen verschlossenen Berufskreis eintreten zu wollen. Nur auf diese Art können sie so dankbare Herzen gewinnen, wie es der edlen Dulderin vor vielen Anderen gelungen ist.

Man hat wohl gesagt, nur die Wissenschaft sei im Stande, die Fledermäuse aus den Hospitälern zu vertreiben, aber Miß Nightingale konnte es auch.

Am Sonnabend den 8. Juni, 12 Uhr Mittags, reiste ich von London ab; die ganze Familie Mac Cormac begleitete mich auf dem Dampfschiffe bis Gravesend, wo wir uns trennten. Es war sehr stürmisches Wetter, aber auf hoher See legte sich der Sturm, der Wind war zu unseren Gunsten, das Wasser ganz ruhig. Ich kam ohne Anwandlung von Seekrankheit um 4 Uhr Morgens des 10. Juni nach Altona, von wo ich um 7 Uhr nach Kiel weiter ging, um Esmarch auf einige Tage zu besuchen. Er hatte mich eigentlich nach England begleiten wollen, aber wichtige Pflichten verhinderten ihn. Am 28. Februar 1872 hatte er sich ein neues häusliches Glück gegründet durch seine Vermählung mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein.

Esmarch's blutlose Operationen,
1873 und 1874.

Es war meine Absicht, dieses Buch mit der Reise nach England zu einem heiteren Abschlusse zu bringen. Sie hatte mich erfrischt durch den Anblick eines blühenden Landes, in welchem auch die Heilkunst Zeugniß giebt für den besonnenen Fortschritt, der in der Chirurgie auf den schwierigsten Gebieten glänzende Erfolge erringt, die in anderen Ländern Nacheiferung erregen und Verirrungen beseitigen.

Das Jahr 1873 hat diesen Entschluß wankend gemacht. Wer seinen Beruf liebt, findet darin ein zweites Vaterland, dessen Größe und Ansehen ihm nicht minder am Herzen liegt, als das Heil des Landes, in welchem er das Licht der Welt erblickte.

Ich hätte die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen wohl auch übergehen können, wenn ich 1874 davon schweigen wollte, daß mein bester Freund, Friedrich Esmarch, der Chirurgie eine neue Provinz erobert hat, deren reiche Früchte allen Völkern zu Gute kommen. Ohne Blutvergießen gewonnen, trägt sie das Wort „blutlos" in ihrer Fahne. Was mich dabei besonders freute, war, daß dies Panier von einem Deutschen vorangetragen wurde und andere Völker uns einmal wieder folgen müssen.

Am 18. April 1873 theilte Esmarch dem in Berlin versammelten Chirurgen-Congresse seine Erfindung mit, an den Extremitäten blutlos zu operiren. Sein Vortrag erregte keine Aufmerksamkeit, er war der letzte kurz vor Tisch, bei der Sitzung am folgenden Tage war nicht davon die Rede. Der Gedanke hatte keine zündende Kraft gezeigt.

Dr. Iversen, ein Schüler von Esmarch, schrieb bald darauf seine Inaugural-Abhandlung über künstliche Ischämie bei

Operationen, worin er Esmarch's Verfahren schilderte und vom physiologischen und praktischen Standpunkte beleuchtete. Er machte Versuche an sich, an Anderen und an Thieren, welche die Ausführbarkeit des blutlosen Verfahrens erläutern und gab nützliche Winke über den Gebrauch der elastischen Binde und des Gummischlauchs. Im September 1873 erschien Esmarch's klinischer Vortrag über blutlose Operationen in der Sammlung von Volkmann. Im October 1873 zeigte er in Wien während des internationalen Privat-Vereins sein Verfahren bei einer Amputation des Oberschenkels und einer Resection des Ellenbogengelenks, wobei Demarquai aus Paris zugegen war.

Dr. Leisring in Hamburg und Dr. Brandis in Aachen schrieben in begeisterter Weise über Esmarch's Erfindung. Billroth und von Langenbeck sprachen sich günstig darüber aus.

In der Pariser Société de Chirurgie wurde Esmarch's Methode ausführlich besprochen. Es wurde dabei hervorgehoben, daß man durch Erhebung des Gliedes die Gummibinde entbehrlich machen könne; diese trug aber den Sieg davon, weil sie schneller und vollständiger wirkt. Die Gazette hebdomadaire vom 3. April 1874 giebt eine Abbildung der Kieler Schachtel mit Esmarch's Apparat, d'après les indications de M. Demarquai. wie M. Galante sie verkauft.

In England fand die Erfindung enthusiastische Aufnahme. Ich hatte Mac Cormac Nachricht davon gegeben, der sogleich im St. Thomas-Hospitale Versuche anstellte, die sehr gut ausfielen und allgemeine Nacheiferung erregten. Der berühmte Senior der Chirurgen am Thomas-Hospitale, Simon, sprach sich sehr liebenswürdig darüber aus: „Was für thörichte Leute sind wir doch gewesen, indem wir die langen Jahre hindurch Blut vergossen und unsere Operationen erschwerten, wo ein so einfaches Verfahren hinreichte, es zu vermeiden,

wenn wir nur die Grütze (gumption) gehabt hätten, es zu finden."

Die Instrumentenmacher hatten Monate lang fast nichts zu thun, als Esmarch'sche Apparate zu versenden.*)

In Dublin fand Esmarch's Verfahren an Stokes einen begeisterten Verehrer.

In Edinburgh zeigte sich einige Opposition, wie dies bei Allem zu geschehen pflegt, was man in London bewundert. In Nordamerika wurde Esmarch's Erfindung 1873 bekannt und 1874 schon eifrig angewendet.

In der ersten Sitzung des 1874 zusammengetretenen Berliner Chirurgen-Congresses hielt Esmarch am 8. April einen zweiten Vortrag über sein Verfahren. Er schilderte zuerst den Einfluß, welchen dasselbe auf die Resultate gehabt hatte. Seit Februar 1873 hatte er über 200 blutlose Operationen gemacht. Die Erfolge lebensgefährlicher Operationen waren sehr befriedigend; unter

13	Oberschenkel-Amputirten	1 Todesfall;
11	Unterschenkel-Amputirten	1 desgl.;
4	Oberarm-Amputirten	kein desgl.;
1	Oberarm-Exarticulirter	genas;
1	Oberschenkel-Exarticulirter	starb; unter
3	Hüftgelenks-Resecirten	1 Todesfall;
3	Kniegelenks-Resecirten	kein desgl.;
2	Ellenbogengelenks-Resecirten	kein desgl.

Er erklärte die guten Erfolge: 1) durch die Blutersparung, weil Anämie die accidentellen Blutkrankheiten begünstigt;

*) Man sieht, die Engländer sind doch wohl befähigt, fremde Verdienste anzuerkennen. Virchow hat dies bestritten, indem er sie bei dem Naturforschervereine in Wiesbaden 1873 mit den Juden verglich, die sich für das auserwählte Volk hielten. Bei der kurz vorhergegangenen medicinischen Association in London hatte man es in Virchow's Gegenwart gewagt, einen Satz seiner Cellularpathologie anzuzweifeln.

2) durch die Schonung der großen Gefäße, welche bei Anwendung von Digitalcompression mehr gequetscht werden; 3) durch Entbehrlichkeit der Schwämme, welche die Wände reizen und inficiren können.

Nachtheile seiner Methode hatte Esmarch nicht entdeckt und weder Brand noch Lähmung darnach gesehen. Er legte das elastische Tourniquet aber immer selbst an.

Außer den 1873 bereits erwähnten Vortheilen der Methode fand er noch folgende:

1) die mitunter eintretende Anästhesie, welche es, vorzüglich an den Fingern, erlaubt, ohne Chloroform zu operiren; sie läßt sich durch Richardson's Aetherspritze beschleunigen, weil kein warmes Blut zugeleitet wird;

2) die Möglichkeit, kranke Theile vor der Operation anatomisch genau zu untersuchen;

3) die Leichtigkeit, fremde Körper aufzufinden und verletzte Arterien freizulegen;

4) die Entbehrlichkeit kunstgerechter Assistenz;

5) die Möglichkeit, bei Verbluteten das fliehende Leben durch Einwickelung der Extremitäten aufzuhalten.

Der Wirkungskreis der Methode umfaßt auch das Schultergelenk und das Hüftgelenk.

Esmarch's Vortrage folgte eine längere Discussion, in welcher die Anwesenden ihm Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Esmarch's Grundgedanke war: Jede Operation an den Extremitäten, welche nicht den Zweck hat, Blut zu entziehen, muß blutlos gemacht werden. Dies ist dadurch möglich, daß menschliche Organe ohne Nachtheil lange genug blutleer gehalten werden können, um jede, auch die schwierigste Operation an ihnen vornehmen zu können. Bei Amputationen, welche ohnehin schnell vollendet werden, schneidet man die Theile weg,

die man blutleer gemacht hat, bei allen anderen Operationen sollen sie erhalten werden.

Um diese Lehre zu begründen, bedurfte es einer Erfahrung an menschlichen Körpern, welche vor Esmarch Niemand besaß. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß man ihn überall als den Erfinder des Grundsatzes betrachtet, an den Extremitäten blutlos zu operiren, sogar in Frankreich, wo man jetzt nicht geneigt ist, Deutsche zu begünstigen. Dieses Zugeständniß ist kein geringes, denn es handelt sich dabei um einen ewigen Gedanken, den man nie wieder aufgeben kann.

Die rasche Verbreitung der blutlosen Operation erinnert an die 1846 von Morton in Philadelphia erfundene Aetherisation, welche mit gleicher Schnelligkeit allgemeines Eigenthum wurde. Sie gab, wie diese, der operativen Chirurgie ein neues Fundamental=Princip und verspricht großen Einfluß auf die Mortalität der Operirten. Wie die Anästhesie vermag sie der Chirurgie neue Bahnen zu öffnen, an die man jetzt kaum denkt.

Da die von Esmarch erlangten Resultate bei großen Operationen kaum etwas zu wünschen übrig lassen, so ist jetzt vielleicht die Zeit gekommen, anstatt rastlos nach neuen Hülfsmitteln zu suchen, zuerst das gründlich zu erlernen, was sich als nothwendig gezeigt hat: frühzeitig, blutlos und gut zu operiren; gut heizen und ventiliren; passend nähren; aufmerksam verbinden!

Auch das Letztere muß ich betonen, weil ich es stets als rationell betrachtet und geübt habe und weil auch Esmarch verbindet.

Er wäscht die frische Wunde mit verdünnter Salzsäure (1 : 100), legt einige Nähte und dann eine in Carbolwasser befeuchtete Gazebinde an, welche liegen bleibt, bis der Eitergeruch sich bemerklich macht. Dies ist eben so weit entfernt von dem Lister'schen Verbande, wie von dessen Extrem, dem Offenlassen

der Wunde. Das Letztere hat freilich den Vortheil, daß man dabei keinen großen Fehler machen kann, aber dies beweist nicht, daß in geschickten Händen ein Verband, welcher die Heilung beschleunigt, von Nachtheil sei.

Professor Rose in Zürich, der auf das Nichtverbinden Werth legt, weil er dabei viel bessere Resultate hatte, wie sein Vorgänger Billroth mit Verbänden, erzielte diese vermuthlich durch bessere Ventilation (vid. Krönlein, Die offene Wundbehandlung in der chirurgischen Klinik zu Zürich, 1872). Seine Resultate sind aber nicht mit denen von Esmarch zu vergleichen, der bei Oberschenkel- und Unterschenkel-Amputationen (unter 24 Operirten) nur 9,3 Mortalität hatte, gegen 30,7 bei Rose (unter 39) und 72,2 bei Billroth (unter 72).

Esmarch's Erfolge werden ohne Zweifel neuen Eifer für die Gewinnung ähnlicher wecken und so dazu dienen, das Wesentliche von dem minder Wesentlichen zu scheiden. Gute Resultate zu haben, das ist doch zunächst unsere Aufgabe; Esmarch hatte Recht, in seinem Vortrage zuerst davon zu sprechen. Man sollte ihm darin folgen und es aufgeben, vom theoretischen Standpunkte aus große Fortschritte machen zu wollen.

Die Engel, welche sich die goldenen Eimer reichen, sind menschenfreundliche Seelen, welche am Krankenbette etwas Rechtes leisteten und dann darüber berichteten, wie sie es gemacht haben. So geschah es in dem Tempel zu Cos und so geschieht es noch heute.

Professor Czerny, den ich im Juni 1873 in Freiburg kennen zu lernen die Freude hatte, sagte mir: „Das Beste an dem Lister'schen Verbande sei, daß er die Leute zwinge, sich Mühe zu geben, wozu nicht Jeder geneigt sei."

Für solche wäre nach meiner Meinung die Statistik das beste Antisepticum. Psyche mit der Rechentafel in der Hand sollte sie in ihrer Klinik begleiten und an ihrem Schreibtische

sitzen. Ohne die Tafel ist das geflügelte Kind sehr geneigt, durchzugehen.

Esmarch's blutlose Operation ist im Gebiet der Chirurgie die erste Gabe, welche das geeinigte Deutschland anderen Ländern geboten hat. Sie wurde freudig aufgenommen und belebte unsern friedlichen Verkehr mit den Nachbarn. Man wird es mir nicht verdenken, daß ich hier davon gesprochen habe. Man nennt es vielleicht eine oratio pro domo, aber ich dachte dabei nicht an ein enges Haus, sondern an einen großen, lichten Tempel, allen Völkern der Erde geöffnet, aus dem die Hand des Herrn die Kräner vertrieben hat.

Evang. Matthaei, Cap. 21, V. 12.

Ende.



Inhalt des zweiten Bandes.